

daunlots.  
internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs  
am museum eslohe  
nr. 77



## Friedenslandschaft Sauerland

Beiträge zur Geschichte von Pazifismus und  
Antimilitarismus in einer katholischen Region

**Eine „Reihe außer der Reihe“ siebzig Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges**  
(Teil 2 ist noch nicht erschienen):

[1]

**Friedenslandschaft Sauerland**

Beiträge zur Geschichte von Pazifismus und Antimilitarismus in einer katholischen Region.

[2]

**„... daß dieses christliche Abendland eine Welt der Lüge ist“**

Georg D. Heidingsfelder (1899-1967), ein katholischer Dissident im Sauerland.

[3]

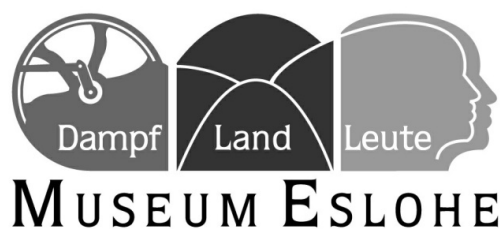
**„Zwischen Jerusalem und Meschede“**

Die Massenmorde an sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern im Sauerland während der Endphase des 2. Weltkrieges und die Geschichte des „Mescheder Sühnekreuzes“.

[4]

**„Das Leben zum Guten wenden“**

Über die Meschederin Irmgard Rode (1911-1989), zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Friedensbewegung im Sauerland.



**Impressum**

Bürger, Peter (Hg.): Friedenslandschaft Sauerland – Beiträge zur Geschichte von Pazifismus und Antimilitarismus in einer katholischen Region. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 77. Eslohe 2015. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

1. Auflage, Textstand 11. Juli 2015.  
Texterfassungen & Layout der Internetausgabe: P. Bürger

Foto auf dem Titelblatt (Franz Stock Komitee für Deutschland e.V.):  
Das Friedenstreffen 1931 auf dem Borberg zwischen Olsberg und Brilon, unter jungen Christen Franz Stock als Redner (bzw. Übersetzer für Folliet) und links sein französischer Freund Joseph Folliet (von den Gefährten des hl. Franziskus, nach 1945 auch bedeutsamer Vertreter der französischen Sektion von pax christi).

# Friedenslandschaft Sauerland

## Beiträge zur Geschichte von Pazifismus und Antimilitarismus in einer katholischen Region

Herausgegeben von Peter Bürger

Mit Beiträgen von  
Sigrid Blömeke, Hans-Günther Bracht  
Peter Bürger, Ilse Eberhardt  
Karl Föster (†), Franz Geuecke (†)  
Josef Griesbauer (†), Jens Hahnwald  
Arno Klönne (†), Paul Lauerwald  
Heinrich Missalla, Werner Neuhaus  
Wolfgang Regeniter, Erika Richter  
Dieter Riesenberger, Werner Saure  
Wolfgang Stüken, Joachim Wrede ofm cap

Eslohe 2015  
[www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

# Inhalt

<b>Vorab</b>	
„Glücklich die Friedensarbeiter“	15

## Friedenslandschaft

<b>I.</b>	
<b>Antikriegsgesinnung und Friedensengagement im „katholischen Sauerland“</b>	
Ein Überblick – Geschichte und Geschichten	19
Von Peter Bürger	
1. Das verklärte Herzogtum Westfalen	20
2. Katholische Neupreußen mit Anpassungsproblemen	25
3. Vom Kulturkampf bis zum frühen 20. Jahrhundert	31
4. Im Schatten der deutsch-katholischen Kriegskirche 1914-1918	38
5. Politische Entwicklungen und „Friedenslandschaft“ in der Weimarer Republik	46
6. Katholische Landschaft im Nationalsozialismus: Kollaborateure, bedrängte Pazifisten, Regimegegner	54
7. Nach Niederwerfung des deutschen Faschismus: „Dem Frieden in der Welt dienen“?	82
8. Literaturverzeichnis (mit Kurztiteln)	103
<b>II.</b>	
<b>Der FDK im Sauerland</b>	
Regionale katholische Friedensarbeit – Programmatik, Personen, politische Arbeit und die Bedeutung für den Gesamtverband	118
Von Sigrid Blömeke	
1. Katholizismus und Erster Weltkrieg	118
2. Gründung des ‚Friedensbundes Deutscher Katholiken‘	119
3. FDK-Programmatik: gegen Krieg und Nationalismus	120
4. Katholische Friedensarbeit vor Ort	122
5. Das Verhältnis zur ‚Deutschen Friedensgesellschaft‘	123
6. Josef Rüther: Motor der FDK-Arbeit	125
7. Friedenserziehung: FDK-Schwerpunkt 1929 bis 1932	125
8. Sauerland und Ostwestfalen: Zentrum von FDK-Aktivitäten	126
9. Bedrohung der Friedensarbeit durch den Nationalsozialismus	127
10. Letzte Bemühungen des FDK um Rettung der Republik	129
11. Quellen- und Literaturverzeichnis	130

**III.****Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn**

Versuch einer Spurensicherung 132

Von Dieter Riesenberger

1. Zur Geschichte des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ 132
2. Die Paderborner Ortsgruppe des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ 135

**IV.****Friedenserziehung in der Weimarer Republik**

Eine historisch-biographische Analyse zum Lehrerdasein  
in der ‚pädagogischen Provinz‘ 144

Von Sigrid Blömeke

1. Kurzbiographie 145
2. Lehrerdasein im Kaiserreich 146
3. Pazifistische und christlich-sozialistische Vorstellungen in der  
Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 148
4. Zur pädagogischen Praxis Josef Rüthers in der Weimarer Republik  
und im Nationalsozialismus 151
5. Einordnung in zeitgenössische Bestrebungen und Schlussfolgerungen 157
6. Zitierte Quellen und Literatur 162
7. Quellenangabe zum Ort der Erstveröffentlichung 169

**V.****Der Borberg – Berg des Friedens**

Ein sauerländisches Heiligtum für den Frieden 170

1. Die Friedenskapelle auf dem Borberge (1924) 171
2. Franz Hoffmeister: Niu is use Kapelle inwigget (1925) 172
3. Die Kapelle auf dem Borberge (1925) 173
4. Theodor Pröpper: „Schauerbarste Verirrungen  
auf dem Gebiet der Kriegerehrungen“ (1925) 177
5. Josef Rüther: Von der Friedensbewegung im Sauerlande (1926) 177
6. Sagen über den Borberg (1926) 180
7. F. Geuecke: Kriegerkult im Sauerland, „Mahnruf in der zwölften Stunde“ (1928) 183
8. Josef Rüther: Die Kapelle der Königin des Friedens (1930) 184
9. Berichterstattung der NSDAP-Zeitung „Rote Erde“ über die Kundgebung des  
Friedensbundes deutscher Katholiken auf dem Borberg (1931) 185
10. Die Kundgebung des Friedensbundes deutscher Katholiken 1931 auf dem  
Borberg als Kapitel der NSDAP-Parteigeschichte Gau Westfalen-Süd (1938) 186
11. Josef Rüther: Der Borberg und sein Heiligtum (1950) 188
12. Fritz Hillebrand: Ein Geschichtchen vom Borberg (1957) 197
13. Karl Förster: Symbol Sauerländer Friedensgesinnung – Der Borberg (1994) 198
14. Aus den Aufzeichnungen des Sekretärs Ferdinand Tönne (1995) 200
15. Wolfgang Nickolay: Die Kapelle auf dem Borberg wird 75 Jahre alt (2000) 201
16. Paul Hennecke: Zum Bau der Borbergkapelle (2000) 203
17. Literatur zum Borberg und zur Friedenskapelle 205

# Menschen und Lebenswege

## VI.

### „Eine Stadt neben der Stadt“

Über 25.000 Menschen waren während des 1. Weltkrieges zeitweilig im Kriegsgefangenenlager Meschede interniert. – Als Gefangenen-seelsorger ging Rektor Ferdinand Wagener (1871-1931) bis an seine Grenzen 209

Von Peter Bürger

1. Ein Lager wie im Bilderbuch? 210
2. Ernährungslage und Zwangsarbeit 211
3. Seelsorge im Kriegsgefangenenlager 212
4. Der Lagergeistliche: Ferdinand Wagener (1871-1931) 213
5. „Grausige, aber lehrreiche Zahlen“ 214

## VII.

### „Ich bin Pazifist, das gebe ich offen zu“

Egon Matzhäuser (1876-1947) aus Altenhundem wurde wenige Wochen nach Beginn des 2. Weltkrieges wegen „deutsch-feindlichem Denken“ inhaftiert und kehrte aus dem Zuchthaus als gebrochener Mann zurück 215

## VIII.

### „Sie nannten den Kühnen einen Revolutionär ...“

Der linkskatholische Pazifist und Heimatforscher Josef Rüter (1881-1972) gehörte in der Weimarer Republik zu den frühesten Warnrufern, die die Gefahr von rechts erkannten 218

1. Engagement in der Sauerländer Heimatbewegung 219
2. Wegbereiter des Friedensbundes deutscher Katholiken im Sauerland 220
3. Wider den neuheidnischen Abfall vom Christentum 221
4. Verfolgung durch die Nationalsozialisten und Nachkriegszeit 222

## IX.

### „Nur Feiglinge weichen zurück“

Josef Rüter (1881-1972): Politische Betätigung am Ende der Weimarer Republik – Verfolgung und Widerstand zur Zeit des Nationalsozialismus 224

Von Sigrid Blömeke

1. „Hüte Dich!“ – Politische Tätigkeit am Ende der Weimarer Republik und Bedrohung durch Nationalsozialisten 224
2. „Wir kamen in allem zu spät“ – Letzte Bemühungen um Rettung der Demokratie 236

- |  |     |
|--|-----|
| 3. „... bietet nicht die geringste Gewähr für politische Zuverlässigkeit“ –<br>Erste Reaktionen des NS-Regimes 1933/34 | 238 |
| 4. Das Umfeld Josef Rütters  | 243 |
| 5. „Mit Schweigen Stellung nehmen“ – Publizieren in der NS-Zeit  | 248 |
| 6. „Ich soll den Rütther verhaften“ – Verschärfte Verfolgung 1939 bis 1945   | 251 |

## X.

### **Heinrich Thöne (1895-1946)**

Ein katholischer Geistlicher im Kampf um Frieden, Völkerverständigung  
und gegen reaktionär-restaurative Kräfte im Eichsfeld in der Weimarer Republik 255

Von Paul Lauerwald

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Vorbemerkung  | 255 |
| 2. Wer war Heinrich Thöne?   | 256 |
| 3. Heinrich Thöne und seine Auseinandersetzungen mit dem Jungdeutschen Orden | 258 |
| 4. Heinrich Thöne und die Friedensbewegung                                   | 270 |
| 5. Der weitere Weg von Heinrich Thöne  | 271 |

## XI.

### **„Im neuen Deutschland haben Männer von solchem Schlag keinen Platz mehr“**

Der Hüstener Bürgermeister Dr. Rudolf Gunst (1883-1965)  
wirkte für den Friedensbund deutscher Katholiken und galt den  
Nationalsozialisten schon lange vor 1933 als Feind 274

Von Karl Föster

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Ein Leutnant hört die Friedensnote von Papst Benedikt XV. | 275 |
| 2. „Einer der letzten Kavaliere der alten Schule“?           | 275 |
| 3. Einsatz für den „Friedensbund deutscher Katholiken“       | 276 |
| 4. Ein von den Nationalsozialisten besonders gehasster Mann  | 277 |
| 5. Öffentliches Wirken nach Ende des zweiten Weltkrieges     | 278 |

## XII.

### **„Fern sei uns der Geist des Völkerhasses und der Rache“**

Der Journalist Franz Geuecke (1887-1942) aus Bracht  
kam als Gegner des Nationalsozialismus im KZ Groß-Rosen um 280

Von Peter Bürger

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Studium und Berufsweg als katholischer Redakteur              | 281 |
| 2. Separatisten-Konflikt, nicht nur in Wiesbaden                 | 282 |
| 3. Sauerländische Friedenskultur statt Kriegerkult               | 284 |
| 4. Tödliche Verfolgung durch die Nationalsozialisten             | 286 |
| 5. Textdokumentation: Geueckes Mundartskizze „Noverskops“ (1931) | 287 |

**XIII.****„Wachsender Seelenraum – das Geheimnis des Reisens“**

Der Sauerländer Hubert Tigges (1895-1971), pazifistischer Quickborner, Anwalt der europäischen Idee und sehr erfolgreicher Reiseunternehmer 290

1. Soldat im ersten Weltkrieg – Visionär eines geeinten Europa 291
2. Student und Volkshochschul-Dozent 292
3. Von den Gruppenfahrten zum Reiseunternehmen 292
4. Neuanfang nach dem zweiten Weltkrieg 293
5. Textdokumentation: Festreden über Gruppenfahrten (1936/1937) 294

**XIV.****„Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben ein tapferes Herze“**

Junge Katholiken verweigerten die Anpassung, gerieten in die Hände der Gestapo und verloren in vielen Fällen ihr Leben als Soldaten in einem verbrecherischen Krieg 296

1. Verhaftungswelle im Herbst 1941 297
2. Die Folgen: Schulverweise, Arbeitsplatzverlust und früher Kriegstod 298
3. Die Namen: Katholische Jugend in Gestapo-Haft 299
4. Textdokumentation: „Der Bischof kann da auch nichts machen ...“ 301

**XV.****„Diesen Krieg haben verursacht die Partei, der Militarismus und ein großer Teil der Industriellen“**

Der Volksgerichtshof verurteilte Pfarrer Peter Grebe (1896-1962) aus dem Kreis Olpe am 16.11.1944 wegen Wehrkraftzersetzung zum Tod ... 302

**XVI.****„Also lebt wohl, und in der Ewigkeit sehen wir uns wieder“**

Der Bauer Josef Hufnagel (1903-1944) aus Dünschede wurde wegen „Hören von Feindsendern“ denunziert und nach kurzem Prozess hingerichtet 305

Von Werner Saure

1. Im Zuchthaus Brandenburg-Görden 306
2. Keine Sühne 309
3. „Wat wohr is, draff me ok sien“ 309

**XVII.****„Alle Menschen stammen von Adam und Eva ab“**

Katholische Sauerländer, Antisemiten und „Judenfreunde“ 311

Von Peter Bürger

1. „Artvergessene Erbhofbauern“ am Pranger 313
2. Manche Sauerländer ließen sich durch die Propaganda nicht einschüchtern 318



3. Unangepasste Seelsorger und Gläubige: „Das Heil kommt von den Juden“	322
4. Sauerländische Juristen verteidigen die Geltung des Rechts	332
5. Die Geschichte des Neheimers Johann Ulrich (1899-1967)	335
6. Literatur (mit Kurztiteln)	339

## **XVIII.**

### **„Da hat keiner gehungert und gefroren ...“**

Der Esloher Fabrikant Eberhard Koenig (1908-1981) beschäftigte während des 2. Weltkrieges Zwangsarbeiter in seinem Rüstungsbetrieb und galt noch lange nach 1945 als ein „Freund der Russen“	344
--	-----

Von Peter Bürger

1. Lagerkomplex, „Russenküche“, Krankensorge und Schule	345
2. Schnapsbrennerei und Musikkapelle in den Zwangsarbeiterbarracken	347
3. Der Fabrikant als „Arbeiterführer“ unter der Sowjetfahne	349
4. Unternehmer, unverheirateter Einzelgänger und Wohltäter	351

## **XIX.**

### **„In den Augen Gottes gibt es weder Engländer noch Deutsche noch Franzosen“**

Franz Stock (1904-1948) – „Seelsorger in der Hölle“ und Botschafter des universellen Friedens unter den Völkern	352
---	-----

1. Der Neheimer Arbeitersohn entscheidet sich für das Priestertum	352
2. Ein „Erzengel“ auf der Hinrichtungsstätte	354
3. Das „Stacheldrahtseminar“	356
4. Gedenken an Abbé Franz Stock	357
5. Günther Keine: Die friedenspolitische und kirchenpolitische Dimension des Wirkens von Franz Stock	358

## **XX.**

### **„Ein Steppenwolf, der extrem gefährliche Unternehmungen machte“**

Nach seiner Ausweisung aus Deutschland wurde der Olper Redakteur und Heimatdichter Carlo Travaglini bewaffneter Partisanenkämpfer in Italien	361
--	-----

Von Peter Bürger

1. Heimatbewegtes Forschen und Schreiben im Kreis Olpe	362
2. Eine Wilddiebgeschichte im Roman „Die Heiderhofs“	364
3. Ein „judenfreundliches Werk“?	365
4. Hetzkampagne der NSDAP Olpe und Ausweisung	365
5. Dokumentenfälschung: Travaglini als „Mailänder Oscar Schindler“	366
6. Frühe Aktivitäten im gewaltsamen Widerstand und Todesurteil	367
7. Die Dokumentenfälschung fliegt auf – Anschluss an die Partisanen	370
8. Winter 1944: Rückkehr nach Mailand	371
9. Kriegsende: Ein Mann, der in keine Schublade passte	371

**XXI.****„Ein guter Mensch, der alle Menschen achtete“**

Der Sauerländer Gabriel Stern (1913-1983) war schon vor der Gründung des Staates Israel ein Pionier der Verständigung zwischen Juden und Arabern 373

1. Ein Kind alteingesessener Sauerländer wird Zionist 373
2. Im Kreis friedensbewegter Zionisten – Mitarbeiter Martin Bubers 376
3. Journalist bei der linken Zeitung „Al Ha-Mischmar“ 377
4. Textdokumentation: Onkel Alex aus Beckum 380

**XXII.****Prälat Josef Kayser (1895-1993)**

Deutsche Geschichte im Spiegel eines bewegten Lebens 382

Von Erika Richter

1. Der Lagerkaplan 383
2. Der Divisionspfarrer 385
3. Der Anstaltsgeistliche 389
4. Textdokumentation: „Der tote Pfarrer Kayser spricht:  
Moskau, den 20. November 1943“ 392
5. Ergänzende Literatur- und Archivhinweise 394

**XXIII.****„Hier waren noch sehr viele andere Mütter,  
die alle auf die kleinen Erdenbürger warteten“**

Die letzten Wochen des zweiten Weltkriegs im Sauerland.  
Aufzeichnungen von Else Lindemann (1913-1958) aus Essen-Werden 395

Aufzeichnungen von Else Lindemann,  
eingeleitet von Ilse Eberhardt, geb. Lindemann

1. Zum Hintergrund der Tagebuch-Aufzeichnungen von 1945 395
2. Auszüge aus dem Tagebuch meiner Mutter Else Lindemann, Januar bis Juni 1945 396

**XXIV.****„Kein Deutscher darf jemals wieder ein Gewehr tragen“**

Der katholische Publizist Georg D. Heidingsfelder (1899-1967) wurde wegen seiner Ablehnung der Wiederbewaffnung in der Adenauer-Republik zum brotlosen Nonkonformisten 402

Von Peter Bürger

1. „Waren Sie gegen die Nazis?“ – „Ein wenig, Herr Leutnant.“ 403
2. „Bürger des Niemandslandes“ 404
3. Erinnerung an Adenauers Votum  
für ein neutrales Deutschland ohne Kriegsindustrie 405

**XXV.****„Für den Frieden beten, aber man muss auch was tun“**

Die Meschederin Irmgard Rode (1911-1989) war eine streitbare katholische Pazifistin – und eine „Legende der Menschlichkeit“

407

**XXVI.****Karl Föster (1915-2010), pax christi-Pionier im Sauerland**

Ansprache zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am 6. November 2006

412

Von Wolfgang Regeniter

**XXVII.****„Versagt euch ihnen, sagt NEIN!“**

Theo Köhren (1917-2004) aus Warstein gehörte bei der NS-Machtübernahme zu den friedensbewegten „Kreuzfahrern“ und nahm 1948 an der pax christi-Gründung in Kvelaer teil

418

1. Theo Köhren: Erinnerungen eines alten Sturmschärlers an NS- und Kriegszeit

418

2. Theo Köhren: Der Tag des Friedens (pax christi-Gründung 1948)

422

**XXVIII.****Plattduitske Priäke – Altenwarstein 2015:**

„Sierwentig Jaohre naoh me twiären Wiältkruige“

425

Van Joachim Wrede ofm cap

## Hintergründe

### XXIX.

#### **Christentum und Militarismus**

Was sagt Domkapitular Dr. Albert Stöckl [1823-1895] zu diesem Thema? 431

Von Josef Griesbauer

### XXX.

#### **Lokalgeschichte als Mentalitätsgeschichte**

Die Herausbildung eines katholisch-nationalistischen Milieus  
in Sundern im Kaiserreich 1871 - 1914 435

Von Werner Neuhaus

1. Der Kulturkampf 435
2. Das Vereinsleben und seine Nähe zur katholischen Kirche 437
3. Katholisches Vereinswesen, Nationalismus und Militarismus 438
4. Die Einstellung gegenüber Sozialdemokratie und Juden 441
5. Ausblick 444

### XXXI.

#### **Revolte in der Sauerländer Zentrumspartei**

Der Streit um die Besetzung des Reichstagsmandates im Wahlkreis  
Arnsberg-Meschede-Olpe zwischen 1893 und 1907 445

Von Jens Hahnwald

1. Vorbemerkung 445
2. Der Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe und Peter Reichensperger 445
3. Unmut in der Sauerländer Wählerschaft 448
4. Der „Volkstribun“ Johannes Fusangel 449
5. Formierung der gegnerischen Lager 449
6. Konfrontation der Lager und Wahlkampf 451
7. Wahlergebnis und Einschätzungen 453
8. Vertauschung der Fronten – Allgemeine Reichstagswahl 1893 454
9. Abgeordnetenhauswahl im Fokus – Die Wahlen von 1898 456
10. Fusangel in der Defensive – die Wahlen von 1903 457
11. Die Lösung des Problems „von Oben“ 459
12. Alter Volkstribun gegen jungen Verbandsfunktionär – Wahlkampf 1907 461
13. Folgen – politische Kontinuität und Differenzierung 464
14. Ort der Erstveröffentlichung 466

<b>XXXII.</b>		
<b>Die Krise in der Zentrumspartei [1920]</b>		467
Von Chefredakteur Dr. Franz Geue[c]ke, Vorsitzender der Zentrumspartei Wiesbaden		
<b>XXXIII.</b>		
<b>Widerstand im Kreis Lippstadt gegen den Rechtstrend des Zentrums in der Weimarer Republik</b>		472
Von Hans-Günther Bracht		
1. Das Zentrum auf dem Weg nach Rechts		472
2. Die CSRP als christliche Alternative zum Zentrum		473
3. Volksentscheid über die Fürstenabfindung		473
4. Pazifismus und Panzerkreuzerbau		474
5. Wahlergebnisse der CSRP		475
6. Resümee		476
7. Literatur / Quellen		477
8. Ort der Erstveröffentlichung		477
<b>XXXIV.</b>		
<b>Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik</b>		478
Von Dieter Riesenberger		
1. Zur Entstehungsgeschichte des ‚Friedensbundes Deutscher Katholiken‘ (F.D.K.)		480
2. Die Grundlagen des ‚Friedensbundes‘ und die Problematik seiner ‚Politisierung‘		484
3. Die Europäische (Friedens-)Konzeption des F.D.K.		494
<b>XXXV.</b>		
<b>Die Vitus-Heller-Bewegung</b>		498
Von Arno Klönne		
<b>XXXVI.</b>		
<b>Bündische Jugend</b>		501
Von Arno Klönne		
1. Geschichte		501
2. Grundüberzeugungen		502
3. Bewertung durch Historiker		503

**XXXVII.****Lorenz Jaeger:**

Kriegerische Bischofsworte 504

Von Wolfgang Stüken

1. „Zu Tieren entartet“ oder Weiber, die zu Hyänen werden – Fastenhirtenwort 1942 504

2. „Gegen den lebendigen schützenden Wall“ – Jaeger in Verlegenheit 509

**XXXVIII.****Weltkriege:****Verpasste Chancen der Kirche?**

Vortrag beim Katholikentag in Regensburg 2014 512

Von Heinrich Missalla

1. Einleitung 512

2. Die Katholiken im Kaiserreich 512

3. Die Katholiken im Krieg 513

4. Die Kirche im NS-Staat 516

5. Die Bischöfe und der Krieg 518

6. Nach dem Krieg 519

7. Schlussbemerkung 520

8. Bücher des Verfassers zum Thema 520

\*

**XXXIX.****Zu den Autorinnen und Autoren**

521

# Vorab

## „Glücklich die Friedensarbeiter“

Die mit „Globalisierung“ verbundene Technologie könnte Nachbarschaft, Austausch und Zusammenarbeit auf unserem Planeten befördern, doch sie dient stattdessen vornehmlich der Beherrschung und Kontrolle von immer mehr Lebensräumen. – Kriegsdanken und Bewegungen der Freiheit sind eben zwei unterschiedliche, einander ausschließende Erscheinungen. – Die digitale Kommunikation, basierend auf Ergebnissen der Militärforschung, hat gleichzeitig zu einer Militarisierung unserer Alltagskultur geführt, wie es sie so wirkungsvoll noch nie in der Geschichte gegeben hat. Schlagzeilen zur Rechtfertigung der nächsten Luftangriffe gelangen per Mobilfunk ohne Zeitverzögerung zu allen Menschen, die „vernetzt“ sind. Unterhaltungsindustrielle Produkte lehren die Konsumenten, alles, was ihnen in die Quere kommt, mit dem Ego-Shooter (Waffen-Ich) über den Haufen zu schießen. Die höchste Aktivität vor den Bildschirmen besteht für andere Nutzer darin, über Sensoren anspruchsvolle, „saubere“ Militärsimulationen zu bedienen – stundenlang.

Schlimm ist nicht, *dass* in diesen Zusammenhängen Gewalt dargestellt wird, denn Gewalt ist ein Teil der Welt, in der wir leben. Skandalös ist vielmehr, *wie* die virtuellen Gewaltszenarien eine Heiligsprechung des Programms „Krieg“ in allen Lebensbereichen betreiben und die Mordopfer je nach Bedarf unsichtbar machen: „Gerühmt seien die Rücksichtlosen, denn sie werden den Profit einfahren. Selig die Bewaffneten, denn sie werden das Land und den ganzen Erdkreis beherrschen.“ Der Aufstand gegen diese zerstörerische Massenkultur und die durch sie bewirkten Beschädigungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens bleibt aus. Allein dies beweist, dass es Konservative, die diesen Namen verdienen, nicht mehr gibt. Wir merken nicht einmal mehr, dass die uns vorgeführten „Ungeheuer“ in fernen Ländern Spiegelbilder des ganz gewöhnlichen, kommerziellen Kulturangebots sind.

Der Krieg gehört zu einem aggressiven Wirtschaftssystem, wie der Bruder Papst in Rom zutreffend diagnostiziert. Argumente oder Erfolgskontrolle braucht man nicht mehr, auch wenn der Bankrott des militärischen Aberglaubens offen zutage liegt. Vielmehr verlegt sich das digitale Konzert der Verblödung siebenzig Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges darauf, Pazifisten und Kriegsgegner verächtlich zu machen. Wer sich der Diktatur des Militärdenkens nicht unterwirft, so bemerkt Konstantin Wecker, wird als sogenanntes „Weichei“ gebrandmarkt. Wer Friedenswissenschaften und Friedensindustrien oder „Brot statt Waffen“ einfordert, gilt als verrückt. Wenn junge Menschen, die für die Einheit der ganzen Menschenfamilie auf unserem Planeten eintreten, ihr Anliegen gewaltfrei und intelligent in die Öffentlichkeit tragen, rücken die maßgeblichen Medien Grüppchen von militanten Abenteurern ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Für den medialen Kartoffelsalat braucht man harte Eier.

Umso phantasievoller sollten all jene ihre Suche gestalten, die an der zivilisatorischen Ächtung des Krieges durch die Charta der Vereinten Nationen festhalten. Schon 1517 meinte Erasmus von Rotterdam: „Alle müssen sich gegen den Krieg verschwören und ihn gemeinsam verlästern.“ Die „Heldengestalten“ in sämtlichen Genres der Unterhaltungsindustrie haben wahrlich einen Grad der Lächerlichkeit erreicht, dass uns der Bauch vor Lachen platzen müsste.

Zu allen Zeiten sind es die Feiglinge, die Drückeberger, die Dummen und die *Passiven*, die das große Mitläufer-Heer der irrationalen Kriegsapparatur stellen und sich dem „von oben“ Vorgegebenen willenlos einfügen. Dies ist der bequeme Weg. Die mutigen und wirklich einsatzbereiten Menschen stehen auf der Gegenseite. Sie können ihre Angst überwinden und singen dann wider den Höllenlärm der Bomben ein anderes, neues Lied. Um „moralistischen

Aktivismus“ geht es hierbei nicht. Die Kraft der Gewaltfreiheit wurzelt in einer inneren Zärtlichkeit, die ein Höchstmaß an *Wachheit und Aktivität* ermöglicht. Deshalb ist in der Bergpredigt Jesu wörtlich die Rede von „*Friedensmachern*“ (griechisch: eirênopoioi; lateinisch: pacifici): „Glücklich die Friedensstifter, denn sie werden Söhne [und Töchter] Gottes heißen.“ (Matthäus-Evangelium 5,9)

Die allgegenwärtige Remilitarisierung kann auf ökonomische, politische und massenkulturelle Aufrüstungen zurückgreifen, bleibt jedoch im Inneren hohl. Es ist die Befähigung zum Frieden, die konkrete Lebensräume zur *Heimat* von Menschen werden lässt und darüber hinaus unserer Gattung eine Zukunft auf der Erde eröffnet. Der vorliegende Sammelband „Friedenslandschaft Sauerland“ stellt einen Versuch dar, den Nebel des Kriegsdenkens auch durch Beiträge zum regionalen Geschichtsgedächtnis und die Erinnerung an „nahe Vorbilder“ zu durchbrechen. Alle von mir angefragten Autorinnen und Autoren haben unentgeltlich vorhandene Arbeiten beige-steuert. Es gab keine einzige Absage. So zeigt schon die Entstehung dieser Sammlung, dass es zur Ideologie der gewalttätigen „Bereicherung“ Alternativen gibt.

Den Abteilungen „*Friedenslandschaft*“ und „*Menschen und Lebenswege*“ folgen unter der Überschrift „*Hintergründe*“ Texte, die zum Teil den regionalen Bezugsrahmen überschreiten. Im Vordergrund steht das Ermutigende, doch Abwege und Abgründiges gehören mit zum Gesamtbild. Der stattliche Umfang dieser Veröffentlichung sollte niemanden abschrecken. Jedes „Kapitel“ kann als eigenständiger Beitrag gelesen werden.<sup>1</sup> Das Inhaltsverzeichnis ist mit Bedacht so angelegt, dass es die Orientierung für eine gezielte Lektüreauswahl erleichtert.

Die Arbeit an der Herausgabe dieser Sammlung widme ich einem ehemaligen Soldaten aus dem Sauerland, der mich wegen der Friedenstaube an meiner Jacke angesprochen und seine Geschichte unter bitteren Tränen erzählt hat. Bewaffnet hatte man ihn in Afghanistan in ein Gebäude geschickt. Bewaffnete, Feinde wären darin – hatte man gesagt ... Es folgten mehrere Monate Aufenthalt in einer Psychiatrie ... Die öffentliche Debatte über den neuen Kriegswahn im 21. Jahrhundert hat noch gar nicht begonnen. Die Soldaten wissen mehr.

Düsseldorf, im Juli 2015

Peter Bürger

---

<sup>1</sup> Da der Sammelband eine Reihe von Beiträgen neu zugänglich macht, die bereits in unterschiedlichen älteren Publikationen erschienen sind, gibt es in einigen Fällen inhaltliche Überschneidungen oder sogar regelrechte „Doppelungen“. Kürzungen sind in diesen Fällen unterblieben, da sie den Dokumentationswert des vorliegenden Sammelbandes geschmälert und das gezielte Lesen ausgewählter Kapitel beeinträchtigt hätten.



# Friedenslandschaft



# I.

## Antikriegsgesinnung und Friedensengagement im „katholischen Sauerland“

### Ein Überblick – Geschichte und Geschichten

Von Peter Bürger

„Ich habe oft von Männern, die am Christus-Ekel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jesu viele nütze und genützt habe? Die europäischen oder christlichen Nationen seien ja doch in Ansehung ihrer sittlichen Vervollkommnung um keinen Grad besser, als von jeher auch andere gebildete Völker gewesen sind. – Im Ganzen genommen ist freilich etwas dran: die Staatspolitik ist noch immer eben so pfiffig [...], und unsere Kriege haben durchgehends so wenig Christliches, daß man eine europäische Armee wohl schwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren [...] würde unterscheiden können.“

*Johann Heinrich Jung-Stilling*: „Auch eine heilige Familie“ (vor 1795)

„Niu lot us ower men gau maken,  
dat vyi wiätkummet, süs [...] könn et us  
äuk wuol gohn, ärr' diän', dai do ligget.“  
*Hiärmen*<sup>1</sup>

Unter der Überschrift „Friedenslandschaft Sauerland“ der eigenen Herkunftsregion eine besondere Immunität gegenüber der Kriegsreligion und den Heilsversprechen des Militarismus zu bescheinigen, das wäre verlockend. Indessen halten Heimatpatrioten jedweder Schattierung allzu leicht ihre Wunschbilder schon für historische Wirklichkeiten und merken nicht mehr, wenn sie im Netz der eigenen Konstruktionen festhängen. Gewiss, die allermeisten Menschen zu allen Zeiten wollen aus naheliegenden Gründen keinen Krieg. Ausgesprochene Antimilitaristen und Pazifisten, die das Übel der Menschenschlächtereie nicht für ein unvermeidliches Naturereignis halten, sind im katholischen Teil des Sauerlandes – wie anderswo – jedoch immer eine *Minderheit* geblieben! Auch nach zwei Weltkriegen bekamen Mitläufer und Kollaborateure des Militärapparates viel eher eine Chance, im Scheinwerferlicht des öffentlichen Geschichtsgedächtnisses zu stehen, als jene, die sich verweigert hatten.

So stellt sich, um einen Buchtitel von Dieter Riesenberger aufzugreifen, zunächst die Herausforderung einer regionalen „Geschichtsschreibung im Dienste des Friedens“ – und gegen das Vergessen. Die Überschrift „Friedenslandschaft“ markiert also noch kein besonderes Gütesiegel, sondern steht für eine bestimmte Blickrichtung.<sup>2</sup> Es ergeht die Einladung zu Erkundigungen über geschichtliche, soziale und kulturelle Kontexte sowie zu Persönlichkeiten und Initiativen, die der menschlichen Gesellschaft jenseits des selbstmörderischen Programms „Krieg“ Lebensperspektiven eröffnen.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> *Hiärmen* (Hauptgestalt eines sauerländischen Mundartbuches) 1864 im preußischen Krieg gegen die Dänen, angesichts der Leichen auf dem Schlachtfeld (zitiert nach Bürger 2012, S. 269-270); übersetzt: „Nun lass uns aber zusehen, dass wir hier wegkommen, sonst könnte es uns auch wohl so ergehen wie denen, die da liegen.“

<sup>2</sup> Als positives Beispiel für ein entsprechendes Augenmerk in der Regionalforschung ist die ökumenische „Kirchengeschichte am Oberrhein“ zu nennen, die ein stattliches Kapitel „Friedensbemühungen“ enthält: Henze 2013; vgl. auch ein aktuelles Ausstellungsprojekt: pax christi Essen 2015\*.

<sup>3</sup> Ich greife im Folgenden für die Zeit bis 1919 auf meine älteren Forschungsarbeiten zurück, ohne dies immer

## 1. Das verklärte Herzogtum Westfalen

Das ehemals kurkölnische – „katholische“ – Sauerland ist deckungsgleich mit jenem Großteil des alten Herzogtums Westfalen, der von der südlichen Territorialgrenze her bis oben zum Haarstrang im Norden reicht.<sup>4</sup> (Der Haarstrang genannte Höhenzug gilt als eine der schärfsten natürlichen *Landschaftsgrenzen* in Mitteleuropa.) Wenn wir uns unter heutigen Gegebenheiten orientieren wollen, so suchen wir auf der Karte zur Gänze die Kreise Olpe und Hochsauerlandkreis, einen südlichen Teil des Kreises Soest sowie Menden und Balve im Märkischen Kreis auf. (Der nördlich der Haar gelegene Teil des alten Herzogtums, der nicht mehr zur Mittelgebirgslandschaft gehört, wird heute jedoch aufgrund der politisch-historischen wie konfessionellen Gemeinsamkeit oftmals auch zum Heimatgebiet „kölnisches Sauerland“ gezählt: Erwitte, Geseke, Rüthen, Werl.)

Die lange Geschichte dieses *kölnischen* Sauerlandes beginnt spätestens mit der Verleihung des Titels „Herzog von Westfalen“ an den Kölner Erzbischof (1180) und verfestigt sich mit dem Verkauf der Grafschaft Arnsberg nach Köln (1368). Seit Beendigung der Soester Fehde (1449) ist das „sauerländische“ Herzogtum Westfalen dann durch Grenzen abgesteckt, die ohne große Veränderungen das Gebiet für 350 Jahre als kölnisch ausweisen werden. Anders als im märkischen Teil des Sauerlandes wird sich die Reformation hier – trotz mannigfacher Sympathien vor Ort – am Ende nicht durchsetzen können. Aus den unterschiedlichen politischen Besitzverhältnissen folgt auch eine konfessionelle Spaltung der Landschaft: „Heiligenbildchen“ und „Evangelium“, so der plattdeutsche Leutespott, stehen sich jetzt gegenüber (gemeinsam bildet man den ‚südlichsten Zipfel‘ des niederdeutschen Sprachraumes). Der protestantische Teil, der schon 1609 territorial an Preußen gefallenen Grafschaft Mark gehörend, öffnet sich früher der modernen Industrialisierung, während der katholische Teil in den Jahrhunderten nach der Reformation eher eine rückläufige Wirtschaftsentwicklung durchmacht und in der Breite länger kleinbäuerlich geprägt bleibt. (Das kölnische Sauerland gilt bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als ausgesprochen arme Landschaft.)

Mit dem von einem römisch-katholischen Kleriker herausgegebenen Sammelwerk „Das Herzogtum Westfalen“<sup>5</sup> liegt inzwischen eine beachtliche Rekonstruktion der regionalen *Herrschaftsgeschichte* vor. Am Ende kann man nur eine nüchterne, ja vielfach traurige Bilanz zur Geschichte des geistlichen Territoriums ziehen. Machtstreben und wirtschaftliche Privilegien-Sicherung erscheinen über Jahrhunderte hin als die maßgeblichen Triebfedern der politischen Geschäfte, wobei gerade auch die höchste Obrigkeit, die Kölner Bischöfe, und katholische „Edelherren“ keine Skrupel verspüren, das Kriegshandwerk für die eigenen Interessen – und stets auf Kosten der einfachen Untertanen – in Bewegung zu setzen. So mancher sogenannte Erzbischof verzichtet auf alle heiligen Weihen, hat mit Seelsorge oder Priestertum rein gar nichts zu tun und steht ganz gewiss nicht in einer apostolischen Nachfolge. „Wie viele Bistümer kann man unter einer Mitra vereinen?“ Dieser Frage hat man in den adeligen Familienclans angeblicher Oberhirten zeitweilig viel Aufmerksamkeit geschenkt. Von geistig-kulturellen oder gar geistlichen Reichtümern, die aus dem Herzogtum Westfalen selbst hervorge-

---

durch Anführungszeichen kenntlich zu machen. Besonders ausführlich sind jene Abschnitte, die auf neuen Studien beruhen und sich auf die Zeit des deutschen Faschismus beziehen. Ich lege Wert darauf, den eigenen Standort offenzulegen (was ich auch von militärfreundlichen Autoren erwarte, die ja ebenfalls mitnichten unter einer ‚voraussetzungslosen Objektivität‘ ihre Forschungen betreiben). – Zum *familiären* Hintergrund meiner pazifistischen Perspektive vgl. Bürger 2007b\*. In beiden (!) Weltkriegen sind aus meiner Geburtskommune jeweils „Franz und Anton Bürger“ als Soldaten ums Leben gekommen; es handelt sich a) um zwei Brüder meines Großvaters und b) um zwei Brüder meines Vaters. Mein Großvater mütterlicherseits hat im 1. Weltkrieg drei Brüder verloren und wurde selbst als Soldat verwundet; im 2. Weltkrieg hat meine Mutter zwei zum Kriegsdienst eingezogene Brüder verloren.

<sup>4</sup> Vgl. Bürger 2010, S. 552-555 (mit weiterer Literatur); nachfolgend übernehme ich unter Streichung der Literaturangaben auch eine Passage aus: Bürger 2006, S. 570.

<sup>5</sup> Klüeting/Foken 2009.

gangen sind oder hervorgegangen sein sollen, kann man in der Geschichtsschreibung von oben kaum etwas finden. Ob sich aus der ‚priesterlichen Herrschaft‘ (im fernen Köln) etwa eine besonders profilierte Armensorge – in der Nachfolge Jesu – hergeleitet hat, diese Frage bleibt noch offen (viele Klöster verfolgten jedenfalls andere, nicht immer löbliche Hauptzwecke).

Schließlich wäre manches, was dem „ultramontanen“ Chronisten ungelegen kommt, doch noch anschaulicher zu vermitteln, darunter z.B. irritierende Zustände im Klosterleben und erhebliche Irregularitäten hinsichtlich des *obligaten* Zölibats für alle Priester, der ja eigentlich in allen Jahrhunderten als Zwangsnorm nicht „funktioniert“ hat. So manche Lanze wurde – unter dem Vorzeichen eines neuen Traditionalismus – noch in unserer Zeit gebrochen für die katholische Adelswelt, die sich selbst in einem heidnischen Ahnenkult um ihr „Familienblut“ verherrlicht hat. Doch von den Mentalitäten, von den Lebenswirklichkeiten der einfachen Leute oder gar von *deren* Blick auf die Herrschaftsverhältnisse wissen wir bislang so gut wie nichts.

Als Soest sich vom Kölner Bischofsstuhl lossagte und dem Herzog von Kleve-Mark unterstellte, ging für das kölnische Herzogtum Westfalen im Zuge der Soester Fehde 1444-1449 das maßgebliche stadtbürgerliche Kulturzentrum als Bezugspunkt verloren.<sup>6</sup> Die Soester Fehde ist Thema einer umfangreichen – kriegerischen – Schriftüberlieferung. Den berühmten Fehdebrief der Stadt Soest beantwortet der autokratische Kölner Erzbischof Diederich von Moers (Amtsjahre 1414-1463) mit einer Kriegsmaschinerie sondergleichen. Aber auch die Soester Stadtväter hegen keine Skrupel, in der Umgebung völlig unbeteiligte Menschen blutig „abzustrafen“. Christenmenschen schlagen sich gegenseitig ihre Schädel ein und empfinden dies offenbar nicht als ein Problem. Nach Ende der Gemetzel durch einen Friedensspruch hat ein Soester Dominikanerbruder, der seinen Namen nicht nennt, 1449 ein (mittel-)niederdeutsches Weihnachtsgedicht<sup>7</sup> verfasst (gedruckt erst 1516 in Köln und nur in einem einzigen Darmstädter Druckexemplar erhalten). Die Kriegsfehde hatte wohl bei vielen Menschen eine Sehnsucht geweckt, „uit dussem dale gruwlicke“ (aus diesem fürchterlichen, greulichen Tal) in ein besseres Land zu gelangen (Str. 34). In Strophe 12 wird die weihnachtliche Friedensbotschaft (Lukas-Evangelium 2,14) so wiedergegeben:

(D)er Engel schar was al daerby  
 Sey sungen algelicke  
 Loff ere heyl und wunne sy  
 Gode in synem hogen ricke  
 Den luden mote vreden syn  
 Dey van guden wyllen syn  
 Hyr op dusser erden  
 Und geloven an dat kyndelyn  
 Und halden dey gebode syn  
 Dey sullen selick werden

*Der Engel Schar war schon dabei,  
 Sie sangen allzugleich:  
 Lob, Ehre, Heil und Wonne sei  
 Gott in seinem hohen Reich.  
 Den Leuten muss Frieden sein,  
 Die von gutem Willen sind,  
 Hier auf dieser Erde,  
 Und [die] glauben an das Kindelein*

<sup>6</sup> Vgl. zum Nachfolgenden (mit Literaturangaben): Bürger 2012, S. 77-81.

<sup>7</sup> Juchhoff 1969; Textzugang auch im Internet: daunlots nr. 45\*.

*Und halten die Gebote sein,  
Die sollen selig werden.*

Eine Militär- und Kriegsgeschichte des alten Herzogtums kann ich an dieser Stelle nicht darbieten. Es versteht sich von selbst, dass den Stadtoberen und Ständevertretern an Abgaben für übergeordnete Kriegszwecke des ‚externen‘ Landesherrn in Köln selten gelegen war.<sup>8</sup> Man pochte auf althergebrachte Rechte und ‚Selbstverwaltungskompetenzen‘. Für die frühe ‚Neuzeit‘ darf man nicht unterschlagen, dass die Parteigänger der Reformation und die Re-Katholisierer gleichermaßen vor Gewalt nicht zurückschreckten.<sup>9</sup> Nur die Bewohner der Landschaft, die wurden – wie überall – nicht gefragt, welche Richtung eingeschlagen werden sollte.

Eine leidenschaftliche Abrechnung mit dem Feudalismus hat Eduard Raabe (1851-1929), ein geborener Soester und ‚Bürgerkatholik‘ der feinsten Sorte, in seiner plattdeutschen Chronik von Hamm<sup>10</sup> (1903/1904) vorgelegt: Von einer Verklärung der ‚guten alten Zeiten‘, in denen bürgerliche wie politische Versklavung der Menschen gewaltet haben, hält er rein gar nichts. Wo er auch von den Abgründen der Geschichte ‚pläsiertlich erzählt‘, geschieht das oft genug in Form einer bitterbösen Ironie. Die Herren sprechen von Leibeigenschaft, was in Wirklichkeit Sklaverei bedeutet. Schon zur Zeit Karls des Großen verbindet man auf lästerliche Weise Menschenschlächterei und Küsse auf das heilige Kreuz. Die hohen Kleriker unter den adeligen Herren üben sich dann jahrhundertlang in Messelesen und gleichzeitigem Kriegshandwerk; das geistliche Amt wird zwar mitunter als Hemmnis für Liebesfreuden (Zölibat) betrachtet, nie jedoch als eine Einschränkung der eigenen Habgier. Die ‚sogenannten geistlichen Herren‘ geben fromme Werke vor, doch genau besehen geht es meistens nur um rücksichtslose Selbstversorgungspolitik des Adels. Opfer sind stets die Kleinen, z.B. die armen Bauern. Lustiges Rauben und Morden – ausgeführt auch von den Bürgern der Stadt Hamm – wird in den Urkunden euphemistisch als ‚Schaden tun‘ abgehandelt. Gegen all das entwickelt Raabe seinen *christlichen* Einspruch: Das sollen Nachfolger des Heilands gewesen sein, diese ‚hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe: im Panzer, zu Pferde und mit der Mordaxt in der Faust‘? Kaum einer der Theologen der Zeit, so wird geklagt, bedeutete den weltlichen oder geweihten Größen, dass ihr machtbewusstes Kriegstreiben auf Kosten der Untertanen ‚nichts anderes als hundsgemeiner Massenmord‘ war. In seinen engagierten Kommentaren erinnert der Chronist an jene Auferstehung, ‚in der alle Schläfer – ohne Ansehen des Standes – aufwachen‘ müssen; der Friedensgruß der Messe und die Weihnachtsbotschaft stehen dem Treiben der Herrschenden entgegen.

Im Sauerland selbst muss man kritische Anmerkungen zur ‚geistlichen Obrigkeit‘ früherer Jahrhunderte förmlich mit der Lupe suchen. Immerhin bin ich auf eine Anekdote gestoßen, der zufolge ein sauerländischer Bauer den stolz auftretenden geistlichen Landesherrn unverblümt gefragt haben soll: ‚Wann de Duiwel maol diän Kurfürsten haolen deiht, wo bliff dann de Erzbiskopp?‘<sup>11</sup> (Wenn der Teufel einmal den Kurfürsten holen wird, wo bleibt dann der Erzbischof?) Das *ideale* Bild des alten Herzogtums Westfalen im Heimatschrifttum trägt ansonsten meistens folgende Züge: Köln achtet die ‚Freiheiten‘ bzw. Stadtrechte, lässt seine Unterherren – den sauerländischen Adel – recht frei walten und übt unter dem bischöflichen Krummstab eine milde Herrschaft aus. Die große ‚Milde‘ der kölnischen Herrschaft, die sich in mancherlei Hinsicht doch auch als ‚Laissez faire‘ betrachten ließe, wird jedenfalls später immer wieder zur maßgeblichen Überschrift der Geschichtserinnerung. In Arnsberg sagte der

<sup>8</sup> Vgl. für das letzte Jahrzehnt des Herzogtums: Schumacher 1967, S. 99-116.

<sup>9</sup> Vgl. als neue Darstellung zum fast zwei Jahrzehnte währenden ‚Kölnischen Krieg‘ ab 1583: Conrad 2014.

<sup>10</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 293-302, hier bes. S. 296. – Ausführlich beschäftigt sich E. Raabe in späteren Kapiteln mit der Menschenschinderei des preußischen Militärs und beschreibt u.a., wie Soldaten des Königs evangelische Kirchengemeinden terrorisieren (vgl. ebd., S. 298).

<sup>11</sup> Kurfürst und Bauer 1957.

Leutemund: „De Kurfürste hiät us mestet, de Hesse hiät us schlachtet un de Pruiße friätet us met Hiut un met Hore op.“ (Der Kurfürst hat uns gemästet, der Hesse hat uns geschlachtet und die Preußen fressen uns mit Haut und Haaren auf.) Die nachfolgenden Gebietsherren sprechen vor allem von einem „kölnischen Schlendrian“ im Sauerland und sehen ihr Pauschalurteil über die rückständigen geistlich regierten Territorien auch hier am Ort bestätigt. (Max Franz von Österreich, der letzte Kurfürst von Köln, war jedoch stark von der Aufklärung geprägt und durchaus gesonnen, Reformen in die Wege zu leiten.)

Allerdings findet man – kurz vor der Säkularisierung – auch ein günstiges Fremdurteil bezogen auf Hörigkeit und Kriegsbedrückung ausgerechnet bei dem scharfen Kritiker Justus Gruner: „Nirgends ist das Leibeigenthum weniger wahrhaft drückend [als hier im Herzogthum Westfalen]. Hier ist der Eigenbehörige ein Erbpächter; er bezahlt keine unbestimmten Gefälle, sondern nur einige billige, nie zu erhöhende Kolonialabgaben, und genießt dabei einer, zwar nicht absoluten, aber doch eventuellen Freiheit vom Soldatenstand: denn nur zur Erfüllung seiner reichsständischen Obliegenheiten darf der Landesfürst Soldaten ausheben“<sup>12</sup>. Unter hessischer und später preußischer Herrschaft, so werden wir im nächsten Abschnitt sehen, kann dann von einer „eventuellen Freiheit vom Soldatenstand“ für die kölnischen Sauerländer keine Rede mehr sein.

\*

Ein kleiner Exkurs sei an dieser Stelle erlaubt zu der Frage, ob aus dem alten Herzogtum denn am Ende nur rückwärtsgewandte, gar finstere Gesinnungen in das frühe 19. Jahrhundert mitgeschleppt worden sind. Der ‚deutsche Jakobiner‘ *Friedrich Georg Pape* (1763-1816) ist vor seinem öffentlichen Auftreten in der Mainzer Republik ein stark von der Aufklärung geprägter Prämonstratensermönch im Herzogtum Westfalen gewesen.<sup>13</sup> Dieser sauerländische Anhänger der Französischen Revolution hat an eine Vereinbarkeit von ‚Katholizismus‘ und Republik geglaubt und erklärte sich dem preußischen Herrscher so: „Dein und aller Könige Feind.“ Den Landgrafen von Hessen-Darmstadt attackierte er, weil dieser Untertanen als Soldaten verkaufte. Berühmtheit hat Friedrich Georg Pape in seiner Heimat nie erlangt.

Dass lokale Unruhen im Zuge der 1848er Revolution später vorzugsweise als groteske Komödien in der Überlieferung geschildet werden und man der eigenen Demokraten aus dem katholischen Sauerland – bis heute – nicht mehr gedenkt, entspricht wohl dem gelenkten Geschichtsgedächtnis in ganz Preußen.<sup>14</sup> Natürlich hatte namentlich der Klerus im Sauerland – wie anderswo – wenig Sympathien für den Freiheitsdrang im Volk.<sup>15</sup>

Der „Bauernadvokat“ und Abgeordnete *Johann Friedrich Joseph Sommer* (1793-1856) wurde von den Preußen, denen er unter Verweis auf die Verfassungsgeschichte des alten Herzogtums Westfalen<sup>16</sup> Selbstverwaltungskompetenzen abtrotzen wollte, als Fortschrittler oder

<sup>12</sup> Gruner 1803\*, S. 405.

<sup>13</sup> Grün 1996.

<sup>14</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 106-108 und 302-313. – Der Sauerländer Hermann Grashof (1809-1867), geboren in Brilon, wurde als freiheitsliebender Student zum Tode verurteilt und saß nach seiner Begnadigung zusammen mit dem Mecklenburger Fritz Reuter ab 1836 in Magdeburger Gefängnishaft. Reuter hat seinem berühmten Mundartwerk „Ut mine Festungstid“ 1862 eine warmherzige Freundschaftswidmung für Grashof vorangestellt. Dass z.B. mit dem Juristen und Demokraten Johann Matthias Gierse (1807-1881) aus Gellinghausen bei Meschede ein geborener Sauerländer zu den westfälischen Führungsgestalten der Revolutionsjahre 1848/49 gehört, ist nur wenig bekannt.

<sup>15</sup> Vgl. z.B. Scherer 1998: Der Olper geistliche Rektor Peter Joseph Hesse (1815-1875) gab „1849 zur Bekämpfung der Revolution die Wochenschrift ‚Der Volksbote‘ heraus“. – Pfarrer Johannes Dornseiffer schreibt noch 1896 in seinem Buch „Geschichtliches über Eslohe“ über den nachmaligen Sozialdemokraten Carl Wilhelm Tölcke (1817-1893), eine im Revolutionsjahr 1848 „verdiente“ Festungshaft „zur Abkühlung“ sei bei diesem Anhänger des „Gedankenchaos“ offenbar erfolglos gewesen. (Dornseiffer war ein väterlicher Freund von Bischof Wilhelm Schneider.)

<sup>16</sup> Sommer meint ausdrücklich: „Der Geist des Christenthums ist durchaus nicht knechtisch [...], die geistlichen

gar „Adelshasser“ beargwöhnt und muss – auch wegen seiner Schriften zur Verfassung der Kirche<sup>17</sup> – als ‚frühliberaler Katholik‘ bezeichnet werden (Tendenz zum Konziliarismus, jedoch strikte Ablehnung eines Nationalkirchentums). Die seit der Französischen Revolution sich durchsetzende allgemeine Wehrpflicht empfindet das Volk, so der sauerländische Jurist, als „eine ungeheure Freiheitsbeschränkung, eine neue Personal-Leibeigenschaft“; der „Dienst im [Kriegs-]Gefolge“ sei „bei uns kein Stand vorzüglicher Ehre. Die Zeit ist nicht soldatisch gesinnt“<sup>18</sup>. – 1819 hatte Sommer noch einen Artikel „Ueber die Glaubwürdigkeit des deutschen Juden“ veröffentlicht, in dem sich eine judenfeindliche Einstellung offenbart.<sup>19</sup> In Fragen der Judenemanzipation vertrat er 1827 jedoch in Opposition zum preußischen Staatsbeamten Freiherr von Stein eine andere, fortschrittlichere Position.<sup>20</sup> Johann Friedrich Joseph Sommer wollte eine moderne Verfassung und Freiheit für die Kirche. Indessen versagte er sich in der Preußischen Nationalversammlung 1848 doch der Sache der Demokraten, weshalb dann Arnberger Bürger vor seinem Haus demonstrierten und sogar Fensterscheiben einschlugen.

Dass bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die gebildeten Katholiken im kölnischen Sauerland durchaus freiheitlich gesonnen waren, bezeugt auch das Beispiel des Juristen *Johann Suibert Seibertz*<sup>21</sup> (1788-1871). Als Nestor der regionalen Geschichtsschreibung pflegt Seibertz größte Anhänglichkeit an sein ‚Vaterland‘ – *nicht* die Nation, sondern: das kleine Herzogtum Westfalen. Dessen Vertreter, so heißt es bei ihm 1823, hätten stets erfolgreich „jeden Versuch zur Einführung einer willkürlichen Herrschergewalt zu vereiteln vermocht“. Der Katholizismus huldige „in allem den großen Anweisungen unseres Meisters, der keineswegs das heiligste Gut des Menschen, vernünftige Freiheit, in Fesseln legen wollte“. Seibertz gesteht zu, dass bei den Katholiken eine „oftmals übereifrige Sorge um Rechtgläubigkeit“ walte. Jedoch, so will er wissen: es „herrschte vielleicht in keinem katholischen Lande Deutschlands so viel Toleranz, als von jeher grade im Herzogthum Westfalen“<sup>22</sup>. (Jüdische Schriftsteller der Landschaft werden bei Seibertz gleichberechtigt berücksichtigt, im Einzelfall auch gegen „boshafte Verläumdung“ verteidigt.<sup>23</sup>) Am Ende ist gar Christus selbst ein Demokrat? In einem Brief vom 7. Juni 1849 an Georg Josef Rosenkranz, den Vorsitzenden des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens – Abteilung Paderborn, schreibt Johann Suibert Seibertz:

„Ich hoffe zu Gott, dass das Studium der Geschichte aus den Erschütterungen der Gegenwart ebenfalls verklärter hervorgehen wird, wenn diese überhaupt dazu beitragen, uns von so manchem alten Kindersprech zu reinigen, dessen Abführung durch die bisherigen Mittel unmöglich war. Die Aussichten dazu sind zwar in neuerer Zeit wieder sehr getrübt worden, sowohl durch die destructiven Tendenzen anarchischer Revolutionäre, welche nicht wert sind, zur Fahne der Demokratie, wozu [sich] ja auch Christus

---

Länder hatten ja grade bis auf die neueste Zeit hin die freiesten Verfassungen“ (Westphalus Eremita 1819\*, S. 143).

<sup>17</sup> Vgl. seine unter Pseudonym erschienene Schrift „Von der Kirche in dieser Zeit“: Westphalus Eremita 1819\*, bes. S. 35, 44, 51, 71, 74, 78, 143, 148. Der Bischof von Rom steht der versammelten Kirche vor „als primus inter pares, ist aber nicht unfehlbar, sondern nur die ganze Kirche ist dies“. Bei der Wahl eines Bischofs soll Freiheit walten und auch der „niedere Klerus“ beteiligt werden; denkbar ist sogar eine Beteiligung von ‚Laien‘ („Wahl a clero et populo“).

<sup>18</sup> Westphalus Eremita 1819\*, S. 91 und 97.

<sup>19</sup> Bürger 2012, S. 572.

<sup>20</sup> Wolf 1979, S. 64-65.

<sup>21</sup> Vgl. zu Seibertz, mit Quellennachweisen: Bürger 2012, S. 129-132.

<sup>22</sup> Der protestantische Beamtensohn Carl Wilhelm Tölke (1817-1893), „Vater der westfälischen Sozialdemokratie“, wird nach seiner Geburt in der katholischen Pfarrkirche zu Eslohe „ökumenisch“ getauft und soll als Schulknabe „mit Eifer und Freude [...] zur heiligen Messe“ gedient haben. In den 1830er Jahren arbeiten bei der Arnberger Regierung der evangelische Pfarrer Ferdinand Hasenklever und der katholische Pfarrer Friedrich Adolf Sauer als Schulreformer in enger persönlicher Verbundenheit zusammen.

<sup>23</sup> Bürger 2012, S. 570.



unser Herr bekannte, gerechnet zu werden. Als durch die servilen Bestrebungen reactionärer Absolutisten, welche sich mit vollestem Unrecht conservativ und wohl constitutionell nennen. Ohne Fortschritt kein Leben, Stillstand ist der Tod [...].<sup>24</sup>

1819 – also schon zu ‚preußischer Zeit‘ – hat Seibertz über kriegerrische Eroberer angemerkt: „Die Geschichte verewigt manche Menschen, welche über den Trümmern eines eroberten und zertretenen Welttheils frohlockten und welche ihre eigenen Kräfte vertausendfachen, um nur desto mehr Uebel zu stiften. Die Nachwelt richtet freilich gerecht; sie entgöttert einen Alexander, der Welten verwüstete, und sagt es unverhohlen, daß der Mensch, der seiner Ruhmsucht und seinem persönlichen Interesse das Glück und die Ruhe von Jahrhunderten zu opfern klein genug ist, der seine Größe nur nach der Zahl der Leichen mißt und das Feld seines Ruhmes nur mit Menschenblute düngt, daß ein solcher Mensch selbst für unsere Verachtung zu klein sey.“<sup>25</sup>

## 2. Katholische Neupreußen mit Anpassungsproblemen

Mit der Inbesitznahme des Herzogtums Westfalens durch den Landgrafen von Hessen-Darmstadt endet 1802/1803 im katholischen Südwestfalen die jahrhundertelange „geistliche“ Territorialherrschaft der Kölner Bischöfe. „Das Fehlen einer Wehrpflicht galt als Segnung der kurkölnischen Zeit. Als sie nun kam, haben die Einwohner des Herzogtums sie wie ein großes Unglück aufgenommen. Der neue Herr führte sie am 1.II.1804 ein. [...] Dieser Erlaß mußte die jungen Männer im Herzogtum hart treffen. Sie, die bisher relativ unabhängig und von der Obrigkeit unbehelligt geblieben waren, sollten auf einmal zehn ihrer besten Jahre für den Staat opfern, und das in einer Zeit, da in Europa viele Soldaten gebraucht und verbraucht wurden.“<sup>26</sup> Die Verkündigung der allgemeinen Wehrpflicht stieß auf keine freudige Resonanz, so dass das Oberkriegskollegium 1809 bestimmte,

„daß im Fall der Widersetzlichkeit ganzer Gemeinden diese mit Waffengewalt zu Paaren getrieben, und daß einzelne, welche mit Waffen oder lebensgefährlichen Instrumenten in der Hand – der Konskription entgegensträubend – ergriffen werden, als Rebellen von einem Kriegsgericht sofort zum Tode verurteilt und erschossen werden sollen. Bei Entweichungen einzelner Konskriptionspflichtiger sollen, außer dem Eintritt der gesetzlichen Vermögenskonfiskation, auch noch ihre älteren, wenn auch schon etablierten oder verheirateten Brüder ausgehoben, und in Ermangelung derselben, die Väter oder Mütter der Pflichtvergessenen bis zur Sistierung der letzten verhaftet werden.“<sup>27</sup>

Manfred Schöne konstatiert: „Die Quellen verraten nicht, ob es zu Todesurteilen und Sippenhaftungen gekommen ist. Fest steht jedenfalls, daß die Zahl der *Desertionen* ungewöhnlich hoch gewesen sein muß. Mit allen Mitteln versuchte man, ihrer Herr zu werden“.<sup>28</sup> Unzufrieden war die neue Landesherrschaft 1811 namentlich auch mit der Zuarbeit der Pfarrer, die auf dem Wege „einer gut geführten Pfarrstatistik“ die Erfassung der Wehrpflichtigen erleichtern sollten.

Kein Geringerer als der ‚sauerländische Nationaldichter‘ *Friedrich Wilhelm Grimme* (1827-1887) wird später die Erinnerung an diese bedrückende Seite des Herrschaftswechsels

<sup>24</sup> Zitiert nach: Bruns 1992, S. 320. (Für den Hinweis auf diese Textstelle danke ich Jens Hahnwald.)

<sup>25</sup> Zitiert nach: Bürger 2012, S. 132.

<sup>26</sup> Schöne 1966, S. 136-137.

<sup>27</sup> Zitiert nach: Schöne 1966, S. 137.

<sup>28</sup> Schöne 1966, S. 137.

wachhalten.<sup>29</sup> Für die hessisch-darmstädtische Zeit des kölnischen Sauerlandes berichtet er in seiner Schrift „*Das Sauerland und seine Bewohner*“ (1866/86) von großen Vorbehalten gegenüber den protestantischen und obendrein Hochdeutsch sprechenden Beamten aus Hessen. Er ergänzt: „Wache stehen und Gewehrpräsentieren in Darmstadt und Rockeburg ging unseren sauerländischen Söhnen ebenfalls schwer ein – die befohlene ‚freiwillige‘ Landwehr bot in ihren Übungen, z.B. auf dem Bigger Bruche, mehr Komik als strammes Exercitium. Bei Aushebungen, für Frieden wie für Krieg, war die Desertion massenhaft, und manche militärpflichtige Jünglinge hielten sich monden- und jahrelang auf Heuböden und in Scheunen, ja, wenn es sein mußte, in ausgetrockneten Kalkgruben versteckt.“ Die Komik der Landwehr bei Bigge hat der Dichter übrigens auch in einem Mundartschwank anschaulich in Szene gesetzt. Für seine eigene Gegenwart – als Untertan des preußischen Königs – beschreibt Grimme schon Unterhaltungsangebote mit Militärthematik. Im Lustspiel „*Jaust un Durtel oder de Kärmisssegank*“ (1861) können die Sauerländer nämlich auf der Dorfkirmeß in einem Guckkasten Napoleon bei Austerlitz, den alten Fritz bei Leuthen und sogar Soldaten sehen, die auf der Erde herumliegen: ohne Kopf und Beine. Man könnte schon bei der bloßen Ankündigung weinen. Das ist wohl einen Groschen wert! („Saldoten legget op der Eer’ / Un het nit Kopp, nit Bäine mehr.“ „Me söll sau gryinen, wamm’ et hört! / O Jaust! dat is ’ne Grosken wert.“) – Das einzige Mundartwerk Grimmes mit promilitärischer Tendenz – „*De Musterung, oder Gehannes Fiulbaum un seyn Suhn*“ (1862) – führt genüsslich vor, wie ein fauler „Tauge nichts“ aus der Unterschicht, der sich drücken will, am Ende doch noch zum Militärdienst muss (was ihm dann immerhin Vorfreude auf die vielen Wirtshäuser in Berlin hervorlockt).<sup>30</sup> Nach seiner Verbeamtung hat der Dichter, der sich doch im Frühwerk ganz solidarisch mit dem Leben der kleinen Leute seiner Herkunftslandschaft zeigt, einige unsympathische kleinbürgerliche Seiten entwickelt. Gleichwohl, eine seiner besonders oft zitierten Sentenzen lautet: „Patriotismus, blasse Phrase, / Brauchbar sehr bei Sekt und Biere [...]. Schale Speisen kann ich dulden, / Auch Gerüche schlechte, faule – / Aber zum Erbrechen reizt mich / Patriotismus mit dem – Maule.“<sup>31</sup>

Nach nicht einmal vierzehn Jahren hessen-darmstädtischer Herrschaft war das ehemals kurkölnische Südwestfalen 1816 Preußen zugeschlagen worden.<sup>32</sup> Über einen katholischen Arnsberger Handwerker der Revolutionszeit liest man in der Festschrift „*Arnsberg 700 Jahre Stadt*“ (1938): „General Klappka war ein ehrsamer Schlossermeister an der Bergstraße, deren Bewohner damals alle waschechte Republikaner und ‚48er‘ waren. [...] Die traditionelle Preußenfeindschaft, die vielfach noch im Sauerlande zu finden war, pflegte er aus ‚Prinzip‘, wie er sagte. Als er einmal Musterungsjungens in der Nähe des Muttergotteshäuschens traf, sagte er: ‚Daut twintig Pänninge drin, dat ey nit bey de Pruißen kuemet!‘ [Jungens, werft 20 Pfennige in den Opferstock, damit ihr nicht zu den Preußen kommt].“<sup>33</sup>

Für mein Spezialgebiet in der Regionalforschung, die Mundartliteraturgeschichte, ist ein auffälliger Befund zu referieren: Im märkischen (‚protestantischen‘) Landschaftsteil des Sauerlandes gibt es seit Aufkommen der neuniederdeutschen Dichtung z.T. sehr ausgeprägte

<sup>29</sup> Vgl. Bürger 2007a, S. 100-103, 127 und 130-132; Bürger 2012, S. 798.

<sup>30</sup> Ob Grimmes „*De Musterung*“ später zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71 noch einmal eine besondere Rezeption erfuhr, wäre zu erforschen. Am 5. August 1888 bestreitet das Stück beim Grimme-Fest in Eslohe jedenfalls die erste Programmstelle. Ein Jahr vor dem Ersten Weltkrieg wird es 1913 erneut in Eslohe dargeboten, wo unter Anwesenheit der Gattin des verstorbenen Dichters am zweiten Pfingsttag die dortige Abteilung des Sauerländischen Gebirgsvereins in der Schützenhalle zu einer plattdeutschen Theaterveranstaltung einlädt.

<sup>31</sup> Zitiert z.B. 1921 auch noch von „Heimatsbund-Gründer“ Franz Hoffmeister (Pröpper 1949, S. 83).

<sup>32</sup> Schöne 1966, S. 138: „Bei der Übergabe des Herzogtums an Preußen umfaßte die Landwehr in der ersten Klasse 13.095, in der zweiten 7.927 und in der dritten 8.550 Mann, eingeteilt in 12 Regimenter mit 409 Offizieren, 452 Spielleuten, 1.710 Unteroffizieren und 27.448 Gemeinen.“ Westfalens preußischer Oberpräsident von Vincke meint zu dieser Zeit gar, die Westfälinger (Bewohner des Herzogtums Westfalens) hätten sich stets als „vorzüglich gute Soldaten“ ausgezeichnet (ebd.).

<sup>33</sup> Zitiert nach: Bürger 2012, S. 311.

vaterländisch-militaristische Tendenzen, während Vergleichbares bis zur Zeit um 1900 bei plattdeutschen Produktionen im kurkölnischen („katholischen“) Landschaftsteil ganz fehlt.<sup>34</sup> Das sozial- und mentalitätsgeschichtlich äußerst interessante Neheimer Mundartbüchlein „*Hiärmen Slaumayers Liäwensläup*“ von Franz Ostenkötter (1855-1918), gedruckt etwa um 1885-1890, thematisiert auch den Militär- und Kriegsdienst eines Kleineleute-Sohnes in den 1860er Jahren.<sup>35</sup> Nach seiner ersten militärischen Züchtigung mit Prügeln bestellt Hiärmen Slaumayer seine Mutter in die Kaserne nach Hanau, wo diese – couragiert und unter Androhung einer Schiedsmannklage – gegen die Misshandlung ihres Sohnes Protest einlegt! Offenkundig ist es im Jahre 1862 bis zu den kleinen Leuten im kölnischen Sauerland noch nicht durchgedrungen, dass beim preußischen Militär andere Regeln gelten als im zivilen Leben. 1864 kommt es zum Krieg gegen Dänemark<sup>36</sup>, und Hiärmen muss mit in die Schlacht. Er weint bittere Tränen und ist er sehr darauf bedacht, die eigene Haut zu retten (die Waffenbediener übersehen nämlich auf fahrlässige Weise, dass in ihrem Schussfeld leibhaftige *Menschen* stehen). Gleichwohl erwischt eine feindliche Kugel seinen Fuß. Es folgen ein Vierteljahr im Lazarett und die Entlassung wegen Untauglichkeit. Das nächste Kapitel: Invalidenrente, Hilfsarbeiterstelle in der Fabrik, Trunksucht, Gewalttätigkeit gegen Mutter und Ehefrau ...

Preußens Krieg gegen den Deutschen Bund und das katholische Österreich 1866 findet im Sauerland ein sehr geteiltes Echo.<sup>37</sup> Im „Westen“ der Landschaft, der zur Grafschaft Mark gehört, teilt man ohne Abstriche den preußischen Kriegsenthusiasmus. Im katholischen Teil ist man dagegen wenig begeistert. Vor der Schlacht gab es auch im Altkreis Brilon eine Zeitungsannonce zur Volkspetition an den preußischen König: „Keinen Krieg – Frieden!“; Alfred Bruns zufolge reagierten Mütter auf die Mobilmachung mit Klagen und Weinen. Clemens August Reichsgraf von Westphalen (Laer bei Meschede) sagt sich aus Protest am 28. Juli 1866 aus dem preußischen Untertanenverbande los (sein vierter Sohn hat sich zu diesem Zeitpunkt als Offizier dem Waffengang gegen Österreich durch Emigration entzogen). Es zeigen gar „katholische Einwohner Westfalens mehr oder weniger offen ihre Sympathien für den Gegner Preußens“ (M. Wolf). – Namentlich in Münster, so berichtet Landois, heißt es: „Nu kriegt de Prüßen auk ehr Fett!“ – Die Mescheder Soldaten kehren dann „still und wehmütig aus dem Bruderkriege nach Hause zurück“ (Peter Wiese). Friedrich Grimme vermerkt im Vorspruch seinem Büchlein „*Galantryi-Waar*!“ (1867), den Lesern sei im Vorjahr vor Krieg und Schrecken das Lachen vergangen: „De ganze Welt makete en lank Gesichte, / Kein Menske mehr was syines Liäwens frau [...] / Niu awer is Friede – Guatt Luaf un Dank!“ (Die ganze Welt machte ein langes Gesicht, / Kein Mensch war seines Lebens mehr froh ... / Nun aber ist Friede – Gott Lob und Dank!)

Die endgültige Verdrängung von Österreich als der „Vormacht des Katholizismus“ aus dem deutschen Einigungsprozess war 1866 „über viele Katholiken wie eine Katastrophe“ hereingebrochen (Karl-Egon Lönne); auch auf der Ebene der Kirchenleitung herrscht Skepsis hinsichtlich der seelsorgerlichen Dienstleistung für das preußische Militär<sup>38</sup>. Nach dem

<sup>34</sup> Bürger 2012. – Zugeben muss man allerdings, dass plattdeutsche Leuteüberlieferungen (Alltagsreime, Lieder) mit antimilitaristischer Tendenz im bislang gesichteten Textkorpus kaum ins Gewicht fallen: Bürger 2006, S. 44, 65, 92, 128-129, 148, 367, 477.

<sup>35</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 251-279.

<sup>36</sup> In diesem Kriegsjahr 1864 ist einer meiner Verwandten, der Schmied Caspar Bürger (1842-1927) aus Eslohe-Bremscheid, vom Militär desertiert. Er versteckte sich am Heimatort, wurde vom preußischen Militär im Heu des Elternhauses gesucht („mit Säbel und Bajonetten“) und floh vor Juni 1864 bei „Nacht und Nebel“ in die Vereinigten Staaten von Amerika (*Feldmann*, Anna: Bremscheider Familienchronik. Band I. Paderborn 1984, S. 43-44).

<sup>37</sup> Vgl. (mit Literaturnachweisen): Bürger 2007a, S. 102 und 131; Bürger 2012, S. 108-109; ebd., S. 298 beachte auch den Kommentar des Katholiken Eduard Raabe: „Selten sind wuol prüüßiske Saldoten mit weniger Lust un Begeisterunge in einen Kryig trocken, as in düsen“ (Selten sind wohl preußische Soldaten mit weniger Lust und Begeisterung in einen Kriege gezogen als in diesen).

<sup>38</sup> 1869 verfasst der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler eine weitsichtige Denkschrift über „die

Deutsch-Französischen Krieg kommt es fünf Jahre später 1871 zur deutschen Reichseinheit, und der König von Preußen wird Kaiser. In der so ausgeführten „kleindeutschen Lösung“ dominieren Preußentum und Protestantismus. Noch sind keineswegs alle katholischen Neupreußen durch den verlockenden Ruhm gewonnen. Bei der allgemeinen Illumination der Stadt Meschede nach dem Sieg in der Schlacht bei Sedan schließt sich ein bejahrter Bürger, dessen Söhne alle „im Felde“ stehen, vom allgemeinen Festjubiläum aus: „Wat, ieck sall immageneuern wiägen diäm Max Maum un diäm Kummerjanten van Stroßburg?“<sup>39</sup> (Was, ich soll illuminierten wegen dem Mac Mahon und dem Kommandanten von Straßburg?)

Im Vorjahr war in Soest bei Nasse in sechster Auflage eine kleine Schrift „*Sind die Katholiken schlechte Patrioten?*“ erschienen, ohne Verfasserangabe.<sup>40</sup> Die ganze erste Hälfte dieses Heftes besteht in einer staatsbürgerlichen Rechtfertigung: Die Katholiken seien an sich die allertreuesten Staatsbürger und zuverlässigsten Patrioten. Doch diesen Beschwörungen folgt auf zehn Seiten eine Grenzziehung, wie man sie in beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts leider nicht mehr hören wird: „Aber ein Patriot, der nur Patriot wäre und keine höheren Pflichten kannte, als Vaterlandsliebe – ein solcher Patriot ist der grundsätzliche Katholik nicht und darf es nicht sein. Es gibt noch ein höheres und erhabeneres Gebiet, als das des natürlichen Lebens. Es gibt noch ein anderes Vaterland für uns auch auf dieser Welt, ein viel wichtigeres, größeres, erhabeneres, heiligeres und heilbringenderes. Dieses ist die Kirche. In diesem geistlichen Verbands kennen wir weder ‚Juden noch Nationen, weder Griechen noch Barbaren‘, weder Deutsche noch Italiener noch Franzosen noch Polen. In diesem Vaterlande ruhen unsere höchsten Güter, unsere ewigen Interessen, unsere letzten und unzerstörbaren Hoffnungen. In diesem ‚Staate‘ ist unser Oberhaupt Christus ...“ (S. 11). „Unter Patriotismus verstehen wir Katholiken nicht Staatsvergötterung.“ (S. 12) Denn in der Schrift steht ja geschrieben: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ (S. 13) Der Katholik müsse Nein sagen zu einem Patriotismus, der „auswärtige Völker und fremde Staaten beschimpft, verläumdert und verlästert“ (S. 16). „Der Katholik erkennt in jedem Menschenkinde seinen Nächsten, seinen Mitbruder, mag er wohnen, wo er will, und welchem Staate auch immer angehören.“ (S. 17) In nachfolgenden Ausführungen wird diese Grundhaltung gerade auch auf das Verhalten im Kriegsdienst bezogen. Der beste Patriotismus spreche: „Was hälfe es meinem Vaterlande, wenn es die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (S. 19) Bezogen auf das Jahr 1866 heißt es frank und frei: „Wir sind Katholiken – darum war auf unsern Kanzeln ‚zum Gebete für Oesterreichs Sieg aufgefordert worden‘ [...] Wir sind – *Katholiken* – darum sind wir ‚keine Patrioten‘. Wir sind *Katholiken* – da liegt der Hase im Pfeffer!“ (S. 20)

Von einer widerstrebenden kirchlichen Haltung im Umfeld des „Kulturkampfes“ zeugt auch das Beispiel des in Donogge bei Glindfeld geborenen Priesters *Karl Friedrich Trippe* (1823-1899). Dieser ehemalige Divisionspfarrer war „ab September 1870 Gefangenenseelsorger für ca. 11.000 französische Kriegsgefangene, beherrschte perfekt die französische Sprache, [war] ebenfalls Seelsorger für ca. 1.000 Kranke und Verwundete in französischen Lazaretten“, nahm „trotz ministeriellen Verbots [...] den französischen Militärgeistlichen Abbé de la Guibourgère als Hilfsgeistlichen“ und leistete einen persönlichen Beitrag in Höhe von 177 Talern zu der auf seine Initiative zurückgehenden „Errichtung eines Ehrenmals für die in Erfurt verstorbenen französischen Soldaten in der Nikolaikirche“; für die späteren Jahre 1876 bis 1880 bescheinigt ein Nachschlagewerk zur Militärseelsorge diesem Sauerländer eine „Weigerung, zu persönlichen Gedenktagen der preußischen Monarchie Glocken läuten zu lassen oder Gottesdienste zu feiern“.<sup>41</sup>

---

Gefahren der exemten [von der Jurisdiktion der Ortsbischöfe unabhängigen] Militärseelsorge“.

<sup>39</sup> Wiese 1932\*.

<sup>40</sup> Broschüren-Cyclus 1870\*

<sup>41</sup> Brandt/Häger 2002, S. 839. – 1894 wurde Trippe, der 1886 eine Pfarrstelle in Bigge angetreten hatte, Dechant des Dekanates Brilon.

Erinnerungen an eine durchaus nicht kriegsfreundliche Mentalität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirken bis heute in der Region nach. Im Februar 2015 hat mir der Heimatdichter Jupp Balkenhol (Jg. 1929) vom Möhnesee folgendes Gedicht<sup>42</sup> zugesandt:

### **Der Fahnenträger**

*1870 schrieb Fernand seiner Mutter:*

„Mama, wie soll ich es Dir sagen?  
Sei stolz, ich darf die Fahne tragen!  
Ich bin der allererste hier –  
ich bin jetzt Fahnenoffizier,

und jeder hier im Regiment  
mich einen großen Glückspilz nennt.  
Ich habe es sehr weit gebracht –  
und morgen geht es in die Schlacht!“

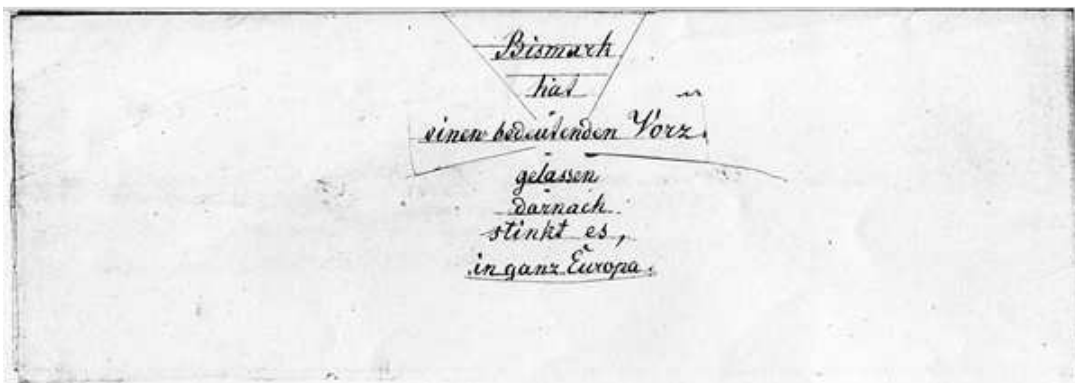
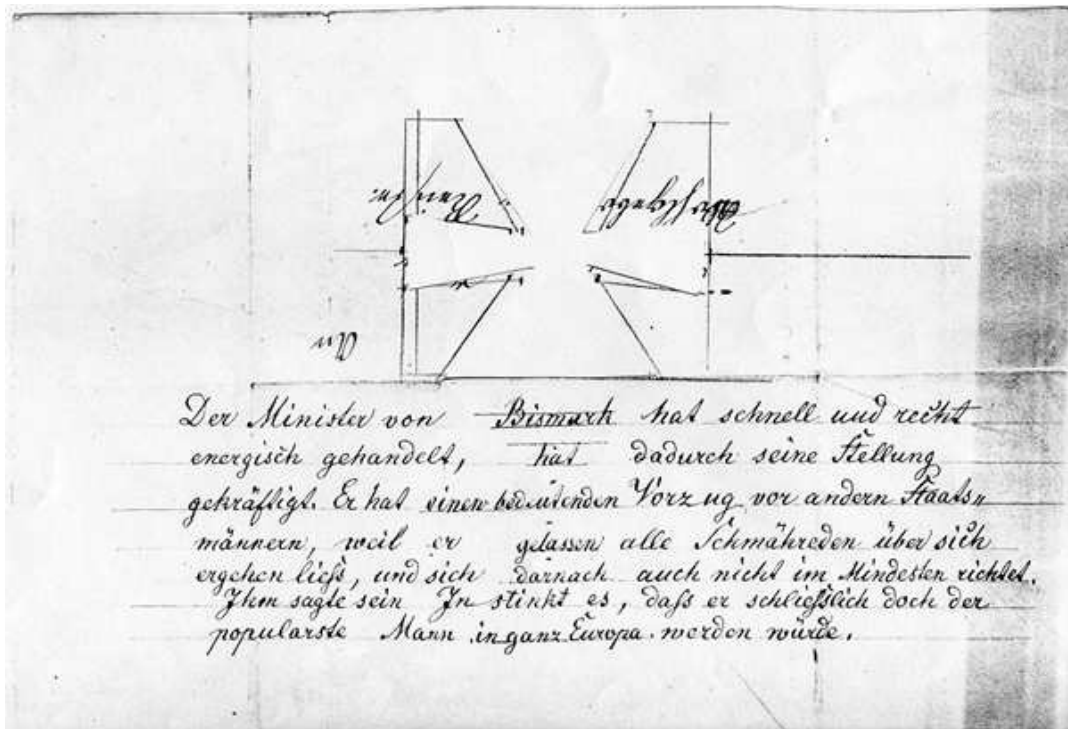
Da schrieb die Mutter ihm zurück:  
„Junge, die Fahne bringt kein Glück.  
Du schreibst von Deiner großen Ehre,  
denk an die feindlichen Gewehre!

Mein Sohn, viel junges Blut wird fließen –  
die Feinde werden auf Dich schießen.  
Mein lieber braver Ferdinand,  
Gott schütze Dich in Feindes Land!“

Die Mutter hatte es geahnt  
und ihren Sohn umsonst gemahnt:  
Weil Ferdinand die Fahne trug,  
wurde sie ihm zum Leichentuch.

---

<sup>42</sup> Auf Rückfrage hat mir der Verfasser zu diesem Text mitgeteilt: „Laiwer Poiter, Geschichte – wat frögger passoiert ies – wat Mesken erliäwet hät – un wat se dao met Luien maket hät, dao hewwick mi liuter all wahne fүүr intressoiert. Fүүr diän ‚Fahnenträger‘ har iek keine Vorlage un Anregung noirig. São ies dat imme Kruige 70/71 wiäsen: Dai Mann met der Fahne, dai marschoiere allen vүүriut – un wann dai fallen was, dann hiät dai Näächste de Fahne häoge haollen ...“ (E-Mail, 12.02.2015).



Faltzettel (offen und geschlossen) aus der Hausbibliothek des Reister Lehrers Johann Friedrich Nolte (1809-1874).

### 3. Vom Kulturkampf bis zum frühen 20. Jahrhundert

Ab 1871 eskalieren die Auseinandersetzungen des preußischen Staates mit der Papstkirche von Pius IX. (jetzt unter den Bedingungen des neuen Kaiserreiches). Dieser „Kulturkampf“ wird auch in den katholischen Kreisgebieten des Sauerlandes ein Jahrzehnt lang den Alltag mitprägen. Die Gläubigen verstecken ihre vom Staat abgesetzten Priester, halten das kirchliche Leben durch ‚Laienliturgien‘<sup>43</sup> aufrecht und nutzen Prozessionen zur ‚politischen‘ Willenskundgebung.

In einem Buch aus dem Nachlass des katholischen Reister Lehrers Johann Friedrich Nolte (1809-1874), des Großvaters der Dichterin Christine Koch (1869-1951), habe ich einen höchst interessanten, handschriftlichen Faltzettel entdeckt.<sup>44</sup> Von innen entfaltet liest man den Text:

Der Minister von Bismark hat schnell und recht  
energisch gehandelt, hat dadurch seine Stellung  
gekräftigt. Er hat einen bedeutenden Vorzug vor anderen Staats-  
männern, weil er gelassen alle Schmähreden über sich  
ergehen ließ, und sich darnach auch nicht im Mindesten richtet.  
Ihm sagte sein Instinkt es, daß er schließlich doch der  
popularste Mann in ganz Europa werden würde.

Klappt man den oberen Teil des Zettels, aus dem ein Fenster in Form des „Eisernen Kreuzes“ herausgeschnitten ist, zu, so bleibt von diesen Zeilen nur noch das Folgende zu lesen:

Bismark  
hat  
einen bedeutenden Vorz  
gelassen  
darnach  
stinkt es,  
in ganz Europa.

Es geht im „Kulturkampf“ in erster Linie um die nach Verkündigung der neuen Papstdogmen (1870: Unfehlbarkeit, universale Befehlsgewalt) einsetzenden Repressionen gegen die mit Rom verbundene Kirche. Aber auch alte antipreußische Ressentiments leben wieder auf, und namentlich gegen den Militarismus wird polemisiert. Dies lässt sich z.B. aufzeigen anhand der Jahrgänge des römisch-katholischen – „ultramontan“ ausgerichteten – „Olper Kreis-Blattes“ (ab 16.12.1874: Olper Intelligenz-Blatt; ab 1.3.1876: Sauerländisches Volksblatt).<sup>45</sup> Zum Teil sehr kämpferische Artikel werden in Olpe aus anderen Blättern übernommen, so am 21. August 1875 in der „Politischen Rundschau“ ein Text zum deutsch-nationalen Sedansfest<sup>46</sup>

<sup>43</sup> Vgl. Schulte 1875\* (Taufe, Beerdigung, Eheschließung); Heitmeyer 1999/2008\*; Ernesti 2005\*; Bürger 2012, S. 111-112; Müller 2013 (Darstellung für das Eichsfeld; Hinweise auf Handbuch und Gebetbuch „Gemeinden ohne Seelsorger, Paderborn 1874 und 1876). – Bruns 1987, S. 13: „Durch die Betreuung der ihrer Pfarrer beraubten Kirchen wuchsen die Laien in die Pfarrleitung hinein. Wallfahrten nach Werl und zum Wilzenberg oder Papstjubiläen und Heiligenfeste wurden weithin sichtbare Symbole eine wohl unterdrückten, aber standhaften und vielfach noch gestärkten Kirche und ihres Kirchenvolks.“

<sup>44</sup> Aus einem Nachlassteil, den mein Vater Bernhard Bürger (1927-2005) bei Handwerksarbeiten in Reiste vor dem Verbrennen bewahrt hat. Die Abbildung folgt einer Kopie vom 14.9.2000. Der Archivort für das Original ist leider z.Zt. nicht zu ermitteln. – Zu Nolte, dem der Sohn Joseph (Jg. 1943) als Reister Lehrer nachfolgte, vgl. Bürger 1993, S. 25-28.

<sup>45</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 160-170.

<sup>46</sup> Den „St. Sedantag“ (Verlästerung) als Nationalfeier eines *Schlachtendatums* empfand man im organisierten Katholizismus 1876 noch als grobe Geschmacklosigkeit (vgl. auch Hammer 1974, S. 198, mit einem Text aus

(der Beitrag stammt aus der „Frankfurter Zeitung“): „Die Herren [Kriegsfestredner] verschweigen, daß wir in einem Heerlager leben“, sonst „könnte den Leuten z.B. die Frage beifallen, ob nicht der Krieg an sich ein Uebel sei, das fortzeugend in neuen Kriegen neue Uebel gebäre“. Sehr kritisch fällt ein als Serie gedruckter – wohl fingierter – plattdeutscher Briefwechsel im Olper Blatt aus. In der Folge vom 30.6.1875 werden die katholischen Leser mit Blick auf die betrüblichen „Zeitverhältnisse“ zu einem Boykott von Schützen- und Kriegerfesten ermuntert. Am 14.7.1875 zerpfückt einer der beiden „Briefpartner“ ein neues Schulbuch: „Sieh mal hier, wie das Buch mit unserem Herrgott umgeht: Was? ‚deutsche Freiheit – deutscher Gott! [Ernst Moritz Arndt: *Deutscher Trost 1813*] Lieber Gott, magst ruhig sein.‘ Ich sollte es zu sagen haben, was würde das Buch in die Ecke fliegen.“ (Mundartanteile hier übersetzt) Am 7.8.1875 gibt es ein Lob für den Fürsten von Lichtenstein wegen der Abschaffung des Militärs: „dai well kainen Kryeg un hiät dai ganze Armai uphafft un seggt, dai Saldoten söllen niu Roggen schnyen, Hawer mäggen un opbingen un sau födder“ [der will keinen Krieg und hat die ganze Armee abgeschafft und sagt, die Soldaten sollten nun Roggen schneiden, Hafer mähen und aufbinden und so weiter].

Es kommt auch zu mehreren Presseprozessen gegen den Olper Redakteur Gottfried Ruegenberg (1842-1891), zuletzt wegen Abdrucks des scherzhaften „*Glaubensbekenntnisses eines Altkatholiken, verfaßt von einem Ultramontanen*“ am 16.6.1875: „Ich glaube an den Deutschen Kaiser, den mächtigen Schöpfer des einigen Deutschen Reiches, und an den großen Kanzler, einen eingeborenen Preußen, unsern Herrn, der uns richtet mit seinem Geiste [...], aufgefahren bis zur höchsten Stufe des Reiches [...], sitzt er zur Rechten des Kaisers, von dannen er Strafanträge stellt und richten läßt über die Schwarzen und Rothen. Ich glaube an den großen Geist der deutschen Wissenschaft, an eine altkatholische Staatskirche, Gemeinschaft der Freimaurer, Vermehrung der Steuern, Vertheuerung des Fleisches und ein ewiges Soldatenleben. Amen.“ (Die Altkatholiken, die die neuen Papstdogmen nicht anerkannten und vom Staat gefördert wurden, zeichneten sich schon zu diesem Zeitpunkt durch den größeren ‚Patriotismus‘ aus. Im ultramontanen Sauerland, aus dem verblüffend viele ihrer geistigen Wortführer stammten, sind sie von der Mehrheitspartei mitunter sogar in *gewalttätiger* Weise geschmäht worden.<sup>47</sup>)

Ein wirklicher Sonderfall begegnet uns bei dem Sauerländer *Joseph Pape*<sup>48</sup> (1831-1907). Dieser Dichter und Jurist lehnte – wie schon die frühliberalen Katholiken der Landschaft – insbesondere eine unbeschränkte universale Jurisdiktion des Papstes über alle Bistümer der Welt ab, wechselte jedoch nicht ins Lager der Altkatholiken. Seine Anschauungen über das recht verstandene Petrusamt („*primus inter pares*“ im Bischofskollegium) veröffentlichte er auch in einem großen Versepos, doch diese literarische Freimütigkeit brachte ihm keine Exkommunikation ein. Als römisch-katholischer Intellektueller – als gläubiger und politischer Mensch – ist Pape im 19. Jahrhundert ein Nonkonformist, der zwischen allen Stühlen sitzt: Konservatismus und progressive Geistigkeit gehen in seinen Arbeiten eine merkwürdige Mischung ein: Im Bürener Wohnhaus des Dichters steht eine Miniatur des Hermannsdenkmals. Die Tendenz zur Verklärung des alten Herzogtums fällt bei ihm moderat aus. Ultramontane und kulturkämpferische Interessen werden nicht bedient (anders als bei Grimme fehlen auch antisemitische Töne). In seinen frühen hochdeutschen Werken verschreibt sich Pape noch ganz dem großen, siegreichen Vaterland, huldigt dem antifranzösischen Zeitgeist und will

---

dem „Mainzer Journal“ von 1876: „Feiert euer Nationalfest am Tage des Frankfurter Friedensschlusses oder am Tag der Kaiserproklamation zu Versailles oder an einem beliebigen Tage, nur nicht an dem Schlachtentage von Sedan ...“).

<sup>47</sup> Vgl. Franzen 2005, S. 445-451; Bürger 2012, S. 112-113, 163, 165, 300, 652 (mit Literaturverweisen). Gewalttätige Auseinandersetzungen gab es namentlich in Attendorn und Lippstadt. – Auch der in Meschede geborene Priester Dr. phil. Friedrich Kayser (1833-1881), ab 1867 in Düsseldorf Divisionspfarrer, soll „vorübergehend Sympathisant des Altkatholizismus“ gewesen sein (Brandt/Häger 2002, S. 387).

<sup>48</sup> Es besteht eine verwandtschaftlich Verbindungslinie zu dem oben genannten Ex-Prämonstratenser und ‚deutschen Jakobiner‘ Friedrich Georg Pape (1763-1816).



später sogar mit Blick auf das Jenseits von einer besonderen Dignität des Soldatentodes wissen. Doch wäre er als ‚Nationalkatholik‘ völlig missverstanden! In seiner – höchst problematischen, ja z.T. gefährlichen – politischen Geschichtstheologie ist die ‚deutsche Rolle‘ am Ende doch nur eine vorübergehende, denn die eschatologische Vision des Reiches zielt auf eine umfassende Gemeinschaft der Völkerwelt, auf ein ‚Weltfriedensreich der Gotteskindschaft und Humanität‘.<sup>49</sup> Indessen gehört Pape eben nicht zu jenen – ‚ultramontan‘ (oft auch judenfeindlich) ausgerichteten – Katholiken, die sich wie der Eichstätter Domkapitular Albert Stöckl (1823-1895) im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als ausgesprochene *Antimilitaristen* zu erkennen geben.<sup>50</sup>

Zeit lebens stark vom Kulturkampf geprägt blieb der aus Elspe stammende Priester und Dichter Peter Sömer (1832-1902).<sup>51</sup> Im Jahr 1892 erscheinen in Paderborn seine *„Hageröschen aus dem Herzogtum Westfalen“*. Einige hochdeutsche Texte in dieser Sammlung legen eine militärkritische Lesart bei Kriegsthemen nahe und spiegeln damit die Abneigung der kölnischen Sauerländer gegenüber dem soldatischen Zwangsdienst unter Hessen und Preußen wider. Über den auferstandenen Pest-Scheintoten von Attendorn heißt es z.B., er habe „Tod“ geheißt, als Landsknecht bei Prag gefochten bzw. Tod verbreitet und Gott vergessen („Der Tod von Attendorn“). Das Soldatenleben in alten Zeiten wird hier mit einem Abfall von Gott assoziiert. – In den von Albert Groeteken zusammengestellten *„Sagen des Sauerlandes“* (Auflage 1926) gibt es mit dem „Pilger von Silbach“ übrigens ein Gegenbild zu Sömers Landknecht. Der Silbacher focht „jahrzehntelang in aller Herren Länder“ und gelobte Gott, nachdem sein Kriegsmut gebrochen war, fortan „ein frommes Pilgerleben zu führen“. – Der Schäfer Wilm von Werl ist Sömer zufolge noch zu Kölner Zeiten des Herzogtums ein Held, weil er die unerbittlichen Soldatenanwerber des preußischen Königs an der Nase herumführt und ein freier Vogel bleibt („Wie man einen Vogel im Neste fangen wollte“). In einem der „Hageröschen“-Gedichte erfahren wir, wie ein junger Westfale im Krieg gegen die Welschen „sein Blut in reichem Strahle“ vergießt; aber am Ende steht – anstelle des Blutkultes – eine gute Nachricht: „Gott Lob und Dank, sie sehn ihn wieder, / Er braucht nicht mehr ins Feld zu ziehen!“ („Die Heimkehr aus der Schlacht“). – An anderer Stelle brüllen die Teilnehmer eines Kriegerfestes schwerbewaffnet Kriegslieder, doch bei der Heimkehr ins Dorf verstummen die Maulhelden augenblicklich – aus Angst vor ihren Frauen („Vom Kriegerfeste“). Diese „stilbildende Szene“ wird in der sauerländischen Mundartliteratur der ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts noch mindestens zweimal auftauchen.<sup>52</sup>

Die Kriegervereine<sup>53</sup> sind nun aber einer jener Motoren gewesen, die zur Veränderung der Einstellungen zu Krieg und Militär im katholischen Sauerland führten. Werner Neuhaus hat im Rahmen seiner Forschungen zur Mentalitätsgeschichte „die Herausbildung eines katholisch-nationalistischen Milieus in Sundern im Kaiserreich 1871-1914“ beschrieben.<sup>54</sup> Nach Ende der Konflikte zwischen Staat und Kirche tragen auch Geistliche (wieder) stolz ihre königlichen Orden.<sup>55</sup> Längst abgeschlossen ist die Verdrängung der ausgelassenen Kirchweih kurkölnischer Zeiten durch ein Schützenfest, auf dem dann ob einer Zunahme militärischer

<sup>49</sup> Vgl. daunlots 55\*, S. 148-155.

<sup>50</sup> Vgl. Griesbauer o.J. (Textdokumentation in diesem Sammelband: →XXIX).

<sup>51</sup> Vgl. Bürger 2007a, S. 236-239 (mit Quellenangaben); im Internet zu ihm: daunlots nr. 26\*.

<sup>52</sup> Franzen 2005, S. 274-275.

<sup>53</sup> Vgl. exemplarisch die Gründungsgeschichte in Beringhausen: Bödger 1999, S. 270-279. Für das „Kriegervereinswesen“ im mehrheitlich katholischen, eichsfeldischen Kreis Heiligenstadt liegt eine erhellende Gesamtdarstellung vor: Degenhardt/Degenhardt 2013. Ein wesentlicher Aspekt für den Brückenbau ins konfessionelle Milieu war die *anti-sozialdemokratische* Zielrichtung der vom Staat protegierten Kriegervereine.

<sup>54</sup> Neuhaus 2008\* (überarbeiteter Text in diesem Sammelband: →XXX).

<sup>55</sup> Ab Ende des 19. Jahrhunderts ist an den meisten Orten mit ausgesprochen königstreuen Seelsorgern zu rechnen, wozu wohl eine stattliche Reihe von Priesterbiographien zusammengestellt werden könnte. Vgl. z.B. Bürger 2006, S. 576 (Christoph Grothof 1805-1895 in Berghausen, Johannes Dornseiffer 1837-1914 in Eslohe); Basse 1996 (Rektor Josef Bauer 1881-1945 in Medebach, Richtschnur „Pro Deo et Patria“).

Elemente und einer Formung des Umzugs nach „preußischem Hofzeremoniell“ der so eigentümliche sauerländische „Geck“ (eine ganz unkriegerische, ‚demokratische‘ Narrengestalt) schließlich als Störfaktor empfunden werden konnte.<sup>56</sup> Im 19. Jahrhundert hat es ja auch so etwas wie einen „Kulturkampf anderer Art“ gegeben, in welchem sich Vertreter eines humorlosen Ultramontanismus und Sachwalter der Preußen-Polizei *Seite an Seite* gegen ein allzu tanzfreudiges Leuteleben in der Landschaft in Stellung brachten.<sup>57</sup> Friedrich Wilhelm Grimme kennt für die Zeit vor der Kaiserkrönung noch das anarchische Element im ‚sauerländischen Selbstbewusstsein‘ der kleinen Leute (Armut und Katholischsein bedürfen keiner ‚Rechtfertigung‘). Doch wie lange würde man immun bleiben gegenüber der Versuchung, den latenten ‚Minderwertigkeitskomplex‘ durch Einstimmen in das allgemeine „Hurra“-Geschrei zu übertönen?

Für Kirchhudem-Herrntrop illustriert sehr anschaulich Claus Heinemann den zwischen 1870/71 und 1914 auch im ehemaligen Herzogtum Westfalen zunehmend durchgesetzten „sozialen Militarismus“ – in Abgrenzung zu vorhergehenden Jahrzehnten.<sup>58</sup> Zunächst gibt er eine Erinnerung des Artilleriesergeanten Anton Behle senior zur Teilnahme am Deutsch-Dänischen Krieg 1864 wieder: „En komischen Krieg was datt! Wann Rauhe was, dann kreop me binein un deilte Breaut un Toback. Wann’et dann awwer wiër lossgong, dann mogte me wiër op enander scheiten!“ (Ein komischer Krieg war das! Wenn Ruhe war, dann rückte man zusammen und teilte Brot und Tabak. Wenn es dann aber wieder losging, dann musste man wieder auf einander schießen!) Doch „fast noch unbegreiflicher wurde dem einfachen Soldaten aus dem [katholischen] Sauerland der Feldzug gegen Österreich“, was u.a. in einem Soldatenbericht im Olper Kreis-Blatt vom 20.10.1866 zum Ausdruck kommt. In dem Beitrag, der gleichzeitig mit einer Siegesfeier-Einladung für das Amt Bilstein erscheint, schildert ein Kriegsteilnehmer, wie er als Schwerverwundeter nach dem Rückzug der eigenen Kompanie plötzlich mitten unter den Österreichern am Boden liegt. Ein *österreichischer* Kaiserjäger will ihm auf seine Bitte hin die Feldflasche mit Wasser füllen („Wart, Kamerad, sollst’s scho hab’n!“), bekommt jedoch bei diesem Liebesdienst den Kopf von einem preußischen Füsilier zerschmettert. Der sauerländische Soldat bekennt: „... meine Wunde brennt vor Schmerz, wenn ich des braven Jägers gedenke“. Die Heimkehrer des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 rufen dann aber auf die Siegesrede des Amtmanns von Kirchhudem hin begeisterte Hochrufe aus. Ab der Gründung des Kaiserreiches vollzieht sich „eine bis dahin für unsere Gegend beispiellose Heroisierung von Krieg und Kriegern“. In der Schule werden Veteranen mit Eisernem Kreuz, auch wenn sie sonst im Dorf als „Taugenichtse“ gelten, als große Vorbilder herausgestellt. Der Kriegervereinskult wird immer stärker etabliert. Die Jugend, selbst ohne eigene Kriegserfahrungen, ist beeindruckt. Josef Lindemann, Zeitzeuge des Kaiserreiches, wird so zitiert: „Dat was’n greauten Eogenblick fiär uss Kinger, wann dei allen Veteranen opmascheierten tau oiner Beerdigunge, un der Wind diär ehre Bärte gong ase diär oin reip Korenfeld.“ (Das war ein großer Augenblick für uns Kinder, wenn die alten Veteranen aufmarschierten zu einer Beerdigung und der Wind durch ihre Bärte ging wie durch ein reifes Kornfeld.) Immer mehr Wert legt man nun auf das „Gedienthaben“, und von Deserteuren in der eigenen Familiengeschichte will man nichts mehr wissen. Die „in der Wilhelminischen Ära aufwachsende Generation“ verschweigt verschämt, „daß noch die Väter und Großväter kaum ein Risiko gescheut hatten, um dem Gestellungsbefehl zum Militär zu entgehen, und die Beamten der Militärbehörden als ‚Bluthunde‘ bezeichnet worden waren“.

Einem Mundartschwank zufolge singt die Olper Jugend im späten 19. Jahrhundert schon am Tag der Musterung Soldatenlieder und zwar „*knuakenhart*“; anschließend übt man sich in ersten Gefechten, wobei einstweilen noch die Drolshagener den Feind abgeben müssen.

<sup>56</sup> Vgl. Bürger 2013, S. 363-378.

<sup>57</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 116-129.

<sup>58</sup> Vgl. für das Folgende die Literaturangaben in: Bürger 2012, S. 428-431. – Zu Herrntrop die vorzügliche Ortschronik: Heinemann 1981.

„Plattdeutsche Preußenfreundlichkeit“, wie man sie in der Grafschaft Mark früh und reichlich antrifft, ist in der Mundartliteratur des katholischen Sauerlandes allerdings – wie schon oben angemerkt – im 19. Jahrhundert noch nicht nachweisbar. Bezeichnenderweise enthält auch das Paderborner Gesangbuch „Sursum Corda!“ erst in den Auflagen nach 1900 – und dann über zwei Weltkriege bis 1948 – den vollen ‚deutschen Urtext‘ des Liedes „Großer Gott wir loben dich“ mit der Zeile „*Heilig, Herr der Kriegerheere!*“<sup>59</sup>

Von einer unglaublichen Patriotisierung und Militarisierung schon der Kindheit im Kaiserreich legen u.a. erhaltene Spielzeugsammlungen ein Zeugnis ab, ebenso die Schulliederbücher im Regierungsbezirk Arnswalde oder Fotoalben, in denen man die Kleinen in Soldatenuniform, Matrosenanzug (Erstkommunionkleidung!) etc. betrachten kann (1987 konnte man in einer Ausstellung des Museums Holthausen religiöse *und* vaterländische Bildwerke aus dieser Epoche zur Schmückung des Wohnraums sehen<sup>60</sup>). Seit 1854 waren Patriotismus und Königstreue als höchste Lernziele im preußischen Schulwesen immer mehr in den Vordergrund gerückt. Ein Zeugnisheft aus Wenholthausen trägt um 1900 den Aufdruck: „Fürchte Gott, ehre den Kaiser, liebe das Vaterland dein ganzes Leben lang!“ Der katholische Gewerkschaftssekretär Franz Neuhaus aus Olpe (1896-1984) erzählt 1969 in einer plattdeutschen Skizze: „Als wir kurz nach 1900 als I-Männchen in der Schule saßen, wurde auf die Religionsstunde besonders großer Wert gelegt. Die zweitwichtigste Geschichte aber war die Geschichte des Vaterlandes. Schon nach ein paar Wochen in der Schule konnten wir ohne Fehler und knochenhart das Lied singen: ‚Der Kaiser ist ein lieber Mann ...‘ Es war, so sieht es jetzt aus, eigentlich komisch, dass dann später, wenn vom Kaiser erzählt wurde, alles mäuschenstill war, während so mancher sonntags beim Herrgott in der Kirche ganz andere Geschichten im Kopf hatte.“ Neuhaus hat 1966 in einem Mundartschwank für die Zeit seines Berufslebens allerdings auch vermittelt, daß ein vom Militarismus der Kaiserära geprägter Mochtegern-Kerl mit eingebil-deteten breiten Schultern bei Arbeitskollegen Heiterkeit auslösen konnte.

Die Erinnerungen von *Ferdinand Tönne* (1904-2003) aus Velmede legen ebenfalls nahe, daß wir uns am Vorabend des ersten Weltkrieges die Verhältnisse im katholischen Teil des Sauerlandes kaum weniger „preußisch“ vorstellen dürfen als in der protestantischen Nachbarschaft: In den ersten Schuljahren singen die Kinder besonders gerne „Der Kaiser ist ein lieber Mann“, und eine Geschichtsbuchlegende wie „Der Kronprinz und das arme Kind“ verstärkt das märchenhafte Traumbild vom Kaiserhaus. „Die gesamte schulische Erziehung hatte neben dem religiösen Faktor auch einen betont vaterländischen, militärischen“. Die wichtigsten Königs- und Kriegsdaten der Preußen muß man im „Geschichtsunterricht“ auswendig parat haben. Truppenbewegungen der bedeutsamsten Schlachten sind an der Tafel nachzuzeichnen! In einem Gedicht wird anschaulich die soldatische Zweiteilung eines Türkenköpfele beschrieben. Ein regelmäßiger Diktattext zur Rechtschreibübung handelt von der 1866er Schlacht bei Königgrätz. Die Schüler fühlen sich, orientiert durch das einschlägige Liedgut, „mehr als Preußen denn als Deutsche“. Bei schulischen Anlässen jubelt man dem Kaiser zu: „Heil dir im Siegerkranz!“ Während des ersten Weltkrieges hängt dann im Klassenraum ein rundes Nagelschild von ca. 70 cm Durchmesser, „das wir mit Hilfe unserer Sparpfennige benageln mußten. Auf dem Schild war ein großes gemaltes Schwert zu sehen, und rundherum stand der Satz: ‚*Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte*‘. Und das in einer christlichen, katholisch ausgerichteten Schule.“

Das katholische Milieu war aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgegangen, und als die mit Abstand maßgebliche politische Kraft etablierte sich die Zentrumspar-tei. Die Überwindung des Kulturkampfes unter dem Pontifikat von Leo XIII. (1878-1903) wurde jedoch zentrales Vorzeichen für gravierende Veränderungen im Bereich des politischen Katholizismus<sup>61</sup>: Nach den Reichstagswahlen von 1880 ist es nicht mehr möglich, an der als „bündnisunfähig“ und

<sup>59</sup> Cordes 2000.

<sup>60</sup> Bruns 1987.

<sup>61</sup> Vgl. (mit Literaturbelegen): Bürger 2012, S. 234-235.

sogar „reichsfeindlich“ verschrien Zentrumspartei vorbei zu regieren. Als der Papst (!) 1887 bei der endgültigen Beilegung der Konflikte zwischen Staat und Kirche das katholische Zentrum dazu bewegen will, gleichsam als Gegenleistung der *Heeresvorlage* Bismarcks zuzustimmen, stößt dies in der Partei allerdings noch auf Widerstand (der Vorgang wiederholt sich 1893). Doch in der Folgezeit wird der Katholizismus immer staatstragender. Man hatte die Katholiken in Preußen und im Kaiserreich oft genug als „vaterlandslose Gesellen“ betrachtet, jetzt aber wollen sie ihr „Deutschsein“ unter Beweis stellen – und wie. Die antimilitaristischen Traditionen geraten in der *Wilhelminische* Epoche immer mehr in Vergessenheit, und die an sich gerade im Katholizismus enthaltenen Potenzen zu einer Kritik der Religion des Nationalismus kommen letztlich nicht zum Zuge. Vor allem die konservativen katholischen Aristokraten in der Partei stützen zum Entsetzen des bürgerlichen Flügels und vieler Zentrumsanhänger unter den kleinen Leuten die Heerespolitik des Kaiserreiches. 1898 stimmt das Zentrum sogar der Tirpitzschen Flottenvorlage zu; „die nationale Großmacht- und Aufrüstungspolitik wurde von ihm voll mitgetragen“ (Klaus Schatz). – Im Vorfeld des ersten Weltkrieges scheint dann auch die *innerkirchliche* Verunsicherung durch den 1907 einsetzenden „Modernismusstreit“ und die „Theologenpolizei“ unter Papst Pius X. eine staatskirchliche Haltung in Teilen des deutschen Katholizismus begünstigt zu haben.

Zwei kleinere Nachrichten aus der Nähe mögen die neue Entwicklung illustrieren: Die Herausgeberin des katholischen „Sauerländischen Volksblattes“ verpflichtet sich 1895 gegenüber dem Olper Landrat, „für eine loyale, reichs- und preußenfreundliche Haltung des Blattes Sorge zu tragen“. Am 5. Dezember 1898 kauft die fromme katholische Wanderhändlerin Elisabeth Agnes Becker (1858-1932) aus Hellefeld, die nach ihrem Tod als „Bueterbettken“ zur Legende geworden ist, für fünf Mark ein Bildnis des ‚großen Bismarck‘.

Doch war der politische Kurswechsel wirklich im Interesse der kleinen Leute im kölnischen Sauerland? Zwei profilierte katholische Sozialanwälte aus der Landschaft sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgetreten. Der im Altkreis Brilon geborene Priester Wilhelm Hohoff (1848-1923) zeigte offen seine Sympathie für die Sozialdemokratie, auch wenn er damit in einer 1874 publizistisch ausgetragenen Kontroverse bei August Bebel zunächst auf wenig Gegenliebe stieß und später vom Paderborner Generalvikar A.J. Rosenberg an den Pranger gestellt wurde.<sup>62</sup> Hohoff steht ein für die früheste katholische Auseinandersetzung mit dem „Kapital“ von Karl Marx, dessen ökonomische Analyse er in zentralen Punkten teilte. Gegen Bebel (und die kirchenamtliche Verurteilung des Sozialismus) beharrte er darauf, dass nicht Christentum und Sozialismus, sondern „Kapitalismus und Christentum sich einander gegenüberstehen wie Wasser und Feuer“. (Für den Linkskatholizismus ist dieser Sauerländer wirkungsgeschichtlich eine äußerst bedeutsame Gestalt. Von seiner Sozialismus-Rezeption beeinflusst wurden z.B. Josef Rüther, Walter Dirks und schließlich ein für den Weg hin zur ‚Kirche der Armen‘ so wegweisender katholischer Sozialethiker wie Theodor Steinbüchel.<sup>63</sup>)

Federführend beim Kampf für Arbeiterschutzrechte trat dann – in Auseinandersetzung mit Bismarck – der aus dem Kreis Olpe stammende Priester und Sozialpolitiker *Franz Hitze* (1851-1921) in Erscheinung, auch er schon als Gymnasiast in Tuchfühlung stehend mit Hohoff<sup>64</sup>. Hitzes Einsatz, anfänglich noch sehr stark von einer Ablehnung vermeintlich „staatssozialistischer Ansätze“ bestimmt, verhalf der Zentrumspartei endgültig zum sozialpolitischen Profil.<sup>65</sup>

<sup>62</sup> Kreppel 1973; Herr 1983; Herr 1989. – 1921/22 bedrängt der Paderborner Generalvikar Rosenberg den schon betagten Hohoff wegen dessen Nähe zur Sozialdemokratie und sorgt ein Jahr vor Hohoffs Tod für eine rücksichtslose Warnung im kirchlichen Amtsblatt.

<sup>63</sup> Ludwig/Schroeder 1990, S. 55 (W. Dirks), 87 (Steinbüchel); Blömeke 1992 (s. Namensregister); Lienkamp 2000\*, bes. S. 277-297 (Steinbüchel).

<sup>64</sup> Weber 1972, S. 572.

<sup>65</sup> Ludwig/Schroeder 1990, S. 21 und 39; Peters 2009. – Leider zeigt es sich auch bei diesem berühmten Sauerländer, dass die katholischen Sozialpioniere der Kaiserzeit außerordentlich oft auf judenfeindliche Kapitel

In den Altkreisen Arnsberg, Meschede, Brilon und Olpe kam die christliche Gewerkschaftsbewegung, die allein von den Geistlichen toleriert wurde und besonders auch der Abwehr sozialdemokratischer Erfolge dienen sollte, freilich erst zur Jahrhundertwende zum Tragen, wobei u.a. im Olper Raum auf Seiten des Volksvereins der Arbeitersekretär Matthias Erzberger beteiligt war. Bergleute und Metallarbeiter des kölnischen Sauerlandes fanden ab 1897 ihren Platz im christlichen Zweig der organisierten Arbeiterbewegung und sorgten so mit für ein sozialkatholisches Gepräge der Landschaft: „Schwarze Brüder in rotem Unterzeug“<sup>66</sup>. Die soziale Anwaltschaft im politischen Katholizismus ist gerade auch in unserer Region von unten erkämpft worden, wie die Vorgeschichte zeigt: Das Spektrum der Zentrumsgefolgschaft war höchst heterogen. Nach dem Ende des Kulturkampfes, der das ganze katholische Milieu zusammengeschweißt hatte, wurde immer deutlicher, dass konservativer – besitzstandwahrender – Adel, rheinisches Industriebürgertum, etablierter Klerus und kleine Leute trotz ihrer gemeinsamen konfessionellen Identität durchaus nicht überall gemeinsame Interessen verfolgten!

Eine diesbezügliche Klärung ist ziemlich spektakulär im Wahlkreis Arnsberg-Olpe-Meschede erfolgt. Dort konnte der Zentrumspolitiker und Zeitungsmacher *Johannes Fusangel* aus Hagen nach dem Tod des Abgeordneten Peter Reichensperger erstmals 1893 mit Stimmen der Kleinbauern, Arbeiter und Handwerker – gegen das konservative Zentrums-Establishment und die klerikalen Wahlempfehlungen – ein Reichstagsmandat erringen.<sup>67</sup> Fusangel, 1893 als Gegner der Militärvorlage im Reichstag hervorgetreten, war ‚Linkskatholik‘ und Zentrumsdemokrat. Für seine Gegenkandidatur hatten sich zunächst katholische Arbeiter aus Attendorn eingesetzt. Diesem am Ende recht erfolglosen „Drachentöter“, der Kritikern zufolge auch antisemitische Töne angeschlagen haben soll<sup>68</sup>, folgt 1907 im Wahlkreis ein offizieller Arbeiterkandidat des Zentrums nach: *Johannes Becker*. – Die Sozialdemokratie, zu deren Pionieren mit *Carl Wilhelm Tölcke* (1817-1893) aus Eslohe und *Wilhelm Hasenclever* (1837-1889) aus Arnsberg auch zwei ‚kölnische Sauerländer‘ zählen, kann weiterhin noch nicht Fuß fassen.<sup>69</sup>

Das konfliktreiche Ringen um die ‚Soziale Frage‘ zeigt sich übrigens auch im Werdegang des späteren Esloher Pfarrers *Philipp Hille* (1862-1915), dessen Bruder Peter zu den bekannten Dichtern Westfalens gehört.<sup>70</sup> Als er 1900 in Paderborn auf den Lehrstuhl für Moraltheologie berufen wurde, hatte er sich zuletzt in Berlin und kurzzeitig auch als Reichstagsabgeordneter für die katholische Arbeitersache stark gemacht. Da er die ‚Soziale Frage‘ im Rahmen der katholischen Morallehre behandelte, verlor er seine Lehrerlaubnis bereits Mitte 1902 wieder. Seinem Lehrstuhlvorgänger, dem Paderborner Bischof Wilhelm Schneider (1847-1909) aus Gerlingen bei Olpe, war Hilles leidenschaftlicher Sozialkatholizismus offenbar ein Dorn im Auge (Schneider beschäftigte sich selbst während des Kaiserreichs vorzugs-

---

in ihren Schriften nicht verzichten mochten: vgl. Hitze 1877\*, S. 242, 244, 245.

<sup>66</sup> Hahnwald 2001; Hahnwald 2012.

<sup>67</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 238-239, 275, 393; besonders aber: Hahnwald 2011 (nachzulesen in diesem Sammelband →XXXI).

<sup>68</sup> Vgl. jedoch für das Jahr 1911 später den Hinweis auf einen explizit „judenfreundlichen Beitrag“ in der von Fusangel begründeten Zeitung „Der Sauerländer“: Bürger 2012, S. 563.

<sup>69</sup> SPD-Unterbezirk 2013.

<sup>70</sup> Padberg 1987; Franzen 2005, S. 262-263, 443-445. Hille – schon früh das Problem des gerechten Lohnes wissenschaftlich bedenkend – behandelt die ‚Soziale Frage‘ keineswegs als pures Samaritertum, sondern als Frage des Rechts. Aus christlicher Sicht entwickelt er auch psychosoziale Kontexte: Obdachlose sollen beispielsweise an erster Stelle ein Gefühl für ihre eigene Menschenwürde und Selbstbewusstsein entwickeln können. In einem dargereichten Spiegel, so meint Hille ganz wörtlich, lernen sie ihr eigenes *unverwechselbares* Gesicht zu sehen, zu erkennen und anzunehmen. – J. Dornseiffer weist in seiner Reihe „Kirchengeschichtliches aus dem Sauerlande“ für die Mescheder Zeitung noch hin auf den Jesuiten Heinrich Koch (geb. 25.5.1870 Meschede), der z.T. in Eslohe-Sallinghausen aufgewachsen ist und 1905 in den „Stimmen aus Maria Laach“ eine Abhandlung über „Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Großindustrie“ veröffentlicht hat.

weise mit Esoterik und exotischen Themen der vom Kolonialismus ins Visier genommenen Völkerwelt<sup>71</sup>).

Bischof *Wilhelm Schneider*, Sohn eines Leinwebers und Bauern, trat trotz seiner Prägung durch den Kulturkampf längst als preußischer Patriot und treuer Untertan des Kaisers in Erscheinung, wenn „er auch kein Freund von betontem Militarismus, von den großen stehenden Heeren“<sup>72</sup> war. Im Februar 1904 wirkte dieser Paderborner Oberhirte mit an der Weihe von Feldpropst Dr. theol. Heinrich Vollmar (1839-1915) zum Titularbischof von Pergamon.<sup>73</sup> Der neue „Feldpropst der Königlich-preußischen Armee, Probst der Kaiserlichen Marine und Feldpropst der deutschen Kaiserlichen Schutztruppen“ stammte aus seinem Bistum, war ein geborener Paderborner. Dr. Vollmar feierte zwar 1907 für den während des „Herero-Krieges“ in Deutsch-Südwestafrika verstorbenen Feldgeistlichen Hermann Iseke aus der Diözese Paderborn die Exequien, doch ein Protest von ihm gegen den von den Kaiserlichen „Schutztruppen“ 1904-1908 begangenen ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts – an etwa 90.000 OvaHerero und Nama auf dem Gebiet des heutigen Namibia – ist nicht überliefert. – Festzuhalten bleibt, dass ein ausgeprägtes Engagement des Bistums Paderborn auf dem Feld der Militärseelsorge weit zurückreicht.

#### 4. Im Schatten der deutsch-katholischen Kriegskirche 1914-1918

Für die Zeit nach 1900 ist davon auszugehen, dass auch im kölnischen Sauerland Nationalismus und Militarismus des Kaiserreiches wie in anderen Landschaften feste Wurzeln geschlagen haben.<sup>74</sup> Sehr anschaulich illustriert diese Entwicklung das 1904 aufgestellte Grevenbrücker Kriegerdenkmal mit dem Germanenfürsten „Mälo der Sugambrer“, der nach Ansicht von „Heimatfreunden“ vom Sauerland aus gegen die Römer gekämpft haben soll. Dieses „Helden“-Denkmal ist den toten Soldaten aus dem Amt Bilstein in den Kriegen von 1866 und 1870/71 gewidmet. Als am 15. September 1907 in Assinghausen das wuchtige Friedrich-Grimme-Denkmal unter Anteilnahme von rund 6.000 Menschen – darunter „Vertreter der Staats-, Provinz- und Kommunalbehörden“ – eingeweiht wird, sind auch zahlreiche Kriegervereine mit Fahnen zugegen. In den 1903 und 1905 erschienenen Mundartbüchern des katholischen Lehrers Johann Hengesbach (1873-1957) aus Bödefeld findet man alle reaktionären Komplexe der Zeit gespiegelt (Sachsenkult, Antisemitismus / Rassismus, Militarismus, Imperialismus). Im Sauerländischen Gebirgsverein gedenkt man 1913, die Jugend „gegen das schleichende Gift des Internationalismus, der Vaterlandslosigkeit und des Weltbürgertums“ zu feien.

Nach der Mobilmachung zum ersten Weltkrieg wird sich ab 1914 das Bistum Paderborn, dem das ehemals kölnische Sauerland 1821 zugeschlagen worden war, als Zentrum einer besonders eifrigen und abstrusen Kriegs-„Theologie“ profilieren. Matthias Pape will dies erklären „mit den beengten und wissenschaftlich beschränkten Paderborner Verhältnissen, der Herkunft der namhafteren Professoren aus dem nationalistisch aufgeladenen Milieukatholizismus des Sauerlandes (aus dem sich ein guter Teil des Diözesanklerus rekrutierte) und wohl auch damit, daß in Paderborn die ‚Kirchliche Kriegshilfe der deutschen Bischöfe‘ zur materiellen

<sup>71</sup> Vgl. Krause 1989, S. 458-463, bes. auf S. 460-461 folgende Titel von Schneiders Veröffentlichungen: *Das andere Leben* (1879); *Neuerer Geisterglaube* (1882); *Die australischen Eingeborenen* (1883); *Kulturfähigkeit des Negers* (1885); *Die Naturvölker* (1885/86); *Die Religion der afrikanischen Naturvölker* (1891); *Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit* (1900).

<sup>72</sup> Schmalor/Häger 1999, S. 108 (vgl. ebd., S. 109-110 auch Schneiders „Kaiserhuldigungen“ 1879-1905).

<sup>73</sup> Vgl. Brandt/Häger 2002, S. 356-357, 861-863. – Der neue Feldpropst wird dann auch im 1. Jahrgang der Paderborner Theologenzeitschrift publizieren: *Vollmar, H.: Wie sind die jungen Männer von ihren Seelsorgern auf den Eintritt in die Militärzeit vorzubereiten? Theologie und Glaube* 1. Jg. (1909), S. 249.

<sup>74</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 247-248 und 343-353.

und geistigen Unterstützung der Soldaten angesiedelt war“<sup>75</sup>. Ob nun im frühen 20. Jahrhundert ausgerechnet der *sauerländische* Milieukatholizismus flächendeckend in *besonderer* Weise ‚nationalistisch aufgeladen‘ war, darüber muss – solange eine solide Forschungsarbeit samt Vergleichsstudie aussteht – diskutiert werden.<sup>76</sup> Belegt werden kann indessen, dass etwa um 1900 die ‚Patriotisierung der katholischen Landschaft‘ in weiten Teilen abgeschlossen ist. Auch Papes Hinweis auf äußerst ‚vaterländische‘ Kleriker und Theologieprofessoren, die aus dem Sauerland – und meist „kleinen Verhältnissen“ – stammten<sup>77</sup>, ist auf jeden Fall berechtigt (nur bleibt zu klären, ob das *Herkunftsmilieu* als solches oder ‚Strukturelemente‘ in klerikalischen Biographien mit *sozialem Aufstieg* den entscheidenden Hintergrund abgaben). Schon 1915 können die geistlichen Lehrer der Fakultät aus dem Fundus ihrer Paderborner Zeitschrift *„Theologie und Glaube“* einen stattlichen Sonderband „Gesammelte Kriegsaufsätze“ zusammenstellen.<sup>78</sup> Ihr Bischof Dr. *Karl Joseph Schulte* (später Kölner Erzbischof und Kardinal), geboren als „Sohn eines Kruppschen Beamten in Haus Valbert bei Oedingen“, steuert das Vorwort bei – mit sinnfreien Floskeln wie dieser: „Auch der furchtbare Krieg [...] zeigt sein tiefstes Wesen [...] nur demjenigen, der ihn betrachtet im Licht der Ewigkeit“. Besonders viele Seiten des Bandes hat der aus Olpe stammende Prof. *Arnold Joseph Rosenberg* (1865-1930) mit seinen Kriegsergüssen gefüllt, in denen eine geheuchelte Anhänglichkeit an Papst Benedikt XV. besonders abstoßend wirkt. Schulte und noch mehr der explizit „rechts stehende“ Rosenberg (Paderborner Generalvikar 1920-1930) gelten dann in der Weimarer Republik als potentielle Ansprechpartner für rechtskatholische Verfassungsfeinde.<sup>79</sup>

Der aus Sundern-Allendorf stammende Paderborner Alttestamentler *Norbert Peters* (1863-1938) war kein typischer Vertreter für rückständigen sauerländischen Milieukatholizismus im Bann des „Ultramontanismus“, sondern im Gegenteil beeinflusst durch aufgeklärte Traditionslinien noch aus ‚kölnischer Zeit‘.<sup>80</sup> In Rom wurden seine Bibelforschungen als zu modern

<sup>75</sup> Pape 1999, S. 152. – Sekretär der in Paderborn angesiedelten „Kirchlichen Kriegshilfe“ war Wilhelm Franz Johannes Weskamm (1891-1956) aus Helsen bei Arolsen (1932 Standortpfarrer i.N. in Merseburg, 1949 Weihbischof, 1951 Bischof von Berlin); ab 1914 leitete der Priester Josef Strake (1882-1960) aus Olsberg die „Kirchlichen Kriegshilfe“, zugleich Repetent am Leoninum (Brandt/Häger 2002, S. 816, 898-899). Zu den Paderborner Theologieprofessoren vgl. auch B. Dahlke in: Schlochtern 2014, S. 276-278.

<sup>76</sup> Die nationalistische und militaristische Literaturproduktion fiel jedenfalls z.B. 1914-1918 im katholischen Münsterland ungleich stärker ins Gewicht. Kleine Leute und auf dem Bildungsweg besonders staatstreu sozialisierte Aufsteiger dürfen nicht einfach über einen Kamm geschert werden. Je nach Einfluss lokaler Honoratioren (Ausrichtung der Pfarrer, Lehrer, Zentrumspolitiker) ist auch *innerhalb* der Landschaft mit deutlichen Unterschieden zu rechnen.

<sup>77</sup> Ohne Zweifel war das kölnische Sauerland seit der Zeit des Ultramontanismus das bedeutsamste „Mistbeet“ für den Priesternachwuchs im Bistum Paderborn. Noch 1931 wird Franz Hoffmeister über seine Heimat schreiben: „Sehr viele seiner besten Kinder hat das Ländchen seiner Kirche geschenkt. Es stellte nicht nur die jetzigen Metropoliten der westdeutschen und mitteldeutschen Kirchenprovinz, den letzten deutschen Bischof von Metz, manche Missionsbischöfe in Afrika und Asien, sondern auch die Mehrheit der Theologen der großen Erzdiözese Paderborn und eine große Anzahl von Missionaren und Missionarinnen im Ausland“ (Zitat: Pröpfer 1949, S. 116).

<sup>78</sup> Der deutsche Katholizismus 1915. – Die „theologische“ Kriegsproduktion in der Zeitschrift *„Theologie und Glaube“* geht nach Veröffentlichung dieses Werkes natürlich noch weiter. Ab 1916 erscheinen zudem in hoher Auflage die „Religiösen Kriegsblätter“, „um die Moral der Truppen zu heben“ (Dahlke in: Schlochtern 2014, S. 277).

<sup>79</sup> Vgl. Hübner 2014 (nach Namensregister im Anhang); zu Hübners Forschungsarbeit auch: Bürger 2015a\* und 2015b\*.

<sup>80</sup> Sein Vater hatte eine „resoluten Frömmigkeit“ gepflegt. Dessen lebensbejahende Auffassung der Religion soll von einem Onkel aus der Schule des aufgeklärten Theologen Georg Hermes (1775-1831) beeinflusst gewesen sein. Im Tagebuch eines Bruders des Vaters, der ebenfalls Norbert Peters hieß und 1869 als Vikar in Siegen gestorben ist, gab es folgenden Eintrag: „Geistlich wird umsonst genannt, wer nicht des Geistes Licht erkennt! / Wissen ist des Glaubens Stern, Glauben ist des Wissens Kern!“ Literatur: Peters 1926; Gamberoni 1989; Dahlke in: Schlochtern 2014, S. 274-278. – Dr. Meinolf Demmel (pax christi Bistum Essen) hat mir am 27.06.2015 mündlich mitgeteilt, nach Aussage des Priesters Theodor Dolle (1896-1965) habe N. Peters vor Theologiestudenten bisweilen bei bestimmten Anlässen – sinngemäß – angemerkt: „Die römische Lehrpolizei hat mir untersagt zu sagen, dass ...“.

beargwöhnt, und so suchte er – wie andere seiner als ‚modernistisch‘ verdächtigten Leidensgenossen – Halt im Nationalen. Bereits drei Monate nach Kriegsbeginn gab Peters mit bischöflicher Absegnung ein Buch *„Heldentod – Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit“* (Paderborn 1914) in den Druck, das sein populärster Kriegsbeitrag wurde.<sup>81</sup> In der Deutung des Krieges als einer eindeutig ‚Gerechten Sache‘<sup>82</sup> folgte der Autor ohne Abstriche der staatlichen Propaganda, um dann – wörtlich – den „Heiligen Krieg“ auszurufen: Niemand brauche sich um das Heil der gefallenen „Helden Germaniens“ zu sorgen. Diese seien nämlich „Märtyrer“ und durch ihren „Blutzeugentod“ (!) von aller Schuld reingewaschen.<sup>83</sup> Man muss sich heute in die Lage der Zuhörer bzw. Leser versetzen. Die Volksmissionen hatten etwa seit Mitte des 19. Jahrhundert nicht Jesu Botschaft eines gütigen Gottes verkündigt, sondern den Gläubigen die allzeit gefährlichen Stricknetze der Todsünde vor Augen geführt.<sup>84</sup> Ganze Generationen lebten, solchermaßen missioniert, spätestens ab der Pubertät in permanenter Sündenangst. Der soldatische „Märtyrertod“, so versprach hier nun die Trostliteratur, konnte aber eine sichere Erlösung aus allen Gewissensqualen und Höllenängsten bringen. Unter der Überschrift *„Das Jenseitsschicksal unserer gefallenen Helden“* ließ Peters 1917/18 seine Lehre von einer angeblichen „Bluttaufe“ des Soldaten erneut in dem Hausbuch „Sankt Michael“ aus „eherner Kriegszeit“ für „die Katholiken deutscher Zunge“ verbreiten. (An diesem illustrierten Propagandawerk, das auch in vielen sauerländischen Haushalten gelesen wurde, hatten u.a. alle bekannten Bischöfe ‚mitgearbeitet‘, einschließlich der Kardinäle von München, Köln und Wien.)

Noch ein weiterer Sauerländer Priester ist mit einem Buch zur Kriegsfrage prominent in Erscheinung getreten: der in Bestwig-Heringhausen geborene Freiburger Theologieprofessor Gottfried Hoberg (1857-1924). 1915 veröffentlichte er seine Untersuchung *„Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion“*.<sup>85</sup> Darin geht es um das von der katholischen Kirche Frankreichs verbreitete Werk *„La Guerre Allemande et le Catholicisme“* (Der deutsche Krieg und der Katholizismus). Auf weiter Strecke übt sich Hoberg trotz seiner ausgeprägten nationalen Gesinnung allerdings in einem vergleichsweise eher sachlichen Ton.

Die katholischen Geistlichen sind 1914-1918 im kölnischen Sauerland eine wesentliche Stütze des nationalen Kriegsapparates. Sie übernehmen es auch, die Soldaten an der Front mit eigens produziertem Heimatschrifttum zu versorgen. Besonders gut dokumentiert ist dies im Fall der Feldpostgrüße der Geistlichkeit im Dekanat Medebach 1915-1919, die auch in einem Nachdruck vorliegen.<sup>86</sup> Die Kriegspropaganda in diesem Periodikum folgt – bis nahe an die

<sup>81</sup> Vgl. besonders aussagekräftige Zitate aus den Kriegsschriften Peters auch in: Missalla 1968/2014\* (siehe Namensregister; alternativ: digitale Suchfunktion „Peters“).

<sup>82</sup> Auch der Paderborner Theologieprofessor Bernhard Bartmann (1860-1938), aus Madfeld bei Brilon stammend, klagt Januar 1915 in der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz“: „Wir Deutsche sind entrüstet über die brutale Ungerechtigkeit und heuchlerische Tücke, womit man uns diesen schweren Krieg aufgedrungen hat. [...] Der Krieg ist für uns ein Verteidigungs-, kein Eroberungskrieg“ (zitiert nach: Fuchs 2004, S. 77). Der Münchener Erzbischof Michael Faulhaber, Feldpropst des bayerischen Militärs, predigt: „Nach meiner Überzeugung wird dieser Feldzug in der Kriegsethik für uns das Schulbeispiel eines gerechten Krieges werden“ (zitiert nach: Missalla 1968/2014\*, S. 5).

<sup>83</sup> Die Auffassung, Soldatentod und christliches ‚Blutzeugnis‘ seien gleichzustellen, teilte auch der äußerst kriegsfreundliche Ortsbischof – und spätere Kardinal – Karl Joseph Schulte (Richter 2000, S. 138). Ähnlich predigte der Münsterische Bischof von Galen dann zum zweiten Weltkrieg in seinem Hirtenwort vom 25.2.1943 (!): „Es steht ja nach der wohlbegründeten Lehre des hl. Kirchenlehrers Thomas von Aquin der Soldatentod des gläubigen Christen in Wert und Würde ganz nahe dem Martertod um des Glaubens willen, der dem Blutzeugen Christi sogleich den Eintritt in die ewige Seligkeit öffnet“ (vgl. Missalla 2015). Umgekehrt wird im berühmten bischöflichen „Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen“ der Jenseitsglaube auch als bedeutsame *Motivierung* der soldatischen ‚Lebensaufopferung‘ beworben: Gröber 1937, S. 587.

<sup>84</sup> Bürger 2012, S. 123 (ein Großteil der Predigten des Diözesanmissionars liegt gedruckt vor).

<sup>85</sup> Hoberg 1915\*.

<sup>86</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 494-533. Das Periodikum wurde ab Mai 1915 alle zwei Wochen, gegen Kriegsende aber – aufgrund des Papiermangels – nur noch alle drei Wochen an die Soldaten verschickt. Der Umfang der Hefte



Grenze hin zur ‚Kaiservergottung‘ – den kriegstheologischen Vorgaben aus Reich und Bistum. Bis zum letzten Schluss predigte das Blatt vom „Siegfrieden“. Bedenkenlos zitiert wurde ein Ernst Moritz Arndt: „Der Christ ist fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde und mutig gegen die Feinde.“ Mit einem Auszug aus dem Buch „Die Champagneschlacht“ von Prinz Oskar von Preußen warben die „Heimatgrüße“ für „eine harte Jugenderziehung“ und für ein „Stählen“ des „deutschen Jünglings“. In mehreren Ausgaben bemühte sich der Schriftleiter, besonders die Kriegsbedenken und Zweifel von Soldaten aus dem Milieu der kleinen Leute zu entkräften: Nein, es gehe im Krieg nicht um die Interessen der Reichen; das Menschentöten sei keineswegs sinnlos, weil eben Deutschland und seine Ehre auf dem Spiel stünden; die Kritiker und Miesmacher seien alle Quacksalber ... Im Oktober 1918 wurde dann vor einer neuen staatlichen Ordnung gewarnt: „Demokratie! Demokratisierung, demokratische Gesinnung, demokratisches Wahlrecht [...]. Es möchte einem schier schwindelig werden von all der Demokraterei.“ Zitiert wurde in dieser Ausgabe auch Erzbischof Faulhaber: „Das Apostelwort: ‚Fürchtet Gott, ehret den König‘ hat Gottesdienst und Königsliebe miteinander vermählt, und das Lästerverb gegen die geheiligte Person des Königs zu einer Sünde vor Gott gestempelt.“ – Der Grönebacher Pfarrer Anton Floren<sup>87</sup> (1871-1933) warnte in rassistischer Manier auch noch vor einem anderen Feind: „Der Bolschewismus ist jedenfalls die übelste Form des Slawen- und Mongolentums.“ (Ausgabe 9. / Februar 1919) – In der Schlussnummer vom 30. März 1919 liest man in einem Gedicht: „Mich traf die Kugel, Mutter – s’ ist nicht schlimm. / Weib, was gabst du dem heiligen Vaterlande? / Den einz’gen Sohn.“ Gar nicht so schlimm? Wollte man so die Weinenden trösten?

Bei ihrer kaisertreuen Kriegspropagandapredigt waren die Geistlichen durchaus nicht ganz uneigennützig gewesen. In einem der Medebacher Hefte kann man es nachlesen. Man hatte sich als Dankeslohn *staatliche* Anerkennung für die Kirche erhofft. Mit dem Untergang des Kaiserreiches sah man sich in dieser Hoffnung bitter enttäuscht. Am Ende waren alle Verlierer, besonders auch jene Frommen und Trauernden, deren endloses Fürbittgebet offenkundig niemand erhört hatte.

Nikolaus Schäfer, der die Texte der Medebacher Feldposthefte Zeile für Zeile am Computer abgeschrieben hat, bemerkt 2005 in der Einleitung zum vollständigen Nachdruck: „Was die in den Heimatgrüßen reichlich vorkommenden aufmunternden vaterländischen Sprüche angeht, so konnten diese Vorlage für Dr. Goebbels’ [sic!] Durchhalteparolen des zweiten Weltkrieges sein. Man hätte sich wünschen dürfen, daß alle – auch die Geistlichkeit des Dekanates und die von ihr zitierten Bischöfe – die realistische Darstellung des Kriegsgeschehens mehr aus der Sicht von Erich Maria Remarque [...] betrachtet hätten – allein, so weit sind viele von uns auch heute noch nicht.“<sup>88</sup> – Die Beschädigungen der kirchlichen Autorität und des religiösen Lebens durch die hochgerüstete „Kriegskirchlichkeit“ sollte man nicht gering veranschlagen. Die Wahnidee, ein Massenmordprojekt könnte zur Steigerung der „Sittlichkeit“ führen, hatte sich gegen Kriegsende ohnehin erledigt. Manche lebenshungrige Kriegsheimkehrer waren übrigens nicht mehr gewillt, ihre Feierkultur vom ehemals fast allmächtigen Klerus reglementieren zu lassen.<sup>89</sup>

Dass man nicht für alle Schichten, Generationen, die Menschen in der Stadt wie auf dem Lande und gar für alle Phasen der Jahre 1914 bis 1918 von einer gleichen (und gleich bleibenden) Kriegsbegeisterung ausgehen kann, lässt sich auch durch die Ergebnisse der

---

variierte von 8 bis 16 Seiten. Vom 15. Mai 1915 bis zum 30. März 1919 erschienen 82 Ausgaben in einer Auflage von je rund 2.500 Exemplaren und mit einem Gesamtumfang von 808 Druckseiten. Mundartauszug im Internet: daunlots nr. 49\*.

<sup>87</sup> Brandt/Häger 2002, S. 209: Anton Floren (1871-1933), „1903 Missionspfarrer und Militärseelsorger in Rudolstadt, 16.03.1909 Pfarrer von Grönebach“.

<sup>88</sup> Schäfer 2005.

<sup>89</sup> Ein Beispiel beschreibt: Stoetzel 2003.

sauerländischen Regionalforschung belegen.<sup>90</sup> Nicht zu übersehen ist in den Zeugnissen zum lebhaften Alltag jener Graben, der zwischen kirchlich vermittelten Deutungen bzw. Kriegsideologien und dem Erleben zahlreicher Menschen lag. Gemessen an der Produktion plattdeutscher Kriegspropaganda im katholischen Münsterland fiel z.B. der sauerländische Beitrag zur mundartlichen Kriegsertüchtigung geradezu erbärmlich aus.<sup>91</sup> Wenn – bislang – auch keine Hinweise für ein aktives Aufbegehren gegen den Kriegsapparat 1914-1918 vorliegen, so sind uns doch Gesten des Widerspruchs überliefert und Biographien, in denen am Ende nichts mehr von einer Sehnsucht nach ‚Heldentum‘ zu lesen ist:

Erschütternd ist die Geschichte von *Joseph Anton Henke* (1892-1917) aus dem kleinen Frettermühle (heute Gemeinde Finnentrop).<sup>92</sup> Dieser junge, eigensinnige Intellektuelle – ein ‚verhinderter Redakteur‘ – war schon während seiner Schulzeit als Lyriker hervorgetreten und hegt im Elternhaus hochtrabende Kulturpläne für seine katholische Heimatlandschaft, als der Kaiser 1914 den Krieg ausruft. Die jugendbewegte Generation, zu der Henke wie ein Walter Flex gehört, findet ein – am Ende tödliches – Ventil für „überschüssigen Idealismus“ und „zivilisatorisches Unbehagen“. Der Sauerländer gerät in den Bann der inflationären Kriegslyrik, in der sich eine Sehnsucht nach „Reinheit“ – und Tod – zu Wort meldet:

Nun reißt Euch los von Glück und jungen Rosen,  
Hört wie der Schlachtruf gellt, die Stürme tosen!  
Da nehmt nur uns're freiheitsstarken Glieder,  
dem Vaterland weihet sie und uns're Lieder!

Tausende reigen  
nach uns empor,  
die schon im Steigen  
der Tod sich erkor.

Der Würfel ist gefallen,  
wer sterben muß, der stirbt;  
es fließt so manches junge Blut,  
daß Keiner mehr verdirbt.

Ganz anders klingen dann die Verse, die der junge Kriegsfreiwillige an der Front niederschreibt. Es sind ‚Mordlieder‘:

Wir wurden Tiere,  
stumpf in Mord und Blut,  
beruht in Feuers sengender Glut.

Wir wissen kaum,  
daß einmal Friede war –  
so tief hängt unserer Fahne Saum  
im Blut.

<sup>90</sup> Vgl. Schulte-Hobein 2012, S. 83-91; Bürger 2012, S. 427-444; Hahnwald 2014 (Überblick zur sogenannten „Heimatfront“). – Hundert Jahre nach Kriegsbeginn sind für zahlreiche Orte neue heimatgeschichtliche Beiträge vorgelegt worden, deren „Auswertung“ für eine regionale Gesamtdarstellung weitere Erkenntnisse bringen könnte.

<sup>91</sup> Vgl. daunlots nr. 50\*, bes. S. 11-14; Bürger 2012, S. 427-444.

<sup>92</sup> Vgl. zu J.A. Henke: Bürger 2012, S. 468-494. Biographie und Werk sind vollständig auch im Internet zugänglich: daunlots 42\*. Ein kleiner Literaturband ist über den Buchhandel erhältlich: Bürger/Raffenberg 2014.

Wir sprachen beide: Morden  
will ich den Feind, wo ich ihn faß, –  
ein jeder trägt schon Bänder böser Orden –  
in Liebe wandelt sich der Haß.

War es nicht im Somme-Morden?  
Vor Verdun? Und war's nicht sommers ...

Joseph Anton Henke sagt über den Mann in der gegenüberliegenden Schießscharte: „er war vielleicht mein Freund auf hoher Warte“. Er sucht Halt im Rückgriff auf die unschuldige Religion seiner Kindertage und ahnt beim letzten Heimaturlaub bereits, dass er die alte Linde am Elternhaus nie wieder sehen wird. In einer Gedichtsammlung für die Schwester, seine Seelenvertraute, heißt es: „[...] die weite Welt will weinen. [...] ich schreie / nach Gott, und auf mich stürzt das ganze / masslose Leid der Welten.“ Der Abgrund gewinnt geradezu kosmische Dimensionen. Den Abschluss der Sammlung bildet der Psalm „*Das Volk betet*“, der eine Wiedervereinigung der Völker – als den Gästen eines großen Freudenfestes – ersehnt:

Herr, wie lange noch willst du die Geißel schwingen,  
wie lange noch soll Waffenlärm zu deinem Himmel dringen?  
Schreit nicht das massig viele Blut zu deinem Thron?  
Niederkniet dein Volk im Gebet und frommen Büsserlied –  
siehe, dein Sohn  
wandelt kreuztragend über leichenbesäte Felder;  
o send ihn uns als Friedensmelder  
in unsere Hütten!

Eine ungewöhnliche Geschichte, die im ersten Weltkrieg beginnt, hat Reinhard Voß (in Lenne geboren und bis 2008 Generalsekretär der deutschen Sektion von pax christi) am 11. Dezember 2014 für die Sammlung „Friedenslandschaft Sauerland“ eingesandt. Sie steht auf einem 1980 erschienenen Anzeigenblatt-Bericht<sup>93</sup> mit Foto, den der ökumenische Laurentiuskonvent (<http://wp.laurentiuskonvent.de>) im Adventsbrief 2014 als Fundstück darbietet:

#### **Dafür bekamen sie keinen Orden**

*Zwei Veteranen aus dem ersten Weltkrieg haben zugunsten französischer und belgischer Bauern für den Frieden vorgearbeitet.*

Soldaten sind Helden oder namenlos. Wer den Krieg gewonnen hat, stellt immer die Helden. Von den Soldaten des Verlierers spricht man nicht oder nichts Gutes. – Deshalb diese Information über zwei gute alte deutsche Soldaten.

Frühjahr 1916 an der Somme. – Bei St. Quentin lernen sich zwei deutsche Soldaten während des Munitionsfahrens kennen. Der eine heißt Franz Mues (heute 83) aus dem Hochsauerland, der andere Willi Wolschke (heute 82) aus der Niederlausitz. Daraus wurde eine Freundschaft, die 1980 einen Zeitraum von 64 Jahren überspannt, eine deutsch-deutsche Freundschaft BRD-DDR, die Beachtung verdient.

Die beiden alten Herren, die sich alle drei Jahre gegenseitig besuchen, waren 1916 noch ganz junge Soldaten, Landwirte von Hause aus, als sie sich darüber ärgerten, daß durch den Krieg große Felder der Franzosen und Belgier unbestellt blieben. Zu nahe an der Front gelegen, waren die Bauern geflohen oder mit den Familien abgezogen.

---

<sup>93</sup> Krause 1980.

„Da dachten der Willi und ich“, sagte Franz Mues, „der Krieg muß bald zu Ende gehen, und dann sind die Bauern, wenn sie zurückkommen, froh, die Acker bestellt und in Ordnung vorzufinden. Wir haben dann jede freie Stunde auf den Feldern gearbeitet – freiwillig natürlich – gepflügt und gesät, gejätet mit Hilfe unserer Pferde, Heu gemacht und Vieh versorgt. Es hat uns gefreut, mit dem schweren Pflug über die riesigen Felder zu ziehen.“

Im Jahr 1918 kehrten beide mit ihren Pferden nach Deutschland zurück. – Der Krieg war aus. Ein Verdienstkreuz für die Friedensarbeit in „Feindesland“ haben sie nicht erhalten. (Red. Krause)



Die genaue Zeitungsquelle konnte noch nicht ermittelt werden. Die Identität des Bauern aus dem Hochsauerland ist jedoch sicher bekannt: *Franz Josef Mues*, geboren am 31. Mai 1897 in Niederberndorf. Sein jüngster Sohn, von mir „auf Verdacht hin“ um Rat befragt, schrieb am 12.12.2014 in einer E-Mail: „Den Zeitungsartikel finde ich hochinteressant und die beiden Personen sind mir bekannt. Auf dem Foto rechts, das ist mein Vater. Der Reporter, der das Foto ‚geschossen‘ hat, kam zufällig durch Niederberndorf, als mein Vater mit seinem Freund Willi, der ihn aus der damaligen DDR besuchte, einen Spaziergang machte. Der Reporter hat spontan angehalten und die beiden Freunde abgelichtet. Die örtliche Volksbank hatte dieses

Foto in der Zeitung entdeckt und meinem Vater zum Geburtstag geschenkt. Es hat jahrelang bei uns zu Hause im Wohnzimmer seinen Platz gehabt.“

Eine organisierte „katholische Friedensbewegung“ gab es bei Kriegsbeginn in *Deutschland* noch nicht.<sup>94</sup> Der Friedensbote Benedikt XV., dem die deutschen Staats Bischöfe wenig Gehör schenkten, fand Widerhall zunächst nur bei Einzelnen. Im Mescheder Kriegsgefangenenlager, in dem während des ersten Weltkrieges über 25.000 Gefangene interniert waren, soll Rektor *Ferdinand Wagener* (1871-1931) seinen Dienst als Seelsorger für die Kriegsgefangenen „mit hohem Seeleneifer und unermüdlicher Pflichttreue“ versehen haben und dabei „bis an seine Grenzen“ gegangen sein.<sup>95</sup> – Der in Remblinghausen geborene *Joseph Schrage* (1861-1926), Dechant von Torgau, Militärseelsorger und Kriegsgefangenenseelsorger, bekam am 21. März 1915 die Seelsorgeerlaubnis im Lager Torgau entzogen „durch das Generalkommando des IV. Armeekorps unter Benachrichtigung des Feldpropstes Joeppen und des Paderborner Bischofs Schulte“ – und zwar „wegen unerlaubter Weiterleitung von Briefen französischer Kriegsgefangener“<sup>96</sup>.

Infolge der alliierten Seeblockade kam es im ersten Weltkrieg zu einem großen Mangel an industriellen Rohstoffen. Schließlich wurden sogar Kirchenglocken oder auch Orgelpfeifen beschlagnahmt, zu Metall eingeschmolzen und in der Rüstungsindustrie weiterverarbeitet. In der westfälische Literatur gibt es Belege dafür, dass man diese Umwidmung zu Waffen – wenn auch unter Tränen – regelrecht als ein „*heiliges Werk*“ verstehen konnte.<sup>97</sup> Indessen war die Opferbereitschaft nicht überall grenzenlos. Das Kirchspiel Eslohe hatte 1917 bereits die Frühmessglocke dem Staat überlassen müssen.<sup>98</sup> Nun sollte auch noch die den Kirchenpatronen geweihte Glocke „*te petre cum paulo*“ von 1770 dem Einschmelzen zum Opfer fallen, um – statt dem Frieden auf Erden zu läuten – vielen Menschen den Tod zu bringen. Beherzt erinnerten sich die Sallinghausener Franz Sternberg, Franz Mathweis, Franz Baust und Josef Schulte (genannt Eiken) daran, dass nach der Schrift der Kaiser nicht fordern kann, was Gott gehört. Sie entführten bei Nacht und Nebel die am Esloher Bahnhof bereits aufgestellte Glocke und vergruben sie an einem sicheren Ort. Über dieses „*Geheimunternehmen Bimbam*“ bewahrten alle Beteiligten striktes Stillschweigen. Die Glocke konnte am Ende des letzten Kriegsjahres wieder im Kirchturm aufgehängt werden und läutet bis heute. Ein dichtender Küster hat diese Rettungstat als Ruhmesblatt der Esloher und speziell der Geschichte von Sallinghausen gefeiert. Später wertete dagegen der Esloher NSDAP-Bürgermeister Hermann Vesper das „Unternehmen Bimbam“ von 1917 als Beweis für die fehlende Vaterlandstreue der Sallinghausener. – Gut zwei Jahrzehnte nach dieser Glockenrettung zeigte der Kriegsapparat des NS-Staates erneute Begehrlichkeit. Das Paderborner Generalvikariat ermahnte über eine Kanzelvermeldung des späteren Weihbischofs Friedrich Maria Rintelen vom Dezember 1941 die Gläubigen: „... so wollen wir doch opferbereit unsere Glocken hingeben, um unseren Soldaten auch weiterhin die besten Waffen in die Hand zu geben zu ihrem u[nd] des Vaterlandes Schutz. [...] Glockenabschiedsfeiern sind nicht zu veranstalten.“<sup>99</sup>

<sup>94</sup> Vgl. aber unbedingt den Hinweis auf den Franzosen Alfred Vanderpol (1854-1915) und dessen sehr frühe Aktivitäten für eine – übernational ausgreifende – katholische Friedensbewegung vor dem ersten Weltkrieg: Wiest 2015 (auch für die so bedeutsamen französischen Aufbruchversuche wirkte sich der Antimodernistenwahn unter Pius X. fatal aus). Zu „Friedens-Bewegungen in der Ökumene um die Zeit des Ersten Weltkrieges“ vgl.: Versöhnungsbund 2015.

<sup>95</sup> Bürger 2010, S. 706-707. – Vgl. zum Mescheder Lager und zu F. Wagener in diesem Sammelband einen ausführlichen Beitrag →VI.

<sup>96</sup> Brandt/Häger 2002, S. 742.

<sup>97</sup> Vgl. daunlots nr. 50\*, S. 136-137.

<sup>98</sup> Franzen 2005, S. 293-294 (mit Literaturbelegen). – Vgl. auch die Geschichte der Rettung einer Kapellenglocke im April 1943 in: daunlots nr. 51\*, S. 18-21.

<sup>99</sup> Vgl. dazu auch: Pieper-Clever 2015, S. 140-141.

## 5. Politische Entwicklungen und „Friedenslandschaft“ in der Weimarer Republik

Über die Geschichte des kurkölnischen Sauerlandes (und der unmittelbaren katholischen Nachbarschaft auf dem Gebiet des heutigen Kreises Soest) zur Zeit der Weimarer Republik sollen hier keine voreiligen Pauschalurteile getroffen werden. Eine gründliche Monographie zu diesem historischen ‚Kapitel‘ liegt noch nicht vor. Die äußeren Daten laden ein zu einer verlockenden Erzählung mit folgender Botschaft: „Hätten sich die Menschen in allen deutschen Landschaften bis Anfang 1933 so verhalten wie die Bewohner des kölnischen Sauerlandes, so wäre die Republik nicht zugrunde gegangen.“

Das katholische Südwestfalen bleibt während der gesamten Weimarer Republik eine Zentrums-Hochburg sondergleichen, wenngleich der genaue Blick Unterschiede zwischen den Kreisgebieten (Arnsberg, Brilon, Meschede, Olpe) sowie bezeichnende Abweichungen vom Gesamtbild in einzelnen Ortschaften bzw. Kommunen zutage fördert.<sup>100</sup> Die „Integrationskraft“ der katholischen Partei erweist sich in der Region als erstaunlich robust, und dies verhindert bei Wahlen ein nennenswertes Erstarken von rechten Verfassungsfeinden. 1919 schreibt eine ungenannte katholische „Mescheder Dame“ in einem Brief nach Übersee: „Das Zentrum wird so rot, nur noch die Religionsfrage ist die Scheidung von der Sozialdemokratie.“<sup>101</sup> Das Arnsberger Zentrum lässt für den am 26. August 1921 ermordeten Matthias Erzberger vom ‚linken Parteiflügel‘ ein Seelenamt lesen und setzt zusammen mit anderen demokratischen Kräften im Juni 1922 ein öffentliches Zeichen gegen die Ermordung des Außenministers Walther Rathenau. Bei der Reichspräsidentenwahl am 26. April 1925 votieren die kölnischen Sauerländer mit z.T. phantastischen Mehrheiten gegen den rechten ‚Ersatzkaiser‘ Paul von Hindenburg und für den Zentrumspolitiker Wilhelm Marx als dem gemeinsamen Kandidaten der demokratischen ‚Weimarer Koalition‘ (SPD, Zentrum, DDP): in Arnsberg mit 71,3%, in Olpe und Werl mit jeweils rund 86% und in der südlichen ‚Grenz-Gemeinde‘ Wenden (Kreis Olpe) gar mit 93,8%!<sup>102</sup> Im gesamten Kreis Meschede fallen 87,54% der abgegebenen Stimmen auf W. Marx.<sup>103</sup>

Wo sich im Sauerland Ortsgruppen des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ zur Abwehr der Verfassungsfeinde und zum Schutz der Republik bildeten, handelt es sich wohl maßgeblich um sozialdemokratische Initiativen<sup>104</sup> – freilich z.T. auch unter Beteiligung von Zentrums-Demokraten und anderen. 1925 lobt Landrat Otto Werra (Zentrum) im Altkreis Meschede den Einsatz des „Reichsbanners“ für den sogenannten Volksstaat: „Die Leistungen des besitzlosen Arbeiters in staatspolitischer Hinsicht sind bewundernswert.“<sup>105</sup> – Der aus Bödefeld stammende Paderborner Generalvikar Caspar Gierse (1872-1953) empfiehlt hingegen auf eine Anfrage aus Altenhundem hin noch im Jahr 1930, einen als „Führer der Socialdemo-

<sup>100</sup> Vgl. als guten Überblick und Quelle für die nachfolgenden Angaben: Schulte-Hobein 2012, S. 91-115.

<sup>101</sup> Frauengeschichtswerkstatt Meschede 2000, S. 118.

<sup>102</sup> Im zweiten Wahlgang siegte Generalfeldmarschall P. v. Hindenburg, der heute zu Recht als Kriegsverbrecher betrachtet wird, auch deshalb, weil die katholische Bayerische Volkspartei (BVP) im Gegensatz zum Zentrum für den nationalistischen Protestanten und nicht für den kath. Kandidaten der republiktreuen Parteien geworben hatte. Vgl. Hübner 2014, S. 425: „Hindenburg überflügelte Marx um gut 900.000 Stimmen. Dies entsprach – und das war für die Rechtskatholiken entscheidend – ziemlich genau der Zahl der von den BVP-Wählern abgegebenen Stimmen.“ Das Ergebnis bahnte jene Veränderungen an, die schließlich den Nationalsozialisten die Tür zur Macht aufgestoßen haben.

<sup>103</sup> Hillebrand 1989, S. 20.

<sup>104</sup> Vgl. Blömeke 1992, S. 39 (Altkreis Brilon); Schulte-Hobein 2000, S. 100-102 (Altkreis Arnsberg). Zur weiterhin bis 1933 fast marginalen Rolle der Sozialdemokratie in der katholischen Landschaft vgl.: SPD-Unterbezirk 2013. (Das beste Wahlergebnis erzielt die SPD bei der Reichstagswahl 1928 mit 15,41 % im Altkreis Arnsberg.)

<sup>105</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 52.

kratie“ auftretenden Katholiken aus der Gemeinde bei Beharren im Irrtum „nicht zu den hl. Sakramenten“ zuzulassen.<sup>106</sup>

Im Mai 1932 gründet Pfarrvikar Emanuel Heinrichs OSB in der Gemeinde Hengsbeck-Niederlandenbeck (Amt Eslohe) eine Sturmschar für die Jugend, und als ein Grund für diese Initiative wird in einem Zeitungsbericht genannt: „Wenn auch das Reich noch festgefügt, so besteht doch kein Zweifel daran, daß man schon die Axt an die Wurzel gelegt hat.“<sup>107</sup> Zentrums-Voten aus der Region für die Republik lassen sich bis 1933 nachweisen<sup>108</sup>, aber wir haben bislang keine solide Kenntnis davon, wie zahlreich, prinzipienfest und beharrlich die „katholischen Demokraten“ des kölnischen Sauerlandes wirklich gewesen sind.<sup>109</sup> Sehr zu denken gibt, dass während der Weltwirtschaftskrise ausgerechnet der Zentrums-Reichstagsabgeordnete und Arbeitervertreter Johannes Becker (1875-1955), ein erklärter Gegner von Dolchstoßlegende und Rechtsparteien (sowie Sozialisten), „einen Systemwechsel hin zu einem christlichen Ständestaat“<sup>110</sup> fordert.

Erneut stellt sich für weitere Forschungen auch für die Zeit nach dem ersten Weltkrieg die von Matthias Pape aufgeworfene Frage, an wie vielen Orten der Landschaft und wie nachhaltig das katholische Milieu – trotz ausgeprägter Zentrums-Präferenz – regelrecht ‚nationalistisch aufgeladen‘ war. Die Anfänge eines sich *abseits* der Zentrumspartei formierenden Rechtskatholizismus reichen weit zurück. 1919 bildet sich eine „Vereinigung studierender Sauerländer“ (V.s.S.), der gemeinhin ein antimilitaristischer Impuls bescheinigt wird<sup>111</sup>. Beim näheren Hinsehen drängt sich indessen der Verdacht auf, dass diese Vereinigung von Ober- und Studierendensparteien zumindest in Teilen der völkischen Studentenbewegung der frühen 1920er Jahre<sup>112</sup> zuzurechnen ist. Bereits 1920 trägt die V.s.S. dem rechtsextremistischen Priester und Antisemiten Dr. *Lorenz Pieper* (1875-1951) die Ehrenmitgliedschaft an.<sup>113</sup> V.s.S.-Begründer *Franz Hoffmeister* (1898-1943), Theologiestudent in Paderborn und später geistliche Leitgestalt des Sauerländer Heimatbundes, wittert 1921 eine Weltverschwörung einer „jüdischen Plutokratie“ und ruft im Rahmen einer rechtslastigen „Tat“-Ideologie aus: „Germanen heraus! Christen heraus! Es gibt einen neuen Kreuzzug [...]!“<sup>114</sup> *Herbert Evers* (1902-1968), ein früherer Weggefährte Hoffmeisters in der Vereinigung studierender Sauerländer und im Heimatbund, wird sich später rühmen, schon 1920 das Hakenkreuz als Symbol

<sup>106</sup> Stüken 1999, S. 48 (Beispiele für eine ‚Terrorisierung‘ römisch-katholischer SPD-Mitglieder in der Region ließen sich noch für die Zeit nach 1945 anführen).

<sup>107</sup> Zitiert nach: Franzen 2002, S. 68 (vgl. zur Person auch: Hehl 1998, S. 1169). – Dass der durch KZ-Haft ermordete Friedrich Karl Petersen in Kontakt mit E. Heinrichs OSB stand (Wagener 1993, S. 124), könnte als weiteres Indiz für eine kritische Haltung dieses in Dortmund geborenen „KZ-Priesters“ gegenüber dem NS-Regime gewertet werden.

<sup>108</sup> Vgl. auch Schulte-Hohbein 2012, S. 109: „Am 7. Juni 1932 formulierte das Zentrum des Kreises Arnberg auf seiner Delegiertenkonferenz unter Vorsitz des Kreisvorsitzenden, Propst Joseph Bömer, eine EntschlieÙung, in der er hieß, dass ‚die Zentrumspartei des Kreises Arnberg mit [...] Entrüstung von dem erzwungenen Rücktritt des Kabinetts Brünings Kenntnis‘ genommen habe. Sie glaube, dass mit Schleicher und Papen die ‚Gefahr einer politischen und sozialen Reaktion‘ heraufziehe.“

<sup>109</sup> Grundvoraussetzung für eine Klärung dieses Fragekomplexes wäre eine systematische Untersuchung zur Zentrumspresse 1918-1933 in den vier kölnischen Altkreisen des Sauerlandes.

<sup>110</sup> Hahnwald 2012, S. 586.

<sup>111</sup> So auch eine *spätere* Deutung Hoffmeisters zur Gründungsphase: „Das rasche Aufblühen der V.s.S. erklärt sich aus der seelischen Haltung der Kriegsschülergeneration: es war ein gut Teil Reaktion gegen den Krieg, militärischen Drill, kleindeutsche, heimatfremde Geschichtsauffassung“ (Zitat: Pröpper 1949, S. 68).

<sup>112</sup> So schon Thieme 2001. Vgl. zur völkischen Schüler- und Studentenszene: Herbert 1995, S. 31-58 (Kapitel „Generation der Sachlichkeit – Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre“).

<sup>113</sup> Quelle ist das Organ der Vereinigung: *Trutznachtigall* Nr. 8/1920, S. 110 (vgl. kritisch zum SHb in der Weimarer Zeit schon: Neuhaus 2009\*). – Zu bedenken ist, ob der Name der Vereinszeitschrift ‚Trutznachtigall‘ trotz des Rückgriffs auf Friedrich von Spee nicht auch Assoziationen weckte zum antisemitischen ‚Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund‘, dem Lorenz Pieper angehörte.

<sup>114</sup> Vgl. Blömeke 1992, S. 58.

völkisch-nationalistischer Kreise getragen zu haben.<sup>115</sup> (Der völkische Katholik Evers sorgt in Grevenbrück ab 1930 für vergleichsweise gute Wahlergebnisse der Hitler-Partei, fungiert dann nach 1933 als NSDAP-Landrat des Kreises Olpe und führt daneben den ‚gleichgeschalteten‘, alsbald entkonfessionalisierten Sauerländer Heimatbund. Auch der Wagenfeld-Anhänger Hoffmeister selbst versperrt sich 1933 als Sachwalter des Heimatbundes keineswegs der „nationalen Revolution“!<sup>116</sup>)

Der Geistliche *Lorenz Pieper* (NSDAP-Eintritt 1922) versucht schon in der Frühzeit der Weimarer Republik gemeinsam mit der rechtskatholischen Schriftstellerin *Maria Kahle* und anderen, über den Jungdeutschen Orden die völkische Bewegung im Sauerland zu verankern.<sup>117</sup> (Erst eine Serie des Sauerländers Josef Rütter in der „Germania“ bewirkt, dass Ende 1923 die Wühlarbeit rechtsextremistischer Katholiken von einer größeren Öffentlichkeit überhaupt wahrgenommen wird.) Im Verlauf der 1920er Jahre gehört Kahle zusammen mit Georg Nellius und Josefa Berens zu jenen ‚Kulturschaffenden‘, die im Heimatbund einen Rechtsschwenk durchsetzen wollen.<sup>118</sup> Im Hintergrund dieser völkischen ‚Künstlerszene‘, in deren Bannkreis auch die streng katholische Mundartlyrikerin Christine Koch<sup>119</sup> gerät, steht weiterhin u.a. der Geistliche Lorenz Pieper, ein früher Kampfgefährte Adolf Hitlers in München und Freund von durchaus ‚reformkatholischen‘ Ideen (z.B.: keine ‚Unfehlbarkeit‘ des Papstes).

Insbesondere auch rechtskatholische Adelige aus dem Sauerland wie die Grafen zu Stolberg-Westheim, die Brüder *Ferdinand und Hermann von Lüninck* (Ostwig) oder später der Papen-Schwiegersohn Max von Stockhausen (Stockhausen bei Meschede) üben sich in demokratiefeindlichen Konspirationen und laufen z.T. – zunächst – zu den Deutschnationalen über; beim dem aus Olpe stammenden Paderborner Generalvikar Arnold Joseph Rosenberg (1865-1930) stoßen die rechten Adelige auf offenes Gehör.<sup>120</sup>

<sup>115</sup> Vgl. Thieme 2001, S. 41-43 (das ganze Werk zur Person, zur Täterschaft in der NS-Zeit und zur unglaublichen Karriere von Evers auch nach 1945: als KAB-Redner und 1954 einstimmig gewählter Stadtdirektor von Neheim-Hüsten – jetzt ohne jedes Parteibuch). Verharmlosend zählt Heribert Gruß den kath. NSDAP-Funktionär Evers, der u.a. eine „Judenfreiheit“ des Kreises Olpe anstrebte, zu „den bald enttäuschten ‚Brückenbauern‘“ (Katholische Kirchengemeinde Altenhundem 1994, S. 95).

<sup>116</sup> Vgl. hierzu zwei schriftliche Dokumente Hoffmeisters zur Zukunft des Sauerländer Heimatbundes vom 20.10.1933, dokumentiert in: Schieferbergbau- und Heimatmuseum 1993, S. 33-36. Hier gibt es auch einen handschriftlichen Vermerk an den Arnsberger SHB-Mitarbeiter Regierungs-Oberinspektor Franz Elkemann: „Was meinen Sie zu Dr. Lorenz Pieper als I. Vors.?“ (Den Hinweis auf diese Quelle verdanke ich Werner Neuhaus.) Vgl. auch Pröpfer 1949, S. 92-95, 96-98, 137. – So gut wie vollständig ausgeblendet wird die Zeit 1933-1945 in: Tochtrop 1975 (der Verfasser betrachtet den Heimatbund 1936-1949 wegen der Streichung aus dem Vereinsregister als nicht existent).

<sup>117</sup> Blömeke 1992, S. 39, 41-42; Neuhaus 2010\* (Internetzugang auch über: daunlots nr. 71\*, S. 45-53); Hübner 2014, S. 379 (M. Kahle 1924 im rechtskatholischen Netzwerk). – Von Letmathe aus wirkt der ehemalige Militärgeistliche Johannes Dröder (1874-1956) als „Großmeister“ für den Jungdeutschen Orden (zu ihm auch: Brandt/Häger 2002, S. 159; Lauerwald 2013).

<sup>118</sup> Vgl. zu diesen völkischen Persönlichkeiten auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de) die umfangreichen Dokumentationen: daunlots nr. 60\*, nr. 69\*, nr. 70\*, nr. 71\*.

<sup>119</sup> Vgl. zu Christine Koch: Bürger 1993, bes. S. 48-51 (reaktionäres „katholisches Helden-Gedenken“ schon 1921); ebenso auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de): daunlots nr. 2\*, nr. 59\* (!) und nr. 72\*. Christine Koch trat im Gegensatz zu ihren Förderern nicht der NSDAP bei und betätigte sich auch nie als Antisemitin. Sie muss dennoch mindestens bis etwa 1937 als römisch-katholische Kollaborateurin des NS-Systems betrachtet werden und hat bis „Stalingrad“ auch in *nationalistischer* Manier zur Kriegspropaganda beigetragen.

<sup>120</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 19 (Kritik des Zentrumsmitglieds Conrad Freiherr v. Wendt am politischen Kurs des Zentrums im Jahr 1925) u. S. 23; Hübner 2014 (s. Register: Lüninck, Rosenberg [S. 379: der „mit den Deutschnationalen gut stehende Generalvikar“], Stolberg sowie die Bischöfe Schulte und Klein). Vgl. auch: Hübner 2014, S. 196 (Fürstenberg, v. Westphalen, Spiegel, Stolberg, Schorlemmer), S. 197 (Mescheder Zeitung), S. 249 (Fredeburger Amtmann Matthias Freiherr von Ascheberg), S. 388 und 400-411 („Sauerländische Morgenpost“ Neheim/Ruhr), S. 413 (Olsberg), S. 500 (Petrus Legge aus dem Bistum Paderborn [später Bischof von Meißen] ist dem Stahlhelm „nicht feindlich gesonnen“), S. 655 und 658 (Ostwig, Kardinal Schulte). – Nachdrücklich meldet sich Generalvikar Rosenberg 1929 in den Zeitungen zu Wort, um Katholiken von einer Unterstützung der pazifistischen Christlich-sozialen Reichspartei abzuhalten (vgl. Blömeke 1992, S. 81).



Militaristisches und revanchistisches Gedankengut reicht indessen bis in die Zentrums-Partei<sup>121</sup> hinein. Der in Eversberg geborene Prälat Dr. *August Pieper* (1866-1942), Bruder von Lorenz Pieper und führender Geistlicher des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ in Mönchen-Gladbach, schreibt in seinem Buch „Staatsgedanken der deutschen Nation“ (1929):

„Damit, daß das Friedensdiktat das deutsche Volk gewaltsam entwaffnet, seine kriegerische Wehrmacht zerstört hat, sind wir nicht entbunden von der Pflicht, den *Geist der Wehrhaftigkeit* unter uns zu pflegen ... Er ist der Kern der uns genommenen äußeren Wehrmacht. Die andern Völker müßten uns verachten, wenn wir uns durch die gewaltsame Entwaffnung dazu verleiten ließen, auf den Geist der Wehrhaftigkeit und den *Willen zur Pflege der kriegerischen Tüchtigkeit* zu verzichten ... Wir müssen diesen Geist der Wehrhaftigkeit als letztes Mittel der äußeren Selbstbehauptung auch darum nicht unter uns verkümmern lassen, weil er unserm weithin sittlich erschlafften und der mammonistischen Lebensgesinnung verhafteten, leiblich verweichlichten Geschlechte *unentbehrlich ist als edelstes Erziehungsmittel* zur leiblich-geistigen Stählung des mannhaften Mutes im Kampfe und Meistern des Lebens, *zur erhabenen Zielsetzung des Lebens*, zur ritterlichen Gesinnung. Der Geist der Wehrhaftigkeit aus nationaler Ehre und Freiheit ... ist die Probe darauf, ob der nationale Ehr- und Freiheitssinn von einem Volke *über alle andern Güter des Lebens gestellt wird. Er ist als Eisen im Blut und Stahl in den Nerven* für ein hochstehendes Wirtschafts- und Kulturvolk notwendig ...“<sup>122</sup>.

Die hier nur angedeuteten – demokratiefeindlichen, nationalistischen und militaristischen – Erscheinungen des Rechtskatholizismus stehen im Hintergrund einer profilierten Friedensliebe, die sich nach dem ersten Weltkrieg im katholischen Sauerland auf der Gegenseite zu Wort meldet. Da die pazifistischen Persönlichkeiten der Landschaft und entsprechende Initiativen im Rahmen dieses Sammelbandes in vielen Beiträgen näher beleuchtet werden, genügt hier nur ein knapper Überblick.

Der Briloner Gymnasiallehrer *Josef Rütther* (1881-1972), vormals konservativ-reaktionär gesonnen, vernichtet „1921 in einem demonstrativen Akt seine Wehrpapiere“.<sup>123</sup> Schon 1920 versteht er Heimatbewegtheit als Schlüssel für die ‚wahre Internationale‘: „Echte Heimatliebe erzieht [...] auch zu wahrer allgemeiner und echt internationaler Menschenliebe. Sie bedenkt, daß überall auf der Erde Menschen ihre Heimat und ihr Vaterland haben, die ihnen so lieb

<sup>121</sup> Vgl. als Überblick zu den widersprüchlichen Entwicklungen im Zentrum: Richter 2000, S. 57-113.

<sup>122</sup> Zitiert nach: Heidingsfelder 1954c (Kursiv-Setzungen ebd.). – Schon Padberg 1984, S. 198 deutet eine äußerst fragwürdige Rolle August Piepers ab 1933 an. Kritisch zur „Volksgemeinschaftsideologie“ im Volksverein: Richter 2000, S. 223-236; Dust 2007, bes. S. 527-542. Es geht nicht an, August Pieper apologetisch als „den Guten“ in strikten Gegensatz zu seinen nationalsozialistischen Priesterbruder Lorenz Pieper zu stellen. Immer noch nicht erschlossene Nachlass-Manuskripte ([www.archive.nrw.de/LAV\\_NRW](http://www.archive.nrw.de/LAV_NRW)) aus seiner Feder tragen z.B. folgende Titel: 17 Bd. I 1935-1939 „*Lebenserfahrungen*“ („Die kirchliche Gedankenwelt ist entfremdet den Aufgaben einer Erneuerung der Volksgemeinschaft und Nation.“). Enthält u.a.: „Warum bringt der katholische Klerus kein Verständnis auf für die geschichtliche Sendung des revolutionären Nationalsozialismus?“ „Der auf das Mißtrauen begründete Burgfriede zwischen Staat und Kirche muß überwunden werden“. – 17 Bd. II 1935-1936 „*Lebenserfahrungen*“ („Die Erneuerung der Volksgemeinschaft und Nation ist eine schöpferische Sinngebung des Lebens“). Enthält u.a.: „Die Geschichte hat jedem Geschlechte anderes zu sagen.“ „Welchen Sinn muß der Deutsche der Revolution von 1933 geben?“ „Welche Folgerungen ziehen die erneuerungswilligen Christgläubigen aus den Zeichen des Umbruches als des Aufrufes zur Bußfertigkeit?“ – Nachlass Nr. 19. „*Altersbekenntnisse*“. Enthält u.a.: „Der Sinn des Krieges 1940-“ „Die Einstellung der Geistlichen zum Nationalsozialismus.“ „Die Jünger Christi sind dem Nationalsozialismus mehr und Wichtigeres schuldig als den passiven Widerstand gegen seine Übergriffe in das kirchliche Leben.“ „Erst der Nationalsozialismus vermag die Deutschen zu erziehen zur Volksgemeinschaft und Staatsnation, damit den inneren und auswärtigen Frieden zu sichern.“ (sic!)

<sup>123</sup> Blömeke 1992, S. 43. Vgl. zu Rütther in diesem Sammelband mehrere Beiträge →II, IV, V, VIII, IX.

sind wie uns die unseren.“<sup>124</sup> Noch nachdrücklicher wird Rüter das Programm einer auf den ganzen Erdkreis schauenden ‚Katholizität‘ 1932 dem Abgrund des modernen Krieges entgegenstellen: „Der christliche Pazifismus sieht in der Menschheit nach ihrer einheitlichen Abstammung und ihrem gleichen Ziele einen Organismus.“<sup>125</sup> Während der Weimarer Republik entwickelt sich das kurkölnische Sauerland zu einer ausgesprochenen Hochburg der katholischen Friedensbewegung<sup>126</sup>, deren Anliegen über J. Rütters Schriftleitertätigkeit von 1923 bis Herbst 1928 auch im stark konfessionell geprägten Heimatbund verbreitet werden. Papst Benedikt XV. hatte in seiner Friedenszyklika „Pacem Dei munus“ vom 23. Mai 1920 die biblische Weisung zur Feindesliebe ausdrücklich auch auf den Bereich des Politischen bezogen: „Das evangelische Gebot der Liebe unter den einzelnen Wesen ist keineswegs verschieden von jenem, das unter Staaten und Völkern zu gelten hat.“ Der 1919 konstituierte Friedensbund der deutschen Katholiken (FdK), dessen Anfänge in das Jahr 1917 zurückreichen, sieht sich durch die Botschaft aus Rom in seiner Arbeit nachdrücklich bestätigt, schärft ab 1926 sein politisches Profil und klammert in seinem Schrifttum den ökonomischen Komplex der Kriegsursachen – samt Rüstungswahn – keineswegs aus.<sup>127</sup> Dem Bund gehört auch der Hüstener Amtsbürgermeister Dr. *Rudolf Gunst* (Zentrum) an, der im Rahmen seiner frühen Initiativen gegen die rechtskatholischen Antisemiten am Ort beim Paderborner Generalvikar Rosenberg bezeichnenderweise keine Unterstützung findet.<sup>128</sup> Gunst wird 1929-1932 sogar den Bundesvorsitz des reichsweiten FdK übernehmen.

Eine ausgesprochene Parallelgestalt zu Josef Rüter und Dr. Rudolf Gunst ist der im Eichsfeld tätige Priester *Heinrich Thöne* (1895-1946), der ebenfalls schon in der frühen Weimarer Zeit vor Ort und publizistisch dem völkisch infizierten Rechtskatholizismus entgegentritt (namentlich dem Jungdeutschen Orden: Johannes Dröder, Lorenz Pieper).<sup>129</sup> Generalvikar Rosenberg gibt ihm 1924 in einem gewundenen Schreiben nicht den erbetenen Rückhalt und lehnt es ab, dass „Geistliche gegen einander auftreten im Kampfe für oder gegen sogenannte ‚nationale‘ oder ‚rechts gerichtete‘ Organisationen“. H. Thöne war Zentrumsmitglied und engagierte sich im Friedensbund deutscher Katholiken. Seine Aussagen gegen Rassismus und für Völkerfrieden lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig: „Ein Katholik kann den Antisemitismus der völkischen Rassenfanatiker nicht mitmachen.“ „Wenn es uns nicht gelingt, in allen Ländern Europas die nationalistischen Hetzer zum Schweigen zu bringen, dann wird eines Tages ein neuer Weltkrieg Europas Kultur zerstampfen.“ „Die *übernationale Organisation der Völker*, das ist das große Ziel unserer Zeit.“ „Es gehört zum Wesen des Katholizismus, daß er übernational ist, daß er alle Menschen, alle Völker zu einer großen Gottesfamilie zusammenschließt.“ Diese Überzeugungen münden 1928 in eine Abschlussarbeit als Studienreferendar mit dem Titel „*Von der übernationalen Erziehung*“. (1936 wurde Thöne Lehrer am Arnberger Laurentianum; es folgte allerdings schon im August 1937 seine Entlassung aus dem Schuldienst. Begraben liegt dieser Priester, der auch nach Kriegsende noch einmal kurz mit linkskatholischen Positionen hervorgetreten ist, in Neheim-Hüsten.)

<sup>124</sup> Zitiert nach: Blömeke 1992, S. 51.

<sup>125</sup> Zitiert nach: Blömeke 1992, S. 75. – Wie beharrlich sich der „katholische Internationalismus“ bis Anfang 1933 auch in einem Zentrums-Blatt durchhalten konnte, hat Dietmar Klenke anhand des in Heiligenstadt erschienenen „Eichsfelder Volksblatts“ aufgezeigt (in: Kuroпка 2013, S. 371-377). Unter den Katholiken, die dann nicht ins Lager der Nationalisten wanderten, wäre es mit Sicherheit als große Ermutigung empfunden worden, wenn der umstrittene Papst Pius XII. 1939 im Sinne seines unmittelbaren Vorgängers der Kirche und allen Opfern des Rassenwahns eine Enzyklika „*Humani generis unitas*“ (Von der Einheit des Menschengeschlechts) geschenkt hätte.

<sup>126</sup> Vgl. Riesenberger 1983; Blömeke 1995; Riesenberger 1995. Diese Arbeiten sind im vorliegenden Sammelband nachzulesen: →II, III, XXXIV.

<sup>127</sup> Vgl. als guten Überblick zu den Zielen und Statuten des FdK: Der Friedenskämpfer – Organ der Katholischen Friedensbewegung 4. Jg. (1928), Nr. 8 (August), S. 1-22. – Gesamtdarstellungen zum FdK: Riesenberger 1976; Höfling 1977; Breitenborn 1981 (diese Titel leider weithin ohne Regionalbezüge zum Sauerland).

<sup>128</sup> Förster 2002. Nachzulesen in diesem Sammelband (→XI).

<sup>129</sup> Lauerwald 2013. Nachzulesen in diesem Sammelband (→X); Kotthaus 2001, S. 180-181.

1923/24 baut der Sauerländer Heimatbund auf dem geschichtsträchtigen Borberg zwischen Brilon und Olsberg ein Zeichen des Friedens (Ideengeber im Hintergrund ist J. Rüter). In der eingemauerten Urkunde (lateinisch, hochdeutsch, plattdeutsch) heißt es: „Die Kapelle, die der ‚Königin des Friedens‘ geweiht werde, soll sein ein Haus des Friedens mitten im Frieden des Waldes, ein Zeichen des Widerspruchs gegen den Völkerhass.“<sup>130</sup> Die katholischen Pazifisten der Region messen dem letzten Punkt besonderen Wert bei. Sie nehmen wachsam wahr, wie wenig breite Kreise in Gesellschaft und Kirche aus dem Abgrund des ersten Weltkrieges gelernt haben, und sorgen sich vor allem wegen der Ausformungen eines „Kriegsheldenkultes“, bei dem die christliche Botschaft nicht zum Zuge kommt. Der junge Balver Zentrumsanhänger und Heimatbundaktivist *Theodor Pröpper* (1896-1979) warnt 1925: „Leider aber mußten wir auch im Sauerlande die schauderbarsten Verirrungen auf dem Gebiete der Kriegerehrungen erleben, Verirrungen, die an die schlimmsten Dinge der [18]70er Jahre erinnern oder sie gar noch überbieten.“<sup>131</sup> Josefa Berens, die ihr Heil bei den Völkischen und hernach in der NSDAP sucht, zählt Pröpper 1930 zu jene „Heimatbund-Proleten“, deren „großes Maul“ gestopft werden müsse, und empört sich darüber, dass dieser „Friedrich den Großen“ geschmäht habe.<sup>132</sup>

Der aus dem Sauerland stammende Wiesbadener Zentrumspolitiker und Journalist *Franz Geuecke* (1887-1942) bleibt ebenfalls einer preußenkritischen und antimilitaristischen Traditionslinie verbunden. Er warnt 1928 mit höchster Dringlichkeit in der Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes vor einem ‚unkatholischen‘ Kriegerkult mit protzigen Steinblöcken, der den Frieden gefährdet: „Fern sei es uns, nach dem Beispiele berühmter Denkmalsredner unsere Kriegerdenkmäler zu Ausgangspunkten von Reden und Feierlichkeiten zu machen, die den Geist des Völkerhasses und der Rache atmen.“<sup>133</sup> (Franz Geuecke ist 1942 im Konzentrationslager umgekommen.)

1926 lädt Marc Sagnier, katholischer Demokrat und Pionier der deutsch-französischen Verständigung, im französischen Bierville zu einem internationalen Jugendtreffen für den Frieden ein: „Wir, die Jugend aller Völker, wir glauben an den Frieden, allen zum Trotz.“ Aus dem Sauerland nehmen u.a. teil der im Quickborn beheimatete Neheimer Theologiestudent *Franz Stock* (1904-1948) und der Warsteiner Kreuzfahrer-Gründer *Clemens Busch* (1903-1983). Zu den Auswirkungen der freundschaftlichen Verbindungen zum Nachbarland gehörte es z.B., dass die Jugendherbergsbewegung – mit besonderen Wurzeln im Sauerland – ab 1930 auch in Frankreich ihre Kreise zieht. Die jungen Kreuzfahrer<sup>134</sup> in Warstein stehen dem FdK sehr nahe und singen: „Nie, nie woll’n wir Waffen tragen; nie, nie zieh’n wir in den Krieg ...“.

Ein weiterer Quickborner aus dem Sauerland, der im Dörfchen Förde bei Grevenbrück geborene *Hubert Tigges* (1895-1971), findet im Schützengraben zu einer kompromisslosen Antikriegshaltung, bekennt sich zur „Europa-Idee“ und entwickelt u.a. über die Volkshochschulen des Bergischen Landes eine pazifistische Bildungsarbeit.<sup>135</sup> 1932 wird Tigges aufgrund seines Pazifismus in der Erwachsenenpädagogik endgültig ausgegrenzt und verfolgt dann eine – unglaublich erfolgreiche – Karriere als Reiseveranstalter. – Ein ausgesprochen bürgerlicher, gleichwohl antimilitaristischer Katholik wie der in Soest geborene *Eduard Raabe* (1851-1929) offenbart 1925 im Mundartbuch „De wiese Salomo in Holsken“ – sehr weitsichtig –

<sup>130</sup> Vgl. zur Friedenskapelle auf dem Borberg die umfangreiche Dokumentation in diesem Sammelband →V.

<sup>131</sup> Pröpper 1925. – Vgl. zu den Kriegerdenkmälern der Zeit jetzt auch: Arens 2014/2015.

<sup>132</sup> Vgl. Bürger 1993, S. 94.

<sup>133</sup> Geuecke 1928\*. Vgl. zu Franz Geuecke den Beitrag in diesem Sammelband →XII.

<sup>134</sup> Vgl. als Überblick zum Spektrum der katholischen Jugendbewegung (Quickborner, Neudeutsche, Kreuzfahrer, Sturmscharler): Richter 2000, S. 176-207. – Zu den „Kreuzfahrern“ gehörte auch der Mundartautor Franz Cramer (1909-1999) aus Warstein (Bürger 2010, S. 130).

<sup>135</sup> Tigges 2001. Vgl. zu Dr. Hubert Tigges den Beitrag in diesem Sammelband →XIII.

seine Besorgnis angesichts eines wahnhaften Nationalstolzes und votiert in Lessings Spuren zur ‚vollen Achtung‘ der jüdischen Mitbürger.<sup>136</sup>

Aufgrund der zunehmenden Einflussnahme rechter Kreise zieht sich Josef Rüter 1928 aus der Arbeit des Sauerländer Heimatbundes zurück und verlässt das Zentrum. Die linkskatholische und pazifistische Parteigründung von Vitus Heller, für die Rüter sich als entschiedener Antikapitalist nun einsetzt, findet im Sauerland (Raum Brilon, aber z.B. auch Kreis Lippstadt<sup>137</sup>) zwar einigen Zuspruch, kann sich jedoch als politischer Kraft nicht etablieren.

Die von Josef Rüter und seinem Priesterbruder Theodor Rüter 1924 in Brilon gegründete FdK-Gruppe hatte nach Großveranstaltungen mit prominenten Persönlichkeiten (Pater Franziskus Stratmann, Prinz Max von Sachsen) nennenswerten Zulauf erhalten. Höhepunkt der Friedensbewegung im Sauerland wurde ein internationales Friedenstreffen auf dem Borberg mit etwa 1.200 – vielfach jungen – Teilnehmern am 13. September 1931.<sup>138</sup> Über den Diakon *Franz Stock* (FdK) hatte auch eine Gruppe französischer Friedensfreunde von den „Gefährten des heiligen Franziskus“ den Weg dorthin gefunden. Die herzliche Verbundenheit mündete in den Austausch eines „historischen Friedenskusses“. – Doch über diesem ‚deutsch-französischen Treffen‘ lag schon ein dunkler Schatten. Randalierende sauerländische Nazis störten den Frieden, und die überregionale NSDAP-Zeitung hetzte hernach gegen die pazifistischen „Vaterlandsverräter“.

Im Sommer 1932 kamen die im Friedensbund deutscher Katholiken mitarbeitenden jungen „Kreuzfahrer“ in Eversberg zu ihrem Bundestag zusammen. Ihr geistlicher Leiter Religionslehrer Heinrich Hesse, ein Pionier der liturgischen Bewegung und dem Sauerland u.a. durch seine Zeit als Vikar von Ramsbeck verbunden, sagte in einer Ansprache:

„Wir halten Stand, inneren Stand, auch wenn die braunen Fluten noch so hochkommen. Wenn sie aber abgedämmt sind und sich verlaufen, dann wollen wir das erste Bauholz und die ersten Bauleute am neuen Deutschen Reich, einem befriedeten Europa, sein. Die Kreuzfahrer müssen aufrecht und ungebrochen bleiben. Der alte, ewige Ruf, die Erde neu zu gestalten, ist an uns gekommen. Pfingstgeist weht über uns. Wir rüsten zum dritten Bund. *Wir stellen den dritten Bund gegen das Dritte Reich.*“<sup>139</sup>

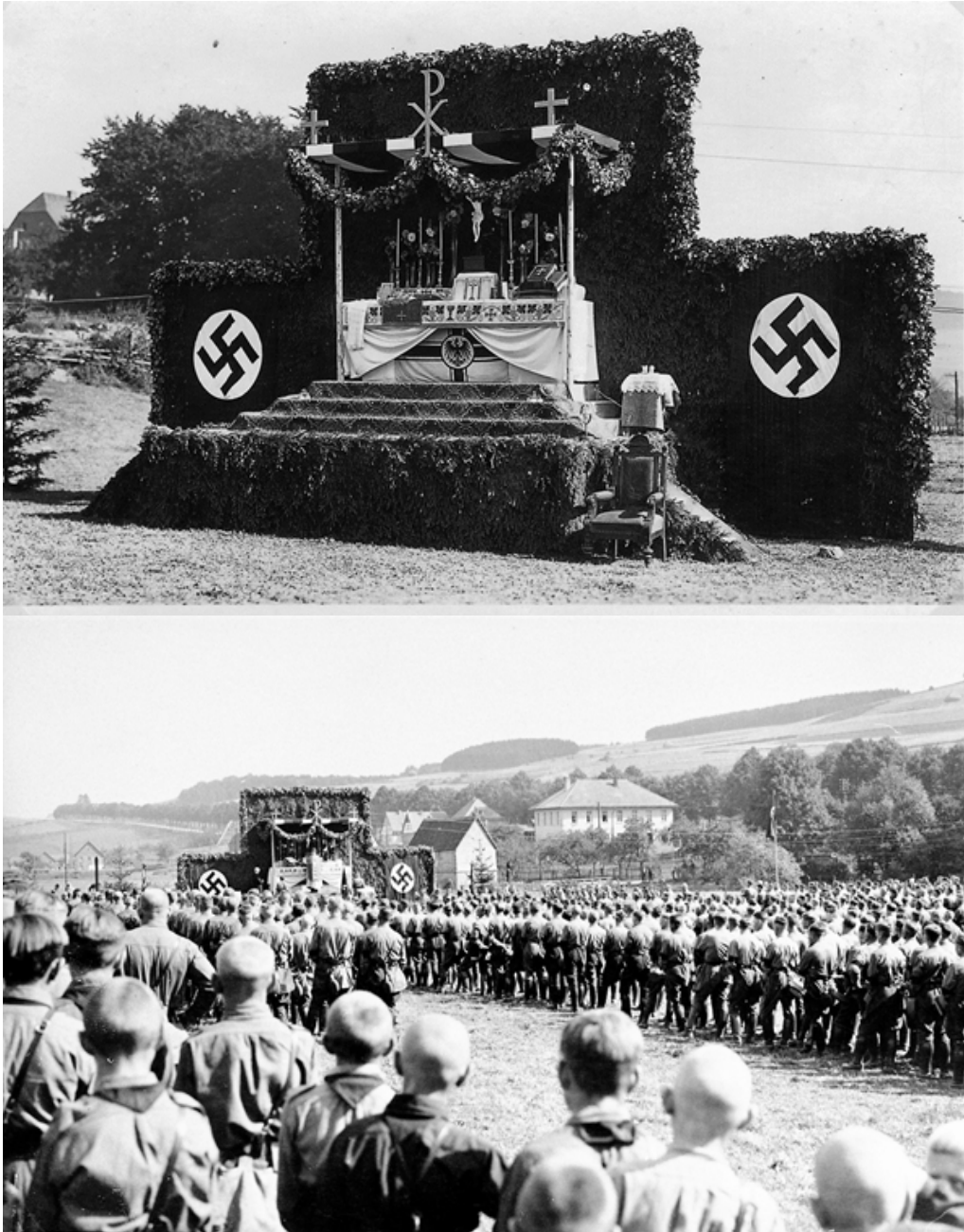
---

<sup>136</sup> Bürger 2012, S. 683.

<sup>137</sup> Bracht 2004. Nachzulesen in diesem Sammelband →XXXIII.

<sup>138</sup> Blömeke 1992; Stambolis 2003\*.

<sup>139</sup> Zitiert nach: Reineke 1987, S. 43.



Ein im Sinne der Nationalsozialisten geschmückter Altar – Feldgottesdienst mit SA-Aufmarsch in Eslöhe am 17. September 1933 (Archiv Museum Eslöhe)

## 6. Katholische Landschaft im Nationalsozialismus: Kollaborateure, bedrängte Pazifisten, Regimegegner

Die hohen Stimmenanteile der Zentrumspartei und die – trotz *deutlicher* „Einbrüche“ – weiterhin dürftigen Wahlergebnisse der Nationalsozialisten im katholischen Teil des Sauerlandes bis Anfang 1933 imponieren nicht nur im Vergleich mit den unmittelbar angrenzenden protestantischen Nachbargebieten (Siegen-Wittgenstein, märkisches Sauerland).<sup>140</sup> Bei den letzten – bestenfalls „halbfreien“ – Reichstagswahlen vom 5. März 1933 fallen die Prozentzahlen zugunsten der NSDAP immer noch vergleichsweise bescheiden aus<sup>141</sup>: Kreis Arnsberg 20,9%; Kreis Meschede 23,1%; Kreis Brilon 22,6%; Kreis Olpe 14,3% (Reichsdurchschnitt: 43,9%). Namentlich im Kreis Olpe<sup>142</sup> erzielt Hitlers Partei bei dieser Stimmabgabe eines der schlechtesten Ergebnisse im ganzen Reichsgebiet. – Spiegelbildlich zeigen die Ergebnisse dieser Wahl stabile Mehrheiten für das Zentrum im kölnischen Sauerland: Kreis Arnsberg 54,6%; Kreis Meschede 61%; Kreis Brilon 64,2%; Kreis Olpe 69,1% (Reichsdurchschnitt: 11,3%).

Wiederholt werden hernach von nationalsozialistischer Seite Klagen über die Widerborstigkeit der Landschaft vorgetragen.<sup>143</sup> In einem Bericht der Gestapo-Stelle Dortmund vom Juli 1934 wird gefordert: „Es muss erreicht werden, dass auch in der kleinsten Führerstelle Männer stehen, welche durch ihr tägliches Vorbild die Überzeugung von der Reinheit nationalsozialistischen Wollens mit unbeirrbarem Fanatismus vermitteln. Das gilt besonders für die Gebiete, wo – wie im streng katholischen Sauerland – die Bewegung sich heute noch im schwersten Kampf befindet und sich nur dann durchsetzen und behaupten kann, wenn sie wirklich Führer herausstellt.“<sup>144</sup>

### Die verdrängte Kollaboration

Indessen gibt es keinen Grund, die der ‚Machtergreifung‘ nachfolgenden zwölf Jahre in der regionalen Geschichtsschreibung wie eine Naturkatastrophe abzuhandeln, die von außen ins

<sup>140</sup> Hierzu Schulte-Hohbein 2012, S. 111: „Alle Wahlen seit 1930 zeigen in den Städten und Gemeinden des kölnischen Sauerlandes im Vergleich zu anderen Regionen eine große Resistenz gegenüber den Parolen des Nationalsozialismus. Trotz der unübersehbaren Schädigungen durch die Weltwirtschaftskrise blieb das in sich differenzierte Kartell des katholischen Milieus intakt. Dennoch stand es der kommenden Diktatur schutzlos gegenüber.“ – Auch sind die hohen Zentrums-Stimmenanteile nicht als sicherer Indikator für eine Identifikation mit der Republik zu bewerten!

<sup>141</sup> Die folgenden Prozentzahlen ungeprüft nach: Schulte-Hohbein 2012, S. 108 und 114. – Auffällig gute Ergebnisse erzielte die NSDAP dieser Quelle zufolge im März 1933 allerdings in Arnsberg-Stadt (28,4% [1930 schon 17,7%]), Rütthen (30,2% [1930: 6,3%]), Medebach (36,3% [1930: 7,4%]) und [Eslohe-]Wenholthausen (48%!), womit sich die Behauptung einer grundsätzlichen, flächendeckenden „Immunität“ im katholischen Sauerland erledigt. (Die Landschaft ist in sich nach Kreisgebieten und Kommunen *differenziert* wahrzunehmen! Vgl. hierzu paradigmatisch die Forschungen zu anderen katholischen Gebieten in: Kuroпка 2013.) – Völlig aus dem Rahmen fällt wiederum der Wahlausgang vom 5.3.1933 in der „tiefschwarzen“ Gemeinde Wenden (Kreis Olpe): Zentrum 85,9%; NSDAP 5%.

<sup>142</sup> Vgl. auch Stüken 1999, S. 24. Die bis Anfang 1933 scharf geführte weltanschauliche Auseinandersetzung in diesem Kreis spiegelt sich wider z.B. in einer Quellensammlung mit Beiträgen der Olper Kreiszeitung „Sauerländisches Volksblatt“: Müller 2011\* (für die Folgezeit stellt sich indessen auch bei diesem Blatt die Frage, was man sich auf christlicher Seite von der Fortführung einer staatlich bzw. nationalsozialistisch gelenkten, nur noch nominell ‚katholischen‘ Presse versprach). – Plausible Erklärungen für die positive Sonderstellung des Kreises Olpe, in dem der Zentrumspartei eine starke katholische Arbeiterbewegung zur Seite stand, sind in bislang vorliegenden Untersuchungen noch nicht vorgetragen worden.

<sup>143</sup> Vgl. z.B. die Primärquellen-Zitate in: Schulte-Hohbein 2000, S. 279 (Gestapo Dortmund, 1934); Gödden/Maxwill 2012, S. 523-526 (J. Berens-Totenohl: „Der sauerländische Mensch“ 1938); Klein 1994, S. 118 und 242 (rückblickende Stellungnahmen von Landrat Evers und NSDAP-„Gaugeschichtsschreiber“ Beck, WLZ 1934); Schulte-Hohbein 2012, S. 115 (Mescheder NSDAP-Kreisleiter Quadflieg, 1939). – Als Erfolgsgeschichte gestaltet ist ein NSLB-Text von 1937 über den Kreis Olpe (Klein 1994, S. 507-508).

<sup>144</sup> Schulte-Hohbein 2000, S. 279.

kölnische Sauerland gekommen und dann 1945 wieder spurlos verschwunden ist. Die lokalen Statthalter des Systems sind ja keineswegs alle von einem fremden Stern eingeflogen worden. Der nationalsozialistische Staat waltet ab 1933 auch an jenen Orten, an denen es zuvor überhaupt keine NSDAP-Mitglieder gegeben hat.<sup>145</sup> Die verbeamtete katholische Lehrerschaft wird sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unter Adolf Hitler ausgesprochen „staatstreu“ verhalten und im NSLB organisieren.<sup>146</sup>

Das ganze Ausmaß der Kollaboration im katholischen Milieu ist noch keineswegs systematisch erforscht worden. Einige wenige Beispiele seien angeführt: Am 12.4.1933 erklärt der bis dahin nicht besonders exponierte Zentrumsmann Heinrich Feldmann aus Bamenohl im Kreistag des Kreises Meschede, die gesamte Zentrumsfraktion stelle sich geschlossen hinter die „nationale Regierung“ und sei bereit zur Mitarbeit „mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften“<sup>147</sup>. Ähnlich bekundet der Arnsberger Stadtverordnete Rörig am 25.4.1933: „Für uns Zentrumsleute ist es eine Selbstverständlichkeit, der jetzt gegebenen Ordnung zu dienen.“<sup>148</sup> Der Arnsberger Propstdechant *Joseph Bömer* (1881-1942), einer der couragiertesten Zentrumspolitiker im Sauerland, hatte sich 1932 für den aus Attendorn stammenden Zentrumsmann *Rudolf Isphording* als neuen Bürgermeister eingesetzt und musste 1933 mit Bitterkeit feststellen, wie schnell dieser über Nacht zu einem Anhänger der Nazis geworden war.<sup>149</sup> Der vormalige Letmather Zentrums-Bürgermeister *Franz Pöggeler* fungierte von 1933 bis zu seinem Tod im Jahr 1942 als Bürgermeister von Rüthen und wurde postum noch 1977 durch eine Pöggeler-Straße geehrt. Nach den Forschungen von Hans-Günther Bracht kommt man nicht umhin, Pöggeler eine erschreckende Mitwirkung am nationalsozialistischen Unrechtssystem zu bescheinigen.<sup>150</sup> (Es ist eine sehr verbreitete und dennoch völlig irri- ge Annahme,

<sup>145</sup> Vgl. Klein 1994, S. 120-122 (Problemanzeige des NSDAP-Kreisleiters Fischer zur Gleichschaltung der gemeindlichen Parlamente im Kreis Olpe); Schulte-Hobein 2012, S. 115-121 (Beispiele für Ämterwechsel, jedoch auch der Hinweis auf das Verbleiben von altgedienten Zentrumsleuten in „kommunalen Spitzenpositionen“ des Kreises Brilon bis 1936). – Mitgliederentwicklung der NSDAP im Kreis Olpe (nach Kemper 1987, S. 44): 1933: 178 Personen; 1939: 3.600 Personen. Vgl. ebd., S. 45 auch die Ausführungen zur „Anfangsbegeisterung“ 1933 in der Stadt Olpe. – Zur Verwaltungs- und NSDAP-Partei-geschichte im Altkreis Meschede: Hillebrand 1989.

<sup>146</sup> Vgl. als Beispiel folgende Ausführungen zur Geschichte der Aufbauschule Rüthen: „Von 1932 bis 1945 leitete Studiendirektor Dr. Heinrich Steinrück die Schule mit autoritärem Gehabe. Zum 1. Mai 1933 traten er und alle anderen Lehrer – auch der Geistliche Dr. [Wilhelm] Kahle – der NSDAP bei. Beeinflusst vom Pathos der ‚Erneuerung‘ und des ‚nationalen Aufbruchs‘ sahen sie – im einzelnen unterschiedlich – durch den Nationalsozialismus die Chance, katholisch-kulturkritische, d.h. vor allem ständische und antiaufklärerische Vorstellungen durchzusetzen. Dies wirkte sich in der Anfangsphase teils deutlich auf den Unterricht [...] als auch auf das Schulleben (1933/34: geschlossene Teilnahme an öffentlichen Umzügen, fast 100%ige Mitgliedschaft in HJ, SA, BdM) aus. Allgemeine Affinitäten zu nationalsozialistischen Grundhaltungen waren zu erkennen, doch rassistische Positionen wurden kaum bezogen. Besonders der sehr schülerorientierte ehemalige Franziskaner Studienrat Dr. Ferdinand Hammerschmidt erwies sich öffentlich als begeisterter und begeisternder Propagandist Hitlers – u.a. bei Sonnenwendfeiern. Die örtliche Diskriminierung / Verfolgung von Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden fand keine Beachtung. Seit ca. 1935 verwarhten sich die Lehrer aber zunehmend gegen die einschränkenden Zumutungen der NSDAP gegenüber dem kirchlichen Terrain. Dr. Kahle trat aus der Partei wieder aus.“ (Friedrich-Spee-Gymnasium Rüthen o.J.\*)

<sup>147</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 24. Vgl. ebd., S. 25 mit Blick auf eine differenzierte Erforschung der Kollaboration im kommunalpolitischen Bereich den wichtigen Hinweis auf die Möglichkeit, „daß Anpassung bzw. ein Hinübergleiten zu den Nationalsozialisten später in Ablehnung oder Widerstand, umgekehrt, erste Gegenwehr in eine (möglicherweise nur formale) Anpassung umschlug“.

<sup>148</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 166. Vgl. ebd., S. 168 Hinweise auf widerborstige und auch auf zur NSDAP überlaufende Zentrums-Kommunalpolitiker in Warstein und Neheim.

<sup>149</sup> Literatur zu Propst J. Bömer und den NS-Konflikten in Arnsberg: Bruns/Senger 1988, S. 192-193; Kopshoff 1989; Schulte-Hobein 2000, bes. S. 282-287; Cronau 2002; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003 (s. Namensregister); Schulte-Hobein 2009; Cronau 2010; Schulte-Hohbein 2012, S. 124-126; Schulte-Hobein 2014.

<sup>150</sup> Bracht 2015. – Die in der Lokalpresse vermittelten Einsprüche gegen eine kritische Beurteilung Pöggelers basieren durchweg auf „Hörensagen“ oder vagen „Kindheits Erinnerungen“. Mit 16 Stimmen – gegen 10 – hat der Rüthener Rat in geheimer Abstimmung eine Umbenennung der Pöggeler-Straße beschlossen (vgl. *Rüthen. Straße verliert Namensgeber*. In: Der Patriot, 24.06.2015).

jemand, der als Katholik nicht in jeder Hinsicht an nationalsozialistische Vorgaben angepasst war, könne nicht dem – breitgefächerten – Feld der Kollaboration zugerechnet werden.) Der Niedermarsberger Zentrums-Politiker Dr. *Josef Gerlach* setzte seine Karriere „in der NS-Zeit als Kreiswirtschaftsberater“ fort und war u.a. für „Arisierung“ des Besitzes jüdischer Bewohner zuständig.<sup>151</sup>

Ein römisch-katholischer Geistlicher, der das Kriegsende im Dorf Werntrup miterlebt hat, stellt in Aufzeichnungen bezogen auf seinen Evakuierungsort fest: „... so ist es auch wohl mit den Nazis hier am Ort, die doch alle treue Katholiken waren oder sind“<sup>152</sup>. Einer *Schätzung* (!) aus Freienohl zufolge lag der Bevölkerungsanteil überzeugter Nationalsozialisten etwa bei 20 Prozent.<sup>153</sup> Sicher ist, dass die Fügsamen und die pragmatischen Mitläufer auch im katholischen Sauerland eine breite Mehrheit stellten. Überliefert ist hierzu folgende Aussage eines Priesters aus dem Kreis Olpe, der von einem Bauernhof mit zehn Kindern stammte und als Theologiestudent selbst 1937 denunziert worden ist: „Der Nationalsozialismus vergiftete ganze Dörfer und trieb Nachbarschaft und Familien auseinander. Außer einigen Fanatikern gab es die große Schar der Mitläufer. Die waren oft gefährlicher als die überzeugten Nationalsozialisten, die man kannte und vor denen man sich in acht nahm.“<sup>154</sup> Eine bewusste Oppositionshaltung – mit entsprechenden Handlungsoptionen – gab es nur bei Einzelnen. Allerdings sind nach Maßnahmen gegen Priester auch einige *kollektive* Proteste im Rahmen der Selbstbehauptung des katholischen Milieus überliefert.<sup>155</sup>

Als Ernst-Wolfgang Böckenförde 1961 in einem bahnbrechenden Aufsatz<sup>156</sup> daran erinnerte, dass 1933 „die Katholiken und ihre geistlichen Führer“ nicht nur im Ausnahmefall „die NS-Herrschaft in deren Anfängen mitbefestigt und ihr die eigene Mitarbeit angetragen“ haben, gab es ob dieser Infragestellung eines liebgewonnen Selbstbildes einen Aufschrei. Mehr als ein halbes Jahrhundert später sagt heute hingegen auch ein Vertreter der Kirchenleitung wie Bischof Franz-Josef Overbeck: „Differenzen zur nationalsozialistischen Ideologie, die vor 1933 noch Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen zwischen Kirche und NSDAP gewesen waren, wurden bald von vielen Priestern und Bischöfen unter den Tisch gekehrt. Stattdessen hoben sie vermeintliche weltanschauliche Gemeinsamkeiten hervor. Schlagworte hierfür wa-

<sup>151</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 105.

<sup>152</sup> Zitiert nach: Bürger 1993, S. 99. – Als Kontext ausdrücklich vermerkt: Die deutschen Bischöfe hatten die Gläubigen 1936 aufgefordert, „der Regierung Hitlers ... ein vollgültiges Ja zu geben“.

<sup>153</sup> „Zur Ehrenrettung“ seines Heimatortes Freienohl vermerkt C. R. Montag, Nazi-Sympathisanten seien im „katholisch geprägten Dorf deutlich in der Minderheit“ gewesen. Er schätzt, „dass maximal 20 Prozent der Freienohler überzeugte Nazis waren. Bei den restlichen Einwohnern handelte es sich um handfeste Leute, denen es vor allem darum ging, ihre Familien ordentlich über die Runden zu bringen“ (Montag 2011, S. 29). Vgl. als Schätzung von W. Reinert für ein kath. Arbeiterviertel in Saarbrücken Paul 1995, S. 100: „Danach machten die hundertprozentigen NSDAP-Anhänger etwa ein Viertel der Bewohner aus, während diejenigen, die in Distanz zum Nationalsozialismus standen, schon deutlich schwächer vertreten waren.“ – Für das Amt Niedermarsberg ist eine im Juni 1945 dem Landrat vorgelegte umfangreiche Liste der NSDAP-Mitglieder mit Anmerkungen zur ‚Qualität‘ der Parteizugehörigkeit (ohne Namen) publiziert in: Bruns/Senger 1988, S. 373-381.

<sup>154</sup> Tigges 1992, S. 13. – Der namentlich in dieser Quelle nicht genannte Priester ist Josef Löcker (1908-2010) aus Heinsberg (zu ihm: Hehl 1998, S. 1191; Brandt/Häger 2002, S. 487-488).

<sup>155</sup> Vgl. Padberg 1984, S. 121-124 und Bruns/Senger 1988, S. 196-197 (Werdohl, Ausweisung Dechant Vinbruck Siedlinghausen [m. Foto]); Hehl 1998, S. 1161 (geschlossener Einsatz des „Neindorfes“ Sundern-Endorf verhindert 1938 Verhaftung von Pfarrer Rudolf Gassmann); Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 134 (Brilon: Heimkehr von Vikar Kremp nach Gerichtsverfahren); Schulte-Hobein 2009 (kollektive Solidarität mit Probst Bömer und Vikar Mandel); Kemper 1987, S. 59 [m. Foto], Hannappel 1992 und Wermert 2011, S. 196 (einzigartiger Olper Protest gegen die Gestapo-Besetzung des Pallottiner-Klosters am 19.6.1941). – *Gravierende* Nachteile haben ‚Laien‘, besonders in Altenhündem, 1937/1939 aufgrund des vom Erzbischof ‚geforderten‘ Einsatzes für die Konfessionsschule in Kauf nehmen müssen (Klein 1994, S. 544-550; Katholische Kirchengemeinde Altenhündem 1994, bes. S. 101). – Für die verbreitete Kunde, in Marsberg habe eine Unruhe in der ortsansässigen Bevölkerung 1941 zur Einstellung der NS-Kindermorde in der Psychiatrie geführt, konnte ich noch keinen soliden Quellenbeleg ermitteln.

<sup>156</sup> Der Text sowie eine umfassende Orientierung zur nachfolgenden Diskussion sind enthalten in: Böckenförde 1988.



ren Gottgläubigkeit, Vaterlandsliebe, Gehorsam, Gefolgschaftstreue und Kampf gegen den Bolschewismus. Dass sich die Kirche hierbei so stark dem Geist der Zeit anpasste und sich von einem verbrecherischen und kirchenfeindlichen Regime auch instrumentalisieren ließ, war ein schwerer Fehler. Die Irrtümer und Fehleinschätzungen, denen in der Zeit des Nationalsozialismus auch hochrangige Vertreter der Kirche unterlagen, wurden nach 1945 nur zögerlich und punktuell eingestanden. Die Bereitschaft zum Widerspruch war das Außergewöhnliche. Verbreitet waren auch bei Christen das Mitmachen und das Schweigen.<sup>157</sup> Insbesondere den letzten Satz kann man nicht dick genug unterstreichen.

Wer bezogen auf das katholische Südwestfalen (bzw. das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Westfalen) stolz eine ‚Resistenz‘ gegenüber dem Nationalsozialismus auf seine Fahne schreiben möchte, sollte nicht verschweigen, dass ‚Hitlers Steigbügelhalter‘ *Franz von Papen*<sup>158</sup> (Werl) auch aus dieser Region stammt – ebenso weitere rechtskatholische Adelige, die wie die Brüder von Lüninck<sup>159</sup> und Max von Stockhausen halfen, die NS-Herrschaft in den 1930er Jahren zu festigen.<sup>160</sup> Der dem NS-System zu Diensten stehende Katholik und Staatsunrechtler *Carl Schmitt* (1888-1985) war märkischer Sauerländer. Ein Blick auf den oberen Klerus ergibt ebenfalls keinen Anlass zum landschaftsbezogenen Selbstlob. Der Kölner Kardinal *Karl Joseph Schulte*<sup>161</sup> (1871-1941) und der Paderborner Bischof *Caspar Klein*<sup>162</sup> (1865-1941), beide im Sauerland geboren, gehörten zu den anpassungsbereiten – keineswegs mutigen – Hirten. Der aus Niedermarsberg stammende Paderborner Weihbischof *Augustinus Philipp Baumann* (1881-1953) sprach 1933 „von der ‚selbstverständlichen‘ Einordnung in den neuen Staat und der ‚ebenso selbstverständlichen‘ Mitarbeit beim Neuaufbau unseres Volkes“<sup>163</sup>. Solche Appelle wurden an der ‚Basis‘ mitunter sehr bereitwillig aufgegriffen. Für (Marsberg-)Padberg – unweit des Geburtsortes von Weihbischof A. Baumann – wird berichtet, „dass die SA-Riege des Ortes anfangs bei den Prozessionen den ‚Himmel‘ [Baldachin über der Sakraments-Monstranz] trug“<sup>164</sup>. Offen gegenüber dem neuen Regime zeigten sich auch solche Ortsgeistlichen, die nicht wie Lorenz Pieper (1875-1951), Ferdinand Franz Heimes (1891-1962) oder Karl Rempe<sup>165</sup> (1890-1970) zum engeren Zirkel der „braunen Priester“ gehören.<sup>166</sup> 1933 gab es im Sauerland „große Feldgottesdienste mit SA- und

<sup>157</sup> Overbeck 2014\*.

<sup>158</sup> Mallmann 2004\*. – Die rechtskatholische Umtriebigkeit des Franz von Papen reicht zurück bis in das Jahr 1907 (Hübner 2014, S. 64-65)!

<sup>159</sup> Schon am 1.6.1931 übersenden Ferdinand Freiherr von Lüninck und fünf weitere rechtskatholische Adelige des Bistums Paderborn dem Ordinariat ihrer Heimatdiözese eine Stellungnahme, in der der „offizielle Kern“ des NSDAP-Programms als ganz dem „katholischen Lebensideal“ (!) entsprechend charakterisiert wird (Hübner 2014, S. 650-651).

<sup>160</sup> Vgl. dagegen das Verhalten des Eversberger DNVP-Anhänger Heinrich Adams (1878-1947), der sich 1933 hartnäckig einem Eintritt in die NSDAP verweigerte und seine Distanz zum Regime bis zum Ende des 2. Weltkrieges beibehielt (Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 25-26).

<sup>161</sup> Vgl. zu ihm: Burtscheidt 2014\*; Hübner 2014 (s. Namensregister).

<sup>162</sup> Vgl. zu ihm: Stüken 1999; Wagener 1993, S. 253. – 1934 hat Bischof Klein im Kreis Olpe gar gepredigt: „Wir deutschen Bischöfe haben in Fulda Treue bis zum Tod gelobt, Treue bis zum Martyrium“ (zitiert nach: Klein 1994, S. 311).

<sup>163</sup> Böckenförde 1988, S. 49. – Vgl. auch Stüken 1999, S. 59 und 188: Bei einem Besuch versichert Weihbischof A. Baumann im Juli 1933 dem hochrangigen NS-Politiker Wilhelm Loeper, Reichsstatthalter von Anhalt und Braunschweig: „Unser höchstes [sic!] Ziel ist es, unsere Gläubigen zu ebenso treuen Staatsbürgern wie zu treuen Mitgliedern der Kirche zu machen.“ Zu A. Baumann und dem aus Bödefeld stammenden Generalvikar Caspar Gierse (1872-1953) hat Christoph Allrogen als Zeitzeuge mitgeteilt, sie hätten 1936 eine Anhörung der um Rückendeckung nachfragenden Jugendseelsorger durch Erzbischof Klein zu verhindern versucht (Katholisches Militärbischofsamt 1994, S. 33-34).

<sup>164</sup> Auskunft des Padberger Ortsheimatpflegers Norbert Becker, mitgeteilt von Andreas Karl Böttcher (Vorsitzender „Marsberger Geschichten – Schlüssel zur Vergangenheit e. V.“) in einer E-Mail vom 23.02.2015. – Bei der „SA-Riege“ könnte es sich hier freilich um einen gleichgeschalteten Kriegerverein handeln.

<sup>165</sup> Vgl. zu ihm jetzt: Rüsche 2014; daneben: Klein 1994, S. 257-258; Thieme 2001, S. 133-135; Brandt/Häger 2002, S. 652 (ohne Hinweis auf NS-Nähe und Entnazifizierungsverfahren); Spicer 2008, S. 283-284.

<sup>166</sup> Schon am 4.6.1994 hat mir ein Sohn des Küsters und Mundartdichters Jost Hennecke (1873-1940) erzählt, die

Stahlhelmaufmärschen“, Predigten von Ordenspriestern für die ‚neue Zeit‘ und gar Hakenkreuz-Altarschmuck.<sup>167</sup> In der Mescheder Zeitung vom 6. Dezember 1933 liest man in einem Bericht über den Kolping-Gedenktag in Eslohe: „In seiner Festansprache am Abend wies der Präses auf die hohe Bedeutung dieses Tages hin. Er zeichnete den Lebenslauf und das Lebenswerk Vater Kolpings und stellte es in großen Zügen dem idealen Werk unseres heutigen Führers Adolf Hitler zur Seite.“<sup>168</sup> Nachrichten dieser Art wird man wohl für zahlreiche Kommunen der Region recherchieren können, doch sie wurden in einer gelenkten Heimatgeschichtsschreibung z.T. jahrzehntelang unterschlagen. Für Rüthen schreibt Adolf Cramer (1934-2011): Die „Kundgebung der deutschen Bischöfe [vom 28. März 1933], sollte er sie gelesen haben, wird sicher meinen Vater bewogen haben, seine höchstwahrscheinlich vornehmlich religiös begründeten Einwände gegen die Nazi-Herrschaft, wenn sie denn bestanden haben, zu überdenken, zumal es kein Geheimnis war, dass der Rühthener Pfarrer Behrens im Juni 1933 im Arbeiterverein und der Vikar Bürger im Oktober 1933 im Gesellenverein im Sinne dieser ‚Kundgebung‘ ausdrücklich noch einmal zur Regierungstreue aufgerufen und allgemeinen Beifall geerntet hatten“<sup>169</sup>.

Der nach dem frühen Tod des Vaters in seinem Werdegang von den Olper Franziskanerinnen materiell unterstützte, 1941 dann zum Paderborner Bischof geweihte *Lorenz Jaeger*<sup>170</sup> (1892-1975) lehnte selbstverständlich die ‚antichristliche Richtung‘ im NS-Weltanschauungsspektrum ab, doch er stand ein für eine stramm deutschnationale Gesinnung, war vom militärischen Männerbund angezogen und betonte noch im August 1943 eine (sogenannte) ‚Blutgemeinschaft‘ im *deutschen Volk* als Bezugsgröße für einen ‚*deutschen* Bischofsdienst‘. Hitlers Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten bewertete der ehemalige Wehrmachtseelsorger als rettenden Kreuzzug gegen den gottlosen Bolschewismus, dem er gern und mit Überzeugung als bischöflicher Prediger assistierte. Passend zu seiner Loyalitätserklärung gegenüber dem faschistischen Staat („aus ganzem Herzen und ohne Einschränkung“) verlangte dieser – *hochpolitische* – Erzbischof von seinen Seelsorgern jedoch, jegliches ‚Politisieren‘ – nicht nur das ‚unnötige‘ – zu unterlassen und sich auf das ‚Sakrale‘ zu beschränken. Die Paderborner Bistumslinie zielte auf ‚friedliche Koexistenz‘, Stützung des nationalen Kriegsapparates, Meidung aller Konflikte mit dem NS-Staat<sup>171</sup>, die die (vermeintlichen) Säulen des

---

erste Hakenkreuzfahne in Remblinghausen habe am Pfarrhaus gehangen. Meine in Baldeborn bei Remblinghausen geborene Mutter wusste auch nichts von einer Distanz der Lehrer zum NS-Regime zu berichten. Vorsichtig schreibt Kortenkamp 2013, S. 132 über den Remblinghausener Ortspfarrer: „Es gab damals [Anfang 1933] eine wohl recht kontroverse Diskussion zwischen Pastor [Franz] Ruegenberg und meiner Mutter, für die nur das Zentrum und ihre Abneigung gegen Hitler und seine Judenhetze in Frage kamen. Ruegenberg vertraute jedoch auf das Reichskonkordat“. (Vgl. ebd., S. 136 das Foto vom Goldenen Priesterjubiläum des Pastors am 9.3.1944, auf dem ganz links auch Ruegenbergs ehemaliger Schüler bzw. „Ziehsohn“ Dompropst Dr. Paul Simon sowie im rechten Bildfeld der einst im Gemeindegebiet bei Bauern für die NSDAP werbende Priester Dr. Lorenz Pieper zu sehen sind.)

<sup>167</sup> Schumacher 1969/1982, S. 7 (Bericht aus „De Suerlänner 1952“); Hillebrand 1989, S. 50-51 (Eslohe); Franzen 2002, S. 111-112 (Eslohe, mit Altarfoto).

<sup>168</sup> Zitiert nach: Franzen 2002, S. 110 (der Kolping-Abend endete mit dem Horst-Wessel-Lied); vgl. ebd., S. 111-112 (‚SA-Gottesdienst‘ am 17.9.1933) und S. 114. – Diskret heißt es in einem Beitrag über diesen Kolping-Präses Rektor Philipp Todt, der in meinen Meßdienerjahren ob seines Todes in Kriegsgefangenschaft (1944) vom Küster fast als ‚Märtyrer‘ betrachtet wurde: „Auch die nationalsozialistische Umwälzung im Jahr 1933 konnte seinem Idealismus zunächst nichts anhaben. Anfangs gab es sogar Hinweise auf Zusammenarbeit.“ (Schulte 2005)

<sup>169</sup> Cramer 2008, S. 19.

<sup>170</sup> Vgl. zu ihm: Leugers 1996 (s. Namensregister); Stüken 1999; Pape 1999; Bürger 2015c\*. – Die deutschnationale, rechte Gesinnung des Erzbischofs ist auch für die Zeit nach Niederwerfung des Faschismus noch aufweisbar. Nur bezogen auf die Kriegsführung der Alliierten benutzte L. Jaeger einen Terminus, den er zuvor für das Agieren der deutschen Wehrmacht nie benutzt hatte: Terror.

<sup>171</sup> Vgl. Beispiele hierfür auch in: Padberg 1984; Stüken 1999; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 179-180. – Dass die Klage eines SD-Berichterstatters im Jahr 1940, gerade die verdeckte Paderborner „Kampfarm“ sei gefährlich (Klein 1994, S. 246), berechtigt gewesen wäre, dafür liegen allerdings keine überzeugenden Belege vor.

innerkirchlichen Lebens nicht berührten, sowie auf Unterlassung jeglichen *öffentlichen* Protestes gegen die Ermordung „Behinderter“ und ‚Verzicht‘ auf Solidarisierung mit den Juden. Dass sich unter solchem Vorzeichen nicht nur profilierte Linkskatholiken, sondern auch ganz durchschnittliche einfache Gläubige und ‚treue Zentrumsleute‘ im Sauerland von der Bistumsleitung an der Pader nicht gut vertreten sahen, sollte niemanden verwundern.<sup>172</sup>

Wenn die Bistumsgeschichtsschreibung für die Diözese Paderborn nicht mehr Solidarität der oberen Kirchenleitung mit drangsalierten bzw. verfolgten Priestern<sup>173</sup> und ‚Laien‘ zutage fördern kann als bislang, wird man in Einklang mit überlieferten Klagen sogar zwangsläufig zum zweigeteilten, schmerzlichen Bild einer „Kirche von oben“ und einer „Kirche unten“ gelangen. Die Fragestellungen zur Beleuchtung dieses Komplexes sollten *einfach* gehalten werden, z.B.: Was ist das für eine Kirche, die ihrer Opfer und Märtyrer gemeinschaftlich erst gedenkt, wenn die Verfolgung von ‚Unangepassten‘ längst Vergangenheit ist und kaum noch Zeitzeugen leben?<sup>174</sup> Darf man – instrumentell – allen Mut und alle Leidenserfahrungen von Getauften in einen Gesamthaushalt „Kirche im Widerstand“ überführen, ohne die Widersprüche zwischen „oben“ und „unten“ zu benennen?

Der Kirchenhistoriker kann, nachdem er dem Handwerk der Geschichtswissenschaft durch eigene Arbeit höchsten Respekt gezollt hat, solche *theologisch* höchst bedeutsamen Fragen nicht umgehen. Das beschämende Vorbild eines Bischofs an der Pader, der 1942 mitten im NS-Eroberungs- und Vernichtungskrieg predigt, Russland sei ein „Tummelplatz von Menschen“, die „*fast zu Tieren entartet*“ sind, eröffnet im Sinne Jesu von Nazareth keine Perspektive. Eine Zukunft von Kirche wird es nach dem ‚Ende der katholischen Landschaft‘ nur geben, wenn man sich an das Beispiel jener jungen katholischen Magd erinnert, die ihre Angst überwindet und ihrem „braunen Bauern“ ins Angesicht widersteht, weil dieser „seine“ russischen Zwangsarbeiter schlechter behandelt als das Vieh.<sup>175</sup>

<sup>172</sup> Vgl. Tigges 1984, S. 169, 170, 172, 174-175, 177, 182; Blömeke 1992, S. 90, 101, 134-139, 150; Tigges 1992, S. 36, 55 (Gerücht, L. Jaeger sei ein Freund von Dr. L. Pieper), 57, 181; Stüken 1999, S. 73-74, 92-93, 110, 149-151; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 179-180; Tigges/Föster 2003, S. 29, 120, 128, 227, 303.

<sup>173</sup> Vgl. Gruß 1995, S. 263-264 und 271 (hier folgen völlig unbelegte *Spekulationen* über einen Kontakt Erzbischof Jaegers zum Widerstand); Hehl 1998, S. 1146, 1154, 1163, 1172, 1173, 1180, 1181, 1184, 1186, 1198. – Kritisch hingegen: (in) Wagener 1993, S. 181; Bürger 2014a\*. Als Vertreter der Paderborner Bistumsforschung fragte U. Wagener schon 1990: „... wie soll man den Generalvikar beurteilen, der auf dringendes Ersuchen der Gestapo Priester von ihrer Stelle versetzte, die wegen oppositionellen Verhaltens bei den Nazis in Ungnade gefallen waren und Zwangsmaßnahmen zu gewärtigen hatten? Solche Versetzungen geschahen dann wohl auch gegen den Willen der mutigen Betroffenen wie auch der Gemeinden, die sich über die Maßnahmen der bischöflichen Behörde nicht selten empörten“ (in: Frankemölle 1990, S. 148). Grundsätzlich zum Konfliktfeld „Gehorsame Kirche – ungehorsame Christen“: Groß 2000 (die Anfragen in diesem schmalen Band kann kein seriöser Kirchenhistoriker übergehen). Zur Positionierung der Kirchenleitung 1933-1945 vgl. den guten Überblick von A. Leugers in: Scherzberg 2005\*, S. 32-55.

<sup>174</sup> Ein Vergleich mit der entgegengesetzten Praxis des salvadorianischen Märtyrerbischofs San Oscar Romero (1917-1980) bietet sich an! (Mordopfer der Rechten wurden z.B. März 1977 in der Bischofskirche aufgebahrt; außer dem Gedenkgottesdienst dort war sonst keine Sonntagsmesse im Bistum vorgesehen; hier lässt sich auch aufzeigen, warum für das kirchliche Geschichtsgedächtnis z.B. Details wie die genauen Umstände der Trauerfeier für einen ermordeten Blutzeugen durchaus von Bedeutung sind). – Ab 1945 wurde im Bistum Paderborn jenes Zeitfenster ignoriert, das für eine Erhellung der Geschichte von Verfolgten (und Ermordeten) jenseits bloßer Gerüchte etc. noch offenstand; ‚Laien‘ kamen so gut wie gar nicht ins Blickfeld (vgl. im Ansatz schon kritisch: Wagener 1993, S. 225-232). Das Interesse an den menschlichen Leidenswegen kam zu spät und wurde zudem oft apologetisch gelenkt (mehr Reaktion und Pathos als solide Forschung; mehr Statistik als leibhaftige Lebensgeschichten). Meine These: Obwohl aufgrund früher Fragebogen-Aktionen später ein imponierendes (jedoch z.T. verzerrtes) „*quantitatives Bild*“ von „Kirchenverfolgung“ auch für das Erzbistum Paderborn präsentiert werden konnte, zeigt die Überlieferungslage in mehreren Fällen, dass 1945 an einer „*qualitativen*“ Erhellung der Schicksale von nachweislich verfolgten Priestern (oder gar ‚Laien‘) wenig Interesse bestand – aus welchen Gründen jeweils auch immer.

<sup>175</sup> Die Geschichte dieser jungen Magd ist mir im letzten Jahr von ihrem Sohn, einem sauerländischen Priester, erzählt worden. Ich darf sie jedoch mit Rücksicht auf Nachfahren des NSDAP-Bauern nicht unter Namensnennungen veröffentlichen. – Eine Anfälligkeit *größerer* Bauern gegenüber dem „Blut- und Boden-Wahn“ der Faschisten hat besonders Paul Tigges in seinen Büchern immer wieder thematisiert. So kann man bezogen auf

Gleichwohl bleibt es dabei, dass auch in der „Kirche unten“ ein über die Selbstbehauptung des konfessionellen Milieus hinausgehender Einsatz zugunsten *anderer* (z.B. solidarische „Polenseelsorge“<sup>176</sup>, Aufklärung über den Massenmord an sogenannten „Behinderten“ oder gar Hilfe für politisch bzw. „rassisch“ Verfolgte) und Widerstand gegen das System nur auf *wenige* Ausnahmen – d.h. einzelne Personen – beschränkt blieben. Beunruhigend sind überdies Hinweise auf Denunziationen zulasten vornehmlich von Seelsorgern<sup>177</sup>, die aus dem Kreis der Kirchengemeinden selbst kamen und nach dem Frühjahr 1945 zu den großen Tabus gehörten.

### Exkurs: Wie unpolitisch war die „religiöse Selbstbehauptung“?

Das Feld der ‚katholischen Kollaboration‘ für das Sauerland gründlich zu erforschen, bleibt aufgrund eines Überhangs an Selbstlob-Erzählungen die vordringlichste Aufgabe. Das populäre Bild einer ‚verfolgten Kirche‘ verdunkelt, dass Maßnahmen gegen ‚die Kirche‘ bzw. einige ihrer Mitglieder keineswegs einheitlich ausgefallen waren und auch nicht aus einem ungezügelter Terror bestanden hatten. Manche Eingriffe von fanatischen Parteileuten, die den Zorn ganzer Pfarrgemeinden nach sich zogen, waren gar nicht im Sinne der ‚Volksgemeinschafts-Ideologie‘ und des nationalsozialistischen ‚Sicherheitsdienstes‘.<sup>178</sup> Man wollte einschüchtern und gezielt gegen unbelehrbare Gegner auf Seiten der ‚Schwarzen‘ vorgehen, ohne die römisch-katholische Bevölkerung insgesamt gegen sich aufzubringen.

Ein Votum für die Erforschung der ‚katholischen Kollaboration‘ bedeutet jedoch mitnichten, das Widerborstige der Landschaft auszublenden. Die Westfälische Landeszeitung vom 15. Juli 1934 bot unter der Überschrift ‚*Der Nationalsozialismus im Sauerland*‘ folgenden Rückblick: ‚Den Leuten wurde immer wieder eingehämmert, ‚alle anderen Parteien, besonders die Nationalsozialisten, sind Feinde der katholischen Kirche und damit Eure Feinde; denn der Sauerländer ist katholisch bis ins Mark.‘ Wenn es sogar Geistliche gab, die von der Kanzel unseren Führer als den ‚hergelaufenen Ausländer‘ bezeichneten und davon sprachen,

---

die Kollaboration also nicht einfach auf ‚böse Enklaven‘ mit höherer Industrialisierung oder nennenswertem Stadtbürgertum in einer ansonsten noch heilen, agrarischen Welt des katholischen Sauerlandes verweisen. Ein frühes Zeugnis zur Behandlung der Zwangsarbeiter durch Bauern in: Bruns/Senger 1988, S. 370.

<sup>176</sup> Ich zähle dies auf, *obwohl* es in erster Linie das ‚innerkirchliche‘ Selbstverständnis betrifft. Zahlreich liegen auch für das Sauerland vor Einträge zu Verhören oder Verwarnungen von Priestern wegen unerwünschter bzw. verbotener Formen der Seelsorge für Polen. Sie sind wegen der zugrundeliegenden ‚Erhebungsmethode‘ und der Anlage des hier maßgeblichen Standardwerkes (Hehl 1998) leider kaum brauchbar für eine ‚Rekonstruktion‘ historischer Vorgänge bzw. Verhältnisse.

<sup>177</sup> Vgl. z.B.: Wagener 1993, S. 144 und 146 (Denunziations-Mutmaßungen zu dem durch KZ-Haft ermordeten Friedrich Karl Petersen); Bruns/Senger 1988, S. 190 (Denunzierungen des Pfarrvikars Josef Pieper); Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 35 (Pfarrvikar und Blutzeuge Otto Günnewich, Eslohe-Niedersalwey), S. 36-37 (Pfarrer E. Droll in Calle und Vikar H. Epe in Niederlandenbeck), S. 191-192 (Denunziation von Pfarrer Dr. Fritsch in Sundern-Hellefeld), S. 198-199 (Denunziation von Pfarrer Soer in Sundern und von Pfarrvikar A. Brechting in Sundern-Hachen); Möhring 2014\* (kircheninterne Denunziation von Vikar Anton Spieker durch NSDAP-Anhänger in Sundern-Hövel); Frieling 1992, S. 115 (Pater Krähenheide, Sundern-Hellefeld). Hinweis auf einen Aufklärungsversuch für Sundern-Hellefeld im Kontext der ‚Entnazifizierung‘: Senger 1995, S. 313-314. – Vgl. zum Phänomen ‚Denunziation‘ und zu Priestern als bevorzugter Zielscheibe auch die saarländischen Studie: Paul 1995, S. 104-106, 115; ebenfalls: Klein 1994, S. 247-248. – Der entgegengesetzte Komplex ‚*Priester als Denunzianten*‘ stellt vielleicht ein noch größeres Tabu dar. Ein Hausgeistlicher der Hinnenburg Brakel hat im Februar 1941 dem in Meschede geborenen Brakeler Pfarrer Friedrich Grüne (1867-1944) als V-Mann der Gestapo folgenden Ausspruch im Zusammenhang mit Elternprotesten gegen die Abschaffung des Religionsunterrichtes zugeschrieben: ‚Das ist überhaupt das einzige, worauf wir hinarbeiten müssen und wovor sie (gemeint waren die Nazis) Angst haben: Die Eltern müssen wir rebellisch machen‘ (Frankemölle 1990, S. 160; Hehl 1998, S. 1164). Pfarrer Grüne kam aus der Haft wieder frei, der vom Priesterdenunzianten ebenfalls bei der Gestapo verratene Pater Franz Riepe (1885-1942) von den Steyler Missionaren fand als Märtyrer im KZ Dachau den Tod.

<sup>178</sup> Vgl. dazu allgemein, nicht regional: Tigges/Föster 2003, S. 110-112. – Ein frühes sauerländisches Beispiel: Katholische Kirchengemeinde Altenhundem 1994, S. 92-93.

dass diejenigen, die ‚das Kreuz an den Ecken umgebogen hätten, die größten Feinde der Kirche seien‘, so machte es einen derartigen Eindruck auf die breite Masse, dass die Wirkung heute noch zu verspüren ist.“<sup>179</sup> Ein Text der NSDAP-Propagandistin Josefa Berens-Totenoehl, die ihrem Priesterfreund Lorenz Pieper „arische Heilige“ als Ersatz für ‚jüdische Bibelgestalten‘ malte, zeigt an, dass die Partei im Jahr 1938 das Ziel einer weltanschaulichen Umformung des – inzwischen planmäßig überwachten – ‚schwarzen Terrains‘ noch immer nicht als erreicht betrachtete: „Die Verkündigungen des Nationalsozialismus sind der Lebensauffassung des ländlichen Menschen durchaus gemäß, wenn nicht naturfeindliche und volksfeindliche Kräfte, die einst die große Macht im Sauerlande verkörperten und es heute noch tun, am Werk wären, dann möchte unser Volk [...] auch im äußeren Bekenntnis rascher hineinwachsen in das neue Leben.“<sup>180</sup> Mit „natur- und volksfeindlichen Kräften“ waren hier Geistliche und andere Leitgestalten des katholischen Milieus gemeint. Der Olper NSDAP-Kreisleiter nannte sie „schwarzes Gesindel“<sup>181</sup>. In Kirchhundem wurde das folgende – umgedichtete – SA-Lied gesungen: „Durchs Sauerland marschieren wir, die schwarze Front zerschlagen wir!“<sup>182</sup>

Die Bistumsleitung gab seit Abschluss des Konkordates – und erst recht unter Erzbischof Lorenz Jaeger – das (hochpolitische) Leitbild der völlig ‚entpolitisierten‘ Ortsgemeinde vor und war bereit, alle Organisations- und Aktionsformen der ‚Laien‘, die in dieses Konzept nicht hineinpassten, preiszugeben. Doch die ehemals enge Verflechtung von kirchlichem Leben und politischem Katholizismus unten vor Ort löste sich dadurch natürlich nicht einfach über Nacht in Luft auf (nur deshalb dürfen wir Nachgeborenen die Courage einiger ehemaligen Zentrumsleute auch innerhalb eines *kirchgeschichtlichen* Kontextes thematisieren).

Heute ist es für seriöse Forscher nicht mehr möglich, bloße Ordnungswidrigkeiten bzw. Regelverstöße, widerstrebendes Verhalten auf Teilgebieten des gesellschaftlichen Lebens, jedwede weltanschauliche Unangepasstheit oder alle Aktivitäten zur Sicherung des tradierten religiösen Heimatgefüges<sup>183</sup> schon gleich unter die hehre Überschrift „Widerstand“ zu stellen. Mannigfache Unterscheidungen haben sich – zu Recht – durchgesetzt.<sup>184</sup> Sie helfen freilich nicht immer, einen angemessenen Zugang zu vermitteln. Gar nicht so wenige Menschen mussten eben auch die Missachtung eines Verbotes, das die Religionsausübung<sup>185</sup> einschränkte, oder einen – vergleichsweise harmlosen – politischen Witz<sup>186</sup> mit ihrem Leben

<sup>179</sup> Klein 1994, S. 242 (dort Anmerkung 8).

<sup>180</sup> Gödden/Maxwill 2012, S. 525-526.

<sup>181</sup> Klein 1994, S. 122.

<sup>182</sup> Becker/Vormberg 1994, S. 359.

<sup>183</sup> Ein Komplex wie die von unten getragene *Selbstorganisation der Glaubensunterweisung* (nach Abschaffung des schulischen Religionsunterrichts) darf freilich – auch in der Forschung – nicht als Randphänomen behandelt werden.

<sup>184</sup> Vgl. Henkelmann/Priesching 2010\*. Die maßgebliche Studie „Katholisches Milieu und Nationalsozialismus“ für den Altkreis Olpe (Klein 1994) folgt bereits einem kritischen Paradigma. Ein – schier unersetzliches – Pendant für die Altkreise Arnsberg, Brilon und Meschede (Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003) unter Einbeziehung von Sozialdemokraten und Kommunisten zeigt auf wohlthuende Weise, dass die Autorinnen eine Studie zum Saarland (Paul 1995) zur Kenntnis genommen haben. – Die inspirierende Darstellung von Gerhard Paul (Paul 1995), zu deren Stärken eben die Abstinenz vom Apologetischen gehört, erschließt für einen Vergleich (katholisches Milieu im Saarland und im kölnischen Sauerland) zahlreiche Entsprechungen, aber auch Unterschiede. Ein neuerer Sammelband (Kuropka 2013) zeigt Befunde für weitere „katholische Landschaften“ auf, so dass die Durchführung eines systematischen Vergleichs noch verlockender erscheint. Einige Beiträge in Kuropka 2013 tendieren – auch in der eifrigen Theorieentwicklung – wieder mehr zur ‚katholischen Apologie‘, wobei das Vorgetragene hinsichtlich der jeweiligen empirischen Basis streng zu prüfen ist.

<sup>185</sup> Der als KZ-Häftling ermordete Niedersalweyer Pfarrvikar Otto Günnewich (1902-1942) soll wegen geringfügiger Überschreitung des amtlich erlaubten Prozessionsweges inhaftiert worden sein (vgl. z.B. Moll 2010, S. 482-484). Zu ihm bereitet der Verfasser eine Dokumentation vor. Die herkömmliche Erzählung seines „Falles“ verdient eine kritische Anfrage.

<sup>186</sup> Der Herrntroper Bauernsohn Carl Lindemann (1917-1944) wurde letztlich wegen eines „Goebbels-Witzes“ hingerichtet (Heinemann 1999, S. 80-87).

„bezahlen“. Das übereinander gestellte „Chi-Rho“ (XP = Christus) auf Schriftstücken, Schildern und Fahnen, aber auch auf einem sauerländischen Osterfeuer<sup>187</sup>, Hauswänden oder gar dem NSDAP-Aushängekasten<sup>188</sup>, sollte durchaus anzeigen, dass man eben nicht auf Seiten der „Feinde Christi“ stand. Der Kirchhundemer Bürgermeister teilte dem Olper Landrat in einem Brief vom 21.8.1934 mit: „Die früher zum Teil von den Kirchenkanzeln geäußerte Stellung gegen den Nationalsozialismus zeigt noch heute ihre Wirkung. Wiederholt wurden [...] bei der Abstimmung am 19. August des Jahres Abstimmungszettel mit einem PX-Zeichen im ‚Nein-Kreis‘ vorgefunden. Auch ist in einem an der Haustür zum Wahllokal befindlichen Abstimmungszettel in den ‚Nein-Kreis‘ ein PX-Zeichen gemacht worden.“<sup>189</sup>

Beim letzten Beispiel kann es sich um konfessionelle Selbstbehauptung gehandelt haben, vielleicht aber auch um mehr. Zuzugeben ist, dass der Kirchenhistoriker als *Theologe* – und nicht etwa als akademischer Dienstleister eines (heute nicht mehr existenten) Milieus – in seiner Darstellung Tiefenschichten einbeziehen muss, die nicht leicht kommunizierbar sind und oft zu Problemen in der allgemeinen Verständigung führen. Der profane Historiker überliest möglicherweise einen Quellenhinweis auf die Chorpassage „Tu solus sanctus“ (Du allein bist der Heilige) allzu schnell, weil ihm dieses Detail aus einer unvertrauten Liturgie nichts bedeutet. Für Glaubende – Juden wie Christen – ist hier hingegen das Herz jeglicher Immunität und jeglichen Widerstehens gegenüber unberechtigten Machtansprüchen in der Welt berührt, welches sogar unserer Angst ein Ende bereiten kann: „Am 6. Oktober 1943 wird [der münsterländische Benediktiner] Pater Gregor [Schwake] im Verlauf einer liturgischen Woche im Dom zu Linz von der Gestapo verhaftet. Er selbst erzählt später folgende Geschichte, die das auslösende Element für die Ereignisse gewesen sei: Im Gloria der 10. Choralmesse heißt es an einer Stelle, ‚tu solus dominus‘. Er habe die Gläubigen gefragt, ob sie wüßten, was sie da singen würden. In die auftretende Pause habe er mit höchster Kraft, mit langen Zwischenräumen gesagt: Du allein der Herr! Die Stille im Dom habe ihm gezeigt, daß die Gläubigen ihn verstanden hätten. Doch auch die Gestapospitzel hätten ihn verstanden.“<sup>190</sup> Nach seiner Verhaftung in Linz war Pater Gregor von Januar 1944 bis zur Befreiung 1945 im KZ Dachau interniert.

Zum Kontext der Resistenz mit religiösem bzw. kirchlichen Hintergrund gehören auch Nachrichten wie diese: In Arnsberg schickten zwei KPD-Mitglieder ihre Söhne zur katholischen Sturmschar, wovon sie sich offenbar ein inneres Fernhalten der Kinder von der Hitlerjugend versprachen; Neheimer Kommunisten schmückten zu einer von der Innenstadt weg verlegten katholischen Prozession die Straße mit Blumen und Girlanden, „als ob sie besonders gute Katholiken seien“.<sup>191</sup> In einem Bericht aus Welschen Ennest vom Mai 1937 an die NSDAP-Kreisleitung Olpe heißt es: „Es muß festgestellt werden, daß gewisse Kreise, welche den Anschluß auf politischem Gebiet verpaßt haben, sich heute mehr denn je in das Fahrwasser des politischen Katholizismus begeben. – Volksgenossen, welche früher von Religion und Kirche sehr wenig wissen wollten, haben plötzlich ihr religiöses Herz entdeckt, um im Rahmen kirchlicher Feiern und Veranstaltungen ... gegen die Bewegung Stellung zu nehmen.“<sup>192</sup>

<sup>187</sup> Bruns/Senger 1988, S. 242 (Osterfeuer Lenne); vgl. ebd., S. 240: Auswärtige Nationalsozialisten „beten“ provokativ unter einem Christusbild „Wir wollen lieber mit Rosenberg in die Hölle, als mit dem Papst in den Himmel. Amen“. – Becker/Vormberg 1994, S. 354 („PX“-Zeichen in Kirchhundem, 1938).

<sup>188</sup> Tigges/Föster 2003, S. 38: Im Jahr 1935 wird Klage erhoben, Mitglieder kath. Verbände würden in Altenhundem das „PX“-Zeichen an Häuserwände und „sogar an die Aushängekästen der NSDAP“ anbringen.

<sup>189</sup> Klein 1994, S. 274; vgl. ebd., S. 283 („PX“-Fahne auf einem Operelsper Dach, 1934/35).

<sup>190</sup> Frieling 1992, S. 182. – In einer Geschichtsschreibung der Leutekirche käme es darauf an, die lebensnahen, *einfachen* Spuren eines zur Widerständigkeit verführenden Glaubens (bzw. Hörens: „Ich bin da“) nicht zu übersehen.

<sup>191</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 178 und 266. (Vgl. in diesem Werk jedoch auch die Hinweise darauf, dass sich vor 1933 „Katholischsein“ und Stimmabgabe für die Kommunisten im Sauerland einander keineswegs zwangsläufig ausschlossen.)

<sup>192</sup> Zitiert nach Klein 1994, S. 251 (dort Anmerkung 30). – Vgl. in einer Darstellung vornehmlich zum Rheinland auch folgende Aussage eines Informanten vom 3.4.1942: „Es haben sich viele Kinder gemeldet, deren Eltern

War Kirche auch ein Atemraum des Widerspruchs für Menschen, die durchaus keinem strengen konfessionellen Milieuzwang unterlagen?

Eine Serie von „Kreuzfrevl und Schändungen von Heiligtümern“<sup>193</sup> besonders im südlichen Westfalen ab Mitte der 1930er Jahre trug schließlich eine denkbar deutliche Handschrift. In Balve lautete die Botschaft der Schänder eines Christus-Corpus' zu Ostern 1937: „Nieder mit dem Juden- und Christentum“!

### Friedensbewegte Christen in Bedrängnis

Nachfolgend soll vorzugsweise auf solche Christen der Region aufmerksam gemacht werden, die im Gegensatz zur Paderborner Bistumsleitung kriegskritisch oder gar pazifistisch eingestellt waren und deshalb zur Zeit des NS-Systems in Bedrängnisse gerieten.<sup>194</sup> Das Feindbild „Friedensfreund“ stand schon während der Weimarer Republik bei den Rechten im Vordergrund (und hatte über einen verbreiteten Antipazifismus leider auch Eingang gefunden in republikanische Kreise – samt SPD). Bei einer Veranstaltung der außergewöhnlich erfolgreichen NSDAP-Ortsgruppe Wenholthausen am 22. Januar 1932 führte der NSDAP-Redner Dr. Friedrich Alfred Beck (Bochum) insbesondere „Angriffe [...] auf den Pazifismus“.<sup>195</sup> Ottilie Knepper-Babilon vermerkt für den Kreis Brilon eigens: „Vor allem unter Katholiken, die Mitglieder der Friedensbewegung gewesen waren, fanden Nationalsozialisten ihre Gegner, stand doch die Friedensidee, der Gedanke der Völkerverständigung und die Ablehnung jeglichen ‚nationalistischen Treibens‘, in schroffem Gegensatz zur nationalsozialistischen Rasse- und Volksgemeinschaftsideologie.“<sup>196</sup>

Zu nennen ist hier an erster Stelle wieder der in diesem Sammelband in mehreren Beiträgen vorgestellte linkskatholische Pazifist *Josef Rütter*, der zusammen mit seinem geistlichen Bruder *Theodor*<sup>197</sup> und anderen den Friedensbund deutscher Katholiken (FdK) im Kreis Brilon verankert hatte und auch überregional mit bedeutenden Persönlichkeiten der Friedensbewegung vernetzt war.<sup>198</sup> Beide Brüder standen ein für Demokratie und Antifaschismus, doch nur Theodor war nach dem Rechtsschwenk der katholischen Partei im Zentrum verblieben (er wurde in der NS-Zeit vorzeitig zwangspensioniert). Schon vor der Machtergreifung hatten sauerländische Nazis insbesondere Josef Rütter terrorisiert. Der zuvor beamtete Gymnasiallehrer erhielt nach Bespitzelung durch Schüler 1933 Berufsverbot und lebte während der

---

sich bislang gar nicht religiös-kirchlich betätigt haben. Diese Kreise sehen in der Erstkommunionfeier eine Gelegenheit, ihre Opposition gegen den Staat zum Ausdruck zu bringen“ (Zitat in: Kuroпка 2013, S. 235).

<sup>193</sup> Vgl. die Dokumentation im Kirchlichen Amtsblatt – Erzbistum Paderborn 1937 – Stück 8, Nr. 184, S. 70-72 (mit Hirtenschreiben des Bischofs Caspar Klein vom 28. April 1937). Zum Thema habe ich eine kleine Sammlung angelegt, zu der im Rahmen einer Umfrage Rudolf Rath (Archivpfleger Pfarrarchiv St. Blasius Balve) eine besonders umfangreiche und weiterführende Zusendung beigesteuert hat.

<sup>194</sup> Dass Frauen hierbei so gut wie nicht vorkommen, hängt mit ihrer tradierten häuslichen Rolle und der Forschungslage zusammen. Somit muss auch die nachfolgende Darstellung zwangsläufig ein schiefes Bild vermitteln. Noch 2014 hat mir die älteste Schwester meines Vaters (Jg. 1921) erzählt, ihre Mutter habe noch entschiedener auf Abgrenzung bestanden als der Vater; die Eheleute ließen keines der elf Kinder eine ‚braune Uniform‘ (HJ, BDM) tragen; die Glocke der Kapelle am Haus trug die Aufschrift „1692 Soli Deo Gloria“ – Gott allein die Ehre (vgl. zur Familie auch: daunlots nr. 51\*). – Vgl. als ziemlich einsam dastehenden Beitrag zur Rolle der weiblichen Jugend in der Region: Tigges/Föster 2003, S. 465-471. – Das Beispiel einer Lehrerin aus dem Kreis Olpe, die sich hartnäckig weigerte, aus dem Verein katholischer Lehrerinnen auszutreten, beschreibt: Siebert 1998. – Keinerlei Hinweise auf „widerständiges Verhalten“ enthalten die Interview-Zitate in: Frauengeschichtswerkstatt Meschede 2000, S. 120-133.

<sup>195</sup> Franzen 2002, S. 122.

<sup>196</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 135. – Wie bedeutsam die Regionalforschung für einen erweiterten Blick auf kriegskritische oder gar kriegsverweigernde Haltungen unter Katholiken sein könnte, zeigt auch die schon genannte Studie für das Saarland: Paul 1995, S. 110-111.

<sup>197</sup> Zu Theodor Rütter vgl. auch Hehl 1998, S. 1212: „Haussuchung und vorzeitige Pensionierung [durch den NS-Staat] wegen Arbeit im ‚Friedensbund deutscher Katholiken‘.“

<sup>198</sup> Vgl. zum Geschick Brüder Rütter: Blömeke 1992; daunlots nr. 61\*. In diesem Sammelband u.a. die Beiträge →IV, IX.

NS-Zeit in dauernder Angst. (Ähnlich ergeht es auch dem Rüther über den FdK eng verbundenen Recklinghäuser Studienrat *Albin Ortmann*, der 1933 zwangspensioniert wird.<sup>199</sup> 1934 muss der Priester und Lehrer Dr. *Erich Barthold* am Arnberger Laurentianum sich verpflichten, „jeden Versuch einer pazifistischen Beeinflussung künftig zu unterlassen“; am 28.9.1936 beschließt der Oberpräsident, diesen erklärten Gegner von Rassenlehre und Antisemitismus aus dem öffentlichen Schuldienst zu entlassen.<sup>200</sup> 1937 kann der Arnberger geistliche Studienrat *Heinrich Thöne* (1895-1946), in dessen Personalakte ein Engagement im ‚Friedensbund deutscher Katholiken‘ eigens vermerkt ist, die Behörden nicht von seinen „Brückenbauer“-Qualitäten überzeugen und wird ebenfalls unter Bezugnahme auf das ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘ aus dem Schuldienst gerissen.<sup>201</sup>)

Außer den Brüdern Rüther waren auch weitere Friedensbund-Katholiken im Kreis Brilon Repressalien ausgesetzt.<sup>202</sup> *Anton Schieferecke* (1882-1962), der während der Weimarer Republik u.a. auch Ortsvorsitzender des demokratischen Reichsbanners gewesen war, verlor 1933 z.B. seinen Sitz im Sparkassenvorstand. Neun SA-Männer zerrten ihn aus dem Sitzungssaal des Rathauses. Das Geschäft des Schreinermeisters wurde gemieden, was zu einem schweren Ringen um die Existenz der Familie führte. „Er beteiligte sich während der NS-Zeit an keiner Wahl, grüßte nicht mit deutschem Gruß, flaggte nicht oder wenn, dann nur Schwarz-Rot-Gold [...] oder Weiß-Gelb (Fahne des Papstes). Aufgrund seiner antinationalsozialistischen Haltung wurde Anton Schieferecke wie sein Bruder *Wilhelm* und wie auch Josef Rüther nach dem gescheiterten Umsturzversuch am 20. Juli 1944 für kurze Zeit inhaftiert.“<sup>203</sup>

In Medebach erfuhr der FdK-Mann *Franz Butterwege* (1881-1956) am Ort soziale Ausgrenzung, weil er seine Ablehnung des Nationalsozialismus im Alltag ohne Zurückhaltung zum Ausdruck brachte und Kontakt hielt zu Menschen, „die außerhalb der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft standen“. Im Rahmen der Reichspogromnacht 1938 kam es z.B. zu tätlichen Angriffen auf ihn und seine Frau. Die Nazis betrachteten ihn zu Recht als „Judenfreund“ und schlugen deshalb auch seine Fensterscheiben ein. 1942 wurde Butterwege wegen eines öffentlichen Streits mit Nationalsozialisten zu drei Monaten Haft verurteilt.

Der Friedensbund deutscher Katholiken (Fdk), dessen Vorsitz 1919-1921 der von Rechtsextremisten ermordete Matthias Erzberger inne gehabt hatte, war 1933 als eine der ersten katholischen Organisationen verboten worden, ohne dass ihm sein angeblicher Protektor Kardinal Michael Faulhaber<sup>204</sup> oder gar die Bischofskonferenz auch nur eine Träne nachgeweint hätten. Die bloße Zugehörigkeit zum FdK konnte ab 1933 zu Sanktionen führen. So liest man in einem Eintrag zu Pfarrer *Karl Leineweber* (1889-1971), Bestwig-Ostwig: „1937 Unterrichtsverbot für Volksschulen wegen Mitgliedschaft im ‚Friedensbund deutscher Katholiken‘“<sup>205</sup>. – Die durch Archivalien belegte zeitweilige Wiederbegründung des FdK nach 1945 wird in vielen Darstellungen bestenfalls vage angedeutet. (In der Adenauer-Ära war eine politisch ausgerichtete Friedensarbeit unter linkskatholischem Vorzeichen ab 1950 erneut unerwünscht.) Noch mehr zu bedauern ist, dass es keine gründliche Gesamtdarstellung zu Widerstand und Verfolgung im Kontext von katholischen ‚Friedensbund-Biographien‘ gibt. Ein

<sup>199</sup> Zu Ortmann: Möllers 1988 (nicht eingesehen); Blömeke 1992, S. 87, 99, 133; daunlots nr. 75\*, S. 40.

<sup>200</sup> Kotthaus 2001, S. 177-180.

<sup>201</sup> Kotthaus 2001, S. 180-181.

<sup>202</sup> Vgl. Blömeke 1992; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 135-137.

<sup>203</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 135.

<sup>204</sup> Eher als M. Faulhaber könnte man vielleicht – trotz eines späteren kriegsfreundlichen Votums – den Rottenburger Bischof Joannes Baptista Sproll als FdK-Anwalt benennen.

<sup>205</sup> Hehl 1998, S. 1189. Vgl. einen weiteren Priester des Bistums Paderborn, der u.a. ab 1944 Seelsorger in Voßwinkel gewesen ist: Paul Lohoff (1889-1962); frühe Maßnahmen des NS-Staates gegen ihn u.a. wegen „des Pfarrers Eigenschaft als Vorsitzender des ‚Friedensbundes deutscher Katholiken‘“ (Hehl 1998, S. 1192). – Der Franziskaner Berthold Altaner (1885-1964) aus Oberschlesien, Professor für Alte Kirchengeschichte, wurde aufgrund seiner Verbundenheit mit der katholischen Friedensbewegung schon Anfang 1933 als Hochschullehrer suspendiert.



aktueller Internet-Eintrag der ‚Konrad Adenauer Stiftung‘<sup>206</sup> aus der Feder von D. Riesenberger berücksichtigt im Haupttext namentlich Pater Franziskus Maria Stratmann OP, Walter Dirks, die ehemaligen Zentrums-Reichstagsabgeordneten Friedrich Dessauer, Heinrich Krone und Christine Teusch sowie die von den Nationalsozialisten 1944 ermordeten FdK-Persönlichkeiten Richard Kuenzer (Mitglied des Solf-Kreises) und Max Josef Metzger. Zu wenig bekannt ist, dass ebenfalls der Rheinländer Benedikt Schmittmann, ermordet 1939 im KZ Sachsenhausen, und der kanonisierte Märtyrer Propst Bernhard Lichtenberg (1875-1943) für den Friedensbund deutscher Katholiken gewirkt haben. Seit 2007 wird im ‚Martyrologium‘ auch der katholische Pazifist und Sozialist Theo Hespers (1903-1943) verzeichnet, der über den Friedensbund deutscher Katholiken wichtige Anregungen für seinen Weg erhalten hat.<sup>207</sup> Wegen „Wehrkraftersetzung“ hingerichtet wurde das FdK-Mitglied Alfons Maria Wachsmann (1896-1944), aufgrund einer Standortpfarrer-Tätigkeit 1929 im Lexikon für Militärseelsorge mit einem Eintrag bedacht.<sup>208</sup> Fast zehn Jahre Haft (1936-1945) ohne einen einzigen Zuchthausbesuch eines priesterlichen Mitbruders musste der Düsseldorfer FdK-Kaplan und Antifaschist Dr. Joseph Cornelius Rossaint<sup>209</sup>, ein Freund Josef Rütters, erleiden (Beistand erhielt er nicht vom Gefängnisseelsorger, sondern von kommunistischen Mithäftlingen).

Ein Gesamtbild zur FdK-Prominenz wäre durch mehr regionale Forschungsbeiträge von unten zu ergänzen. Während der – 1934 als verfolgter Regimeregner emigrierte – Paulus Lenz als FdK-Generalsekretär wirkte, war 1929-1932 der schon genannte Hüstener Bürgermeister Dr. *Rudolf Gunst* (1883-1965) Vorsitzender bzw. „Bundes-Präsident“ des Friedensbundes deutscher Katholiken gewesen. Den sauerländischen Nationalsozialisten galt er seit den frühen 1920er Jahren als Feind, und so sorgten sie 1933 alsbald für seine Vertreibung aus dem Amt.<sup>210</sup>

Der aus Neheim stammende, uns schon bekannte Priester *Franz Stock* (1904-1948), ein Freund Walters Dirks und FdK-Mitglied, hat als nebenamtlicher Standortpfarrer – ohne Wehrmachtsuniform – zahllosen Franzosen bis zur Hinrichtung durch die deutschen Besatzer beigestanden.<sup>211</sup> Nach 1945 haben die Franzosen ein großes Platzsegment vor ihrem Denkmal für den nationalen Widerstand und die Opfer des Hitlerkrieges nach diesem *deutschen* „Seelsorger in der Hölle“ benannt!

Dem Friedensbund deutscher Katholiken standen auch regimekritische Jugendliche nahe, so in Arnsberg die Sturmschar (ehemalige FdK-Mitglieder u.a. Eberhard Büngener, Karl Föster) und in Warstein die einstigen Mitglieder der schon bald nach der ‚Machtergreifung‘ selbst aufgelösten „Kreuzfahrer“, deren Begründer *Clemens Busch* gemäß Bundeslinie pazifistische Ziele verfolgte.<sup>212</sup> Noch Mitte der 1930er Jahre wurde der sauerländische FdK-Nestor Josef Rütter von Jungkatholiken aus diesen Gruppen als Berater bzw. Ermutiger aufgesucht. „Als Bund hatten sich die Kreuzfahrer aufgelöst, aber die einzelnen Gruppen blieben zusammen und gingen meist in eine Tarnung oder in den Untergrund. So zählte z.B. die War-

<sup>206</sup> <http://www.kas.de/wf/de/71.8789/> (zuletzt abgerufen am 12.06.2015). – Eine größere Anzahl von FdK-Mitgliedern wird, z.T. mit Hinweis auf Repressionen zur NS-Zeit, mit kurzen Biogrammen vorgestellt in: Blömeke 1992, S. 100-101; Rösch 2014, S. 92-97. Vgl. auch Richter 2000, S. 136.

<sup>207</sup> Vgl. zu ihm Meinulf Barbers in: Moll 2010, S. 1273-1277.

<sup>208</sup> Brandt/Häger 2002, S. 865-866. Wegen „Wehrkraftersetzung“ oder „Hochverrat“ wurden ebenfalls hingerichtet: „Soldatenseelsorger“ Carl Lampert, Divisionspfarrer Friedrich Lorenz OMI und der Stettiner Standortpfarrer Herbert Simoleit (vgl. ebd., S. 457, 491-492, 775). – Der Weg des Mathematikers Gustav Doetsch (1892-1977), zeitweilig Mitglied im FdK (1926-1928) und der DFG (1928-1930), ist als Beispiel für die Kriegskollaboration ehemaliger Pazifisten zu betrachten (Remmert 2001\*).

<sup>209</sup> Vgl. zu ihm (mit Literaturangaben): Blömeke 1992 (s. Namensregister); daunlots 61\*, S. 28-37. Gegen Pfarrvikar Josef Köster (Finnentrop-Rönkhausen) ermittelte die Oberstaatsanwaltschaft des Sondergerichts Dortmund 1937 „wegen einer angeblich positiven Äußerung über Rossaint“ (Hehl 1998, S. 1185).

<sup>210</sup> Föster 2002. Nachzulesen in diesem Sammelband (→XI).

<sup>211</sup> Vgl. mit Literaturangaben den Beitrag in diesem Sammelband (→XIX).

<sup>212</sup> Vgl. Wagener 1993, S. 248 (Selbstauflösung der Kreuzfahrer Sommersonnenwende 1933); in diesem Sammelband die Beiträge →XIV, XXVI, XXVII.

steiner Gruppe i.J. 1935 noch mehr als 40 Jungen. Ebenso bestanden noch Gruppen in Atten-dorn, Menden und Letmathe; sie hatten auch Verbindung untereinander, auch mit Gruppen des Quickborn.<sup>213</sup> Eine Verbundenheit mit der katholischen Friedensbewegung gab es gerade bei solchen Jugendkreisen im Sauerland, die sich dann durch besondere Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus auszeichneten. Dies wird auch belegt durch aufgezeichnete Zeitzeu-gengespräche aus den Jahren 1999 und 2000.<sup>214</sup> Der folgende Ausschnitt zeigt, dass die Jugendlichen in der Friedensfrage u.a. eine ‚kirchenpolitische Initiative‘ unternommen haben:

*Karl Ebert:* Das Wallenstein-Treffen 1934, das möchte ich herausstellen. Da haben sich Warsteiner und Arnsberger Sturmschärler unterm Wallenstein getroffen. Weiter war noch Josef Rütter aus Brilon dabei. Es wurde debattiert und beschlossen, einen Brief an Faulhaber zu schreiben.

*Walter Vorderwülbecke:* Die Position Faulhabers war, daß er der sogenannte Schirmherr des Friedensbundes deutscher Katholiken war. In der Eigenschaft hat man an ihn ge-schrieben.

*K. Ebert:* Um gegen die Aufrüstung zu protestieren, und wir erwarteten von ihm eine entsprechende Antwort. Die ist natürlich nie gekommen.

*Karl Föster:* Das kann ich erzählen. Also, dann hat man einen ausgewählt, der den Brief unterschreiben sollte, und die Wahl fiel auf Eberhard Büngener.

*K. Ebert:* Durch Los.

*K. Föster:* Und Eberhard Büngener, der hatte den Brief nun unterschrieben, und der Brief ist weggegangen, und kurz darauf – Eberhard war Büroleiter beim Rechtsanwalt Offenberg und hatte eine Kopie des Briefes in seinem Büro liegen – kommt die Ge-stapo, die Wind davon bekommen hat und macht eine Durchsuchung im Büro des Rechtsanwalts. Während die Gestapo sucht, nimmt Eberhard die Kopie, knubbelt sie in-einander und läßt sie in den Papierkorb fallen. Ich habe in den 60ern im Erzbischöfli-chen Archiv in München wegen des Briefes nachgefragt. Und da haben sie mir ge-schrieben, es seien alle Akten vom Friedensbund deutscher Katholiken vernichtet wor-den. Das habe ich schriftlich.

Die braunen Priester Dr. theol. Ferdinand Franz Heimes und Dr. Lorenz Pieper agitierten nicht nur für NSDAP-Mitgliederwerbung und Gleichschaltung des ‚schwarzen Sauerlan-des‘<sup>215</sup>, sondern wurden den friedensbewegten Jungen auch als Kronzeugen wider ihren ‚Irr-weg‘ präsentiert. Der Warsteiner Kreuzfahrer *Theo Köhren* (1917-2004) hat 1990 mitgeteilt: „Politisch fühlten ‚wir‘ uns von ‚der Kirche‘ allein gelassen (um nicht zu sagen, manchmal verraten). [...] Meinem Vater wurde als kleinem Beamten mit Entlassung gedroht, weil keines seiner 4 Kinder in einer NS-Organisation, wie Jungvolk, HJ, SA, SS, BDM, war. Mir wurde von meinem sehr katholischen Lehrherrn, der sich auf den NS-Pastor Pieper, Prov. Heilanstalt Warstein, berief, mit dem Abbruch der Drogistenlehre gedroht.“<sup>216</sup>

Für Dr. Piepers Hass auf Pazifisten gibt es einen besonders traurigen Beleg. Der sozialdemo-kratische Pazifist *Friedrich Kayser* (1894-1945), Begründer der DFG-Gruppe Schwerte und Mitglied im westdeutschen Vorstand der Friedensgesellschaft, verliert gleich nach der ‚Machtergreifung‘ seine Stelle als Sonderschullehrer. Zu ihm teilt der ehemalige Schulrat Ernst Müller, Mitglied des pazifistischen Widerstandes im Ruhrgebiet, in „Aufzeichnungen“

<sup>213</sup> Reineke 1987, S. 43.

<sup>214</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 172-181; der nachfolgend zitierte Auszug: ebd., S. 179.

<sup>215</sup> Vgl. Blömeke 1992, S. 93 und 95; Klein 1994, S. 259; Thieme 2001, S. 113, 133-134, 251; Schlochtern 2014, S. 280 (Heimes als Privatdozent an der Paderborner Fakultät). – Zu Heimes und Pieper auch: Spicer 2008 (s. dort Namensregister).

<sup>216</sup> Zitiert nach: Blömeke 1992, S. 101.

(Arnsberg, 10.9.1952) Folgendes mit: „30.6.1933: Friedrich Kayser wird verhaftet. Weinende Kinder seiner Hilfsschule kommen täglich an das Fenster und zur Tür des Gefängnisses: ‚Wir wollen unseren Lehrer sehen.‘ Eltern und zahlreiche andere Bürger petitionieren für Enthaftung und Belassung im Amt. My Kayser, Friedrichs Frau, fährt ohne sein Wissen und sein Wollen nach Arnsberg, um ‚Gnade‘ zu erbitten. Die katholische Gattin und Mutter wird von dem katholischen Vikar [Dr. Lorenz] Pieper (Dreierkommission, alter Kämpfer seit 1931 [richtig: NSDAP seit 1922]) empfangen und erhält von ihm seelisch den Todesstoss: ‚Ihr Mann müsste auf der Stelle als landesverräterischer Pazifist erschossen werden.‘ Derselbe Geistliche schreibt 1951 dem damaligen Veranlasser der von der Schulabteilung in Arnsberg verübten Gewalttaten, nämlich dem Gauamtsleiter Knoop, für das Entnazifizierungsverfahren in Lüneburg christlicherweise ein Entlastungszeugnis. – 30.8.1933: Friedrichs Entlassung aus dem Schuldienst. – 13.9.1933: Meine Entlassung durch den Innenminister. [...] 1./2. Juni 1934: My Kaiser, körperlich und seelisch zermürbt und verdunkelt, öffnet in einer Unglücksnacht den Gashahn, die Kinder Inge und Mathilde sterben mit ihr. [...].“<sup>217</sup>

Auch im katholisch geprägten Südwestfalen wurden nicht nur ehemalige Mitglieder des FdK als Pazifisten drangsalieren.<sup>218</sup> Der Schmallenberger Stricker *Franz Sandmann* (1893-1960) und seine Ehefrau Auguste gehörten der konfessionell ungebundenen „Deutschen Friedensgesellschaft“ (DFG) an, was schon zur Zeit der Weimarer Republik im katholischen Milieu als „verkappter Sozialdemokratismus“ beargwöhnt werden konnte (der Bischof von Paderborn hatte seinerzeit Geistlichen die Mitgliedschaft in der DFG verboten und eine Zusammenarbeit des FdK mit der Friedensgesellschaft als unzulässig betrachtet<sup>219</sup>). *Auguste Sandmann* wurde wegen ihrer antinationalsozialistischen Einstellung insgesamt sechsmal von der Gestapo verhört und saß im Oktober 1941 auch drei Tage lang in Haft. Die Eheleute lehnten insbesondere eine Mitgliedschaft ihrer Kinder in NS-Jugendorganisationen ab. Sie blieben trotz Bespitzelung, Hausdurchsuchungsaktionen und polizeilichen Vernehmungen standhaft. Am 22.6.1943 wurde Franz Sandmann in Fredeburg inhaftiert. In der Folgezeit verweigerte der NS-Staat seiner Frau und den Kinder die Fürsorgeleistung. Auguste Sandmann soll am Ort gemieden worden sein. Am 22.5.1944 überführte man ihren gefangenen Gatten ins KZ Sachsenhausen, wo er bei Kriegsende durch die US-Amerikaner befreit wurde.

Der katholische Uhrmacher *Egon Matzhäuser* (1876-1947) aus Altenhundem wurde kurz nach Beginn des 2. Weltkrieges wegen „deutsch-feindlichem Denken“ inhaftiert, weil er sogenannte Feindsender gehört und zu offen über seine hierbei gewonnenen Erkenntnisse gesprochen hatte.<sup>220</sup> Vor Gericht zeigt sich der arglose Heimatfreund allzu ehrlich: „Nun, er sei Pazifist, das gebe er offen zu. Krieg sei immer ein Übel. Er sei gegen den Angriffskrieg, nicht gegen den Verteidigungskrieg.“ Am 28. März 1941 kehrt E. Matzhäuser nach insgesamt ein- einhalb Jahren Haft zurück ins Sauerland – als kranker und gebrochener Mann, der über seine Zeit im Zuchthaus nicht sprechen darf.

Kriegskritische Äußerungen sind auch dem zur Bekennenden Kirche gehörenden evangelischen Pfarrer von Altenhundem, Dr. *Paul Putzien* (1888-1956), vorgeworfen worden.<sup>221</sup> Er wurde auf Betreiben von Landrat Evers, NSDAP-Kreisleiter Fischer und Kirchhundemer Amtsbürgermeister im Oktober 1939 inhaftiert und kam am 28.12.1939 wieder frei. Die Vorwürfe gegen ihn basierten auf Verhören von Schülern. Einem Gestapo-Protokoll vom 19.10.1939 zufolge gab Putzien jedoch an, die Aussage „Deutschland wird den Krieg verlie-

<sup>217</sup> Text nach: Lipp 2010, S. 260. – Zu Friedrich Kayser vgl. auch: Hintz 2011\*.

<sup>218</sup> Vgl. für diesen Abschnitt als Quelle: Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 41-42. – Zumindest im Altkreis Arnsberg gab nachweislich einzelne Querverbindungen zwischen Sozialdemokratie und Deutscher Friedensgesellschaft (vgl. ebd., S. 217, 219, 220f): Der 1933 in Schutzhaft genommene Oeventroper Paul Kordel war z.B. SPD- und DFG-Vorsitzender. Der zeitweilig ebenfalls verhaftete Arnsberger Eisenbahner und Sozialdemokrat Heinrich Kümmecke gehörte ebenfalls der DFG an.

<sup>219</sup> Blömeke 1992, S. 47.

<sup>220</sup> Tigges 1984, S. 91-96. Vgl. ausführlich in diesem Sammelband den Beitrag →VII.

<sup>221</sup> Vgl. Tigges 1984, S. 96-103.

ren“ habe er nicht getätigt: „Ich werde wohl gesagt haben, dass wir während des Krieges sehr viele Menschen verlieren werden.“ Andere Zitate seien hingegen zutreffend mitgeteilt: „Ich habe gesagt, dass noch andere Schlachten als die vor Warschau geschlagen werden, da ja auch noch die Franzosen und Engländer da sind. Auch die Äußerung ‚Es gibt Leute, die reden vom ewigen Deutschen Reich‘ habe ich [...] gesagt [...]. Ich muss ja meinen Schülern in diesen Stunden klar machen, daß nur das Reich Gottes ewig ist, im Gegensatz zu Deutschland. Ferner gebe ich zu, gesagt zu haben, dass Gott das Deutsche Reich wegen seiner Gottlosigkeit noch strafen wird.“

Weil er Informationen aus ausländischen Rundfunksendungen in Gespräche hatte einfließen lassen, wurde der Bauer *Josef Hufnagel* (1903-1944) aus Dünschede bei Attendorn am 5. Juni 1944 im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet.<sup>222</sup> Vor dem Volksgerichtshof soll der Hauptdenunziant gesagt haben, „um des dummen Josef Hufnagel und des ‚schwarzen Kreises Olpes‘ wegen dürfe der Krieg nicht verloren gehen“.

Als Friedensboten zu betrachten sind nicht zuletzt einzelne Christinnen und Christen, die am Los der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter mitfühlend Anteil genommen haben. Wegen eines freundlichen Umgangs mit Kriegsgefangenen in Lenhausen wurden *Graf Alois von Plettenberg und seine Ehefrau* vor Gericht verurteilt und am 30.4.1941 in der NSDAP-Landeszeitung „Rote Erde“ an den Pranger gestellt.<sup>223</sup> Das Blatt schrieb von einem „würdelosen Benehmen“, denn das gräfliche Ehepaar habe sich u.a. mit dem Gefangenen „Camille Tr.“ in freundschaftlichem Ton und französischer Sprache unterhalten.

Der Eversberger *Heinrich Engel* (1874-1953) beklagte in einer anonymen Karte an die örtliche NSDAP „die schlechte Behandlung von Russinnen durch den Ortsgruppenleiter“.<sup>224</sup> Einer seiner Protestzettel wies den „Museums-Briefkopf“ auf, was eine Enttarnung ermöglichte. Hernach verurteilte ein Sondergericht H. Engel am 22.1.1944 zu drei Jahren Haft. – Vornehmlich auf der Basis von Zeitzeugen-Befragung habe ich dargestellt, wie dem protestantischen Esloher Rüstungsfabrikanten *Eberhard Koenig* (1908-1981) ein sehr menschlicher Umgang mit „russischen Zwangsarbeitern“ bescheinigt worden ist.<sup>225</sup>

Verweigerungen gegenüber der Kriegsmaschine haben sich möglicherweise auch auf Feldern abgespielt, die im Rahmen der regionalen Geschichtsforschung noch gar nicht ins Blickfeld geraten sind. Zu denken ist etwa an „kulturelle Strategien“. Unter der Überschrift „*Lank un twiäβ düär't Land*“ (Kreuz und quer durchs Land) schrieb der katholische Heimatbund-Pionier Dr. *Albert Kleffmann* (1882-1956) unter dem Pseudonym „Alfrid van Ruinsperg“ von 1927 bis 1941 im Kreis Olpe heimatliche Beiträge für die Regionalpresse. Paul Tigges hat in den Artikeln dieses NS-Gegners versteckte Anspielungen ausgemacht.<sup>226</sup> Am 2. September 1939, also einen Tag nach Beginn des Angriffs auf Polen, behandelt dessen Serie Schrecken des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges im Sauerland (Hungersnot, Pest, Raub, Diebstahl, Mord, Zerstörung etc.). Dieser historische Artikel trug die Überschrift „Wat 'n Volk iuthallen kann“ (Was ein Volk aushalten kann) und hat bei der Leserschaft vermutlich kaum die Kriegsbegeisterung gefördert.

<sup>222</sup> Saure 2010. Der Beitrag ist nachzulesen in diesem Sammelband →XVI. – Vergleichsweise milde (Haftstrafen) waren 1941, also einige Jahre früher, Verfahren u.a. wegen „Anhörens feindlicher Sender“ gegen die Mescheder Benediktiner Willigis Braun, Alban Buckel und Luitpold Lang ausgegangen (Hehl 1998, S. 1145, 1146, 1188).

<sup>223</sup> Vgl. Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 96-97; Müller 2011\*, S. 187 (Bericht im ‚Sauerländischen Volksblatt‘ Nr. 101 vom 2.5.1941 über den Urteilsspruch). Noch nicht ermitteln konnte ich, ob und wie dieses Ehepaar in Verbindung steht mit jener Grafenfamilie von Plettenberg-Lenhausen, die wie die ehemalige Kabarettistin und spätere Nonne Isa Vermehren (1918-2009) im Jahr 1944 in Sippenhaft genommen worden ist.

<sup>224</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 97-98.

<sup>225</sup> Bürger 1995. – Der inzwischen überarbeitete Beitrag ist in diesem Sammelband nachzulesen →XVIII.

<sup>226</sup> Tigges 1984, S. 73-80; vgl. zu Kleffmann auch: Krause 1987a, S. 156-159.

Für die kultische Religion der Faschisten waren Flaggen ausgesprochene Fetische bzw. Heiligtümer, und im katholischen Raum galt es in diesem Zusammenhang, die Bildmächtigkeit des kirchlichen Lebens zurückzudrängen. Die Warsteinerin Josefa Hoffmann (1901-1987) hat entsprechende Konflikte zu einem Mundartschwank<sup>227</sup> verdichtet: Ein Knecht am Ort versteht die komisch gewordene Welt der „neuen Zeit“ nicht mehr, in der man sogar eine Fahne grüßen muss. Schließlich gibt er den durchziehenden Marschierern in brauner Uniform nach und sagt: „*Gurren Dag, Fahne!*“

### Katholische Priester, die der Linie der bischöflichen Kriegsassistenz nicht folgten

Bezogen auf Hitlers Krieg hat ein einfacher Bauer wie der kanonisierte Märtyrer Franz Jägerstätter (1907-1943) zu einem klaren Christenurteil gefunden, doch die Bischöfe des deutschsprachigen Raumes vermochten dies nicht. Mitnichten teilten alle Priester die Linie der bischöflichen Kriegsassistenz, worüber ein ausgesprochen kirchenfreundliches Standardwerk informiert:

Dem Berliner Nuntius kamen so viele Meldungen und Beschwerden über die Ablehnung des Krieges durch die Geistlichen zu Ohren, daß er sich Sorgen machte. In seinen Berichten an das Kardinalstaatssekretariat ging er verschiedentlich darauf ein. Nachdem er schon am 11. September 1939 davon geschrieben hatte, kam er im Frühjahr 1940 wenigstens zweimal darauf zurück. Am 13. April meldete er, „daß ein Teil des Klerus für sich eine fast offen feindselige Haltung gegenüber dem im Kriegszustand befindlichen Deutschland eingenommen hat, die so weit geht, daß man eine völlige Niederlage wünscht.“ [...] Daß es diese Haltung im Klerus nicht nur im Einzelfall gegeben hat, bestätigt ein fast gleichzeitiges Zeugnis aus der Feder des Passauer Generalvikars Riemer. Er klagte nach dem Ende des Frankreichfeldzuges darüber, daß die Priester „[...] Vaterland und Partei einander gleichsetzten. Weil sie der Partei eine Niederlage wünschen, hofften und wünschten sie auch die Niederlage des Vaterlandes im Krieg.“<sup>228</sup>

Ein keineswegs pazifistischer Priester wie der Belecker Vikar *Kornelius van den Hövel* (1894-1974), Teilnehmer am ersten Weltkrieg und national gesonnen, hat schon früh die Militarisierung kritisiert.<sup>229</sup> Ihm wurde vorgeworfen, er habe am 17. März 1935 nicht nur über ‚zunehmende Gottlosigkeit‘ und den ‚Bolschewismus‘ in Sowjetrußland gepredigt, sondern auch –

<sup>227</sup> Hoffmann 1979, S. 70. Die Autorin betont im Vorwort (S. 7) zu diesem Werk: „Alles, was aus meiner Feder stammt, habe ich erlebt oder beobachtet.“ – Zum Fahnengruß vgl. auch: Tigges 1992, S. 25; zu einem frühen „Fahnenkonflikt“ in Rahrach: Becker/Vormberg 1994, S. 366.

<sup>228</sup> Hürten 1992, S. 462-463. – Ernst Kuhlmann (5.10.1919-14.4.1940), Theologiestudent des Bistums Paderborn, wurde von den Nationalsozialisten durch Haft-Tortur ermordet, weil er auf eine Spanplatte geschrieben hatte: „Der Krieg ist für die Reichen, der Mittelstand muss ihn begleichen, der Arbeiterstand stellt die Leichen“ (vgl. M. Knaup in: Schlochtern 2014, S. 338-340; vgl. Moll 2010). – Sehr zu begrüßen wäre eine systematische Darstellung zur kriegskritischen Haltung von verfolgten Ortsseelsorgern. Vgl. diesbezüglich für die „KZ-Priester“ aus dem Bistum Münster Beispiele in: Frieling 1992, S. 94 (P. Alkuin Gassmann ofm Sept. 1939: „Es ist keine Kleinigkeit, den Heldentod auf dem sogenannten Feld der Ehre zu sterben“), S. 131 (Märtyrer Albert Maring SJ: „Es wird nicht Friede werden auf Erden, sondern Krieg“), S. 135 (Märtyrer Josef Markötter ofm: Liebesgebot und Kriegsgegner), S. 150 (Heinrich Oenning: „Die kleinen Völker haben ein Recht auf staatliche Selbständigkeit wie die großen“), S. 160 (Einsatz für polnische Kriegsgefangene, „auf beiden Seiten auch ‚Schweinehunde‘“), S. 168 (Emil Schumann MSC: „lieber Priester als Soldat“). – Bezeichnend ist auch das Beispiel von Franz Lammerding (1899-1987), Vikar in Harsewinkel (Ostwestfalen-Lippe). Er soll schon 1939 die Vermutung geäußert haben, „dass nicht Polen den Krieg angefangen habe, sondern Deutschland und Russland Polen überfallen hätten. Man solle der Goebbels-Propaganda nicht glauben. Er wurde denunziert und verurteilt vom Sondergericht Dortmund. Er habe in ‚hetzerischer Weise‘ über den Kriegsausbruch gesprochen. 1940 war er 8 Monate im Bochumer Gefängnis.“ (Zimmer 2015b\*)

<sup>229</sup> Vgl. zu K. van den Hövel, der später auch in Olsberg-Antfeld wirkte und 1940 durch ein Sondergericht für staatenlos erklärt wurde: Hehl 1998, S. 1172; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 194-196.

einen Tag nach Verkündigung des Wehrgesetzes (allgemeine Wehrpflicht) – die Frage gestellt: „Ist denn der Mensch nur dazu geboren, ein Maschinengewehr zu tragen und sich totschießen zu lassen?“ – Schon im Oktober 1937 erfolgt eine Verwarnung des mit Josef Rüter befreundeten Siegener Pfarrer *Wilhelm Ochse* (1878-1960), weil dieser angeblich zu einem Markthändler gesagt haben soll: „Sie haben die verkehrten Sachen, Sie müssen mit Kanonen und Maschinengewehren handeln.“<sup>230</sup>

Dem Pfarrer von (Geseke-)Langeneicke, *Johannes Nillies* (1874-1960), wurde 1939 auf der Grundlage des „Kanzelparagraphen“ eine „Stellungnahme gegen den Krieg“ zur Last gelegt; es folgten „ein Verhör, zwei Verwarnungen und drei Tage Haft durch die Gestapo“<sup>231</sup>. – Vikar *Franz Steffensmeier* (1896-1945), der vor seinem Wirken in Lügde auch als Seelsorger in Ennest (Attendorn) tätig gewesen ist, wurde „durch das Sondergericht Dortmund am 29.10.1940 wegen heimtückischer Äußerungen über Hitler und den Krieg zu zehn Monaten Haft – abzüglich fünf Monate Untersuchungshaft – verurteilt“<sup>232</sup>.

„Wegen einer im privaten Gespräch gefallenen Äußerung wurde der seit dem 16. August 1942 in [Sundern-]Hellefeld tätige Missionspater *Anton Krähenheide* MSC am 16. Juni 1942 verhaftet und nach einer Haft von 8 Wochen in Dortmund in das Konzentrationslager Dachau abtransportiert, wo er bis zur Befreiung durch amerikanische Truppen inhaftiert blieb. Auf die Frage, ob es in der Südsee Menschenfresser gebe, soll Krähenheide geantwortet haben: ‚Die Menschenfresser sind nicht so schlimm wie Hitler.‘“<sup>233</sup>

Pfarrer *Heinrich Ostermann* (1881-1967), Bochum-Linden, geriet „wegen Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung“ in die Fänge der Gestapo; am 3.11.1944 konnte er während einer Haftverlegung fliehen und dann bis Kriegsende in Südwestfalen (Erwitte-Völlinghausen) untertauchen.<sup>234</sup> – Eine „Verbreitung der Nachrichten über feindliche Bombenangriffe“ wurde dem Franziskaner und Werler Wallfahrtsleiter *Lambert Fester* (1893-1955) vorgeworfen.<sup>235</sup>

Der Niederlandenbecker Vikar *Heinrich Epe* (1892-1962), schon mehrfach u.a. wegen Nichtbeflaggung an Staatsfeiertagen vernommen, geriet nach Denunziationen durch Ortsansässige – zu denen auch ein Mitglied des Kirchenvorstandes (Landwirt) gehörte – erneut in Konflikt mit dem NS-Staat. Hierzu teilt Dr. Otilie Knepper-Babilon mit: „Wegen fortgesetzten ‚staatsabträglichen Verhaltens‘ wurde er schließlich am 06.08.1940 festgenommen und der Gestapo in Dortmund-Hörde übergeben. Ihm wurde angelastet, dass er den deutschen Gruß in der Bevölkerung nicht anwendet, eine staatlich durchgeführte Gesundheitsmaßnahme (Röntgen- und Reihenuntersuchung) sabotierte, sich negativ über nationalsozialistische Einrichtungen äußerte, einem Kirchenvorstandsmitglied verbot, an der Vikarie und auf dem Grundstück eine Hakenkreuzfahne anzubringen, anlässlich der Siegesfeier 1940 zur Beflaggung eine Bohnenstange benutzte und dadurch die Reichsflagge beschimpft und lächerlich gemacht habe, dass er im Juni 1940 anlässlich des *Siegesläutens* den nachfragenden Kindern sagte, er läute den Gefallenen nach, dem Gendameriewachtmeister kundtat, er glaube überhaupt keinem Deutschen mehr.“<sup>236</sup> – In diesem Fall wurde „Vikar Epe nach drei Wochen

<sup>230</sup> Hehl 1998, S. 1201; vgl. zur Verbindung mit Rüter: Blömeke 1992, S. 107.

<sup>231</sup> Hehl 1998, S. 1200.

<sup>232</sup> Hehl 1998, S. 1224.

<sup>233</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 194. Vgl. zu A. Krähenheide auch: Weiler 1971, S. 374; Frieling 1992, S. 115-117 (Hinweise auf Verbreitung angeblicher „Greuelmärchen“ in Predigten und Denunziation in Sundern-Hellefeld); Seeger 2004, S. 193 (A. Krähenheide als Komponist einer „Dachauer Singmesse“, die ursprünglich bei der Priesterweihe Karl Leisners im KZ gesungen werden sollte).

<sup>234</sup> Hehl 1998, S. 1202; G. Wagner in: Bruns/Senger 1988, S. 233-235 (Ostermann soll in einer Grabrede den „Krieg als Gottesgericht bezeichnet“ haben). – Ergänzt sei ein nicht das Sauerland betreffender Eintrag zum Gelsenkirchener Vikar Peter Schupp (\*1916) angeführt: „Am 23.6.1944 durch das Zentralgericht des Heeres inhaftiert (bis Kriegsende) wegen einer Predigt über Feindesliebe und wegen Entfernung des Hitlerbildes beim Feldgottesdienst.“ (Hehl 1998, S. 1220; kein Personeneintrag in: Brandt/Häger 2002).

<sup>235</sup> Hehl 1998, S. 1156 (Maßnahmen: Verhöre, Verwarnungen).

<sup>236</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 36-37 (Kursivsetzung P.B.). Dort angegebene Originalquellen zu

Untersuchungshaft in Dortmund wieder freigelassen [...], weil das gesamte Verhalten es nicht rechtfertige, ihn auf längere Zeit in Schutzhaft zu nehmen, obwohl er ‚seine innere Abneigung dem NS-Staat offen zeigt‘“.

Ein unzureichendes „Siegesläuten“ gehört zu einer Liste von Vorwürfen, die *Anton Spieker* (1880-1941), Pfarrvikar in Espeln, eine Haft im Bochumer Gefängnis einbrachte. Sein Fall sei hier auch deshalb geschildert, weil Spieker 1931-1934 Seelsorger im sauerländischen (Sundern-)Hövel gewesen ist. Von dort versetzt ihn die Kirchenleitung nach einer gemeinsamen Eingabe von *Kirchenvorstand* (!) und politischer Gemeinde wegen seiner wenig positiven Einstellung „zum neuen Staat“ 1934 schließlich nach Espeln; ein Sondergerichtsverfahren in Dortmund wird am 9.2.1937 eingestellt. Zu Anton Spiekers Verhaftung am 20. Juni 1940 führt die Geheime Staatspolizei (Staatspolizeistelle Bielefeld) im „Tagesrapport Nr. 11 – 3. Katholische Bewegung“ vom 28.6.1940 an das Reichssicherheitshauptamt in Berlin<sup>237</sup> aus:

„[...] Spieker hat das vom Führer angeordnete Siegesläuten anlässlich des Sieges in Flandern und im Artois am 5. und 6.6.1940 überhaupt nicht und am 7.6.1940 nur mit der kleinsten Glocke durchführen lassen. Außerdem hat er seit etwa Anfang Mai d.J., entgegen dem bestehenden Verbot des Luftgaukommandos VI, [...] stets die Glocken gegen 20 Uhr zur Abendandacht läuten lassen.

Im Laufe einer Unterhaltung über die Zeitungsmeldungen betr. Ausbildung von Heckschützen in England äußerte sich Sp., daß man nicht alles glauben müsse, was in den Zeitungen stehe, im übrigen wäre das eine „Notwehrhandlung“ Englands.

Aus einem bei ihm gefundenen Schreiben vom 22.2.40 geht ferner hervor, daß er als Grund für den Kauf eines Hauses für die Kirche angegeben hat, „um den Folgen einer neuen Inflation vorzubeugen.“ [...]

Die Bevölkerung hat er wiederholt aufgefordert, die in den Aushängekästen angeschlagenen Zeitungen „Der Stürmer“ und „Der SA-Mann“ nicht zu lesen.

Sp. forderte auch von der Kanzel herab die Gemeinde auf, bei den Kollekten mehr zu geben als früher, da die Kirchengemeinde auch Kriegsteuer zu zahlen habe.

Endlich hat er von der Kanzel herab die Eltern aufgefordert, ihre Kinder an den katholischen Feiertagen nicht in die Schule zu schicken und sie lieber am Religionsunterricht als am HJ-Dienst teilnehmen zu lassen, auch wenn sie mal eine Geldstrafe zahlen müßten. Gerade jetzt während des Krieges wäre es wichtig, für die kirchliche Sache zu arbeiten. Den Religionsunterricht selbst hat er des öfteren so verlegt, daß dieser mit dem Dienst der HJ. zeitlich zusammenfiel. [...]"

Die hier zusammengetragenen Vorwürfe spiegeln offenkundig Aussagen von Denunzianten und ergeben das Bild eines sehr auf die religiöse Begleitung der Kinder bedachten Priesters, der seine Verweigerungshaltung gegenüber Hitlers Kriegsprogramm und der NS-Propaganda schlecht verbirgt. Nach einem politischen Justizspruch (keine Duldung, dass „zersetzend auf die Volksgenossen eingewirkt und dadurch der Endsieg gefährdet wird“) kommt Anton Spieker ins Zentralgefängnis Bochum. Dort ist er – wenige Wochen vor Abbüßung seiner Haftzeit – am 9. März 1941 auf einmal tot.<sup>238</sup> Der Tote wird nach Espeln überführt, wo der *mündlichen Überlieferung* (!) zufolge eine angeblich unerlaubte Sargöffnung ergeben haben soll, dass der

---

Vikar Heinrich Epe: a) Staatsarchiv Münster / Sondergericht Dortmund 317; b) Archiv des Erzbistums Paderborn [AEPB] / NSDAP XXII,21 (persönlicher Bericht von Vikar Epe aus dem Jahr 1948). – Ein knapper Eintrag zu Epe auch in: Hehl 1998, S. 1154.

<sup>237</sup> Einen Scan dieser Archivquelle hat mir der aus Espeln stammende Meinolf Austermeier (Paderborn) am 6.6.2015 zukommen lassen. – Standortangabe hierfür, nach Möhring 2014\*, S. 4: Staatspolizeistelle Bielefeld, Tagesrapport Nr. 11 v. 28.6.1940, in: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung OWL, M1 I P Nr. 637, Bl. 239f.

<sup>238</sup> Alle folgenden Angaben, wenn nicht anders vermerkt, nach: Möhring 2014\*.

Leichnam „mit blauen Flecken“<sup>239</sup> übersät gewesen sei. Das in schriftlichen Quellen enthaltene Spektrum der angeblichen Todesursachen variiert auf abenteuerliche Weise:

1. plötzlicher „Schlaganfall“ (Gefängnispfarrer Willig, Brief an Kapitularvikar 9.3.1941).
2. „Asthma, Ateriosklerose und Gehirnblutungen“ (Sterbeurkunde Standesamt Bochum 10.3.1941, Eintrag Sterberegister „auf mündliche Anzeige“ eines Schreiners).
3. Herzschlag (Dechant Pieper, Brief an Kapitularvikariat 10.3.1941).

Selbstredend, mancher stirbt auch an sehr schwerem Asthma, und aus dem Dreivorschlag der Bochumer Sterbeurkunde kann sich jeder etwas Passendes herausuchen.<sup>240</sup> – Die Festschrift zum 80. Geburtstag von Erzbischof Lorenz Jaeger bringt dann 1972 (aus nächster Nähe der Bistumsarchivalien) übrigens noch eine vierte Version, die später Eingang in weitere „Standardwerke“ findet: „Spieker, Anton: 1 + 6 (+ 10 Monate Gefängnis; *in Bochum bei Luftangriff* am 9.3.41 zu Tode gekommen)<sup>241</sup>. – Es empfiehlt sich, fromme römisch-katholische Kriminologen (nicht Theologen) um ein ehrenamtliches Gutachten in dieser Sache eines – von der Kirchenleitung offenbar nicht sonderlich beachteten – Märtyrers zu bitten.<sup>242</sup> Völlig abwegig erscheint es mir, einen ‚regulären‘ Häftlingsstatus in Bochum während der Kriegsjahre als ungefährliche Sache hinzustellen.<sup>243</sup> Beschrieben ist nämlich der denkwürdige Fall eines weiteren geistlichen Häftlings des Bochumer Zentralgefängnisses (und des angegliederten Strafgefangenenlagers Hattingen)<sup>244</sup>: Es handelt sich um den holländischen Kaplan Hubertus *Antonius Maria Mol* (Jg. 1914), der am 13. April 1943 wahlweise den Tod gefunden hat durch „*Herzschlag*“ (Sterberegister Hattingen 100/1943), durch „*Schlaganfall*“ (Schreiben des Hattinger Wohlfahrtsamts unter Berufung auf den Gefängnisvorstand Bochum) oder womöglich durch irgendeine mit *erhöhter Körpertemperatur* einhergehende Gesundheitsbeeinträchtigung (Schreiben von Pfarrer Rölle an Erzbischof Jaeger). Später hat Vikar Heinrich Rohden den Eintrag im Hattinger Pfarramt nachträglich wie folgt korrigiert: „Nach dem Kriege und dem Ende der Naziherrschaft gab Herr [Bestatter] Berg die wahre Ursache bekannt: *Genickschuss*.“

<sup>239</sup> Natürlich kann man spekulieren, dass hier ganz unerfahrene „Inspektoren“ die natürliche Totenfleckbildung (meist Rücken) nicht ganz glücklich beschreiben.

<sup>240</sup> Eintrag in der Kirchenchronik Espeln: „In der Kirchenchronik von Espeln stand folgender Satz: ‚Eines aber ist sicher: die göttliche Vorsehung nahm Herrn Pfarrvikar Anton Spieker in ihre harte Schule, aus der entlassen zu werden er nicht mehr erlebt hat. Am 9. März 1941, wenige Wochen vor der Entlassung ex carcere in Bochum, starb er‘. – Zu Recht weist Möhring 2014\*, S. 4 auf die – wie üblich bei Denunziationskomplexen gelagerte – Verdrängungsgeschichte am Ort hin: ‚Spiekers plötzlicher Tod löste in Espeln Betroffenheit aus. Seine Gegner sahen sich auf einmal mit dem Odium [?] einer Mitschuld konfrontiert. Solange sie lebten, unterblieb eine Aufarbeitung‘. Indessen stellt sich auch die Frage: Was machte die Bistumsleitung während der jahrzehntelangen Verdunklungsgeschichte? War ihr an einer Aufklärung *dieses* Priesterschicksals gelegen?

<sup>241</sup> Baumjohann 1972, S. 733 (vgl. Möhring 2014\*, S. 3 den vagen Hinweis auf ein offenbar nicht mehr vorliegendes amtliches Schreiben über „Tod durch Bombenalarm“). – Eintrag zu A. Spieker in: Hehl 1998, S. 1222 (keineswegs die früheste gedruckte Quelle zum Komplex): „Am 9.3.1941 kam der Vikar bei einem Luftangriff auf das Gefängnis Bochum ums Leben. Die näheren Umstände seines Todes sind noch nicht geklärt“. – Spiekers NS-Verfolgung wird ganz ausgespart in: Brandt/Häger 2002, S. 785 (Eintrag wegen Internierten-seelsorge im 1. Weltkrieg).

<sup>242</sup> In Moll 2010 (Martyrologium, vorletzte Auflage) ist A. Spieker noch nicht berücksichtigt.

<sup>243</sup> Möhring 2014\*, S. 4 scheint dies anzunehmen und nennt einen weiteren geistlichen Ex-Häftling des Bochumer Gefängnisses, nämlich Dr. phil. et theol. Robert Quiskamp. Zu R. Quiskamp vgl. Hehl 1998, S. 1206 (Kursivsetzung P.B.): „Am 19.12.1940 durch das Sondergericht Bielefeld wegen Heimtückevergehens (Polen-seelsorge, Regimekritik) zu einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Außerdem Streichung des Pfarrbesoldungszuschusses ab 1.2.1941. Am 29.7.1943 an den *Folgen der Haft* (Anämie) gestorben.“ (Zu R. Quiskamp beim Eintrag in Brandt/Häger 2002, S. 1206 wiederum kein Hinweis auf NS-Verfolgung.) Über Quiskamp auch P. Möhring in: Moll 2010, S. 1254-1257; in Anlehnung daran Zimmer 2015b\*: „Am 29.7.1943 verstarb er nach einer Beinamputation an einem Leiden, das während der Haft nicht angemessen behandelt wurde.“

<sup>244</sup> Weiß 2006\* (im Internet zugänglich).



Auch aktuelle Forschungen u.a. von Alfons Zimmer, der als Pastoralreferent in der Justizvollzugsanstalt Bochum tätig ist, erhärten den Verdacht, dass der Bochumer Gefängnis-Komplex nicht nur für mehrere Verfolgte – wie z.B. die ermordeten Priester Augustin Benninghaus (1880-1942), Otto Günnewich (1902-1942), Kilian Kirchhoff (1892-1944), Albert Maring (1883-1943) und Wilhelm Oberhaus (1901-1942) – eine „Durchgangsstation“ vor KZ-Einweisung gewesen ist, sondern – von z.T. sehr schlimmen Haftbedingungen ganz abgesehen – selbst als Ort nachgewiesener und möglicher Verbrechen an Häftlingen in den Blick kommen muss.<sup>245</sup> Am 1.3.1942 verurteilte das „Sondergericht Dortmund in Bochum“ den Wittener Küster und Organisten *Friedrich Wilhelm Espenhahn* (1888-1942) zu zwei Jahren Gefängnis. Wenig später schrieb man der Familie, F.W. Espenhahn habe sich am 4.3.1942 in seiner Bochumer Gefängniszelle erhängt. Bei einer Evakuierung am 29. März 1945 versucht ein Wächter des Bochumer Gefängnisses, den inhaftierten Priester *Josef Reuland* (1892-1958) durch Genickschuss zu ermorden; der Totgeglaubte schleppt sich mit Hilfe eines Jungen in ein nahes Pfarrhaus, wo der Pfarrer nach erster Hilfeleistung eine Polizeistreife (!) ordert, und überlebt trotz Rückführung in das Gefängnislazarett. (Der Täter wurde später von dritter Seite angeklagt und 1948 zu einer Freiheitsstrafe verurteilt.)

Zwei Priestern des Erzbistums Paderborn haben wir uns oben zugewandt, die in der Frage des „Siegesläutens“ hinsichtlich Deutung oder Praxis nicht konform gingen mit dem NS-Kriegsstaat. In einer Bistums-Publikation wird Erzbischof Lorenz Jaeger als Verfasser einer „Denkschrift der westdeutschen Bischöfe vom 23.7.1945 an Feldmarschall F.L. Montgomery“ genannt, die u.a. folgende Passagen enthält: „Keine *demokratische* Regierung in Deutschland kann solche erstaunlichen außenpolitischen Erfolge aufweisen wie die *nationalsozialistische*. [...] Wir machen darauf aufmerksam, daß die Mehrheit des deutschen Volkes sich schon dadurch gegen den Nationalsozialismus gewehrt hat, daß es der *christlichen Religion treu blieb*. [...] Der Beginn des letzten Krieges im Jahre 1939 ist keineswegs mit Begeisterung vom Volk aufgenommen worden. [...] Auch die größten sogenannten Siege dieses Krieges haben nicht vermocht, irgendeine freudige Stimmung im Volke auszulösen, ja es war sogar auffallend, wie wenig das Volk an dem Geschehen Anteil nahm. Die Partei hat auch nicht gewagt, die Siege, die sie verkündete, durch Glockengeläute feiern zu lassen. Es hat bis zum Jahre 1942 amerikanische Korrespondenten in Deutschland gegeben, die über diese Dinge sicherlich genau Auskunft geben könnten.“<sup>246</sup> Soll man den Verfasser beim Wort nehmen und somit davon ausgehen, die Paderborner Bistumsleitung habe von Anordnungen zu kriegerischem Kirchengeläut überhaupt nichts gewusst? – Bei seinem Besuch in Polen im Jahr 2010 sagte der Aachener Bischof Heinrich Mussinghoff: „Die deutschen Bischöfe haben diesen Angriffskrieg auf das katholische Land Polen nicht laut verurteilt, vielmehr war in Botschaften an die Soldaten stattdessen von Pflichterfüllung, Opfersinn und Treue die Rede. Beim Sieg über Polen und den folgenden Triumphen der deutschen Wehrmacht läuteten auch an katholischen Kirchen die Glocken. Diese eigene Schuld müssen wir als deutsche Kirche heute bekennen [...]. Ich verneige mich vor allen Opfern dieses Krieges, vor den ermordeten Juden, vor den getöteten Polen, vor allen, die gelitten haben und noch an den Folgen leiden.“<sup>247</sup>

Nachdem 1936 der wiederholt denunzierte Pfarrer Dr. *Albert Fritsch* (1863-1942) von (Sundern-)Hellefeld aus nach Holland geflohen war, erhielt die schwierige Sauerlandgemeinde am 22.4.1936 mit Pfarrvikar *Gerhard Maashänsler* (1907-1957) einen neuen Seelsorger.<sup>248</sup> Auch

<sup>245</sup> Vgl. Böskes 2014\*, Meyer 2015, Zimmer 2015a\*, Zimmer 2015b\*.

<sup>246</sup> Groß 1995, S. 435 und 437.

<sup>247</sup> Mussinghoff 2010 (für den Hinweis auf diese Quelle danke ich Heinz Missalla).

<sup>248</sup> Vgl. Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 190-193, 198, 212; Hehl 1998, S. 1159 (Dr. Albert Fritsch) und S. 1193 (G. Maashänsler); Weiler 1971, S. 420; F.W. Saal in: Wagener 1993, S. 143; Seeger 2004, S. 88; Lossin 2011, S. 23, 77 (Maashänsler). Nicht eingesehen: Heimat-Zeitung des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Niederense-Himmelpforten e.V. 36. Jg. (2009), S. 29-34 (zu Maashänsler).

dieser – in Lünen geborene – Priester wurde immer wieder bei staatlichen Stellen denunziert, u.a. wegen eines Predigtwortes: „Katholische Jugend hört! Unser Gott ist der einzige Gott!“ Maashänsler, der später auch in Geseke und Bilme (Gemeinde Ense) als Seelsorger gewirkt hat, blieb bezeichnenderweise nur bis November 1936 in Hellefeld. Vom 15.9.1937 bis 20.4.1939 war er Häftling im KZ Buchenwald. Nach erneuter Haftzeit in den Gefängnissen Dortmund und Herne ab März 1942 wurde dieser Seelsorger vom 11.6.1942 bis zur Befreiung am 30.4.1945 (nach einem Evakuierungsmarsch) im Konzentrationslager Dachau interniert, wo er als Stubenältester im „Priesterblock“ bei der Priesterweihe des seligen Karl Leisner mitgewirkt hat. Über den Grund seiner erneuten Verhaftung gibt ein Gestapo-Bericht aus Berlin vom 20.3.1942 folgende Auskunft: „Die Stapostelle nahm den Pfarrer Gerhard August Maashänsler ... in Haft, weil er in einer Predigt durch einen Vergleich des gegenwärtigen Krieges mit dem Winterfeldzug Napoleons von 1812 versucht hatte, den unglücklichen Ausgang des Krieges anzudeuten. U.a. brachte er hierbei zum Ausdruck, daß schon Cäsar und Napoleon mit dem Schlachtruf ‚Heil‘ große Siege errungen hätten, ohne daß diese ihren Völkern das Heil bzw. Befriedigung gebracht hätten; das wahre Heil könne nur von Jesus Christus kommen“<sup>249</sup>.

Kriegskritische Bemerkungen sind überliefert auch von der Nonne *Angela Autsch* (1900-1944), einer ehemaligen Finntroper Modeverkäuferin.<sup>250</sup> Am 17.10.1937 schreibt Sr. Angela ihrer leiblichen Schwester Elisabeth im Sauerland von Österreich aus: „Betet viel [...], daß die Feinde unserer heiligen Kirche gedemütigt und ihre Pläne zunichte werden. [...] Ich glaube, ihr seid nicht recht im Bilde über alles, wie es bei Euch ist.“ In einem anderen Brief an die Familie vom 25.3.1940 missbilligt Sr. Angela indirekt, dass sich ihr Neffe Erich freiwillig zu den Fliegern gemeldet hat: „*Grausig wird's werden. [...] bei den Fliegern [...]?* [...] *Man nennt sie – die Todgeweihten! Stürmisch wird's um alle Völker!*“ Im August 1940 soll Sr. Angela bei der Pflege der Mutter des NSDAP-Funktionärs H. Rinner im Nachbarhaus ihres Klosters geäußert haben, „*in Norwegen seien viele Soldaten ertrunken*“ (einer weiteren Quelle zufolge ist diese Aussage jedoch am 10. August in einem Geschäft beim Milcheinkauf gefallen). Der Ordensfrau aus dem Sauerland wird außerdem der Ausspruch „Der Hitler ist eine Geißel (bzw. Plage) für ganz Europa“ nachgesagt. Unter den örtlichen Nazis spricht man über den Verdacht des illegalen Hörens von Auslandssendern und wohl auch von „Führerbeleidigung“. Aus diesem Kreis, so die Biographen, erfolgt durch mehrere Beteiligte eine Anzeige.<sup>251</sup> Am 12. August 1940 dringt die Gestapo aufgrund der Denunziationen in das Kloster Mötzing (Österreich) ein und verhaftet Sr. Angela. Bei einem Luftangriff am 23.12.1944 wird die inhaftierte Nonne später in Ausschwitz – 35 Tage vor Befreiung des Konzentrationslagers – von einem Bombensplitter getroffen und stirbt.

Am 9. Oktober 1942 erscheint die Denunziantin Marie Gies, geb. Volk († 1979) bei der Staatspolizei in Kassel und macht – ohne jegliche Aufforderung, ganz aus freien Stücken – Mitteilungen zu dem im Sauerland geborenen Franziskanerpater *Kilian Kirchhoff* (1892-1944).<sup>252</sup> Dieser habe u.a. folgende Äußerungen getan: Der Reichsminister Rosenberg beabsichtige den Aufbau einer neuen Religion; der Reichsführer-SS habe den SS-Leuten den

<sup>249</sup> Zitiert nach: Baumjohann 1972, S. 739 (dort Anmerkung 21 [Quellenangabe: Boberach: Berichte der SD und der Gestapo. Mainz 1971, S. 635]).

<sup>250</sup> Ich beschränke mich an dieser Stelle auf einen Literaturhinweis: Fux 1992 (eine umfassende Dokumentation zur überaus zärtlichen Christin Angela Autsch, die wegen ihrer Ausstrahlung auch von einer atheistischen Mitgefangenen als „Engel“ bezeichnet worden ist, soll in näherer Zukunft auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de) veröffentlicht werden).

<sup>251</sup> P. Dr. Josef Levit und Sr. Hermine Gitter haben später allerdings die Hypothese vorgetragen, die Mitteilung zur „Äußerung Sr. Angelas [über Hitler] sei reine Verleumdung und habe so nie stattgefunden, die Dienerin Gottes sei [in Wirklichkeit] allein wegen der Verteidigung klösterlichen Eigentums inhaftiert worden“: Fux 1992, S. 22.

<sup>252</sup> Vgl. zu Kilian Kirchhoff ofm: Mund/Machalke 1996 (dokumentarischer Sammelband mit zahlreichen Beiträgen ab 1952); Bürger 2014a\*.

Befehl gegeben, mit den Frauen der im Feld stehenden Soldaten Kinder zu zeugen; der Reichsmarschall Hermann Göring werde im Volk als lächerliche Figur angesehen; „der Führer sei der größte Blender aller Zeiten“ und „seine Herrschaft wäre nur durch Gewalt aufrechtzuerhalten“. Der Pater habe auch von einem Schreckensregiment gesprochen, das nach Einsetzung Otto von Habsburgs in Gemeinschaft mit England aufgerichtet würde ... Kilian Kirchhoff, der all diese Vorwürfe abstreitet, wird vom „Volksgerichtshof“-Präsidenten Roland Freisler am 7. März 1944 zum Tode verurteilt und am 24. April 1944 in Brandenburg-Görden hingerichtet. (Unter einem Gnadengesuch prominenter Persönlichkeiten, das auch der Nuntius unterstützt hat, fehlt bezeichnenderweise die Unterschrift des Paderborner Erzbischofs.)

Der aus dem oberbergischen Eckenhagen stammende Widerstandskämpfer Monsignore Dr. *Otto Müller* (1870-1944), Priester des Bistums Köln, war über seine familiären Wurzeln dem Sauerland verbunden.<sup>253</sup> Bis zum Verbandsverbot durch den NS-Staat ist er Verbandspräsident der Katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands. Im März 1933 lehnt er es als Mitglied des Kölner Stadtrates ab, sich zu Ehren der toten „Helden der nationalsozialistischen Bewegung“ zu erheben, und verliert sogleich sein Mandat. Die wenig konfliktbereite Haltung der Bischöfe gegenüber dem neuen Regime wird von dem bekannten Verbandsfunktionär kritisiert. Über seine Zugehörigkeit zum „Kölner Kreis“ steht Müller mit dem Netz maßgeblicher Widerstandskämpfer in Verbindung und wird nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 von der Staatspolizei gesucht. Im Mutterhaus der Olper Franziskanerinnen findet er kurzzeitig Unterschlupf und Pflege, doch nach dem 18. September erfolgt seine Verhaftung. Otto Müller kommt zunächst in das Zuchthaus Berlin-Tegel und stirbt am 12.10.1944 im Staatskrankenhaus der Berliner Polizei. Seine Mitstreiter aus der christlichen Gewerkschaftsbewegung – Bernhard Letterhaus (10.7.1894 - 14.11.1944) und der selige Nikolaus Groß<sup>254</sup> (30.9.1898 - 23.1.1945) – wurden in Plötzensee ermordet.

Der aus Thieringhausen bei Olpe stammende Bauernsohn *Peter Grebe* (1896-1962) studierte nach seiner Teilnahme am ersten Weltkrieg Theologie und wurde 1925 zum Priester geweiht.<sup>255</sup> Eine junge Frau in Lippstadt klagte Ende 1942 bei der Gestapo, Grebe habe gegen den Krieg gewettert: „Der Krieg ist eine Auswirkung der menschlichen Bosheit. [...] Diesen Krieg haben verursacht die Partei, der Militarismus und ein großer Teil der Industriellen.“ Mitte 1943 gaben Denunzianten aus Elben und Gerlingen an, Grebe habe mit Blick auf Stalingrad („der erste große Nackenschlag“) erneut gegen den von Hitler zu verantwortenden Krieg Stellung genommen und die Nationalsozialisten für die Leiden des Volkes verantwortlich gemacht. Im November 1944 sprach der sogenannte Volksgerichtshof in Berlin ein Todesurteil aus. Nach Umwandlung des Urteils in eine Haftstrafe war Peter Grebe bis zu seiner Befreiung durch sowjetische Soldaten im Zuchthaus monatelang an Händen und Füßen gefesselt.

Der Vorwurf, er habe einer Soldatengattin gegenüber die Verwundung bzw. den „Heldentod“ ihres aus der Kirche ausgetretenen Mannes als eine Strafe Gottes hingestellt, führte im märkischen Sauerland zur Verhaftung des Brügger Pfarrer *Josef Witthaut* (1898-1979); der Geistliche wurde im März 1944 vorgeladen und war bis zum 11. April 1945 Häftling im KZ Dachau.<sup>256</sup>

<sup>253</sup> Vgl. zu Otto Müller: Krause 1987b, S. 301-305; Moll 2010, S. 282-285.

<sup>254</sup> Vgl. zu ihm als Beispiel für ein gegenwartsbezogenes Märtyrergedenken unter Beteiligung junger Menschen das Musical der Gemeinde St. Barbara Mühlheim an der Ruhr (<http://www.nikolaus-gross-musical.de/>).

<sup>255</sup> Vgl. Pauly 1984 und – mit weiteren Literaturangaben – in diesem Sammelband den Beitrag zu P. Grebe →XV.

<sup>256</sup> Rademacher 2011 (der Vorwurf war dieser Quelle zufolge jedenfalls in der amtlich dokumentierten Form unberechtigt). Vgl. zu Witthaut auch: Hehl 1998, S. 1237; Friedensgruppe Lüdenscheid 2007\*, S. 24.

Zwei Priester aus dem Sauerland haben sich als Kriegsgefangene in der Sowjetunion engagiert für das antifaschistische ‚Nationalkomitee Freies Deutschland‘ (‚Für Volk und Vaterland! Gegen Hitler und seinen Krieg! Für sofortigen Frieden! Für die Rettung des deutschen Volkes! Für ein freies unabhängiges Deutschland!‘). Der in Schmallenberg geborene Wehrmachtspfarrer *Josef Kayser* (1895-1993) kam hierbei 1943 zu dem Schluss: „Ich will einen Anfang machen, daß sich finde Mensch zu Mensch und Volk zu Volk. Es lebe die Liebe und die gegenseitige Hingabe. Es sterbe der Haß und der Stolz.“<sup>257</sup>

Der in Altenhundem geborene und in Drolshagen und Olpe aufgewachsene *Hubert Mohr* (1914-2011) war nach dem Abitur 1935 in den Pallottiner-Orden eingetreten, wurde 1940 zum Priester geweiht und musste 1941 als Sanitätssoldat am Krieg gegen die Sowjetunion teilnehmen.<sup>258</sup> Er desertierte 1944, nahm als sowjetischer Kriegsgefangener eine Tätigkeit für das Nationalkomitee Freies Deutschland auf und wurde Lehrer an der Antifa-Schule in Krasnodar. Einem vom Jochen Krause zitierten Selbstzeugnis zufolge ist Hubert Mohr in Olpe von dem regimekritischen Pallottinerpater Franzen geprägt worden: „Er war es, der mir den persönlichen Rat gab, im Kriege auf die richtige Seite überzugehen. Wenn man mich statt in Rußland in Frankreich oder sonstwo eingesetzt hätte, wäre ich dort zu den Alliierten übergetreten. Das geschah dann in Rußland aus rein ethischen Gründe.“

### Opfer des „Endsieg“-Wahns

Der Erwitter *Georg Wagner* (1915-1991) hat seine Erfahrungen als „Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht“ 1985 ausdrücklich wider ein „Verwirrspiel der Linken [...] auch im kirchlichen Raum“ niedergeschrieben und wartet auf mit einigen befremdlichen Passagen über „den Russen“.<sup>259</sup> Kritisch zitiert G. Wagner jedoch amtliche Richtlinien des deutschen Militärs vom 24.5.1942: „Die Feldseelsorge ist eine dienstliche Einrichtung der Wehrmacht. [...] Der siegreiche Ausgang des nationalsozialistischen Freiheitskampfes entscheidet die Zukunft der deutschen Volksgemeinschaft und damit jedes einzelnen Deutschen. Die Wehrmachtseelsorge hat dieser Tatsache eindeutig Rechnung zu tragen.“<sup>260</sup> Vor diesem Hintergrund, so Wagner,

<sup>257</sup> Zitiert nach: Richter 1994, S. 395 (dieser Beitrag ist im vorliegenden Sammelband ungekürzt zugänglich →XXII). Josef Kayser, der übrigens auch politisch rechte Verirrungen auf seinem Lebensweg eingestanden hat, muss lange einer schizophrenen Haltung gefolgt sein: „Nur wenn er der Verteidigung dient, läßt er sich rechtfertigen, und dieser Krieg war kein Verteidigungskrieg. – Trotzdem bin ich dabei gewesen, denn für mich war ganz klar: Hitler nein, Deutschland ja. Ich sah das so: Da ist der rote Abgrund und da der braune Abgrund. Und als Christ muß man zwischen diesen Abgründen als einzelner gehen.“ (Kayser 1991, S. 171) – Zu Werner von Canstein als Offizier mit „NKFD-Anschluss“ vgl. Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 28 (dort Anmerkung 45).

<sup>258</sup> Vgl. zu ihm: Krause 1989, S. 524-528 (sowie die Literaturhinweise im Verzeichnis der deutschen Nationalbibliothek und im aktuellen Wikipedia-Eintrag zu Hubert Mohr); Kabus 2014, S. 77-79 (kritische Darstellung eines ehemaligen DDR-Studenten und Assistenten Mohrs); zur Müscheder Herkunftsfamilie: Dahme/Keilig/Michel 2012\*. – Nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft konnte Mohr als offenbar linientreuer Marxist-Leninist (seit 1959 inoffizieller Mitarbeiter der „Staatssicherheit“!) eine akademische Karriere in der DDR aufnehmen und wurde schließlich Historiker mit vollem Lehrauftrag. 1997 erfolgten seine Laisierung und anschließend die Wiederaufnahme in die römisch-katholische Kirche.

<sup>259</sup> Vgl. Wagner 1985, S. 1. – „Im Laufe des Jahres 1944 bedrängte der [!] Russe unsere Stellungen [...]. Das Kriegshandwerk wurde zur Routine, und in Ahnung des bevorstehenden Zusammenbruchs ging nicht nur hinter vorgehaltener Hand die Parole um: ‚Genießet den Krieg, der Friede wird furchtbar!‘“ (ebd., S. 27) „Der [!] Russe schoß aus einer Entfernung von zweihundert Metern [...]. Unsere Offiziere zögerten noch, vor den Sowjets zu kapitulieren. Wir wußten, daß diese das Rote Kreuz nicht achteten und hatten schlimme Nachrichten über Verwundete, die ihnen in die Hände gefallen waren.“ (ebd., S. 28) „Währenddessen sah ich, wie ein Russe zwei [...] deutsche Verwundete durch Genickschüsse tötete. Widersprüchlich [...] erlebte ich die russische Mentalität fortan immer und immer wieder!“ (ebd., S. 29) – Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht im Eroberungs- und Vernichtungskrieg thematisiert der Verfasser nicht.

<sup>260</sup> Wagner 1985, S. 10-11; dort auch das nachfolgende Zitat zu „Hakenkreuz-Altären“ (vgl. Hinweise zum „Hakenkreuz-Altarschmuck“, der wohl kaum als *seltener* Ausnahmefall an der Front abgetan werden kann, auch in: Katholisches Militärbischofsamt 1991, S. 63, 65 [Foto vorangehende Seite], 70, 117; Rów 2014, S. 184).

„braucht es nicht zu verwundern, daß Einheitsführer in Vorbereitung eines offiziellen Wehrmachtgottesdienstes bei der Truppe dem Kriegspfarrer manchmal einen Altar aufbauen ließen, der ringsum und obenauf mit Hakenkreuzfahnen bedeckt war.“ Aus dem Jahr seiner Weihe und seines Eintritts in die Wehrmacht dokumentiert dieser Priestersoldat auch „ein aufmunterndes Hirtenwort“ des Paderborner Erzbischofs Dr. Caspar Klein vom 29.9.1940 „an die zum Militärdienst einberufenen Priester, Kleriker und Theologiestudenten“:

„Wir dürfen uns den Opfern, die das Vaterland in Kriegszeiten von uns verlangt, nicht entziehen, wir müssen vielmehr in engster Verbundenheit, selbstlos, in fester Ausdauer und in heldenhaftem Todesmut dienen Ihr aber, meine lieben einberufenen Priester, Kleriker und Theologiestudierenden, zeigt Euch im gegenwärtigen schweren Völkerringen durch Euren Opfer- und Heldenmut im deutschen Kriegsheer vorbildlich und macht den in vielen Köpfen deutscher Volksgenossen herrschenden Argwohn zuschanden, jenen durch nichts begründeten, aber unheilvoll wirkenden Argwohn, als ob das katholische Christentum die Vaterlandstreue und Wehrtüchtigkeit schwäche und in Frage stelle, ja als ob die Priester und Priesteramtskandidaten staatsabträglich wirkten oder die Entschlossenheit und Geschlossenheit unseres Volkes bei dem Kampf um seine Existenz beeinträchtigten. Nein, wir beteuern bei dieser Gelegenheit aufs feierlichste: Wir haben unsere Pflicht getan und werden sie tun!“<sup>261</sup>

Der Paderborner Weihbischof *Paul Nordhues* (1915-2004), der als Priestersoldat – Sanitätsunteroffizier bei der 1. Sanitätskompanie der 252. Infanteriedivision in Russland – die späteren Märtyrer Hans Scholl und Alexander Schmorell kennenlernte, wird 1994 schreiben: „Einen gerechten Krieg mag es [...] zur Abwehr geben. Aber dieser Krieg war alles andere als gerecht. Er hatte mit Unrecht begonnen. Wir waren nicht angegriffen worden.“<sup>262</sup> Der im Kirchspiel Hellefeld geborene katholische Jurist Dr. *Franz Assmann* hat rückblickend seine Haltung im Juni 1943 so wiedergegeben: „Ich erinnere mich deutlich, daß ich damals [...] sagte: ‚Ich sehe diesen Krieg an als den Kampf des guten Prinzips gegen das absolut Böse, dieses [Böse] aber verkörpert sich in dem politischen System, von dem wir geführt werden. Dieses System kann und darf den Krieg nicht gewinnen und wird ihn nicht gewinnen, wenn überhaupt eine höhere Weltordnung über uns waltet. [...] in unserer Führung hat das absolut böse Prinzip Oberhand bekommen und das muß und wird verschwinden.“<sup>263</sup>

Keineswegs gelangten alle Kleriker im Erzbistum Paderborn, die für den Feldzug gen Osten ihr Predigtwort eingesetzt haben, zumindest bei ihrer Beurteilung der militärischen Lage zur Besinnung. Der Paderborner Erzbischof verkündet am 7.2.1943 im Dom: „Die Welt lebt vom Opfer, und wir dürfen hoffen, daß gerade dieses große Opfer, das uns die toten Helden [von Stalingrad] gebracht haben, nicht umsonst sein wird, daß es führt zum Siege auch für unser deutsches Volk“<sup>264</sup>. Der Dortmunder Stadtjugendseelsorger *Christoph Allroggen* (Jg. 1907), ab 1943 als Sanitätsfeldwebel an der Ostfront eingesetzt, wird nach dem Krieg erzählen: „Zu Anfang des Jahres 1944 hatte ich noch beim Besuch unseres Bischofs Lorenz Jäger [Jaeger] in Paderborn mit Verwunderung feststellen müssen, daß er an eine Wende glaubte, wenn die ‚Wunderwaffe‘ bald käme, die im Bau sei, wie ihm ein bekannter Oberst erzählt habe. Mein Freund, Divisionspfarrer Hubert Schwede, ebenfalls im Osten, und ich versuchten, ihn von dem Mechanismus des Krieges zu überzeugen. Wir konnten ihm nur andeuten, daß er uns wahrscheinlich nicht wiedersehen würde. Als ich 1948 allein bei ihm meinen ersten Besuch machte, gestand er verschämt seinen Irrtum. – Hubert Schwede war im Sommer

<sup>261</sup> Wagner 1985, S. 19 (angegebene Quelle: Kirchenamtliche Mitteilungen an die Priester und Theologiestudierenden der Erzdiözese Paderborn im Feld, Hrsg. vom Erzb. Generalvikariat Paderborn 1940, S. 9-11).

<sup>262</sup> Katholisches Militärbischofsamt 1994, S. 318-324, hier S. 323.

<sup>263</sup> Bruns/Senger 1988, S. 371.

<sup>264</sup> Zitiert nach: Stüken 1999, S. 213 (dort Anmerkung 987).

1944 gefallen.“<sup>265</sup> – In einem Rundschreiben vom 17.9.1944 (!) dankt Erzbischof Jaeger den Soldaten für „schier übermenschliche Leistungen“ an allen *Grenzen* des Vaterlandes und „besonders für den Schutz vor dem Ansturm des gottlosen Bolschewismus“.<sup>266</sup> Am 7.11.1944, als noch immer zwölf Weltpriester aus dem Erzbistum in Konzentrationslagern um ihr Überleben ringen, übt sich der Paderborner Oberhirte ohne Scham in Empörung darüber, dass Priester und Theologen aus dem Offizierskorps der Wehrmacht entlassen werden; diese Verfügung sei „hart und ehrenrührig“ und man müsse dagegen kirchlich angehen!<sup>267</sup> Gottlob hat L. Jaeger in dieser Sache bei den bischöflichen Mitbrüdern kein Gehör gefunden. – Im gleichen Jahr 1944 soll übrigens Vikar *Hermann Bieker* (1913-2004), geboren als Handwerkersohn in Schlade bei Olpe, durch die Gestapo und eine hohe Geldstrafe gemäßregelt worden sein, weil er als Prediger an der Paderborner Herz-Jesu-Kirche „gegen die *militärische* und antireligiöse Jugenderziehung des Staates protestiert hatte“<sup>268</sup>.

In einer traurigen Blütenlese zum Paderborner Kirchenblatt „Leo“, dessen Schriftleitung der in Benolpe geborene Priester und Wagenfeld-Freund *Johannes Hatzfeld* (1882-1953) inne hatte, zitiert Georg Heidingsfelder u.a. folgende Passage: „Wie schon im alten Rom der Satz entstehen konnte: Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, so setzt heute mancher Vater unter die Todesanzeige seines Sohnes: In stolzer Trauer ... Das ist etwas anderes als ein Sterben nach Krankheit und Siechtum, und wir begreifen heute, wo unsere Truppen Siege erkämpft haben, deren weltgeschichtliche Bedeutung auch dem Ahnungslosesten einleuchtet, daß unsere Vorfahren den Tod auf der Walstatt jenem anderen friedlichen, bürgerlichen, aber eben auch klanglos (!!) sich vollziehenden gegenüberstellen konnten, den sie mit einem leisen Beigeschmack des Bedauerns, wenn nicht gar der Mißachtung den Strohtod nannten.“<sup>269</sup> Auch aus dem Sauerland stammende geistliche Theologieprofessoren in der Bischofsstadt haben sich dem Geist der „neuen Zeit“ nicht verschlossen. Der in Müschede geborene Fundamentaltheologe *Eduard Stakemeier* (1904-1970) „pries 1942 als Schriftleiter [von ‚Theologie und Glaube‘] den ‚siegreichen Angriff‘ und die ‚überlegene Abwehr‘ der Wehrmacht, ‚vor der alle Anstürme der Barbarei zerschellten‘“ sowie „Großtaten für Führer, Volk und Vaterland“ und „Opfertod“.<sup>270</sup>

Der fanatische Priester Dr. *Lorenz Pieper*, so ein Zeugnis von Pastor Franz Josef Grumpe, „predigte auf der Klausen in Meschede noch von den segensreichen Wirkungen des Nationalsozialismus, als die Amerikaner schon vor der Tür standen.“<sup>271</sup> Er „trug das ‚Goldene Parteiabzeichen‘ [der NSDAP] bis zum Kriegsende am Revers seines Rockes und auch am Talar“<sup>272</sup>.

Zu den rechtskatholischen Adeligen aus dem Sauerland, die sich nach frühem Übertritt zur NSDAP und umfangreicher Kollaboration vom NS-System distanziert haben, gehört Freiherr *Ferdinand von Lüninck* (1888-1944) aus Ostwig.<sup>273</sup> Am 16.6.1938 erklärte der Freiherr, der als Katholik nicht mehr in die offizielle politische Landschaft passte, zuvorkommend seinen

<sup>265</sup> Katholisches Militärbischofsamt 1994, S. 41 (Hinweis darauf schon bei: Pape 1999, S. 162).

<sup>266</sup> Stüken 1999, S. 168.

<sup>267</sup> Vgl. F.W. Saal in: Wagener 1993, S. 179. Ein Tag später findet im Konzentrationslager der in Dortmund geborene Priester Friedrich Karl Petersen, dessen trauriges Schicksal gerade mit Blick auf den Paderborner „Kriegs-Patriotismus“ viele Fragen aufwirft, den Tod; er hatte – als die Gestapo ihn verhaftete – eine Seelsorgevertretung in Eslohe-Reiste übernehmen sollen (ebd., S. 113-181). – Gruß 1995, S. 268-269 rechtfertigt Jaegers Protest gegen den Offiziersausschluss‘ der Theologen als kirchenpolitisch begründet bzw. verdunkelt den Kontext 1944.

<sup>268</sup> Hehl 1998, S. 1142 (Kursivsetzung P.B.).

<sup>269</sup> Zitiert nach: Heidingsfelder 1956b.

<sup>270</sup> Pape 1999, S. 159. Vgl. die Hinweise auf andere Professoren in: Bürger 2015c\*, S. 13-14 (dort Anm. 51).

<sup>271</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 45.

<sup>272</sup> W. Tröster in: Wagener 1993, S. 58.

<sup>273</sup> Vgl. den Eintrag in: Moll 2010, S. 502-505 (bezogen auf Lünincks Kollaboration mit dem NS-Unrechtssystem fehlen hier allerdings wichtige Forschungsergebnisse); Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003 (siehe Namensregister).

Rücktritt vom Amt des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen. Im Sommer 1942 war Lüninck über Umsturzpläne im Umkreis des Widerstandes von Militärs informiert, und Ende 1943 kam es zu seiner Begegnung mit Carl Friedrich Goerdeler, der von ihm die Zusage bekommen konnte, nach einem Staatsstreich ein Amt als Politischer Beauftragter für Westpreußen zu übernehmen. Wegen seiner Mitwisserschaft wurde Ferdinand von Lüninck nach dem 20. Juli 1944 von Roland Freisler zum Tode verurteilt und dann am 14. November 1944 in Plötzensee hingerichtet. – Der in Störmede bei Geseke aufgewachsene *Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler* (1906-1938), Sekretär des rechtskatholischen NS-Kollaborateurs Franz von Papen, war schon 1938 in Wien von den Nationalsozialisten ermordet worden.<sup>274</sup>

*Wilhelm Korte* (geb. 8. Mai 1919), ehemals Mitglied der dem Friedensbund der deutschen Katholiken nahe stehenden und schon im Sommer 1933 selbst aufgelösten Warsteiner „Kreuzfahrer“-Jugend, ist wenige Wochen vor Kriegsende in Breslau als Opfer der mörderischen Militärjustiz erschossen worden. Zu ihm schreibt Hanneli Kaiser-Löffler: „Willi Korte wurde erst 1945 eingezogen und an der Luftkriegsschule 5 in Breslau ausgebildet. Am 02.02.1945 verurteilte ihn das Standgericht der Festungskommandantur Breslau zum Tode, er wurde standrechtlich erschossen. In den Akten findet sich ein Schreiben, in dem es heißt: *„Im Zuge der von hier angestellten Ermittlungen wurden u.a. auch der General a.D. Ludwig Schulz [Leiter der Luftkriegsschule] sowie der ehemalige kath. Festungspfarrer, Herr Hubertus Braschke, gehört. Beide haben übereinstimmend erklärt, daß der Obergefreite Korte wegen defaitistischer Äußerungen liquidiert worden sei.*“ Willi Kortes Ehefrau erklärte zu den Gründen der Hinrichtung ihres Ehemannes: *„Während seiner Dienstzeit bei der Wehrmacht hat er wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß er mit dem Vorgehen der derzeitigen Regierung nicht einverstanden sei und das Gebaren derselben nicht mit seinem Gewissen vereinbaren könne. In seinen letzten Briefen sprach er die Vermutung aus, daß nach Auflösung der LKS 5 in Breslau ein Teil der Mannschaften zur SS eingegliedert werden sollten. Dies würde er unter allen Umständen ablehnen. Dies ging sowohl aus einem Brief an mich als auch an seine Mutter hervor.*“ Willi Korte war eines von mehr als 30.000 Opfern der Militärgerichtsbarkeit.<sup>275</sup> Bei ihrem Bemühen um Rehabilitation fand seine Gattin nach Kriegsende Hilfe bei einem ungewöhnlich engagierten Kreisinspektor im Amt für Wiedergutmachung.

Als freiwilliger Seelsorger der ‚Wandernden Kirche‘ für Evakuierte aus dem Ruhrgebiet weilte der aus (Finnentrop-)Serkenrode stammende Vikar *Robert König* (1910-1945) ab Ende 1943 im Pommerschen Lauenburg (Lembork), wo er am 10. März 1944 zusammen mit sieben anderen Menschen in einem Haus von eingedrungenen sowjetischen Soldaten, darunter ein Betrunkener, ermordet wurde.<sup>276</sup>

Der Zentrumsmann, christliche Gewerkschaftssekretär und stellvertretende Bestwiger Arbeitsamtsdirektor *Fritz Busse* (Jg. 1889) musste sich ab 1933 wirtschaftlich förmlich durchs Leben schlagen. Er hatte in antifaschistischen Kreisen, so das Zeugnis eines Kommunisten, einen guten Ruf. „[K]urz vor Einmarsch der Alliierten, als die deutschen Truppen in Ostwig lagen, hat Fritz Busse den Truppen die Aussichtslosigkeit des Weiterkämpfens vor Augen

<sup>274</sup> Moll 2010, S. 494-497 (Verfasser: Peter Möhring).

<sup>275</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 204-205 (eckige Klammern und Auslassungen nach dieser Quelle). Vgl. zu den Warsteiner Kreuzfahrern und Willi Korte auch: Blömeke 1992, S. 101-102 (sowie Namensregister: Clemens Busch); Tigges/Föster 2003, S. 45-49, 463. – Der katholische Unteroffizier Heinrich Schürholz (1914-1944) aus Drolshagen-Essinghausen wurde nach Verweigerung der aktiven Teilnahme an einer Exekution zum Schützen degradiert und strafversetzt (Bürger 2010, S. 635).

<sup>276</sup> Vgl. die Darstellung von P. Möhring in Moll 2010, S. 1074-1076: Im Esszimmer des Hauses hatte sich König vor jüngere Frauen gestellt, auf die sich „die Aufmerksamkeit der Eindringliche richtete“ [dies war aber nicht unmittelbarer Anlass seiner Erschießung]. Am 27. Juli 1945 schrieb Erzbischof L. Jaeger der Gemeinde in Steinhausen zum Tod ihres ehemaligen Seelsorgers: „Angesichts eines solchen priesterlichen Heldenlebens [...] trauern wir [...]; wir sind aber christlich-stolz auf ihn, weil er die weltüberwindende Macht der Liebe in einer Zeit vorgelebt hat, die nichts mehr zu ihrem wahren Heil nötig hat als solche Menschen, die das furchtbare Unrecht durch ihr sühnendes Leiden und Sterben in Segen verwandeln.“ (ebd., S. 1076)

gestellt ... und [man] wollte [ihn] ... wegen Zersetzung der Wehrkraft erschießen“<sup>277</sup>. Eine rechtzeitige Warnung rettete diesen katholischen Regimegegner. – Bei Kriegsende war offenbar auch das Leben von *Rudolf Preising* (1904-1981), dem Pfarrvertreter in Bilme bei Ense, bedroht: „Nach starkem Beschuß durch die Amerikaner hatte man in Bilme die weiße Fahne gehißt (7.4.1945), am nächsten Tag kam eine zusammengewürfelte SS-Horde in den Ort, um den Bürgermeister und den Pfarrer wegen Landesverrats hinzurichten; Preising gelang die Flucht.“<sup>278</sup> Erhellend wäre eine systematische Studie darüber, an welchen sauerländischen Orten couragierte Christen bei Ankunft alliierter Truppen durch beherztes Eingreifen in Erscheinung getreten sind. Nach Abzug der letzten deutschen Soldaten am 11. April 1945 hisste der aus Werl stammende Pfarrer *Ferdinand Gerwinn* (1870-1958) in Freienohl „die weiße Fahne am Kirchturm. Die Freienohler taten es ihm gleich, zogen weiße Bettlaken auf Stangen und hängten sie aus ihren Fenstern“<sup>279</sup>. Am 11. April 1945 schickte die US-Army Pater *Linus Kötter*, den Pfarrvikar von Niedereimer, als „Parlamentär“ nach Arnsberg, um eine kampflöse Übergabe der Stadt zu bewirken.<sup>280</sup> Ein SS-Offizier soll mit sofortiger Erschießung des Priesters gedroht haben. In Sundern-Allendorf hat die *Franziskanerin Meinolf*a einem Bericht zufolge „unerschrocken auf den Kirchturm die weiße Fahne“ gesetzt.<sup>281</sup> Erzählt wird auch, „dass die Stadt Rüthen das Glück, ohne Beschuss geblieben zu sein, dem Dechanten [*Norbert*] *Schulte* [1881-1956] zu verdanken hätte“<sup>282</sup>.

In den letzten Tagen des 2. Weltkrieges wurde in Langenholthausen bei Balve der Unteroffizier *Peter Jakob Adam* (1905-1945) nach einem absurden Standgerichtsverfahren hingerichtet. Friedhelm Grote, der als Elfjähriger die Inhaftierung des Soldaten in einem benachbarten Schweinestall selbst miterlebt hat, ist den Nachrichten hierzu auf den Grund gegangen<sup>283</sup>: Seine Schulkameraden und Freunde erzählten stets, „der Soldat sei völlig unschuldig nur wegen einer Bemerkung über die Sinnlosigkeit des Krieges“ erschossen worden. 1995 veröffentlichte Gertrud Schäfer aus Langeholthausen ihre Version: „Es waren im Dorf verschiedene Einheiten stationiert. Vor der Schmiede war es [...] zu einem Disput gekommen, und dieser Soldat hatte zu einem SS-Mann aus Österreich gesagt: ‚Du kommst daher, wo alle Verbrecher herkommen.‘ Der Soldat, ein älterer Mann, wurde sofort im Schweinestall festgesetzt und scharf bewacht. [...] Hohe Offiziere kamen angefahren, und bei Habbels in der großen Fremdenstube wurde Gericht gesessen und der Mann zum Tode verurteilt. Weil die Front sich näherte, wartete man nicht die vorgeschriebenen drei Tage bis zur Vollstreckung ab.“ Anhand von fünf Augenzeugenaussagen und des Eintrages im Sterbebuch der Kirchengemeinde konnte Grote folgenden Hergang rekonstruieren: Im Raum Balve waren Mitglieder der „Organisation Todt“, vornehmlich Techniker und Arbeiter für den Bau von Bunkern, Panzersperren, Schützengräben etc., stationiert. Aus diesem Kreis wurde der am Ort eingesetzte Unteroffizier Adams denunziert: Er habe den englischen Feindsender gehört. Auf dieser Grundlage erfolgte zum Entsetzen der Dorfbewohner am 10.4.1945 das standgerichtliche Urteil: „Tod wegen Landesverrat“. Peter Jakob Adams, der aus Krefeld stammte, erbat sich Begleitung durch einen katholischen Geistlichen. Er beichtete und kommunizierte beim Dominikanerpater Hubertus Vogt, einem gebürtigen Amecker. Gegen 20.30 Uhr erfolgte daraufhin am 11. April 1945 in einem Buchenwald bei Langenholthausen seine Hinrichtung durch Erschießen. Die letzten Worte des Unteroffiziers, der sehr gefasst zu seiner Todesstätte gegangen sein soll, waren laut Kirchenbucheintrag: „*Es lebe meine Frau, es lebe mein schönes Rheinland!*“ Der zunächst am Hinrichtungsort begrabene Leichnam des Rheinländers wurde

<sup>277</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 32 (Zitat nach einer Archivalie im HSK-Kreisarchiv).

<sup>278</sup> Hehl 1998, S. 1205.

<sup>279</sup> Montag 2011, S. 54-55. Vgl. aber die Darstellung in Schumacher 1969/1982, S. 68, der zufolge die früheste Initiative der „Ortsgruppenleiter K.“ unternommen hat.

<sup>280</sup> Schumacher 1969/1982, S. 51.

<sup>281</sup> Schumacher 1969/1982, S. 74.

<sup>282</sup> Cramer 2008, S. 107; Eintrag zu Dechant Schulte auch in: Hehl 1998, S. 1220.

<sup>283</sup> Grote 2002.



am 8. Mai, dem Tag der Befreiung vom Faschismus, auf dem Friedhof in Langenholthausen kirchlich bestattet und später in die Heimatstadt überführt. Ein Mahnmal auf dem Krefelder Hauptfriedhof, errichtet zum Gedenken an die Opfer der Gewaltherrschaft 1933-1945, trägt auch den Namen des im Sauerland von der Militärjustiz ermordeten Peter Jakob Adams.

#### **Unterbrechung: „Lass ihn leben, er ist mein Freund“ (1944/1945)**

Während der Kriegsjahre hatten viele Menschen das Elend von Zwangsarbeitern, das bis in den Alltag kleiner Dörfer hineinreichte, leicht übersehen oder unbeteiligt zur Kenntnis genommen. Nach Kriegsende und in der ganzen Nachkriegszeit wusste man hingegen äußerst leidenschaftlich von Gewalttaten zu erzählen, die von befreiten Zwangsarbeitern verübt worden waren. Wo entsprechende Erzählmuster sich in der heimatlichen Überlieferung breit machten, verblieben die Menschen zwangsläufig im Kreislauf von Gewalt und ‚Schuldverrechnungen‘. Von einer „Unterbrechung“ des Kriegsdenkens erzählt der Freienohler *Carl Richard Montag* (Jg. 1929) in seiner Autobiographie „Was bleibt“:

„Damals [im Kriegsjahr 1944] wohnte für einige Monate die Familie eines Milchbauern in meinem Elternhaus. Der Familienvater war zum Bau des sogenannten Westwalls dienstverpflichtet worden. Nach der Rückkehr in sein Heimatdorf machte er in einer Kneipe abfällige Bemerkungen über dieses Bauwerk. Er wurde denunziert, wenige Tage später vom Dorfpolizisten abgeholt und in ein Konzentrationslager eingeliefert. Nach einiger Zeit wurde er, angeblich wegen guter Führung, wieder entlassen. Danach geriet die Familie in wirtschaftliche Not und suchte eine vorübergehende Unterkunft. Obwohl wir zu Hause selbst sehr beengt lebten, stellten meine Eltern dieser Familie Räume zur Verfügung. Dieser Familienvater wurde Aufseher in einem Kriegsgefangenenlager. Das war ganz in unserer Nähe an der Eisenbahnstrecke, die vom Ruhrgebiet nach Kassel führt, unweit eines Tunnels errichtet worden. [...] Eines Abends kam also dieser nunmehr als Aufseher tätige Hausgenosse mit der außergewöhnlichen Frage zu mir, ob ich einem russischen Kriegsgefangenen meine Geige leihen könne. Zu welchem Zweck ich das tun sollte, habe ich gar nicht gefragt, sondern ganz spontan ‚Ja, gerne‘ geantwortet. Am darauffolgenden Abend brachte der Aufseher den Gefangenen mit zu uns nach Hause. Er war ein sehr schlanker, fast hagerer Mann mit einem seelenvollen Blick [...]. Ich hatte also eigentlich keine Beziehung zu diesem Menschen und dennoch empfand ich es so, als sei ein guter, alter Freund von einer langen Reise nach Hause zurückgekehrt. Der Russe nahm meine Geige zur Hand, stimmte sie und spielte einige Sequenzen aus einem Violinenkonzert von Bach. Anschließend spielte er längere Passagen aus dem Violinenkonzert von Felix Mendelssohn Bartholdy. Diese Szenerie hatte etwas Unwirkliches. Mitten im Krieg. Es war, als wäre jemand aus dem Himmel in unser armseliges Haus hinabgestiegen. Ich war ergriffen und fühlte mich irgendwie auch hilflos. Nur zu gerne hätte ich diesem begnadeten Musiker mitgeteilt, welche Empfindungen er bei mir mit seiner Musik auslöste. Aber da ich kein Russisch konnte und er kein Deutsch, blieb ich stumm. So nahm ich meine Geige und drückte sie ihm fest in den Arm. Mit dieser Geste wollte ich ihm zu verstehen geben, dass das Instrument nun ihm gehöre. Er verstand mich, auch ohne Worte. Später erzählte mir der Aufseher, dass der Mann im Lager zeitweise einen Raum nutzen durfte, wo er im Beisein und zum Trost seiner Mitgefangenen spielen konnte. – Mit dem Einzug der Amerikaner wurden auch diese russischen Kriegsgefangenen befreit. Die meisten zogen daraufhin in kleinen Gruppen durchs Land und feierten ihre neu gewonnene Freiheit. Leider verbreiteten viele von ihnen auch Angst und Schrecken unter den Dorfbewohnern. [...] Es war die Zeit in meinem Leben, in der ich als Künstler und später als Wilddieb ‚Karriere‘ machte. In der Giesmecke versteckten wir damals nicht nur die Jagdwaffen, sondern auch eine Maschinenpistole mit Munition, die mir ein deutscher Soldat kurz vor seiner Gefangen-

nahme geschenkt hatte. Die Jagdgewehre hatten mein Vater und seine Freunde bereits ins Brenecketal verlagert, ‚meine‘ Maschinenpistole hingegen liegen gelassen. Die wollte ich nun ebenfalls in das neue Versteck bringen. Ich fuhr also mit meinem Fahrrad und dem obligatorischen Rucksack, Feldstaffelei und Palette in die Giesmecke, packte Maschinengewehr und Munition in den Rucksack und radelte gerade die Straße, die durch das Tal führt, entlang, als ich plötzlich eine Gruppe von Kriegsgefangenen wahrnahm, die schnurstracks auf mich zukam. [...] Ich blickte in finstere Gesichter von Männern, die es ohne Zweifel auf mich, mein Fahrrad und meine Habseligkeiten abgesehen hatten. Ein paar der Männer waren gerade im Begriff, mir mein Gefährt zu entreißen, andere wollten schauen, was ich in meinem Rucksack verstaut hatte, als plötzlich jemand aus der Gruppe heraus etwas schrie. Die Worte konnte ich damals nicht verstehen, aber an ihre Bedeutung erinnere ich mich bis heute mit dem Satz: „Lasst ihn leben, er ist mein Freund.“ Ausgerufen von einem Russen, den ich Monate zuvor in meinem Elternhaus einmal kurz getroffen hatte. Es war mein Geigenspieler. [...] Eine göttliche Fügung oder einfach nur Glück? Die Männer ließen mich jedenfalls dank der Intervention dieses Mannes unbehelligt weiterfahren.“<sup>284</sup>

## 7. Nach Niederwerfung des deutschen Faschismus: „Dem Frieden in der Welt dienen“?

Nach Kriegsende setzte über Nacht das große Vergessen ein. Bis heute suchen Aufklärer in ungezählten Fällen vergeblich nach einem Pfad, der aus dem „Labyrinth des Schweigens“<sup>285</sup> herausführt. Wer sich aus allzu berechtigter Angst trotz innerer Ablehnung still verhalten hatte und sich dennoch des Widerspruchs schmerzlich *bewusst* geblieben war, konnte noch am ehesten offen über das Vergangene sprechen. Doch wer wollte sich schon gerne an eigenes Mittun und bereitwilliges Mitläufertum erinnern? Ungerechtigkeiten einer sogenannten ‚Entnazifizierung‘<sup>286</sup>, bei der manche fanatische Parteigrößen am Ende besser da standen als viele untergeordnete Funktionsträger, erschwerten die Aufarbeitung.

Die meisten Nazis in den Ortsschaften des kölnischen Sauerlandes gehörten der römisch-katholischen Konfession an. Vielleicht ist folgender Eintrag aus einem ‚Entnazifizierungs‘-Beschluss (Altkreis Arnsberg) durchaus typisch für die spätere Wahrnehmung: „N.N. war nur nominelles Mitglied der NSDAP. Er ist seiner christlichen Weltanschauung stets treu geblieben [...]. Hierdurch entstanden ihm als Beamter manche Unannehmlichkeiten.“<sup>287</sup> Unter dem Vorzeichen eines fragwürdigen Gemeinschaftsgedankens war das katholische Milieu nach 1945 gar nicht so selten bereit, einen ausgesprochenen „(Ex-)Nazi“ oder Denunzianten ohne

<sup>284</sup> Montag 2011, S. 56-59 (Textdarbietung mit freundlicher Genehmigung des Verfassers). – Obwohl im März 1945 noch ein endgültiger Stellungsbefehl ins Haus gekommen war, ist C.R. Montag durch beherztes Vorgehen der Eltern vom Kriegsdienst in den Endgefechten verschont geblieben: „Mein Vater entschied sich für ein ungewöhnliches und eigentlich sehr gefährliches Vorgehen. Er beriet sich mit dem hochrangigsten Nationalsozialisten unseres Dorfes, dem Ortsgruppenleiter, einem Landwirt und Schulfreund des Vaters. Trotz der Parteizugehörigkeit hielt mein Vater diesen Mann für vertrauenswürdig und aufgeschlossen genug, ihn in dieser Situation um Rat zu bitten. ‚Soll ich Carl Richard gehen lassen oder soll ich ihn verstecken? Ich könnte ihn bei Ferdinand Bräutigam im Wald unterbringen‘, erklärte er dem offenkundig nicht mehr ganz so überzeugten Nazi. Seine knappe Antwort: ‚Tu das!‘ Die alte Kameradschaft wog in dieser Situation offenkundig mehr als die politische Überzeugung“ (Montag 2011, S. 53-54).

<sup>285</sup> Nachempfunden in der Kinoproduktion: „*Im Labyrinth des Schweigens*“ (Deutschland 2014); Regie: Giulio Ricciarelli; Drehbuch: Elisabeth Bartel, Giulio Ricciarelli.

<sup>286</sup> Vgl. Blömeke 1992, S. 114-117; Senger/Bruns 1988, S. 371.

<sup>287</sup> Senger 1995, S. 316.

Rückfragen und mit offenen Armen zurück in den Kreis zu holen.<sup>288</sup> Dies war im Einzelfall aber nur möglich, weil man nicht allzu gründlich dem Geschick der nahen Verfolgten und Blutzugehörigen nachging, die ja in nicht wenigen Fällen von Leuten aus der eigenen Gemeinde denunziert worden waren. Mit wirklicher Versöhnung, die ein Eingeständnis von Schuld und Versagen erleichtert, darf die *ohne ein Mandat der Opfer* des deutschen Faschismus in Gang gesetzte „Weißwaschmaschine“ des katholischen Milieus nicht verwechselt werden. Ein Kommunalpolitiker aus dem Kreis Olpe hat Ende der 1980er Jahre berichtet: „Ich war nach dem Krieg in unserer Stadt lange Jahre Bürgermeister. Ich habe viele ehemalige Nazis gekannt. Aber ich habe noch nicht von einem gehört, dass er bedauert hat, mitgemacht zu haben, oder dass er wenigstens zugegeben hat, sich geirrt zu haben.“<sup>289</sup>

### Exkurs: „Vergangenheitsbewältigung“ im Bistum Paderborn

Mindestens elf Seelsorger aus der Diözese Paderborn wurden erst bei Kriegsende aus ihrer KZ-Haft – bis auf eine Ausnahme in Dachau – befreit.<sup>290</sup> In seinem „Hirtenwort an die Geistlichkeit“ vom 6. Mai 1945 (!) ermahnte Erzbischof Lorenz Jaeger vorbeugend jene Priester, die Verfolgung erlitten hatten, zur Zurückhaltung. Es sei „schärfstens zu verurteilen, wenn irgend jemand [sic!] aus der Tatsache, daß er um des Kreuzes Christi willen Schmach und Verfolgung hat erleiden dürfen, daraus für seine Person und sein irdisches Fortkommen Vorteile zu erwerben trachtet. Am Kreuze Christi teilzunehmen, bedeutet für uns [sic!] höchste Auszeichnung und Ehre. Wir würden allen Segens des Kreuzes verlustig gehen, wenn wir irdischen Gewinn oder menschliche Anerkennung daraus ziehen würden.“<sup>291</sup> Der Oberhirte an der Pader, der so pathetisch wie wenige andere Bischöfe seine Staatsloyalität erklärt und im Zeichen des Eisernen Kreuzes für den Vernichtungskrieg im Osten gepredigt hatte, wird hernach nicht auf den Gedanken kommen, das Zeugnis der Märtyrer und überlebenden Verfolgten könne für einen Neuanfang in der Kirche von höchster Bedeutung sein. Für eigene Verblendung und eigenes Versagen<sup>292</sup> hat der Erzbischof zeitlebens kein Wort des öffentlichen Eingeständnisses gefunden. Mehr als irritierend fallen die ‚Geschichtsdeutungen‘ aus, die er direkt nach Kriegsende vorträgt.<sup>293</sup> An Peinlichkeit nicht mehr zu überbieten sind pathetische Ausführungen des Jahres 1956 anlässlich der Verleihung des Ehrenbürgerrechts, in denen sich

<sup>288</sup> Vgl. z.B. für Lennestadt-Elspe: Bürger 2010, S. 309. Prominentes Beispiel ist außerdem der Olper NSDAP-Landrat Evers. – Unter Mitwirkung ausgerechnet von Theodor Pröpper erfolgte eine stillschweigende Rehabilitation der ehemals rechtskatholischen, dann strikt völkischen NS-Propagandistin und Antisemitin Maria Kahle (vgl. daunlots nr. 71\*, S. 25-27). Dies bewegte den Linkskatholiken Josef Rüther, sich ein zweites Mal (wie 1928) aus der Heimatbund-Arbeit zurückzuziehen (Blömeke 1992, S. 145-146).

<sup>289</sup> Tigges 1992, S. 145. Vgl. ebd., S. 21 (verschlüsselte Ausführungen) zum „Vergessen ab 1945“.

<sup>290</sup> Vgl. Baumjohann 1972; Wagener 1993, S. 234 nennt für die Erzdiözese Paderborn die Zahl von insgesamt 22 ‚KZ-Priestern‘ und sieben Seelsorgern (zwei Ordensmitglieder), die das Lager nicht überlebt haben; darüber hinaus 143 Priester, die über kurze oder längere Zeit im Gefängnis saßen. Gründlicher zu untersuchen sind aus meiner Sicht diejenigen mit Freiheitsstrafen belegten Priester, die während oder bald nach ihrer Gefängnishaft gestorben sind (s.o.).

<sup>291</sup> Text: Jaeger 1956b, S. 275-280, Zitat S. 277-278 (das Hirtenwort wird dargeboten in der Abteilung „Vaters des Klerus“). Zum ‚KZ-Priester‘ Otto Kemper, der sich nach Auskunft eines nahen Bekannten im Bistum Paderborn nicht gut aufgehoben fühlte, vgl. Bürger 2015c\*, S. 14. – Um 1970 äußerte sich L. Jaeger in einem Fernsehinterview wie folgt zum später kritisierten Verhalten der Kirchenleitung im 3. Reich: „Der Erfolg war ja jedes mal, bei jeder Aktion der Bischöfe, bei jedem Hirtenwort, was gegen die Regierung [sic!] kam, mussten so und so viele Priester das Leben lassen“ (erneut ausgestrahlt: WDR 2015).

<sup>292</sup> Sehr zu beachten ist auch der Hinweis in Stüken 1993, S. 212 (dort Anmerkung 974), dass L. Jaeger bezüglich des ihm erteilten Auftrags des westdeutschen Konvenians vom Juni 1944, „ein moraltheologisches Hirtenwort zur Kriegsführung vorzubereiten“, allzu schnell kapituliert hat.

<sup>293</sup> Vgl. nur die von L. Jaeger verfasste „Denkschrift der westdeutschen Bischöfe vom 23.7.1945 an Feldmarschall F.L. Montgomery“: Gruß 1995, S. 432-439. – Im Fastenhirtenbrief vom 2.2.1946 erklärt L. Jaeger den Weltkrieg wörtlich zu „*unvergeßlichen Exerzitien, die unser Herr und Gott selber uns hielt*“ (Stüken 1999, S. 169).

Lorenz Jaeger ob seines Verbleibs in der Bischofsstadt nach Einrücken der Alliierten rückblickend mit dem altkirchlichen *Märtyrerbischof* Cyprian von Karthago († 258) vergleicht.<sup>294</sup>

Nicht wohlwollend positionierte sich Erzbischof Lorenz Jaeger 1946 zu einer Schulleiter-Ernennung des katholischen Pazifisten und NS-Verfolgten Josef Rüter, die der Rat von Brilon auch zur Rehabilitation bzw. „Wiedergutmachung“ einstimmig gewünscht hatte.<sup>295</sup> Im gleichen Jahr wirkten übrigens frühe ‚NS-Brückenbauer‘ wie die Theologieprofessoren *Michael Schmaus* und *Joseph Lortz* schon wieder bei einer Bistumsveranstaltung unter seiner Schirmherrschaft mit.<sup>296</sup> 1947 hat sich der Paderborner Oberhirte laut Mitschrift zu folgender Prophezeiung verstiegen: „Wenn die Namen Belsen, Auschwitz und Dachau längst vergessen sind, wird im deutschen Volke der Name Staumühle [britisches Internierungslager besonders für nationalsozialistische Täter] fortleben.“<sup>297</sup>

Bezogen auf belastete Priester wie den Gestapo-Spitzel und Eugenik-Ideologen Prof. *Joseph Mayer* oder sogar den NSDAP-Fanatiker *Lorenz Pieper* fällt der milde Ton in einem Briefzeugnis Jaegers auf.<sup>298</sup> Zu den katholischen Priestern, denen aufgrund ihrer Nähe zum Nationalsozialismus eine sogenannte „Blutgemeinschaft“ wichtiger gewesen war als die Einheit des menschlichen Geschlechts und die Gemeinschaft durch die Taufe, gehörte der Duderstädter Religionslehrer *Richard Kleine* (1891-1974).<sup>299</sup> Sehr zu Recht meinte der Hildesheimer Bischof Machens nach Kriegsende, dass dieser Häretiker keinen Glaubensunterricht mehr geben könne. Doch von Lorenz Jaeger kamen im Rahmen des ‚Entnazifizierungs‘-

<sup>294</sup> Jaeger 1956a: „Wenn der erste Paderborner Stadtkommandant in der Besatzungszeit [1945] den Versuch machte, mit Befehlen und mit Versprechungen den Paderborner Bischof zu veranlassen, wegzuziehen auf eines der beiden Schlösser, die er anbot, dann war er schlecht beraten. Dann wußte er nicht, daß ein Bischof nicht von der Kirche zu trennen ist, der er vermählt ist – und wenn er auf Trümmern residieren müßte. Ich hätte in der Stunde ihm am liebsten den Abschiedsbrief des großen Bischofs Cyprian von Karthago in die Hand gegeben, damit er nachlesen könne, wie dieser Bischof, der in seiner Staatstreue und seiner Loyalität gegenüber dem Gesetz sprichwörtlich war in Nordafrika, trotzdem den Befehl des Prokonsuls, zum Gericht sich zu stellen, das ihn zum Tode verurteilen sollte, nicht folgte: denn der Prokonsul hielt sich in einer fremden Stadt auf. – Der Bischof wußte: jetzt gilt es meinen Kopf. Er blieb im Versteck, bis der Prokonsul nach Karthago kam. Dort stellte er sich am ersten Tag. Denn der Bischof stirbt inmitten seiner Gemeinde, der Bischof kann auch im Tode nicht getrennt werden von denen, die der Herrgott ihm anvertraut hat. – Und darin liegt auch der letzte Grund, warum der Paderborner Bischof [d.h.: ich] von der Stadt nicht zu trennen ist, warum die Sorgen und die Freuden der Stadt seine Sorgen und seine Freuden sind.“ – Zur angeblich unverbrüchlichen Staatstreue des nordafrikanischen Bischofs sei eine Sentenz des Cyprian angefügt, die L. Jaeger vermutlich nie zitiert hat: „Es trieft der ganze Erdbereich von gegenseitigem Blutvergießen; und begehrt der einzelne einen Mord, so ist es ein Verbrechen; Tapferkeit aber nennt man es, wenn das Morden im Namen des Staates geschieht. Nicht Unschuld ist der Grund, der dem Frevel Strafflosigkeit sichert, sondern die Größe der Grausamkeit.“

<sup>295</sup> Blömeke 1992, S. 130-134; Stüken 1999, S. 41 und 183.

<sup>296</sup> Stüken 1999, S. 170. – Zu M. Schmaus als Prüfer des Schrifttums der Kirchlichen Kriegshilfe ab dem 20.9.1939: Brandt/Häger 2002, S. 715-716.

<sup>297</sup> Zitiert nach Stüken 1999, S. 170.

<sup>298</sup> Vgl. Benjamin Dahlke in: Schlochtern 2014, S. 313-332, hier S. 329-330. Am 3.9.1966 schreibt Lorenz Jaeger rückblickend an Joseph Mayer: „Ich möchte vergangene Zeiten nicht wiederaufleben lassen. Ich darf Ihnen aber folgendes aufrichtigen Herzens sagen: ich habe es [1945] gut mit Ihnen gemeint, denn Sie wären damals verhaftet und in ein Lager eingewiesen worden. Deshalb mußte ich Sie möglichst bald aus dem Gesichtsbereich gewisser Stellen bringen, die im Besitz von Dokumenten und Aussagen waren, die sich hätten ungut auswirken können. Bei Herrn Anstaltspfarrer Dr. Lorenz Pieper, Warstein, ist mir das nicht mehr gelungen. Sie werden gehört haben, wieviel Mühe ich gehabt habe, ihn aus der Haft der englischen Militärpolizei wieder auszulösen“ (Zitat ebd., S. 330). – Bezeichnend ist, dass ein kirchentruer Autor wie Paul Tigges gar folgendes Gerücht wiedergibt: „Und um das Rätselhafte an diesem Mann [NSDAP-Mitglied Dr. L. Pieper] noch zu steigern, wird erzählt, Pieper sei ein Freund von Dr. Lorenz Jäger [sic] gewesen, der 1941 Erzbischof von Paderborn wurde“ (Tigges 1992, S. 55). Vgl. zur ‚Stimmungslage unten‘ auch folgende Aussage des Siegener ND-Gauführers Gerhard Bottländer (1913-1997), der nach Jaegers Bischofsweihe Dezember 1941 in Gestapo-Haft saß: „Zwei Tage vor Weihnachten wurden wir alle entlassen [...]. Der Erzbischof hatte sich wohl eingeschaltet, er hatte ja gute Beziehungen zu den Nazis, sonst wäre er nicht Bischof geworden“ (Tigges/Föster 2003, S. 303).

<sup>299</sup> Scherzberg 2012.

Verfahrens ein Votum zugunsten des ihm persönlich bekannten Richard Kleine und sogar das Angebot, diesem für den Fall einer neuen Schulanstellung im Paderborner Bistumsgebiet die „*missio canonica*“ zu erteilen.<sup>300</sup>

Auf einen Brief des ehemals extrem regimetreuen Militärseelsorgers und Oberhundemer Pfarrers *Karl Rempe* (1890-1970) setzt der Erzbischof von Paderborn unter Verweis auf eine mündliche Information am 27.9.1948 folgenden handschriftlichen Vermerk für den Generalvikar: „Der Dechant bittet, beschleunigt das Entnazifizierungsverfahren gegen Pfr. Rempe zu Ende zu bringen, damit er dann eine neue Stelle antreten kann, ohne erneut Denunziationen befürchten zu müssen. Lorenz.“<sup>301</sup> Am 7. Juli 1950 meint der Paderborner Generalvikar Friedrich Rintelen in einem Schreiben an den Hildesheimer Dompfarrer ausdrücklich, „daß wir als Geistliche den ehemaligen Nationalsozialisten keine Schwierigkeiten bereiten sollen“<sup>302</sup>.

Erschreckend sind die Belege für eine Verbindung der Paderborner Bischofszentrale zu einem im Dienste des Nationalsozialismus agierenden Militärseelsorger: Ein Wehrmachtsdekan, der „*als bewußter Vertreter nationalsozialistischer Ideen*“ selbst in den Augen der sehr nationalistischen Doppelspitze der Wehrmachtsseelsorge die ‚rote Linie‘ – weiter als jeder andere deutsche Militärseelsorger – überschritten hatte, wurde „nach dem Krieg Pfarrer und Dechant [ausgerechnet] im Bistum Paderborn“<sup>303</sup>. Eine Gesamtdurchsicht des Biographischen Lexikons der Katholischen Militärseelsorge für die Diözese Paderborn führt zum Eintrag über Korpsdekan *Joseph Bernhard Heinrich Thomann* (1894-1962), auf den diese 1978 noch ohne Namensnennung mitgeteilten Sachverhalte zutreffen.<sup>304</sup> Vollends eindeutig wird die Identifizierung – bei Abgleich der „Werdegang“-Daten und Archivangaben – durch Ausführungen in einer jüngst erschienenen Dissertation von Martin Rów über die katholische Militärseelsorge, in welcher Korpsdekan Thomann jedoch im Zuge durchgehender Namensverschlüsselung „Thelmann“ heißt.<sup>305</sup> Die genannten Quellen, besonders die zuletzt genannte Arbeit, ergeben das Bild eines rassistischen Priesters, der vom römisch-katholischen Bekenntnis sehr weitgehend zum Wahngelbde der Hitlerischen Weltanschauung wechselt und durch heimliche Schulungen die ihm als Dekan unterstellten Seelsorger nationalsozialistisch zu formen versucht. Nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft kann der sein eigenes Fortkommen in den Mittelpunkt stellende J.B.H. Thomann offenbar in seinem Stammbistum Osnabrück nicht mehr unterkommen und wirkt ab April 1948 zunächst als Kooperator nahe Brakel. Seine Vermittlung hinein in die Priesterschaft der Diözese Paderborn (Inkardination am 1.12.1948) geht zurück auf den ehemaligen Heeresgruppenpfarrer *Lorenz Henneke* (1897-1974)<sup>306</sup> aus Brakel, der wohl kaum unwissend ist bezogen auf die ‚weltanschauliche Karriere‘ seines im Kreis der Kriegspfarrer berüchtigten Schützlings. (Lorenz Henneke wird 1952 von Bischof Lorenz Jaeger, der selbst ja auch ehemaliger Wehrmachtsseelsorger ist, zum Domkapitular und Leiter des Priesterreferats ernannt. Im April 1953 tritt dann J.B.H. Thomann als Dechant des Dekanates Waldeck in Erscheinung.)

Ein weiterer hochrangiger Militärseelsorger, Heeresgruppenpfarrer und Korpsdekan *Joseph Heinrich Henneke* (1893-1969) aus Wanne, ist nach Entlassung aus dem Heeresdienst bei Kriegsende zunächst ohne Anstellung. Er wird jedoch von Erzbischof Lorenz Jaeger am 13. November 1945 zum Pfarrer von Erwitte und zwei Tage später zum Ehrendomherr in Paderborn ernannt. Johannes Gronowski (CDU), Vorsitzender des Entnazifizierungs-Ausschusses für katholische Geistliche der Erzdiözese Paderborn, schreibt diesem Priester am 2. Juli 1948: „In der letzten Sitzung des Entnazifizierungs-Ausschusses konnte Ihr politisches Ent-

<sup>300</sup> Spicer 2008, S. 212-214.

<sup>301</sup> Zitiert nach: Rüsche 2014, S. 268.

<sup>302</sup> Stüken 1999, S. 170 und 214.

<sup>303</sup> Missalla 1978, S. 70 und S. 98 (dort Anmerkung 14).

<sup>304</sup> Brandt/Häger 2002, S. 834.

<sup>305</sup> Rów 2014, S. 303-306.

<sup>306</sup> Brandt/Häger 2002, S. 314 und 834. – Zu Lorenz Henneke (1958: Päpstlicher Hausprälat, 1959: Offizialratsrat) auch ein vage gehaltener Eintrag in: Hehl 1998, S. 1170.

lastungszeugnis nicht genehmigt werden, weil gegen Sie ernste Bedenken erhoben wurden. Es wurde angegeben, daß Sie als katholischer Geistlicher auffallende Neigung zum Militarismus und bedenkliche Sympathie für Hitler und seine Politik bekundet hätten. In Ihren Predigten soll es nicht gemangelt haben an zustimmenden Hinweisen auf den ‚herrlichen‘ Führer und seine ‚staatsmännische Weisheit‘. Es wird Ihnen sogar zur Last gelegt, daß Sie Einspruch gegen die Ernennung des Herrn Pfarrer Hesse [1939] an der St. Georgskirche in Paderborn erhoben hätten, weil Pfarrer Hesse Pazifist sei. – Auffallend ist auch, daß Sie Ihre Briefe nicht nur mit Ihrem Namen, sondern auch mit Ihrer militärischen Rangbezeichnung ‚Dekan‘ unterschreiben.“<sup>307</sup> In seiner Antwort vom 30. Juli 1948 betont Joseph Henneke: „daß ich keiner Entlastung bedarf, weil ich durch keinen einzigen Tatbestand belastet bin“.<sup>308</sup> Ein beigelegtes Zeugnis des Arnsberger Prälaten Propst Dr. Legge<sup>309</sup> entkräftete die Vorwürfe (‚Militarismus und Hitlerismus‘, politischer Missbrauch der Predigt). Das Erzbischöfliche Generalvikariat bescheinige zudem amtlich, dass er nie gegen die Ernennung des [‚pazifistischen‘] Pfarrers Hesse<sup>310</sup> protestiert habe. Die Führung der Amtsbezeichnung „Dekan“ erfolge mit Genehmigung des Erzbischofs „zum Zweck der Aufrechterhaltung der Ansprüche auf Ruhegehalt aus 30 Dienstjahren“. Zum Grundsätzlichen ergeht die Erklärung Hennekes: „Über den Nationalsozialismus habe ich weder eine frühere noch eine heutige Auffassung gehabt, sondern stets nur eine Auffassung. Diese besteht darin, daß ich den Nationalsozialismus nach wie vor für die gefährlichste religiöse Irrlehre gegen die menschliche Seele und damit gegen das christliche Menschheitsbild überhaupt halte. Politisch hat mich der Nationalsozialismus nie interessiert.“ Bezeichnend ist hier die Zuspitzung auf eine ‚religiöse Dimension‘ des Nationalsozialismus, dessen ‚politische Seite‘ den ehemaligen Wehrmächtsdekan laut Selbstaussage „nie interessiert“ hat. – Das weitere ‚Entnazifizierungs-Verfahren‘ ist dann offenkundig zugunsten von „Dekan“ J. H. Henneke verlaufen. Am 20.5.1952 verfasst Erzbischof Lorenz Jaeger eine „Stellungnahme zur Denkschrift von Feldgeneralvikar a.D. Georg Werthmann im Zusammenhang der Wiedereinführung der Katholischen Militärseelsorge an den Bischof von Münster Michael Keller“, die eine „Empfehlung zur Konsultation des Militärdekans a.D. Joseph Henneke in Erwitte“ enthält.<sup>311</sup>

<sup>307</sup> Eingesehen aus dem Archiv von Wolfgang Stüken, Paderborn: Textfassung der *Durchschrift eines Schreibens des Vorsitzenden des Entnazifizierungs-Ausschusses für katholische Geistliche der Erzdiözese Paderborn, Johannes Gronowski, Driburg, Alleestraße 13, vom 2.7.1948 an Pfarrer Joseph Henneke in Erwitte* (Archiv des Erzbistums Paderborn [AEPB]: Bestand XXII [NSDAP], Akte Nr. 15).

<sup>308</sup> Eingesehen aus dem Archiv von Wolfgang Stüken, Paderborn: Textfassung des *Schreibens von Joseph Henneke an den Ausschussvorsitzenden Johannes Gronowski vom 30. Juli 1948* (Archiv des Erzbistums Paderborn [AEPB]). – Verneint wird von Henneke auch eine Mitgliedschaft in NSDAP-Gliederungen, die Gronowski ihm allerdings auch gar nicht vorgeworfen hat.

<sup>309</sup> Eintrag zu dem aus Brakel stammenden Dr. Theodor Legge (1889-1969) in Hehl 1998, S. 1189: „Generalsekretär des Akad. Bonifatiusvereins. 1935 wegen Devisenvergehens ein Verfahren vor dem Landgericht. Verurteilung zu fünf Jahren Haft und Ehrverlust sowie zu 70.000 RM Geldstrafe. Vorzeitige Haftentlassung.“ Im 1. Weltkrieg war er Divisionspfarrer (Brandt/Häger 2002, S. 472). Als ZdK-Generalsekretär bestimmte Theodor Legge den Rechtskatholiken Emil Ritter 1932 mit der Leitung einer AG zu politischen Fragen, welche sich dann recht günstig zur DNVP-Mitgliedschaft von Katholiken positionierte (Hübner 2014, S. 754 [dort Anmerkung 453]). Vgl. zu seinem Bruder, dem Meißener Bischof Dr. Petrus Legge: Brandt/Häger 2002, S. 471-472 (Standortpfarrer i.N. im 1. Weltkrieg); Hübner 2014, S. 380 und 500 (Petrus Legge war dieser Dissertation zufolge zur Zeit der Weimarer Republik dem rechtsradikalen, DNVP-nahen ‚Stahlhelm‘ „nicht feindlich gesonnen“).

<sup>310</sup> Vgl. zu Heinrich Hesse (1892-1951), der von 1916 bis 1922 Vikar im sauerländischen Ramsbeck gewesen ist: Reineke 1987, S. 43-44; Hehl 1998, S. 1171 („Verhöre durch die Gestapo wegen Jugendseelsorge. Haussuchung und Beschlagnahme der ‚Katechismuswahrheiten“); Stüken 1999, S. 62 und 188-189. Hesse war im Jahr der ‚Machtergreifung‘ geistlicher Leiter der dem Friedensbund deutscher Katholiken nahestehenden Kreuzfahrer-Jungenschaft. Im Juni-Heft der Bundeszeitschrift schrieb er 1933 im Namen der Bundesleitung: „... gemäß unserer Auffassung von Ehrlichkeit dürfen wir auch nicht unsern Bund sich in sein Gegenteil verkehren lassen. Wir sehen darum keine Möglichkeit, weiter zu bestehen.“ – Hesses weiterer Weg: Pfarrvikar (1937) und dann Pfarrer (ab 1939) von St. Georg Paderborn, 1950 Domkapitular, 1951 Dezernent für Männerseelsorge.

<sup>311</sup> Brandt/Häger 2002, S. 360. – Vgl. auch Brandt/Hengst 2014, S. 113: „Zu Feldbischof Franz Justus Rarkowski

Die hier relativ knapp referierten Hinweise geben Anlass, das Netz ehemaliger Persönlichkeiten aus der Militärseelsorge – als einer „Schnittmenge“ von zwei Männerbünden – gerade für das Bistum Paderborn gründlicher zu beleuchten. Nicht einzusehen ist in diesem Zusammenhang, dass hochrangige Wehrmachtsseelsorger – als Personen des öffentlichen Lebens – in der kritischen historischen Forschung noch immer nicht mit Klartextnamen genannt werden (können). Vertrauens erweckend ist eine entsprechende Maßgabe an Wissenschaftler, die kirchliche Archive nutzen wollen, jedenfalls nicht.



Lorenz Jaeger (ab 1941 Erzbischof) als Wehrmachtspfarrer im 2. Weltkrieg  
(auf der Militärkappe sind Christuskreuz *und* Hakenkreuz angebracht).

### Radau von rechts gegen ein Friedenszeichen katholischer Männer (1947)

Ein Lehrstück sondergleichen über ‚Erinnerungskultur‘ und ‚Geschichtspolitik‘ im Sauerland erschließt die Historie des ‚Mescheder Sühnekreuzes‘. Eine neue, sehr umfangreiche Darstellung<sup>312</sup> hierzu kann im Internet abgerufen werden. Im Hintergrund stehen grausame Kriegsverbrechen der Endphase: Im Großraum Meschede/Warstein war im Frühjahr 1945 ein Stab der aus Wehrmachtsangehörigen und SS bestehenden ‚Division zur Vergeltung‘ stationiert. Die mit dem Einsatz der legendären V1/V2-Raketen betraute Division unterstand dem SS-General Hans Kammler. Dieser und seine engsten Mitarbeiter dachten in den herrschenden Kategorien des Rassekrieges und trachteten danach, die durchziehenden ‚fremdrassigen‘

---

und Feldgeneralvikar Georg Werthmann stand Jaeger übrigens in einem distanzierten Verhältnis.“

<sup>312</sup> daunlots nr. 76\*.

Zwangsarbeiter „präventiv zu dezimieren“. So kam es zwischen dem 20. und 22./23. März 1945 zu drei Massakern an 208 unschuldigen, willkürlich ausgewählten Menschen aus Durchgangslagern in der Warsteiner Schützenhalle und einer Suttroper Schule. Im Warsteiner Langenbachtal und bei Suttrop ermordeten die deutschen Soldaten insgesamt 77 Frauen, 49 Männer und zwei Kinder, darunter einen neun Monate alten Säugling. Dem jüngsten Opfer war „auf freiwilliger Basis“ der Kopf an einem Baum zerschmettert worden. Außerdem erfolgte auf einer Wiese bei Meschede-Eversberg der Massenmord an 80 überwiegend sowjetischen Zwangsarbeitern (diesmal „zum Ausgleich“ nur Männer).

Die Massengräber in Warstein und Suttrop wurden zeitnah entdeckt und am 3./4. Mai 1945 ausgegraben. Die US-Army legte aus gutem Grund Wert darauf, dass örtliche NSDAP-Mitglieder sich an der Exhumierung beteiligten und die gesamte Bevölkerung die Opfer zu Gesicht bekam. Doch auf die am dritten Tatort – unter einer Kuhweide zwischen Eversberg und Meschede – eingegrabenen Mordopfer stieß die dortige britische Besatzungsmacht erst nach einem anonymen Hinweis im März 1947, also zwei Jahre später. Ein katholischer Männerkreis zeigte sich so erschüttert, dass er unter Mitwirkung von Geistlichen beider Konfessionen am 4. Mai 1947 ein vier Meter hohes Eichenkreuz zur „Sühne“ für den Mord an den 80 sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern errichtete. Ein sich anschließender öffentlicher Aufklärungsabend im Benediktinerkloster am Ort wurde von rechten Kräften zu einer regelrechten Radau-Veranstaltung umfunktioniert. Der Publizist Georg D. Heidingsfelder notierte danach in einem frühen Bericht u.a.: „Militaristen ließen hören, dass ‚an Stelle der achtzig besser achtzigtausend Russen umgebracht worden wären‘.“ Das Gedenkkreuz war zu diesem Zeitpunkt schon längst durch Äxte und Feuer traktiert worden. Es musste aufgrund großer Feindseligkeit in der katholischen Kleinstadt nur kurz nach seiner kirchlichen Weihe für lange Zeit in ein geheimes Erdgrab versenkt werden. Der katholische Männerkreis erhoffte sich Rückendeckung von der Bistumsleitung und erhielt im Folgejahr ein Schreiben von Generalvikar Dr. Friedrich Maria Rintelen. Der Wortlaut dieses Briefes vom 14.12.1948 zeigt, wie der Generalvikar nahezu jedes Argument der Gegenseite aufgreift, ohne sich davon zu distanzieren, und außerdem so etwas wie „Entschuldigungen“ (nicht Billigungen) der Kreuzschänder zusammenstellt. Der Kirchenmann wünscht sich Ruhe. Das geschändete Kreuz soll in seinem Erdgrab verbleiben: „Die ganze bedauerliche Entwicklung, die sich an die Errichtung des Sühnekreuzes geknüpft hat, scheint es uns ratsam sein zu lassen, die Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen zu lassen.“

Es ist nahezu unmöglich, das ganze Ausmaß der nachfolgenden Verdrängung in Meschede und ganz Westfalen wirklich zu begreifen und zumindest ansatzweise den Kindeskindern von „Verschweigern“ zu vermitteln. Die westfälischen „Stammesideologen“, darunter prominente katholische NS-Kollaborateure, sahen keinen Anlass zur Umkehr. Man bedenke nur, dass noch im Jahr 1967 in Westfalen ein stattlicher, mit Steuermitteln geförderter Band<sup>313</sup> in der Tradition von Forschungen des berühmten „Rassentheoretikers“ Egon Freiherr von Eickstedt (1892-1965) erscheinen konnte! Darin wurden wie zwischen 1933 und 1945 – auf fotografischen Schautafeln und nach *Kreisgebieten* aufgegliedert – ‚unterschiedliche Menschentypen‘ präsentiert.

Der Sauerländer Paul Tigges zitiert für die späten 1980er Jahre erschreckende Rückmeldungen auf ein historisches Aufklärungsprojekt, darunter die folgende: „Es ist sicher unbekannt, daß der sogenannte Widerstand einen großen Teil Drückeberger, Meinungsmacher, Unverbesserlicher, Hochverräter und z.T. Landesverräter umfaßte, die in allen Staaten der Welt mit dem Tod bestraft werden. Die anderen taten ihre Pflicht gegen den Bolschewismus. Dies zur Ergänzung und Klarstellung Ihrer Ausstellung.“<sup>314</sup>

<sup>313</sup> Schwidetzky/Walter 1967.

<sup>314</sup> Tigges 1992, S. 148. – Vgl. weitere anonyme oder anonymisierte Wortmeldungen dieser Art, die Michael Senger unter der Überschrift „Das Hakenkreuz im Sauerland – ein Ausstellungsprojekt mit Folgen“ zusammengestellt hat: Bruns/Senger 1988, S. 384-391 (zweite, erweiterte Auflage!).



## Heimabewegtes Votum wider den Militarismus

Ein denkwürdiges Dokument aus der Nachkriegszeit ist die 1949 veröffentlichte Hoffmeister-Biographie aus der Schreibwerkstatt des Balver Kirchenmusikers *Theodor Pröpper*<sup>315</sup> (1896-1979). Mit viel Pathos – und bisweilen die Grenze zum ‚Frömmigkeits-Kitsch‘ hin überschreitend – zeichnet der Verfasser ein verklärtes Lebensbild des geistlichen Heimatbund-Gründers. Die unglückliche Rolle Franz Hoffmeisters beim Rechtsschwenk des Sauerländer Heimatbundes in den späten 1920er Jahren wird nur in einer abgedruckten Einsendung Josef Rütters angedeutet.<sup>316</sup> Pröpper selbst bescheinigt allerdings dem pazifistischen Linkskatholiken Rütter, der „*philosophische Kopf des Sauerländer Heimatbundes*“ gewesen zu sein und in der Weimarer Republik weitsichtig auf jene Entwicklungen hingewiesen zu haben, die „heute auf den verkohlten Trümmern des Dritten Reiches zu den aktuellen Fragen des Tages gehören“<sup>317</sup>. Anders als in der heimatpatriotischen Meistererzählung von einer insgesamt widerständigen Landschaft wird von Pröpper noch nicht geleugnet, dass im Sauerland „die Ideologie des Nationalsozialismus weithin Boden gewinnen konnte“<sup>318</sup>. Nachdrücklich interessiert sich der Verfasser für die verfolgten und ermordeten Priester aus der Landschaft, kann jedoch deren Zahl nicht angeben: „Diesbezügliche Rückfragen beim Erzbischöflichen Generalvikariat mußten leider einstweilen erfolglos bleiben, weil dort alle entsprechenden Akten verbrannt waren.“<sup>319</sup>

Beim aufmerksamen Lesen entpuppt sich die Hoffmeister-Biographie von 1949 als ein hochkatholisches Heimatprogramm für die Nachkriegszeit, und für heutige Ohren klingen manche Passagen zur ‚christlichen Neuordnung‘ der Landschaft fast theokratisch. Theodor Pröpper, über dessen Preußenkritik sich Josefa Berens bereits 1930 empört hat, knüpft an jene Ideale an, die er schon als junger Zentrumsmann und Heimatbundaktivist hochhalten wollte: Statt „Rassefanatismus – das Dogma von der Einheit des Menschengeschlechtes“; statt „Militarismus – einen vernünftigen Pazifismus“.<sup>320</sup> Pröpper votiert für eine radikale Abkehr vom Kriegsgeist:

„Ganz besondere Sorgfalt wird in der Zukunft darauf gelegt werden müssen, daß das Sauerland gründlich desinfiziert wird vom Geist des Militarismus, der wie ein Bazillus auch im Volkskörper der Heimat lebte. Diesen Geist gilt es zu bekämpfen, und wenn man auch tausendmal versuchen sollte, ihn zu glorifizieren mit oftmals unangebrachten Worten und Phrasen von Wehrhaftigkeit, Tapferkeit, Heldentum, vom ‚schönen Soldatentod‘ oder mit verschrobenen Ehrbegriffen, wie sie vielfach in beschränkten oder verwirrten Hirnen herumsputen. Zwei Weltkriege mit all ihrer Not und ihrem vergossenen Blut, die unsere Generation erlebte, sollten wirklich genügen, um selbst auch den

<sup>315</sup> Vgl. zu Theodor Pröpper: Bürger 2010, S. 500-504. Er war Vater des römisch-katholischen Dogmatikers und Fundamentaltheologen Thomas Pröpper (1941-2015).

<sup>316</sup> Pröpper 1949, S. 119-122.

<sup>317</sup> Pröpper 1949, S. 78 und 92.

<sup>318</sup> Textbeispiele: „Alle hingebende Arbeit der sauerländischen Heimatbewegung hat es zum Beispiel doch nicht zu verhindern vermocht, daß weite Kreise, auch von solchen, die sich nicht wegen ‚Brotabhängigkeit‘ auf mildernde Umstände berufen konnten, der Ideologie des Nationalsozialismus verfielen“ (Pröpper 1949, S. 90). „Auch im sauerländischen Volke waren viele Menschen, die [...] nicht die Kraft aufbrachten, dem zerstörenden Sturmwind [nationalsozialistischer Verirrung] zu widerstehen“ (ebd., S. 147). Es fehlt zwar ein klarer Blick auf die ‚heimatbewegten‘ und heimatideologischen Brücken nach rechts, doch stellt Pröpper die „bedrückende Frage, wie es möglich war, daß auch bei Menschen des Sauerlandes, deren Treue zum Erbe der Väter man doch einst so oft rühmte, die Ideologie des Nationalsozialismus weithin Boden gewinnen konnte, wie es möglich war, daß viele dieser freiheitlichen [sic!] Menschen, um deren wetterharte Gesichter der frische Bergwind wehte und an deren Schritten der würzige Duft der Ackerscholle hing, sich im politischen Geschehen des Dritten Reiches auf einmal ‚umzustellen‘ verstanden und der Vermassung zum Opfer fielen.“ (ebd., S. 149)

<sup>319</sup> Pröpper 1949, S. 159 (Hinweise darauf, welche Aktenbestände des Bistums denn nun genau 1945 den Flammen zum Opfer gefallen sind und welche nicht, konnte ich bislang im Schrifttum noch nicht entdecken).

<sup>320</sup> Pröpper 1949, S. 164; ebd., S. 165 das nachfolgende Zitat.

unentwegtesten Kriegervereinsveteranen von einst, der das höchste an irdischer Seligkeit in seinen Soldatenträumen suchte, zu bekehren. Wir werden jeden geringsten Versuch, die Pflege eines Militarismus preußisch-friederizianischer Prägung mit dem Hinweis etwa auf die geographische Lage Deutschlands zu rechtfertigen oder ihn sonstwie vielleicht gar als ‚tragische Notwendigkeit‘ zu motivieren, mit allen erlaubten Mitteln bekämpfen. Die notwendige Arbeit der Entmilitarisierung unseres Volkes ist eine Arbeit, die bereits in der Kinderstube und Schule beginnen muß. Die Heimat wie das ganze deutsche Volk muß lernen, für den Frieden Opfer zu bringen, nachdem unsägliche Opfer an Blut und Gut für zwei verlorene Weltkriege gebracht sind.“

Es wäre eine Herausforderung, den Spuren einer kriegskritischen und antirassistischen Heimarbeit nach 1945 auch abseits des Kreises allseits bekannter ‚Heimatgrößen‘ nachzugehen. Der in Wennemen geborene, später in Schmallingenberg lebende Lehrer *Fritz Jürgens* (1903-1969) formulierte 1964 folgendes Heimatprogramm: „Wie eine böse Luft eine Gegend unbewohnbar machen kann, so können auch Selbstsucht, Haß, sittliche Verkommenheit Orte und Dinge unerträglich machen. [...] Darum steht für uns im Mittelpunkt aller Heimatkunde und -pflege der Mensch: der Einheimische, der Flüchtling, der Heimatvertriebene, der Gastarbeiter, der bei uns lebt und schafft.“<sup>321</sup> Die Aufnahme und neue Beheimatung vieler Flüchtlinge im Sauerland nach 1945 konnten nur deshalb gelingen, weil Mentoren der ‚Heimatarbeit‘ eine solche Gesinnung vermittelten. – Der Zentrums-Kommunalpolitiker und Mundartautor *Josef Steinweg* (1910-2000) hielt bereits 1959/60 vor der Kolpingsfamilie kritische Vorträge über die Nazi-Zeit in Werl. Er wandte sich später energisch gegen Ausländerfeindlichkeit: „Wir haben Arbeiter hierher geholt – aber das sind doch Menschen.“<sup>322</sup> – Über den Anröchter „Anwalt der Heimat“ *Ernst August Rellecke* (1918-2003) hat mir eine Tochter geschrieben: „Unser Vater war ein gläubiger Christ und bekennender Pazifist, ein kritischer Katholik und inniger Marienverehrer. Er glaubte, die ‚Mutter Gottes‘, deren Bildchen er im Krieg stets bei sich trug, habe ihm das Leben gerettet, vor allem in den schrecklichen Kämpfen gegen Kriegsende an der Westfront im Hürtgenwald und in der Gefangenschaft.“<sup>323</sup> – Antimilitaristische Tendenzen findet man heute noch in Texten von *Jupp Balkenhol* (Jg. 1929) aus Körbecke, einem äußerst regsamen Vertreter des plattdeutschen Humors.<sup>324</sup>

Pazifistische und linkskatholische Impulse kamen in der Nachkriegszeit im Bereich der Jugendarbeit zum Tragen. *Theo Köhren* (1917-2004) aus Warstein, als Jugendlicher geprägt durch die dem Friedensbund deutscher Katholiken nahestehenden „Kreuzfahrer“, wirkte als Jugendpfleger im Altkreis Brilon.<sup>325</sup> *Werner Broermann* (1921-2000), den die Gestapo in der Zeit vor seiner Einberufung zum Kriegsdienst als „aktivsten und intelligentesten Vertreter der katholischen Jugend in Oberhausen“ betrachtet hatte, wurde im Frühjahr 1947 zum Kreisjugendpfleger im Kreis Olpe ernannt.<sup>326</sup> Broermann gehörte zu den maßgeblichen Initiatoren einer demokratischen Bildungsarbeit auf der von seinen späteren Schwiegereltern Theo und Wilhelmine Evers geleiteten „Jugendburg Bilstein“. Die Bilsteiner Treffen waren von der „Deutschen Volkschaft“<sup>327</sup> und deren Programm „Sozialismus aus christlicher Verantwor-

<sup>321</sup> Bürger 2010, S. 301-303, Zitat S. 302.

<sup>322</sup> Vgl. Bürger 2010, S. 660-662.

<sup>323</sup> Bürger 2010, S. 526-529, Zitat S. 529.

<sup>324</sup> Vgl. z.B. in: Bürger 2013, S. 635-636. – Zu Jupp Balkenhol: Bürger 2010, S. 49-54.

<sup>325</sup> Vgl. Köhren 1998 und Tigges/Föster 2003, S. 45-49; im vorliegenden Sammelband →XXVII. – Reineke 1987, S. 44 nennt für die Kreuzfahrer, die den Krieg überlebten, stellvertretend „Franz Sanke in Meschede, Karl Schreckenbergh in Paderborn, Clemens Busch in Arnsberg“.

<sup>326</sup> Wiethoff 2000.

<sup>327</sup> Mir liegt vor ein Flugblatt „Die Deutsche Volkschaft“ von 1947, hg. von Geschäftsführer Bernhard Berkenfeld in Bad Sassendorf (Kopie aus der „Sammlung Stankowski“ im Archiv der Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn). Der Name der im Mai 1946 gebildeten – jugendbewegten wie ökumenischen – Gruppierung geht zurück auf eine erstmals 1928 erschienene jungkatholische Monatsschrift. Aufgeführte Tagungen: „Christlicher

tung“ geprägt. Das von Willi Hammelrath (Oberhausen) herausgegebene Organ eines kritischen „Arbeitskreises für Begegnung und Gemeinschaft deutscher Jugend“<sup>328</sup> erschien in Arnsberg und wies ebenfalls Bezüge zur Begegnungsarbeit auf der Jugendburg auf. – Später, im Jahr 1967, hat der Sauerländer Heimatbund übrigens Werner Broermann zu seinem ersten Vorsitzenden gewählt.

Der ehemalige Jungschärführer *Robert Droste* (1915-2015) aus dem Kreis Olpe, früh geprägt durch den jugend- und liturgiebewegten Seelsorger Christian Holtgreve<sup>329</sup> (Vikar in Altenhundem 1928-1933), engagierte sich für die KAB, die „Dritte Welt“-Bewegung und ab 1977 „aktiv in der Menschenrechtsorganisation amnesty international“; dies geschah nach eigener Aussage als „Konsequenz und Verpflichtung aus seinen Erfahrungen während der menschenverachtenden Nazi-Diktatur und in vierjähriger sowjetischer Gefangenschaft“.<sup>330</sup> Seinen dritten Sohn hat er – ohne selbst im strengen Sinn Pazifist zu sein – bei der Verweigerung des Kriegsdienstes unterstützt.<sup>331</sup> – Für *Hugo Blesshol* (Jg. 1914) aus Freienohl, der später seine Teilnahme am Friedenstreffen auf dem Borberg im Jahr 1931 als „Schlüsselereignis seiner Jugend“<sup>332</sup> bezeichnet hat und Realschuldirektor in Bochum wurde, bezeugt Dr. M. Demmel ein Engagement im reformkatholischen „Essener Kreis“. – Der Quickborner *Karl Förster* (1915-2010) wurde nach dem Krieg einer der aktivsten Vertreter von pax christi in Arnsberg und im Hochsauerland.<sup>333</sup>

Eine unverhoffte Einladung ins Münsterland durch den Kunsthistoriker Dr. Wilhelm Baumöller eröffnet nach Kriegsende dem erst siebzehnjährigen Freienohler Maler *Carl Richard Montag* (geb. 1929) Begegnung und Austausch mit älteren Kulturschaffenden.<sup>334</sup> Jeden Sonntag verwandelt sich Baumöllers Wohnzimmer „in einen Salon, in dem Bildhauer, Maler, Architekten, Filmemacher, Komponisten, Musiker und Literaten über Gott und die Welt“ diskutieren. Man spricht „über neue Denkrichtungen“ und schätzt die linkskatholischen „Frankfurter Hefte für Kultur und Politik“, die C.R. Montag ab 1946 – vom ersten bis zum letzten Jahrgang – bezieht. Die Prägungen durch das katholische Elternhaus und die auf Mitmenschlichkeit bedachte fromme Mutter bleiben für Montag bedeutsam. In seiner Autobiographie begegnet uns jedoch eine ausgeprägte Skepsis gegenüber der verfassten Kirche. Diese ist aus seiner Sicht im Dritten Reich insgesamt nicht dem eigenen Anspruch gerecht geworden: „Jesus hatte sich für seine Ideen ans Kreuz nageln lassen, die Amtskirche hingegen gab nur Lippenbekenntnisse ab und schaute weitgehend weg.“ Später sperrt sich die Großinstitution gegen notwendige Reformen. Zunehmende Kirchenaustritte zeigen an, dass sie die „Menschen

---

Realismus“ (Marienthal 1946), „Gesamtlebensordnung“ (Radevormwald 1946), „Die junge Generation“ (Bilstein 1947), „Sozialismus“ (geplant für 1948).

<sup>328</sup> Mir vorliegende Ausgabe: „Jugend begegnet sich. Stimmen zur Gemeinschaftsarbeit deutscher Jugend. Folge 2-3 (Sommer/Herbst) 1952“; Anschrift und Bezugsadresse: Gartenstraße 9, Arnsberg (u.a. mit einem Beitrag von Georg Heidingsfelder). Als Kontakte des Arbeitskreises sind im Heft für das Sauerland aufgeführt: Herbert Gillert (Arnsberg), Maria-Luise Pehle (Iserlohn), Heinz Schmidt (Neheim), Ilse Geisel (Lüdenscheid), Heinz Henke (Bruchhausen / Kreis Arnsberg).

<sup>329</sup> Vgl. zu Christian Holtgreve (1902-1988), später Gelsenkirchen-Rotthausen, auch Hehl 1998, S. 1174: „...Verhöre, Verwarnungen, Haussuchungen, Postkontrolle und Unterrichtsverbot durch die Gestapo bzw. den Staatsanwalt wegen Jugendarbeit und Wehrmachtsbetreuung, die man als Wehrkraftzersetzung auslegte. 1944 von der Gestapo steckbrieflich gesucht.“ – In Altenhundem konnte dann auch Vikar Anton Schwingenheuer (1902-1985) viele Jugendliche von der HJ fernhalten (telefonisch mitgeteilt am 01.07.2015 von Klaus Droste, Olpe). Vgl. zu ihm Hehl 1998, S. 1220: „Verhör und Unterrichtsverbot durch die Gestapo, weil der Vikar polnischen Zivilarbeitern die Osterbeichte abgenommen hatte.“

<sup>330</sup> Tigges/Förster 2003, S. 35-41 (ein Porträt zu R. Droste enthält auch der „Erste Geschäftsbericht der Volksbank Bigge-Lenne“ [Kopie ohne Impressum] auf S. 18).

<sup>331</sup> Telefonisch mitgeteilt am 01.07.2015 von Klaus Droste, Olpe.

<sup>332</sup> Blömeke 1992, S. 78. (Die Auskunft von Meinolf Demmel zu H. Blesshol erfolgte mündlich am 27.06.2015 in Rastatt.)

<sup>333</sup> Regeniter 2006. Nachzulesen in diesem Sammelband →XXVI.

<sup>334</sup> Montag 2011, S. 70-71, 84.

im Jetzt“ nicht mehr wirklich erreicht. C.R. Montag stellt alldem ein Hören auf die eigene innere Stimme entgegen, doch dies ist für ihn „ohne den Bezug zu Gott“ nicht vorstellbar: „Dabei ist Gott in meinen Augen kein Befehlsgeber, kein gebieterischer Patriarch, der mir eine bestimmte Lebensweise auferlegt. Mein Gott ist der Gott, der das Gute im Menschen befördern möchte. Der dem Menschen hilft, sein eigenes Ich zu entwickeln und ihn lehrt, Verantwortung für den Nächsten zu übernehmen.“

### Ein katholischer Nonkonformist verweigert sich dem Korpsgeist der Wiederbewaffnung

Einer der bekanntesten linkskatholischen Nonkonformisten der Adenauer-Ära, der aus Mittel-franken stammende Konvertit und Publizist *Georg D. Heidingsfelder* (1899-1967), lebte seit 1938 im Sauerland.<sup>335</sup> In Meschede hatte er über eine geheime Bildungsarbeit junge Katholiken gegen die nationalsozialistische Ideologie immunisiert. Wegen seiner ablehnenden Einstellung zum Regime wurde der kinderreiche Familienvater von den ‚sozialen Errungenschaften‘ der sogenannten ‚Volksgemeinschaft‘ ausgeschlossen und versah schließlich als Soldat Dienst in einem Wehrmachtsgefängnis, das er später als ‚Vorstufe zum KZ‘ betrachten wird. Aus der Kriegsgefangenschaft kehrte Heidingsfelder mit einem US-Zertifikat ‚*Selected Citizen of Germany*‘ zurück, nahm die religiöse Bildungsarbeit mit jungen Katholiken<sup>336</sup> wieder auf und war im katholischen Männerkreis 1947 der leidenschaftlichste Anwalt des ‚Mescheder Sühnekreuzes‘. Seine Erfahrungen mit reaktionären Katholiken am Ort verarbeitete er – anonym und ohne Namensnennung der Stadt – in streckenweise sehr ironischen Skizzen, mit denen er sich bei Bekanntwerden ohne Zweifel noch größeren Zorn des ‚katholischen Selbstlobkollektivs‘ zugezogen hätte.<sup>337</sup> Als im November 1950 die CDU-Linie einer konsequenten Wiederbewaffnung offenbar wurde, verließ Heidingsfelder die Partei und notgedrungen ebenfalls seine hauptamtliche Stelle bei der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB). Mehrere Jahre lang war er hernach ein enger Weggefährte bzw. Mitarbeiter des wegen seiner Haltung zu erneuter Aufrüstung und Atomwaffen angefeindeten katholischen Schriftstellers Reinhold Schneider, den er auch vor Aufnahme einer Tätigkeit für ‚ostfinanzierte Blätter‘ um Rat fragte.

Als Publizist mit zumeist leerem Geldbeutel schrieb Heidingsfelder – ‚gesinnungstüchtig‘, bisweilen auch brillant – über zurückliegende kirchliche Kollaborationen mit Hitlerismus und Kriegsapparat, über christlichen Pazifismus im Widerstreit von Bibel und ‚naturrechtlichen Ideologien‘, Wiederbewaffnung, Wehrzwang, die Anbetung bzw. ‚theologische Rechtfertigung‘ der Atombombe sowie die Ausgrenzung all jener, die in der Nachkriegszeit aus der ‚Einheitsfront des politischen Katholizismus‘ aussicherten. An dieser Stelle soll beispielhaft nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus seinen zahllosen Einsprüchen zur Sprache kommen. 1954 fragt Heidingsfelder in der ‚*Anderen Zeitung*‘ bezogen auf den Parlamentsvertreter für das Sauerland: „Sind es nicht Zeichen, daß ein [...] katholischer Politiker erwog, ob Jesus Christus heute nicht hinterm Maschinengewehr liegen müßte (Bundestagsabgeordneter der CDU, Studienrat [Franz] Lenze [aus dem Kreis Olpe])“?<sup>338</sup> Am 13. September 1956 schrieb er dem heimischen Abgeordneten Franz Lenze auch persönlich einen Protestbrief: „Ihre Partei, Herr Abgeordneter, hat die allgemeine Wehrpflicht (besser Wehrzwang genannt) wieder eingeführt, entgegen dem Willen des Volks, das in dieser Sache nicht befragt worden ist. Als Vater von drei Söhnen habe ich dazu folgendes zu sagen: 1. Ich spreche den hohen Militärs jede moralische Legitimation ab, über Leben und Tod meiner Söhne zu verfügen. [...] 2. Ich protestiere auf das entschiedenste gegen die Absicht, meine Söhne dem Kommando ehemaliger

<sup>335</sup> Bürger 2014b\*. Nachzulesen in diesem Sammelband →XXIV.

<sup>336</sup> Schaefer 2006\*, S. 235. Diese Mescheder autobiographischen Erinnerungen an eine katholische ‚Kindheit im Dritten Reich, im Krieg und in der Nachkriegszeit‘ können im Internet abgerufen werden.

<sup>337</sup> Heidingsfelder 1954a; Heidingsfelder 1954b. – Beide Beiträge sind bereits im Internet zugänglich: daunlots Nr. 76\*, S. 136-141.

<sup>338</sup> Heidingsfelder 1954c.

SS-Offiziere zu unterstellen.“<sup>339</sup> Heidingsfelder beobachtet im gleichen Jahr außerdem die in der Bischofsstadt Paderborn betriebene Moraltheologie: „Der Professor *Ermecke* (Dr. theol., Dr. phil., Dr. jur.) wünscht in einem Artikel der ‚Politisch-Sozialen Korrespondenz‘ (CDU) vom 1. September [1956], daß grundsätzliche Dienstverweigerer (‚im alleräußersten Notfall‘, den natürlich der Staat bestimmt!) zum Waffendienst *gezwungen* werden, *ohne Rücksicht auf ihr Gewissen*.“<sup>340</sup> Gustav *Ermecke*<sup>341</sup> (1907-1987), als Priester dem „Schützenwesen“ eng verbunden, war ab 1941 Geheimsekretär unter Erzbischof Lorenz Jaeger und nach Kriegsende Lehrstuhlinhaber an der Pader. Er gehörte zu den römisch-katholischen Apologeten von Adenauers Atomwaffenpolitik („Die Verwendung von Atombomben ist nicht per se unsittlich“), befand, in Kriegsfragen habe sich der Einzelne der vom Heiligen Geist geleiteten Kirche zu unterwerfen, und hat z.B. auch ein Werk „*Zur ethischen Rechtfertigung der Todesstrafe heute*“ (1959/1963) veröffentlicht.

Nach Kriegsende hatte sich bei Georg D. Heidingsfelder zunächst noch ein Einfluss von „reichstheologischen“ und extrem konservativen Ideenkomplexen gezeigt. Seine entschieden linkskatholische Entwicklung setzte erst mit der Diskussion über die Wiederbewaffnung ein und mündete in einen Eintritt in die SPD, den er am 6. Juni 1958 öffentlich mit einem Artikel „Katholik und Sozialdemokrat“ rechtfertigte (die SPD war damals in der Tradition des demokratischen Sozialismus noch eine antikapitalistische Partei). Die Arbeit an einer digitalen Gesamtausgabe aller zugänglichen publizistischen Beiträge Heidingsfelders, zu der mich auch der jüngst verstorbene Arno Klönne ermutigt hat, ist im Bereich der Texterfassungen schon nahezu abgeschlossen. Ein zu schnell vergessenes Kapitel der jüngeren Zeitgeschichte soll über diese Publikation aufgeschlagen werden: Man kann nur staunen über Auseinandersetzungen und weitsichtige Erkenntnisse der 1950er Jahre und über die leidvollen Erfahrungen eines frommen Außenseiters, der allen Widersprüchen zum Trotz als Intellektueller an einer fast kindlichen Treue zu ‚seiner Kirche‘ festhielt.

Heidingsfelders unermüdliche Kampagne gegen die ‚gotteslästerliche Atombewaffnung‘ hätte im Sauerland übrigens durchaus auf eine breitere Resonanz stoßen können. Am 16. Januar 1958 berichtete die ‚Arnsberger Rundschau‘ im Zusammenhang mit aktuellen Militärplanungen: Zahlreiche Menschen „im militärisch sonst vollkommen uninteressanten Land der 1000 Berge“ seien im zweiten Weltkrieg „ein Opfer alliierter Bombenreihenwürfe“ geworden, die damals gegen die dort errichteten „Abschußrampen der ‚Vergeltungswaffen‘ gerichtet waren. Verständlich daher, daß schon die bloße Erwähnung, im Sauerland wieder Abschußbasen für ferngelenkte Waffen einzurichten, die im Ernstfalle mit Atomköpfen ausgerüstet wären, die Bevölkerung außerordentlich beunruhigt.“<sup>342</sup>

### Impulse für ein politisches Profil der pax christi-Bewegung

*Josef Rütther* brachte sich nach 1945 an maßgeblicher Stelle in die Wiederbegründung des Sauerländer Heimatbundes ein, zog sich jedoch Mitte der 1950er Jahre – die in die Heimatarbeit investierten Lebensjahre bedauernd – ein zweites Mal zurück (eine Rolle spielte u.a. die stillschweigende Rehabilitation von vormals nazitreuen „Größen“ wie Maria Kahle).<sup>343</sup> Direkt nach Kriegsende hatte Rütther vor allem die alten Kontakte zu Mitstreitern aus dem Friedensbund deutscher Katholiken und zu anderen christlichen Sozialisten wieder aufgenommen. Sehr bald galt es, gegen restaurative Tendenzen, Wiederbewaffnung und Hochrüstung Stellung zu beziehen. Bezeugt ist Rütthers Bemühen um eine stärkere Politisierung der jungen pax

<sup>339</sup> Heidingsfelder 1956c.

<sup>340</sup> Heidingsfelder 1956a.

<sup>341</sup> Vgl. zu ihm den kurzen Eintrag in Hehl 1998, S. 1155: „Ein Verhör [in der NS-Zeit] wegen einer Predigt. Mitangeklagt in einem Sondergerichtsverfahren, das jedoch bald wegen Amnestie eingestellt wurde.“

<sup>342</sup> Raketen-Angst 1958. (Im Zeitungsarchiv recherchiert von Jens Hahnwald)

<sup>343</sup> Vgl. die „Nachkriegskapitel“ in der Rütther-Biographie: Blömeke 1992.

christi-Bewegung, die neben ihrer äußerst verdienstvollen Versöhnungsarbeit (Frankreich, Polen) kaum die Konfliktthemen der Adenauer-Ära aufgriff.

Wolfgang Regeniter schreibt in einem Überblick zur Geschichte der Paderborner Bistumsgruppe: „Nach dem 2. Weltkrieg, 1947, also noch ein Jahr vor der deutschen Sektion von pax christi, war der ‚Friedensbund [deutscher Katholiken]‘ neu gegründet worden. An dem Friedenskongress von Kevelaer im April 1948, auf dem die deutsche pax christi-Bewegung ins Leben gerufen wurde, nahmen auch ‚Friedensbund‘-Leute wie Pater Franziskus Stratmann OP teil. Auch nach der Entstehung der deutschen pax christi-Sektion blieb der ‚Friedensbund‘ zunächst noch drei Jahre selbstständig neben ihr bestehen. Pater Manfred Hörhammer trat für eine Arbeitsteilung zwischen beiden katholischen Friedensorganisationen ein, zwischen einer ‚betenden‘ und einer ‚schaffenden Hand‘: ‚So könnte pax christi zum betenden Friedensbund und der Friedensbund der soziale und politische Arm der pax christi werden.‘ Aber die friedenspolitischen Aktivitäten des ‚Friedensbundes‘ missfielen offenbar der Mehrheit der deutschen Katholiken und auch der deutschen Bischöfe. Als sich der ‚Friedensbund‘ 1951 selbst auflöste und seinen Mitgliedern den Beitritt zu pax christi empfahl, geschah dies unter ungeklärten Umständen – vermutlich nicht ganz freiwillig, sondern unter starkem äußeren Druck. – Damals schlossen sich auch in unserem Bistum etliche Friedensbund-Leute pax christi an. Sie brachten dabei ihre eigenen friedenspolitischen Vorstellungen und Erfahrungen in die junge Schwesterbewegung ein. Dies führte gelegentlich zu Spannungen. Während pax christi auf Bundesebene sich aus der heißen politischen Debatte um die Wiederbewaffnung und die Atomrüstung heraushielt und bewusst schwieg, äußerten etliche altpazifistische pax christi-Mitglieder aus Arnsberg, Meschede und Brilon im Geiste des alten ‚Friedensbundes‘ ein entschiedenes Nein zur Remilitarisierung und zu atomaren Waffen ...“<sup>344</sup>.

Eine Beteiligung von Sauerländern bestätigt Margot Müller auch für einen zweiten Abschnitt der pax christi-Geschichte im Bistum: „Wir wählten 1959 für den Neuanfang der Pax-Christi-Arbeit im Erzbistum Paderborn das Liborifest und den Besuch des Bischofs Théas von Lourdes. [...] Bald stellte sich heraus, daß verstreute Freunde in Dortmund, Paderborn, Brilon, Meschede, Soest, Neheim-Hüsten, Bielefeld, Olpe, Attendorn, Fredeburg und Oerlinghausen wohnten, um einige Orte zu nennen. Von ihrer geistigen Heimat her kamen viele Mitglieder aus dem Quickborn, der Deutschen Volkschaft und auch noch aus dem 1919 gegründeten Friedensbund Deutscher Katholiken. Es gehörte zu den wichtigsten Erfahrungen meines Lebens, anlässlich der vielen Besuchsreisen zu all den genannten Orten von diesen meist damals schon älteren Menschen zu lernen und mich mit ihnen freundschaftlich zu verbünden für die Sache des Friedens. Das hieß leider in der Regel auch Kampf gegen das Mißtrauen und manchmal sogar gegen die Feindschaft der Ortspfarren. Wie spärlich ist heute die Erfahrung zu machen, die mir oft widerfuhr: daß tiefe, manchmal kindliche Frömmigkeit mutig macht und geradewegs zum Friedensengagement führt. [...] Der Geistliche Beirat von Pax Christi in den sechziger Jahren war der Dompastor von Paderborn, Prälat Schwingenheuer. Selber engagiert in der Versöhnung mit Frankreich und dem Andenken Franz Stocks verpflichtet, hielt er schützend seine Hand über uns, unterstützt von dem gütigen Prälaten Nüschen im Seelsorgeamt.“<sup>345</sup> In diesen Zeitabschnitt fällt übrigens die Bildung einer französischen Vereinigung

<sup>344</sup> Regeniter 2008.

<sup>345</sup> Müller 1998. – Wolfgang Regeniter bewertet diesen Abschnitt der pax christi-Bistumsgeschichte so: „Margot Müller und ihre Weggefährten [...] erweiterten das Handlungsfeld von pax christi über das rein Spirituelle hinaus, indem sie nicht nur für eine neue Friedenspädagogik warben, sondern sich auch mit strittigen friedensethischen und friedenspolitischen Fragen auseinandersetzten [...]. Mit all dem wagte sich die Paderborner Bistumsstelle in Neuland vor. Sie löste sich vom ‚katholischen Milieu‘ und stellte sich mutig gegen die regierungsfremde Mehrheitsmeinung des damaligen westdeutschen Katholizismus und der Deutschen Bischofskonferenz – darüber verlor sie zeitweise auch die Rückendeckung der eigenen Bewegung, die politisch neutral bleiben wollte. – Indem die Paderborner Bistumsstelle im Alleingang Schritte zur Politisierung ihrer Friedensarbeit geht, leistet sie für die Gesamtbewegung einen wichtigen Pionierdienst.“ (Regeniter 2008)

„*Les Amis de Franz Stock*“ im Jahr 1963 und die Neheimer Gründung eines deutschen Franz-Stock-Komitees 1964.<sup>346</sup>

Zu den frühen pax christi-Pionieren in Meschede gehörte das Ehepaar *Irmgard* und Dr. jur. *Alfons Rode*, zu dem im Rahmen der Forschungen zur „Friedenslandschaft Sauerland“ bereits eine umfangreiche Dokumentation erschienen ist.<sup>347</sup> Beide Eheleute stammten aus katholisch-pazifistischen Lehrerfamilien im Münsterland. Über ihren Vater Joseph Beckmann<sup>348</sup> (1886-1959), einen alten FdK-Anhänger, bekam Irmgard Rode, die sich nach Kriegsende direkt in der Kommunalpolitik und der praktischen „Flüchtlingsarbeit“ für Menschen aus Schlesien engagiert hat, früh Kontakt zu Josef Rüther. Wie streitbar Irmgard Rode, die auch der Internationale der Kriegsverweigerer (DFG) angehörte, auf die Wiederbewaffnung reagiert hat, zeigt z.B. ihr Protestbrief vom 20.9.1956 an eine katholische Publizistin:

„O welche erhebende Zeit, da unter der Führung und Mitwirkung der bewährten SS unsere Söhne den prächtigen Charakterschliff bekommen und alle Feigheit und Weichheit ablegen. O herrliche ‚Freiheit‘ sich mustern lassen zu dürfen, in Massen gedrillt zu werden zu dem edlen Handwerk des Tötens unschuldiger Menschen. Oder werden irgendwo Schuldige getötet? Werden die Schuldigen belangt, die den Krieg entfachen?“

Außerdem wurde die pax christi-Arbeit vor Ort in Meschede auch mitgetragen von *Albert* und *Fanny Stankowski*, die durch Erfahrungen im zweiten Weltkrieg zu einem entschiedenen Friedensstandpunkt gefunden hatten. Zum Kreis der linkskatholischen Pazifisten in Meschede gehörte noch der schon genannte Georg D. Heidingsfelder. Kritische Impulse in der konservativen Kreisstadt kamen vornehmlich nicht von „Alteingesessenen“, sondern von 1937 und 1938 zugezogenen „Neu-Sauerländern“.

Ein für die Friedensarbeit in der Kreisstadt äußerst bedeutsames Ereignis darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. 1968 rufen der Velmeder *Konrad Hengsbach* (1914-2010), ein Bruder des konservativen Ruhr- und Militärbischofs Kardinal Franz Hengsbach, und die Linkskatholikin Irmgard Rode das bis heute bestehende Friedenswerk „*Freunde der Völkerbegegnung*“ ins Leben, welches auf der Basis weit zurückreichender Nachkriegsinitiativen Rodes Meschede zu einem Kraftfeld des internationalen Austausches im Hochsauerland werden lässt. Im ersten Gründungsaufwurf vom 30. Mai 1968 heißt es:

Durchdrungen von der Überzeugung, daß zur Beseitigung von Vorurteilen und Mißtrauen viel zu wenig getan wird, rufen wir alle Freunde der Völker-Begegnung auf, sich zu sammeln und so besser dem Frieden zu dienen ... Die Weltmächte verfügen über die schrecklichsten Waffen, die es je gab. Nach ihrem Einsatz würden die Lebenden nicht mehr ausreichen, um die Toten zu begraben ... Diese Gefahr erkennen und teilnahmslos zusehen, ist ein Verbrechen! Unsere Kinder werden eines Tages vor uns hintreten und sagen: „Was habt ihr getan, um das drohende Unheil abzuwenden?“ Der Weg zur Beseitigung der Vorurteile führt über eine intensive Begegnung der Völker ... Die Begegnung sollte zur Erkenntnis des Gemeinsamen führen, vor allem: der gleichen Würde aller Menschen. Aus dieser Erkenntnis erwächst notwendig das Verlangen nach verstärktem politischem Zusammenschluß der Völker. Die Beseitigung der Grenzen wird ein entscheidender Schritt zum Frieden sein! ... Alles in allem: Wir könnten den mutlosen Völkern eine neue Hoffnung auf wahren Frieden geben! – Oder sollen wir den Politikern allein die Sorge für den Frieden überlassen???

<sup>346</sup> <http://www.franz-stock.org>

<sup>347</sup> daunlots nr. 75\*. Vgl. im vorliegenden Sammelband →XXV.

<sup>348</sup> daunlots nr. 74\*; daunlots nr. 75\*, bes. S. 35-64 (sowie mit Suchfunktion: „Beckmann“).

<sup>349</sup> Zitiert nach: daunlots 75\*, S. 116 (vgl. in dieser digitalen Publikation über Suchfunktion viele Abschnitte zur Geschichte der „Freunde der Völkerbegegnung“). Vgl. auch: Rode 1985.

## Junge Quickborner gegen „CDU-Einheitskatholizismus“

Söhne der Mescheder „pax christi-Familien“ *Stankowski* und *Rode* finden in den 1950er Jahren als Schüler zu einer Quickborn-Gruppe, die von dem Benediktiner Pater Paulus begleitet wird. Eine Nummer des „Gaublatt aus Westfalen“ zeigt, wie hoch 1958 im Quickborn die Wellen schlagen konnten, wenn Fragen der Militärpolitik zur Diskussion standen.<sup>350</sup> *Peter Stankowski*<sup>351</sup> hatte in einer früheren Ausgabe zu den Plänen für eine atomare Ausrüstung der Bundeswehr geschrieben, da könne man „nur noch dies denken: ein Christ kann da nicht mitmachen“. Einige Leser reagieren darauf mit geharnischten Protestschreiben. Helmut Mülleneisen nimmt z.B. „als führendes Mitglied der *Jungen Union* und als stellv. Pfarrjugendgruppenführer der kath. Pfarrjugend St. Marien, Hilstrup“ Stellung: „Mit Ihren Ausführungen unterstützen Sie ja geradezu die *Sozialdemokratische Partei*. Bedenken Sie doch bitte, wie ‚verhängnisvoll‘ die Organisation ‚Kampf dem Atomtod‘ ist. [...] Sie wollen uns doch wohl nicht vorwerfen, wir seien keine Christen! Wir heißen nicht umsonst *Christlich-Demokratische Union*.“ Rita Lehmkuhler meint: „Das Problem gehört nicht in ein Gaublatt.“ Ein Meinulf führt die Voten von Christen an, die eine atomare Ausrüstung mit ihrem Gewissen vereinbaren können, so „die Stellungnahme der 7 kath. Theologieprofessoren vom 8. Mai 58“, einen Aufruf der „7. Bundestagung des evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU“ wider die Schwarmgeister sowie einen „Hirtenbrief der kath. Bischöfe Nordrhein-Westfalens zur Landtagswahl“ („Kein Katholik ist im Gewissen gehalten, [...] die Verteidigungsmaßnahmen abzulehnen, wie sie die Mehrheit der verantwortlichen Politiker in der derzeitigen Lage für notwendig gehalten hat“).

Im November 1964 bergen junge Quickborner, darunter *Reinhard Wegener*, *Franz Petrasch*, *Martin Stankowski* und *Ivo Rode* (beide Jg. 1944) und *Tomas Stankowski* (Jg. 1945), das 1947 geschändete und dann vergrabene Meschede Sühnekreuz aus dem bis dahin geheim gehaltenen Versteck unter der Erde.<sup>352</sup> Damit ist ein entscheidender – aber noch lange nicht der letzte – Schritt getan, das Symbol zum Gedenken an die Ermordung von achtzig russischen und polnischen Zwangsarbeitern nahe der Kreisstadt zu „rehabilitieren“.

Im Jahr 1965 ist Ivo Rode Bundesführer des „Quickborn Jüngererbundes“, während Martin Stankowski als Schriftleiter der Bundeszeitung und Pressereferent für den Bund arbeitet. Beide sind federführend beteiligt an einer Pressekonferenz und Diskussion mit dem linkskatholischen Dissidenten Carl Amery in Düsseldorf am 31. Juli 1965 – während des BdKJ-Bundesfestes.<sup>353</sup> Die jungen Quickborner wollen ein Zeichen setzen „gegen Verbandsvermassung und Einheitspolitik“ im Bund der Katholischen Jugend (BdKJ), wobei sie insbesondere eine parteipolitische Tendenz (sehr große CDU-Nähe) im Dachverband und die Ausgrenzung Andersdenkender (z.B. Aufrüstungsgegner) ins Visier nehmen.

<sup>350</sup> Gaublatt 1958.

<sup>351</sup> Geboren 1938. Er wurde später ein sozial sehr engagierter Mediziner; mehrere Entwicklungshilfe-Einsätze und Arztvertretungen im Ausland: u.a. Gabun, Ghana und Nicaragua (drei Jahre).

<sup>352</sup> Vgl. hierzu die Darstellung in: daunlots nr. 76\*, S. 62-64. Ergänzend hat mir Reinhard Wegener (Frankfurt a.M.) in einer E-Mail am 21.03.2015 mitgeteilt: „Ich war 1964 in Meschede im Quickborn (Gruppenführer und Gauführer des Quickborn Gaues Westfalen – das Gymnasium der Benediktiner habe ich von 1958-1965 besucht). Quickbornerfamilien waren auch die Familien Rode, Stankowski und Petrasch. Von Frau Irmgard Rode und Herrn Heidingsfelder hatten wir die Informationen über die Aktion mit dem Sühnekreuz erhalten. Meine Eltern hatten damals ausgezeichnete Beziehungen zum Kloster, und so sind wir (1964 wird wohl stimmen, wenn ich mich recht erinnere, waren [es] Ivo Rode, Tomas Stankowski, Franz Petrasch und ich; Herr Heidingsfelder war wohl mit von der Partie, er hat uns ja auch die Stelle gezeigt, an der das Kreuz vergraben war) mit einem Trecker und Anhänger aus dem Kloster (ein Bruder fuhr den Trecker) zum Stimm-Stamm gefahren und haben das Kreuz ausgegraben und zum Trocknen in die Garage von Familie Rode („Am Drehberg“) gefahren. Die Fotos hat damals Franz Petrasch gemacht. [...] Über Vikar [Carl-Peter] Klusmann ist dann das Kreuz [später] nach Maria Himmelfahrt [Pfarrkirche] gebracht worden.“

<sup>353</sup> Vgl. dazu die Dokumentation: Quickborn Jüngererbund 1965.



Joachim Stankowski (Jg. 1940), Martin Stankowski und Ivo Rode traten später noch als engagierte Linkskatholiken in Erscheinung. So gehörten sie zum Herausgeberkreis der ab dem legendären Katholikentag 1968 (bis 1974) erscheinenden Zeitschrift *„kritischer Katholizismus“*<sup>354</sup>. Nach dem Ende des „1968er Katholizismus“ wirkten diese ehemaligen Quickborner aus dem Sauerland jedoch nur noch in sozialen, kulturellen und politischen Zusammenhängen, die nicht mehr kirchengebunden waren.

Martin Stankowski promovierte 1974 mit einer Pionierarbeit über den *„Linkskatholizismus nach 1945“*<sup>355</sup>, hat in den 1970er Jahren die „Stattzeitung *„Kölner VolksBlatt“*“ als ein Medium für Gegenöffentlichkeit mit ins Leben gerufen und ist u.a. als Schriftsteller und Kabarettist bekannt geworden. Sein infolge einer Krebserkrankung früh verstorbener Bruder Tomas Stankowski (1945-1993), gelernter Werkzeugmacher, Betriebsrat und später Umweltreferent, hat sich u.a. in der „GewerkschafterInnen-Initiative für Frieden und Abrüstung – gegen Sozialabbau“ engagiert.<sup>356</sup> In einem Tagebucheintrag von 1986 steht: „Ich bin begeistert von (s)einer Vision, daß Gott mir erfahrbar ist durch den Nächsten ... Daß sich Menschen in Kirchen die Kniee durchrutschen, sie aber nichts von Gott erfahren, wenn sie den Nächsten nicht lieben ... Die nächsthöhere Form nach Schiismus und Protestantismus ist die Aufhebung Gottes in der Gesellschaft der Gleichen: im Sozialismus.“ In den Thesen *„Die Ökologie und die Linke“* fordert er 1989 die „Aufgabe der Idee vom ewigen Wachstum“, einen „Ausbau der demokratischen Strukturen auf allen politischen Ebenen und in allen gesellschaftlichen Bereichen“ und ein der allgemeinen Kontrolle unterliegendes Wirtschaften, das „ein menschliches Leben im Einklang mit der übrigen Natur“ ermöglicht. Am 8. Juli 1991 hat Tomas Stankowski an Kölner Freundinnen folgende Briefzeilen geschickt:

„Ich bleibe dabei, daß es notwendig ist, sich selbst Pflichten aufzuerlegen; wenn sie aber nicht gespeist werden aus einem Untergrund positiver Emotionen, wenn das Leben mehr auf die abstrakte Zukunft statt auf die konkrete Gegenwart ausgerichtet ist, dann – und das merkte ich an mir selbst – beginnt man auszutrocknen. Und in dem Zustand wird die Ausstrahlung, die für eine positiv verstandene Beeinflussung zur humanen Gesellschaft notwendig ist, immer blasser, bis sie erlischt und keine Veränderung mehr bewirkt. Also zurück zu den Quellen, die die positiven Emotionen fließen lassen, zurück zum Leben, in dessen Namen wir ja behaupteten und behaupten unsere Politik zu machen: Für ein Leben, einzeln und frei wie ein Baum und gemeinsam wie ein Wald.“

### **Exkurs: Ein neuer Blick auf die Vergangenheit ist möglich**

In weiten Teilen der Bevölkerung und auch bei vielen Heimatforschern hat erst die 1978 ausgestrahlte vierteilige Fernsehserie *„Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“* – also ein populäres Unterhaltungsprodukt – die Entwicklung einer neuen Einstellung zum Umgang mit der Geschichte in Gang gesetzt. (Heute liegt eine stattliche Zahl lokaler Forschungsbeiträge zur Geschichte der Juden im Sauerland vor, deren Zusammenschau wohl nur im Rahmen eines mehrjährigen Projektes erarbeitet werden könnte.) Als ein wichtiger Impuls wirkte hernach die Rede von Bundespräsident Richard Weizsäcker am 8. Mai 1985 über die „Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“, die allerdings noch nicht den Blick auf die breite Kollaboration der deutschen Gesellschaft schärfen konnte. Besonders folgende Veröffentlichungen sind als ‚Geburtshelfer‘ und Meilensteine einer kritische Forschung im kölnischen Sauerland zu nennen: Das Buch *„Jugendjahre unter*

<sup>354</sup> kritischer Katholizismus 1968-1974; vgl. auch den Sammelband: Onna/Stankowski 1969 (darin u.a. die Beiträge „Militärseelsorge“ von Martin Stankowski und „Kirchensteuer – ein Staatskirchenmodell“ von Ivo Rode).

<sup>355</sup> Stankowski 1976.

<sup>356</sup> Kölner Volksblatt 1993. (Nachruf)

*Hitler*“ (1984) des CDU-Kommunalpolitikers Paul Tigges, die vom Museum Holthausen vorgelegte Ausstellungsdokumentation *„Das Hakenkreuz im Sauerland“* (1988), die postum erschienene Arbeit *„Das Sauerland unterm Hakenkreuz“* (1989) von Ulrich Hillebrand und eine wissenschaftliche Studie *„Katholisches Milieu und Nationalsozialismus“* (1994) über den Kreis Olpe von Arnold Klein. Bezogen auf Linkskatholizismus und Pazifismus in der Region hat die Rüther-Biographie *„Nur Feiglinge weichen zurück“* (1992) von Sigrid Blömeke das Tor für ein neues Geschichtsgedächtnis weit geöffnet. Sicher belegt ist, dass heimatliche Aufklärer vor einem Vierteljahrhundert noch viel häufiger mit wütenden oder geradezu hasserfüllten Reaktionen rechnen mussten als heute.<sup>357</sup>

In erster Linie den NS-Gegnern der Region gewidmet sind ein Jahrzehnt später der Sammelband *„Katholische Jugend in den Händen der Gestapo“* (2003) sowie der schier unverzichtbare Buchtitel *„Widerstand im Sauerland“* (2003) von Ottilie Knepper-Babilon und Hanneli Kaiser-Löffler. Noch immer ist unser heimatgeschichtliches Wissen über die Zeit des Nationalsozialismus auf vielen Feldern äußerst lückenhaft. Die in diesem Abschnitt genannten Arbeiten haben jedoch wirklich neue Erkenntnisse zutage gefördert. Vor allem in der letzten Generation von ‚Milieukatholiken‘ gab (und gibt) es ein großes Interesse an der Geschichte der nahen Menschenlandschaft. Zahlreiche örtliche Darstellungen und autobiographische Niederschriften von Zeitzeugen sind für die breiter angelegte Regionalforschung noch gar nicht erschlossen.

In der jüngsten Straßennamendebatte kam es zu – teilweise stramm organisierten – rechtspopulistischen Verdunkelungsmanövern, in denen erneut unhaltbare ‚Heimatmythen‘ als Geschichtsfakten ausgegeben wurden. Es überwiegen hier jedoch bislang weitaus die erfreulichen Erfahrungen.<sup>358</sup> Namentlich auch die Christdemokraten sehr vieler Orte haben ein geschärftes Bewusstsein für historische Sachverhalte unter Beweis gestellt. In Arnsberg meinte Bürgermeister Hans-Josef Vogel (CDU), die Stadt trage wegen ihres großen Sohnes Franz Stock eine besondere Verantwortung, Persönlichkeiten aus dem Strahlfeld des Nationalsozialismus nicht durch Schilder im öffentlichen Raum als „Vorbilder“ zu präsentieren. In Sundern regten Mitglieder der Jungen Union die Gründung einer überparteilichen Initiative „Gemeinsam für Toleranz und Respekt – gegen Nelli“ an. In Eslohe votierte die CDU für eine Umbenennung des Josefa-Berens-Weges, der dann auf Vorschlag der SPD den Namen der jüdischen Esloher und Fußballpioniere Goldschmidt erhielt. Der Auftakt zu insgesamt dreizehn sauerländischen Straßenumbenennungen 2013/2014 erfolgte in Olsberg. Dort wurde nach einer Initiative von Bürgermeister Wolfgang Fischer (CDU) eine Straßenumbenennung nach der völkischen Schriftstellerin, Antisemitin und NSDAP-Propagandistin Maria Kahle<sup>359</sup> als nicht mehr tragbar angesehen. Heute steht auf dem vormals umstrittenen Straßenschild der Name des linkskatholischen Pazifisten Josef Rüter, der schon 1923 als bedeutsamer Widerpart der rechtskatholischen Republikfeinde im Sauerland und anderswo in Erscheinung getreten ist.<sup>360</sup>

In Rüthen fasste der Stadtrat nach Veröffentlichungen und Vorträgen von Dr. Hans-Günther Bracht am 22. Juni 2015 den Beschluss, den vormaligen Zentrumspolitiker Franz Pöggeler, Bürgermeister der Jahre 1934-1942, u.a. aufgrund seiner Unterschrift unter vielen

<sup>357</sup> Vgl. hierzu die schon oben vermerkte Zusammenstellung „Das Hakenkreuz im Sauerland – ein Ausstellungsprojekt mit Folgen?“ mit z.T. schier unglaublichen Rückmeldungen an das Museum Schmalleberg-Holthausen in: Bruns/Senger 1988, S. 384-391 (2. Auflage).

<sup>358</sup> Vgl. daunlots nr. 60\*; daunlots nr. 61\*; daunlots nr. 69\*; daunlots nr. 70\*; daunlots nr. 71\*.

<sup>359</sup> daunlots nr. 71\*, S. 6. – Nur in Beckum (Kreis Warendorf), Menden-Lendringsen (Märkischer Kreis) und Wickede/Ruhr sind trotz der eindeutigen Forschungsbefunde im Fall von Maria Kahle bislang noch keine Umwidmungen der sie postum ehrenden Straßenschilder erfolgt.

<sup>360</sup> Josef Rüter bescheinigte schon Ende 1923 Maria Kahle, Lorenz Pieper und anderen Katholiken in der völkischen Bewegung einen „Abfall vom Christentum“ (Blömeke 1992, S. 39-43). In seiner Schrift *„Der Jungdeutsche Orden“* stellte 1924 auch der Franziskanerpater Dr. Erhard Schlund „das Werk der katholischen Dichterin Maria Kahle als objektiv heidnisch hin“ (Lauerwald 2013, S. 296).

Denunziationen und Deportationsbefehlen nicht mehr durch eine Straßenbenennung öffentlich auszuzeichnen.<sup>361</sup> Dieser Beschluss entspricht einem Wunsch der Anwohnerschaft.

### „Neue Friedensbewegung“ im Sauerland

Wegmarken eines neuen Umgangs mit der Vergangenheit erschließen sich auch durch die weitere Geschichte des Mescheder Sühnekreuzes von 1947, welches im November 1964 von jungen Quickborner ja wieder ausgegraben worden war.<sup>362</sup> Im Rahmen der Mescheder Friedenswochen 1981 wird dieses Zeichen aus einem verborgenen Bereich „hinter dem Altar“ hervorgeholt und gut sichtbar im Kirchenraum der Gemeinde Mariä Himmelfahrt aufgestellt. Die örtliche pax christi-Basisgruppe hat im Ringen um Würdigung und Deutung des Kreuzes noch einige Jahre lang z.T. scharfe Auseinandersetzungen zu bestehen, bevor sie am 27. März 1987 nach Vorlage einer Dokumentation „40 Jahre Sühnekreuz“ zu einem denkwürdigen Gottesdienst an dem Mahnzeichen in der Kirche einladen kann. (1988 feiert der russisch-orthodoxe Erzbischof Kyrill von Smolensk gemeinsam mit der pax christi-Bewegung des Bistums Paderborn Gedenkgottesdienste an den Zwangsarbeiter-Massengräbern in Meschede und Hemer.) – Bedeutsam für diesen neuen Weg war, dass besonders Irmgard Rode als Linke schon 1981 jenseits aller ‚Lagergrenzen‘ Menschen für eine neue Sensibilität in der historischen Wahrnehmung zu gewinnen versucht, wobei sie namentlich auch bei Mitgliedern der Jungen Union Gehör findet. 1993 legen die Schülerinnen Sabine Schäfer und Alexandra Rickert einen Beitrag „Das Mescheder Sühnekreuz“ für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten vor. Diese preisgekrönte Arbeit ist von Dr. Erika Richter, der Direktorin des Städtischen Gymnasiums Meschede, begleitet worden.

Im kirchlichen Bonifatius-Verlag an der Pader erscheint 1983 mit Imprimatur von Generalvikar Bruno Kresing das Buch „Krieg – ohne uns!“ des aus Luxemburg stammenden Dogmatik-Professors François Reckinger (geb. 1934).<sup>363</sup> Zur Entwicklung der katholischen Friedensbewegung im Erzbistum Paderborn von 1974 bis 1986 schreibt Anne-Marie Dudek: „Pax Christi [Bistumsgruppe Paderborn] hatte Anfang der siebziger Jahre ungefähr 100 Mitglieder. Gruppen bestanden in Dortmund, Oerlinghausen und Meschede, und zwischenzeitlich existierte eine sehr aktive Jugendgruppe in Brilon. [...] Es war und ist in Pax Christi zu beobachten, daß es gewisse Zentralthemen gibt, die plötzlich auf die Bewegung aufmerksam werden lassen [...]. Der NATO-Doppelbeschluß war nun solch ein zentraler Punkt. [...] Bis Mitte der 80er Jahre stieg die Mitgliederzahl auf ca. 400 und es entstanden 8 neue Gruppen. [...] Eine Ermutigung für uns bedeutete [...] immer wieder das jahrelange Engagement vieler älterer Pax-Christi-Freunde, so z.B. in Arnsberg, Meschede, Oerlinghausen.“<sup>364</sup>

Die sauerländische Kreisstadt Meschede wurde von Anfang an erfasst von der neuen Bewegung für Frieden und Abrüstung. Die örtliche pax christi-Basisgruppe arbeitete im Rahmen eines größeren Bündnisspektrums sehr aktiv mit.<sup>365</sup> Irmgard Rode, die in jener Zeit ihren Traum von einem „Internationalen Kinderhaus“ verwirklicht sah, war für junge Menschen – nicht nur aus dem kirchlichen Bereich – eine wichtige Leitgestalt. Seit meiner Mescheder Zivildienstzeit (1980/81) konnte ich selbst sie als entschiedene katholische Pazifistin kennenlernen, was sich prägend für meinen weiteren Weg ausgewirkt hat. Den besten Artikel über Irmgard Rode während der heißen Auseinandersetzungen der 1980er Jahre hat übrigens 1983 ein Redakteur der Kirchenzeitung „Der Dom“ geschrieben.

Irmgard Rode meldete sich engagiert in der öffentlichen Diskussion um die Bergpredigt zu Wort, die damals besonders durch das Buch „Frieden ist möglich“ (1983) des Journalisten,

<sup>361</sup> Bracht 2015; Der Patriot 2015.

<sup>362</sup> daunlots nr. 76\*.

<sup>363</sup> Reckinger 1983.

<sup>364</sup> Dudek 1988.

<sup>365</sup> Eine Übersicht zu allen beteiligten Gruppen am Beispiel der 4. „Mescheder Friedenswochen“ enthält: Schürmann 1984.

Kernkraftgegners und CDU-Mitglieds Franz Alt Aufwind erfuhr. In Tuchfühlung mit Franz Alt bildete sich im Frühjahr 1994 im Hochsauerland eine zeitweilig sehr regsame Regionalgruppe der „Christlichen Demokraten für Schritte zur Abrüstung (CDSA)“<sup>366</sup>. Der Mescheder *Andreas Evers*, einer der beiden federführenden CDSA-Initiatoren, leitete ab Mitte der 1980er Jahre auch in Nachfolge von Irmgard Rode die pax christi-Basisgruppe.

Christen aus der Region sind immer wieder auch überregional in der pax christi-Bewegung in Erscheinung getreten. Der ehemalige Sanitätsfeldwebel *Christoph Allroggen* (1907-1999), ein ganz nahe am Sauerland in Altenbecken geborener Priester und Bekannter von Franz Stock, engagierte sich als Seelsorger des Bistums Essen für pax christi.<sup>367</sup> – Der in sozialen Zusammenhängen durch vielseitige Kompetenz ausgewiesene Priester Dr. *Meinolf Demmel*, geboren 1934 in Hüsten und aufgewachsen in Freienohl, gehört seit 1974 zu pax christi und ist nun schon etwa ein Vierteljahrhundert lang Geistlicher Beirat der Bistumsgruppe Essen.<sup>368</sup> Auf bislang sechs internationalen und 37 regionalen Routen hat er anderen die Geschichte der christlichen Friedensbewegung vermittelt.

*Günther Keine*, geboren 1934 in Menden (kurkölnisches Sauerland), studierte Theologie in Paderborn, München und Paris.<sup>369</sup> Seine Stationen: 1960-1968 erste Stelle als Vikar und Pfarrvikar in einer reinen Bergleute-Siedlung in Herne-Pantringshof; 1968 bis 1974 Vikar in Gütersloh und zugleich Religionslehrer am Evangelisch-Stiftischen Gymnasium. 1974 Diözesankaplan der Katholischen Studierenden Jugend in Dortmund und bis 1977 Religionslehrer am Goethe-Gymnasium. 1978-1999 Pfarrer von „Christus Unsere Hoffnung“ an der Arndtstraße. „20 Jahre war Günther Keine Geistlicher Beirat der Pax-Christi-Bewegung in der Diözese Paderborn. Über 40 Jahre hat er Kriegsdienstverweigerer beraten und begleitet. Mit besonderem Engagement hat er in Peru die Partnergemeinde von Christus Unsere Hoffnung und bis heute in Bambamarca die Partnergemeinde von St. Martin besucht und begleitet. Seine guten Spanisch-Kenntnisse nutzte er von 1988 bis 1993 sechs Mal in den Sommerferien jeweils vier Wochen lang, die Priesterkandidaten in Cajamarca in biblischer Theologie zu unterrichten. Ab 2005 hat er diese Aufgabe im Seminar in Huancayo wieder aufgenommen.“ Ein Vortrag Keines zum Neheimer pax christi-Adventstreffen 1988 enthält die denkwürdige Bitte, die friedenspolitische Dimension des Wirkens von Franz Stock anlässlich des 40. Todestages dieses sauerländischen Friedensboten nicht auszublenden.<sup>370</sup>

Der Quickborner Dr. *Wolfgang Regeniter* (geb. 1936 in Dortmund), dessen Vater aus Arnsberg stammte und der als Kind sechs Jahre in Affeln (Altkreis Arnsberg) aufgewachsen ist, war 1986-2006 pax christi-Sprecher der Bistumsgruppe Paderborn.<sup>371</sup> (Gegenwärtig ist der im Kreis Olpe geborene und in Brilon lebende Martin Guntermann-Bald Geistlicher Beirat von pax christi in der Diözese; Maria Gierse aus Meschede-Remblinghausen gehört als Vorsitzende zum Leitungsteam.)

Dr. *Reinhard J. Voß*<sup>372</sup> (geb. 1949) aus einer Bauernfamilie im Kreis Olpe war von 2001 bis 2008 Generalsekretär der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbe-

<sup>366</sup> CDSA Hochsauerland 1984.

<sup>367</sup> Katholisches Militärbischofsamt 1994, S. 32-38 (dort Altenbecken als Geburtsort); Hehl 1998, S. 1135; pax christi Essen 2015\* (hier Warburg als Heimatort).

<sup>368</sup> Zu eigenen Kriegserinnerungen hat Meinolf Demmel mir am 26.06.2015 erzählt: Der Freienohler Pfarrer Gerwin habe im Gottesdienst immer wieder die Namen der ihm z.T. gut bekannten „Gefallenen“ vorgelesen, und dies sei ihm „unheimlich“ geworden. Als Zehnjähriger sei er natürlich auch „national gesonnen“ gewesen und habe unbedingt gewollt, dass „wir den Krieg gewinnen“. Etwa 1944 seien rund 30 junge Freienohler vom Kriegerdenkmal aus zum Einsatz losgezogen; am Ort gab es ein Schild: „Wir ziehen in den Krieg – dem Führer helfen wir zum Sieg.“

<sup>369</sup> Alle Angaben zu ihm nach: Pastoralverbund Dortmund Mitte-Ost 2005\*.

<sup>370</sup> Keine 1998. Nachzulesen in diesem Sammelband →XIX.5.

<sup>371</sup> Vgl. zu ihm auch das ‚Verzeichnis der Autorinnen und Autoren‘ in diesem Sammelband →XXXIX.

<sup>372</sup> Kurzvita R. Voß: „Studium der Geschichte, Romanistik und Erwachsenenbildung in Gießen, Paris und Berlin, ab 1969 parallel dazu Obdachlosen- und Gemeinwesenarbeit in Gießen, später im Bereich der Neuen Sozialen

wegung pax christi. Von 2010 bis 2014 hat er als Berater der Katholischen Kirche im Kongo zusammen mit seiner Frau Margret in Zentralafrika gelebt. Dieser Sauerländer, aus dessen Schreibwerkstatt auch eine Chronik seiner Heimatgemeinde Lenne (1971) stammt, ist ein weltkirchlich und ökumenisch ausschauender Anwalt des Friedens.

*Johannes (Hennes) Schnettler*, geboren 1953 im Krankenhaus Eslohe und aufgewachsen in Fretter, wurde geprägt durch die Erfahrungen seines Vaters, der 1949 aus russischer Kriegsfangenschaft zurückgekommen war, sowie durch die lokalen Erinnerungen an den „kleinen katholischen Widerstand gegen die Zugriffe der Nazis auf kirchliche Traditionen“<sup>373</sup>. Über „die Verweigerung des Kriegsdienstes und die Friedensbotschaft des zweiten Vatikanischen Konzils“ fand er zur katholischen Friedensbewegung pax christi, für deren deutsche Sektion er bis Oktober 2012 achtzehn Jahre lang als Vizepräsident tätig gewesen ist.

### Was kommt nach dem Ende der „katholischen Landschaft“?

Bischof Franziskus von Rom, der der katholischen Weltkirche in unseren Tagen als Brückenbauer dient, äußert sich in seiner Analyse des Kriegsapparates unmissverständlich. Im Juni 2014 sprach Franziskus so von einem Kapitalismus, der über Leichen geht: „*Damit das System fortbestehen kann, müssen Kriege geführt werden, wie es die großen Imperien immer getan haben. Einen Dritten Weltkrieg kann man jedoch nicht führen, und so greift man eben zu regionalen Kriegen.*“ Gegenwärtig steht die Frage im Raum, ob sich die großen Kirchen hierzulande mit einem unbequemen Standort der Ökumene für den Frieden einreihen oder ob sie – in der langen Tradition eines „staatskirchlich-nationalen“ Wohlverhaltens – angesichts der rasanten Remilitarisierung der deutschen Politik weiterhin eine Zuschauerrolle einnehmen werden. Zumindest der Skandal, dass Deutschland inzwischen weltweit als drittgrößter Produzent und Exporteur von Kriegsgütern bzw. Mordwaffen die Gewalt auf dem Globus befördert und so die Präambel des Grundgesetzes besudelt, wird auch in einigen Bischofsvoten thematisiert. Ansonsten scheint pax christi-Präsident Heinz Josef Algermissen bei seinen Einsprüchen gegen den neuen militärischen Heilsglauben in der Bischofskonferenz noch nicht sehr viele Weggefährten zu haben.

Schon 2006 haben über 2.000 Christinnen und Christen in einer Ökumenischen Erklärung<sup>374</sup> klargestellt, dass geostrategische und ökonomische Zielvorgaben zur „Sicherung des nationalen Wohlstandes“ in Militärdoktrinen nicht nur verfassungs- und völkerrechtswidrig sind, sondern sich auch im Bereich der gesamten Ökumene mit *keiner* christlichen Friedensethik vereinbaren lassen. Indessen haben die Leitungen der beiden großen Kirchen in dieser Grundsatzfrage, in der z.B. zwischen christlichen Soldaten und Pazifisten völlige Übereinstimmung besteht, trotz drängender Bitten von unten noch immer nicht die rote Linie kenntlich gemacht, die selbstredend gerade auch für die Getauften in den politischen Parteien gilt. Nach dem abgründigen Versagen der deutschen Kirchenleitungen in zwei Weltkriegen muss erwartet werden, dass gerade auch staatlich dotierte Bischöfe den „*Prüfstein Weltkirchlichkeit*“<sup>375</sup> in ihrer Amtsführung mit größtem Ernst bedenken.

---

Bewegungen. Referent an einer Katholischen Akademie, Erwachsenenbildner für ökumenische Basisbewegungen, Lehraufträge zu Fragen der Ökumene und Konfliktbearbeitung in Bochum, Kassel und Osnabrück, Trainer für den Zivilen Friedensdienst, Generalsekretär der Pax Christi. Ab Juli 2008 Freier Autor, Moderator und Referent. Von 2010 bis 2014 Berater der Katholischen Kirche in der DR Kongo mit Sitz in Kinshasa.“ Seit Abschluss seines Buches zur Katholischen Kirche im Kongo (2015) „im (Un-)Ruhestand und ehrenamtlich tätig für den Friedensdienst EIRENE und die Zukunftswerkstatt Ökumene in Wethen/Germete (jeweils im Vorstand).“ <http://reinhard-voss-wethen.de/> Vgl. auch: Föster 2001.

<sup>373</sup> Angaben nach einer E-Mail von Hennes Schnettler vom 28.06.2015. – Publikation zur Erinnerungskultur: Schnettler 2008.

<sup>374</sup> Ökumenische Erklärung 2006\*; Bürger 2009, S. 187-202.

<sup>375</sup> Vgl. Bürger 2009, S. 161-268.

Inflationär kursiert in Politikerreden und Medienbeiträgen das nebulöse Votum für „eine neue deutsche Verantwortung in der Welt“. Hierbei denkt jedoch niemand an eine Einlösung der nach wie vor nur auf dem Papier stehenden Selbstverpflichtung im Bereich der Entwicklungshilfe oder an die Übernahme einer „*Responsibility To Feed*“, d.h. einer völkerrechtlich bindenden Verpflichtung zur Sicherung der lebensnotwendigen Ernährung überall auf dem Globus. Es sterben Jahr für Jahr etwa 30 Millionen Menschen an Hunger und anderen Formen der Unterversorgung; dies ist der größte „Kriegsschauplatz“ der Erde. Derweil entzieht ein monströser Weltrüstungshaushalt von jährlich fast 1,8 Billionen US-Dollar (2014: tausendfünfhunderteinundneunzig Milliarden Euro!) der Weltgesellschaft jene Mittel, die sie braucht, um moderne Wissenschaften und Logistiken des Friedens zu entwickeln, die großen Probleme der Gegenwart anzugehen und die Lebensgrundlagen auf dem Planeten<sup>376</sup> für zukünftige Generationen wieder aus den Fängen eines wahnhaften Geldvermehrungskomplexes „zurückzuerobern“. Fassungslos müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass in Europa 70 Jahre nach Ende des deutschen Eroberungs- und Vernichtungskrieges wieder die Agenda eines neuen ‚Kalten Krieges‘ verfolgt wird (in krassem Widerspruch zum friedliebenden Mehrheitsvotum in der Bevölkerung). Angesichts all dieser Abgründe und des allgegenwärtigen – irrationalen – Kriegsdenkens fordert die ökumenische Dortmunder Friedensgruppe ‚Christinnen und Christen für den Frieden‘ „in einem offenen Brief *an die Politikerinnen und Politiker in unserem Land, zu einer ‚Sicherheitspolitik‘ zurückzukehren, die wirklich dem Frieden dient*“<sup>377</sup>.

Wie nun könnte die Herausforderung des Friedens von unten – in der Region und im Raum der Ortskirchen – ins Blickfeld kommen? Unsere Erkundungen zur Geschichte der „Friedenslandschaft Sauerland“ haben an mehreren Stellen zu Tage treten lassen, dass die Forderung nach einem globalen Denken im Verein mit lokalem Handeln eine zutiefst „katholische“ Angelegenheit ist. Die Geschäftigkeit von „Kirchenmanagern“ wird freilich nicht mehr lange darüber hinwegtäuschen, dass es die „katholische Landschaft“ im herkömmlichen Sinn nicht mehr gibt. Während des – in der gegenwärtigen Generation bereits vollzogenen – Traditionsabbruchs<sup>378</sup> ist die Chance vertan worden, den nicht nur bedrückend engen, sondern auch mit ungeheuren menschlichen Reichtümern einhergehenden Milieukatholizismus in eine Leutekirche zu transformieren, durch die sich der Gemeinde Jesu am Ort Wege ins dritte Jahrtausend eröffnen. Ehedem abgeschlossene, konfessionell geprägte Landschaften wie das kölnische Sauerland werden – gottlob – stetig bunter und müssen ihre „Katholizität“ heute unter völlig gewandelten Verhältnissen unter Beweis stellen. Zu wehren gilt es den falschen Propheten, die erneut einen aggressiven Regionalismus predigen, der viele Menschen ausschließt, und die dort, wo der rasante soziokulturelle Wandel Angst macht, auf offene Ohren stoßen.

Heute lässt der Kölner Bischofsstuhl, dem das ‚kölnische Sauerland‘ bis zur Säkularisation unterstanden hat, für tausende, an den Grenzen des reichen Europas ertrunkene Flüchtlinge die Kirchenglocken läuten und teilt am Kölner Dom in großen Buchstaben die Botschaft des II. Vatikanischen Konzils über die unantastbaren Rechte jedes Menschen mit. Im Zentrum steht das „Dogma von der Einheit des Menschengeschlechtes“, welches auch die sauerländischen Friedensbundkatholiken während der Weimarer Republik beflügelt hat und 1949 in Theodor Pröppers Votum für eine neue Heimatarbeit im Sauerland ausdrücklich genannt wird. Ohne Zuwanderung werden die Dörfer über kurz oder lang „sterben“. Bezogen auf die Aufnahme von Flüchtlingen, so hat mir unlängst die Kulturredakteurin einer großen Zeitung erzählt, soll man im südlichen Westfalen viel Erfreuliches beobachten können. In diesem Fall wäre es wirklich angesagt, ein besonderes Gütesiegel „Friedenslandschaft“ zu erwägen – als eine *Wahl* auf Zukunft hin.

<sup>376</sup> Laudato si 2015\*.

<sup>377</sup> Ökumenische Dortmunder Friedensgruppe 2014\*.

<sup>378</sup> Halbfas 2011; Bürger 2009, S. 63-88.

## 8. Literaturverzeichnis (mit Kurztiteln)

Die in der Bibliographie vorangestellten Kurztitel ermöglichen ein schnelles Auffinden der im Text angeführten Literatur. Beiträge, die auch im Internet abgerufen werden können, sind mit einem Sternchen\* gekennzeichnet.

**Arens 2014/2015** = *Arens*, Andreas: Ehrenmale für die Opfer des Ersten Weltkrieges im Kreis Olpe. Eine Auswahl mit Schwerpunkten auf Werken des Bildhauers Franz Belke. Teil 1, 2 und 3. In: Südsauerland – Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe Folge 257 (Nr. 4/2014), S. 349-358; Folge 258 (Nr. 1/2015), S. 5-16; Folge 259 (Nr. 2/2015), S. 113-124.

**Basse 1996** = *Basse*, Hans-Joachim: Josef Bauer – engagierter Pädagoge und Theologe. Rektor in Medebach 1914-1938. In: Jahrbuch HochSauerlandKreis 1996, S. 27-31.

**Baumjohann 1972** = *Baumjohann*, Gerhard: Weltpriester des Erzbistums Paderborn in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In: Scheele, Paul-Werner (Hg.): Paderbornensis Ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. Festschrift für Lorenz Kardinal Jaeger zum 80. Geburtstag am 23. September 1972. München, Paderborn, Wien: Schöningh 1972, S. 711-746.

**Becker/Vormberg 1994** = *Becker*, Günther / *Vormberg*, Martin: Kirchhundem – Geschichte des Amtes und der Gemeinde. Kirchhundem: Gemeinde Kirchhundem 1994.

**Blömeke 1992** = *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüther (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon: Demokratische Initiative 1992.

**Blömeke 1995** = *Blömeke*, Sigrid: Der FDK im Sauerland. Regionale katholische Friedensarbeit. In: Pax Christi Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. Idstein 1995, S. 95-115.

**Böckenförde 1988** = *Böckenförde*, Ernst-Wolfgang: Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933. Kirche und demokratisches Ethos. – Mit einem historiographischen Rückblick von Karl-Egon Lönne. (= Schriften zu Staat – Gesellschaft – Kirche Band 1). Freiburg, Basel, Wien: Herder 1988.

**Bödger 1999** = *Bödger*, Johannes: Beringhausen. 150 Jahre Schützengeschichte und Vereinsleben in einem Sauerländer Dorf. Marsberg: [St.-Markus-Schützenbruderschaft Beringhausen] 1999.

**Bösken 2014\*** = *Bösken*, Ursula: Wittener wurde nach Verrat Opfer der Nazi-Justiz. In: WAZ-Online, 08.12.2014. <http://www.derwesten.de/staedte/witten/wittener-wurde-nach-verrat-opfer-der-nazi-justiz-id10123070.html> [Über den Küster und Organisten Friedrich Wilhelm Espenhahn]

**Bracht 2004** = *Bracht*, Hans-Günther: Widerstand im Kreis Lippstadt gegen Rechtstrend des Zentrums. In: Heimatblätter – Beilage zum „Patriot“ und zur Geseker Zeitung 84. Jg. (Lippstadt 2004), S. 148-152.

**Bracht 2015** = *Bracht*, Hans-Günther: Zur Problematik von Straßenbenennungen. Dargestellt am Beispiel der Pöggelerstraße in Rüthen. In: Heimatblätter – Beilage zum „Patriot“ und zur Geseker Zeitung 95. Jg. (Lippstadt 2015), Folge 4, S. 25-32.

**Brandt/Häger 2002** = *Brandt*, Hans Jürgen / *Häger*, Peter (Hg.): Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848-1945. Paderborn: Bonifatius 2002.

**Breitenborn 1981** = *Breitenborn*, Konrad: Der Friedensbund Deutscher Katholiken 1918/19-1951. Berlin[-Ost]: Union Verlag 1981.

**Broschüren-Cyclus 1870\*** = *Sind die Katholiken schlechte Patrioten?* 6. Auflage. (= Broschüren-Cyclus für das katholische Deutschland. Erster Jahrgang, Elfte Heft). Soest: Nasse 1870. [20 Seiten] Internet-Ressource: <http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/2547265>

**Bruns 1987** = *Bruns*, Alfred (Red.): Volksfrömmigkeit und Vaterlandsliebe. Bilder aus sauerländischen Stuben 1850-1930. Hg. Schieferbergbau- und Heimatmuseum Schmallenberg-Holthausen. Schmallenberg: [Grobbe] 1987.

**Bruns 1992** = *Bruns*, Alfred (Bearb.): Geschichtsforschung im Herzogtum Westfalen. Der historische Verein zu Arnsberg. Eine Dokumentation. (= Landeskundliche Schriftenreihe für das kurkölnische Sauerland Band 9). Brilon: Podszun 1992.

**Bruns/Senger 1988** = *Bruns*, Alfred / *Senger*, Michael (Red.): Das Hakenkreuz im Sauerland. Hrsg. Schieferbergbau-Museum Schmalleberg Holthausen. 2. Auflage. Fredeburg: [Grobbe] 1988.

**Bürger 1993** = *Bürger*, Peter (Bearb.): Christine Koch. Liäwensbauk. Erkundungen zu Leben und Werk. (= Christine Koch-Werke. Ergänzungsband). Eslohe, Fredeburg: Grobbe 1993. [Bezugsadresse [www.museum-eslohe.de](http://www.museum-eslohe.de)]

**Bürger 1995** = *Bürger*, Peter: „Da hat keiner gehungert und gefroren ...“. – Fremdarbeiter im Niedererloher Werk Koenig während des II. Weltkrieges. In: *Esloher Museumsnachrichten* 1995, S. 21-25.

**Bürger 2006** = *Bürger*, Peter: Aanewenge. Plattdeutsches Leutegut und Leuteleben im Sauerland. Eslohe: Museum 2006.

**Bürger 2007a** = *Bürger*, Peter: Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape. Eslohe: Museum Eslohe 2007.

**Bürger 2007b\*** = *Bürger*, Peter: Morden und Sterben in aller Welt. Zum Antikriegstag 2007 ein etwas anderer Zugang: Einblicke aus Heimatgeschichte und Familialben. In: *Telepolis*, 01.09.2007. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/26/26068/1.html>

**Bürger 2009** = *Bürger*, Peter: Die fromme Revolte. Katholiken brechen auf. Oberursel: Verlag Publik-Forum 2009.

**Bürger 2010** = *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010.

**Bürger 2012** = *Bürger*, Peter: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe: Museum 2012.

**Bürger 2013** = *Bürger*, Peter: Fang dir ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland. Eslohe: Museum 2013.

**Bürger 2014a\*** = *Bürger*, Peter: Das Schweigen der Bischöfe. Ein aktueller Wikipedia-Eintrag zu Kilian Kirchoff (1892-1944) ist schlecht belegt und begünstigt noch 70 Jahre nach Hinrichtung des Franziskaners die kirchenpolitische Mythenbildung. In: *Telepolis*, 24.04.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/41/41563/1.html>

**Bürger 2014b\*** = *Bürger*, Peter: „Kein Deutscher darf jemals wieder ein Gewehr tragen.“ Der Publizist Georg D. Heidingsfelder (1899-1967) hielt hartnäckig an seinen Erkenntnissen aus der US-amerikanischen „reeducation“ fest und wurde deshalb in der Adenauer-Republik zum brotlosen Nonkonformisten. Eine Erinnerung anlässlich des Antikriegstages 2014. In: *Telepolis*, 01.09.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/42/42660/1.html>

**Bürger 2015a\*** = *Bürger*, Peter: Die andere Chronologie zu Pacellis Konkordatspolitik. Ein Forschungsbeitrag von Christoph Hübner beleuchtet den rechtskatholischen Anteil am Scheitern der Weimarer Republik. In: *Website Lebenshaus Alb*, 20.01.2015. <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/008972.html>

**Bürger 2015b\*** = *Bürger*, Peter: Päpstliche „Laudatio“ auf Hitler. – Der Anteil des Rechtskatholizismus am Scheitern der Weimarer Demokratie ist nicht gering. Ein Mammutwerk des Historikers Christoph Hübner sorgt für mehr Klarheit. In: *Telepolis*, 28.01.2015. <http://www.heise.de/tp/artikel/43/43951/1.html>

**Bürger 2015c\*** = *Bürger*, Peter: Lorenz Jaeger und die „Stufen der Kollaboration“. – Stellungnahme und Dokumentation zum Antrag der Demokratischen Initiative Paderborn, die Ehrenbürgerschaft des 1941 ernannten Erzbischofs rückgängig zu machen. Fassung: Düsseldorf, 8. Mai 2015.

Internet-Ressource:

[http://www.ikvu.de/fileadmin/user\\_upload/PDF/pb\\_LORENZ\\_JAEGER\\_08\\_Mai\\_2015.pdf](http://www.ikvu.de/fileadmin/user_upload/PDF/pb_LORENZ_JAEGER_08_Mai_2015.pdf)



**Bürger/Raffenberg 2014** = *Bürger, Peter / Raffenberg, Manfred* [Autoren]: Joseph Anton Henke (1892-1917). Heimat-, Kriegs- und Antikriegsdichter. (= Kleine Reihe Band 21. Christine-Koch-Gesellschaft e.V. Literarische Gesellschaft Sauerland). Brilon: Podszun 2014.

**Burtscheidt 2014\*** = *Burtscheidt, Andreas*: Karl Joseph Kardinal Schulte (1871-1941), Erzbischof von Köln (1920-1941). In: LVR-Portal Rheinische Geschichte, 14.03.2014. <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoenlichkeiten/S/Seiten/KarlJosephSchulte.aspx>

**CDSA Hochsauerland 1984** = *Christliche Demokraten für Schritte zur Abrüstung – CDSA Hochsauerland – Meschede* (Hg.): Friedensarbeit in der Region. Ausgabe Dezember 1984.

**Conrad 2014** = *Conrad, Horst*: Der Kölnische Krieg und die Landstände im Herzogtum Westfalen. In: SüdWestfalenArchiv 14. Jg. (2014), S. 51-93. [Erschienen: 2015]

**Cordes 2000** = *Cordes, Werner F.*: Die Erstausgabe des „Sursum corda!“ 1874 und das „Gesangbuch für altkatholische Gemeinden“. In: Sauerland Nr. 1/2000, S. 9-11.

**Cramer 2008** = *Cramer, Adolf*: Erinnerung an meine Jugendzeit in Rütthen 1934-1948. Norderstedt: Books on Demand GmbH 2008.

**Cronau 2002** = *Cronau, Günter* (Bearb.): Franz Kessler. Kreuz statt Hakenkreuz. Arnberg: Arnberger Heimatbund e.V. 2002. [Nicht eingesehen]

**Cronau 2010** = *Cronau, Günter* (Bearb.): Franz Kessler – Kreuz statt Hakenkreuz. Ergänzungsband. Arnberg: Arnberger Heimatbund / Becker-Druck 2010. [Nicht eingesehen]

**Dahme/Keilig/Michel 2012\*** = *Dahme, Josef / Keilig, Josef / Michel, Hubert*: Lehrer Mohr – seine Familie in Müschede und Hachen. In: Müscheder Blätter – Beiträge zur Heimatgeschichte 42. Folge (Januar 2012), S. 327-338.

Auch als Internet-Ressource: [http://www.adh-mueschede.de/bilder/mb12\\_42.pdf](http://www.adh-mueschede.de/bilder/mb12_42.pdf)

**daunlots nr. 2\*** = Christine Koch (1869-1951). Biographie im Überblick, Werkbeispiele, aktualisierte Bibliographie. Bearbeitet von Peter Bürger. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 2). Eslohe 2010. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 26\*** = Vorgestellt: Peter Sömer (1832-1902). Lennestadt-Elspe, Werl-Büderich. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 26). Eslohe 2010. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 42\*** = Joseph Anton Henke (1892-1917), Finnentrop-Frettermühle. Dokumentation zu Leben & Werk. Redaktion: Peter Bürger. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 42). Eslohe 2011. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 45\*** = „Den luden mote vreden syn“. Ein Soester Weihnachtsgedicht von 1449. Hintergrund, Edition des mittelniederdeutschen Textes und Übersetzung. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 45). Eslohe 2011. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 49\*** = *Schäfer, Nikolaus* (Bearb.): Plattdeutsche Beiträge der Heimatgrüße aus dem oberen Sauerland 1915-1918. Mundartdokumentation zu einem Feldpostperiodikum der Geistlichkeit des Dekanates Medebach. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 49). Eslohe 2012. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 50\*** = *Bürger, Peter*: Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen 1914-1918. Karl Prümer – Hermann Wette – Karl Wagenfeld – Augustin Wibbelt. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 50). Eslohe 2012. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 51\*** = Vorgestellt: Anna Feldmann aus Eslohe-Bremscheid. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 51). Eslohe 2012. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 55\*** = *Bürger, Peter*: Joseph Pape (1831-1907) als Theologe. Ein Kapitel der „katholischen Laien-theologie“ in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. (= daunlots.

internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 55). Eslohe 2012. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de) [Zuerst 1998, Druckausgabe]

**daunlots nr. 59\*** = *Bürger, Peter* (Bearb.): Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 59). Eslohe 2012. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 60\*** = *Bürger, Peter*: Der völkische Flügel der sauerländischen Heimatbewegung. Über Josefa Berens-Totenohl, Georg Nelliuss, Lorenz Pieper und Maria Kahle – zugleich ein Beitrag zur Straßennamen-Debatte. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 60). Eslohe 2013. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 61\*** = *Bürger, Peter* (Bearb.): Josef Rüter (1881-1972) aus Olsberg-Assinghausen. Linkskatholik, Heimatbund-Aktivist, Mundartautor und NS-Verfolgter. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 61). Eslohe 2013. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 69\*** = *Georg Nelliuss* (1891-1952). Völkisches und nationalsozialistisches Kulturschaffen, antisemitische Musikpolitik, Entnazifizierung. – Darstellung und Dokumentation im Rahmen der aktuellen Straßennamendebatte. Vorgelegt von Peter Bürger und Werner Neuhaus in Zusammenarbeit mit Michael Gosmann / Stadtarchiv Arnsberg. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 69). Eslohe 2014. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 70\*** = Josefa Berens-Totenohl (1891-1969), nationalsozialistische Erfolgsautorin aus dem Sauerland. – Forschungsbeiträge von Peter Bürger, Reinhard Kiefer, Monika Löcken, Ortrun Niethammer, Ulrich Friedrich Opfermann und Friedrich Schroeder. Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 70). Eslohe 2014. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 71\*** = *Bürger, Peter* (Red.): Maria Kahle (1891-1975), Propagandistin im Dienst der Nationalsozialisten. – Beiträge von Hans-Günther Bracht, Peter Bürger, Karl Ditt, Walter Gödden, Wolf-Dieter Grün, Roswitha Kirsch-Stracke, Werner Neuhaus, Iris Nölle-Hornkamp und Friedrich Schroeder. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 71). Eslohe 2014. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 72\*** = *Bürger, Peter* (Bearb.): Dai van der Strotten – Menschen des Straßenlebens in der Mundartlyrik Christine Kochs und in der Geschichte des Sauerlandes. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 72). Eslohe 2014. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 74\*** = *Joseph Beckmann*: „Laot us singen!“ – Liederbuch eines ‚plattdeutschen Pazifisten‘ im Münsterland. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 74). Eslohe 2014. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 75\*** = *Bürger, Peter* (Bearb.): „Das Leben zum Guten wenden.“ – Über die Meschederin Irmgard Rode (1911-1989), zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Friedensbewegung im Sauerland. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 75). Eslohe 2015. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**daunlots nr. 76\*** = *Bürger, Peter / Hahnwald, Jens / Heidingsfelder, Georg D.* (†): „Zwischen Jerusalem und Meschede“. Die Massenmorde an sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern im Sauerland während der Endphase des 2. Weltkrieges und die Geschichte des „Mescheder Sühnekreuzes“. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 76). Eslohe 2015. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**Degenhardt/Degenhardt 2013** = *Degenhardt, Mathias / Degenhardt, Andreas*: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Das Eichsfelder Kriegervereinswesen am Beispiel des Kreises Heiligenstadt. In: Eichsfeld-Jahrbuch 21. Jg. (2013), S. 303-343.

**Der deutsche Katholizismus 1915** = *Der deutsche Katholizismus im Weltkriege*. Gesammelte Kriegsaufsätze. Aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, herausgegeben von den Professoren der Bischöflichen philosophisch-theologischen Fakultät zu Paderborn. Mit einem Vorwort von Dr. Karl Joseph Schulte, Bischof von Paderborn. Paderborn: Schöningh 1915.

- Der Patriot 2015** = *Straße verliert Namensgeber Pöggeler. Rat stimmt für Umbenennung*. In: Der Patriot (Rüthen), 24.06.2015.
- Dudek 1988** = *Dudek, Anne-Marie: Pax-Christi-Arbeit im Erzbistum Paderborn 1974-1986* [aus: Rundbrief 3/1988]. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 28-30.
- Dust 2007** = *Dust, Martin: „Unser Ja zum neuen Deutschland“*. Katholische Erwachsenenbildung von der Weimarer Republik zur Nazi-Diktatur. Frankfurt: Peter Lang 2007.
- Ernesti 2005\*** = *Ernesti, Jörg: Priesterangel. In: Brixner Theologisches Forum – Beiheft 4 (2005), S. 32-42*. [Als Internet-Ressource: <http://www.joerg-ernesti.de/inhalt/pdf/priesterangel.pdf>]
- Föster 2001** = *Föster, Karl: Neuer Generalsekretär der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung [...]* Dr. Reinhard Voß. In: Sauerland Nr. 2/2001, S. 101.
- Föster 2002** = *Föster, Karl: Dr. Rudolf Gunst*. In: Saure, Werner (Hg.): Hüsten – 1200 Jahre. Beiträge zu Vergangenheit und Gegenwart. (= An Möhne, Röhre und Ruhr Band 23). Arnberg: Heimatbund Neheim-Hüsten 2002, S. 73-78.
- Frankemölle 1990** = *Frankemölle, Hubert / Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn (Hg.): Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in Ostwestfalen Lippe*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1990.
- Franzen 2002** = *Franzen, Rudolf (Hg.): Politik und Verwaltung im Esloher Raum*. (= Esloher Forschungen Band III). Eslohe: Selbstverlag 2002.
- Franzen 2005** = *Franzen, Rudolf (Hg.): Esloher Forschungen Band IV. Kunst und Kultur im Esloher Raum*. Eslohe: Selbstverlag 2005.
- Frauengeschichtswerkstatt Meschede 2000** = *Frauengeschichtswerkstatt Meschede (Hg.): Gewandelte Lebenswelt. Stimmen sauerländischer Frauen aus dem 20. Jahrhundert. Ein Erinnerungsmosaik*. Redaktion: Dr. Erika Richter. Meschede: Selbstverlag 2000.
- Friedensgruppe Lüdenscheid 2007\*** = *Bündnis für Toleranz und Zivilcourage – gegen Gewalt und Fremdenfeindlichkeit, Friedensgruppe Lüdenscheid (Hg.): Lüdenscheider Gedenkbuch für die Opfer von Verfolgung und Krieg der Nationalsozialisten 1933-1945*. Autoren: Heiner Bruns, Hans-Werner Hoppe, Dieter Saal, Matthias Wagner (Erstauflage, 8. Mai 2005); 2. Auflage vom 01.09.2007 zusätzlich: Gerhard Großberndt, Dieter Hohaus. Mit freundlicher Unterstützung des Stadtarchivs Lüdenscheids und Heinrich Wilhelm Thoma für Fotoarbeiten. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. Lüdenscheid 2007. [Kostenlos im Internet, zuletzt abgerufen am 03.03.2015: [http://www.friedensgruppe-luedenscheid.de/files/gedenkbuch\\_2\\_aufl.pdf](http://www.friedensgruppe-luedenscheid.de/files/gedenkbuch_2_aufl.pdf)]
- Friedrich-Spee-Gymnasium Rüthen o.J.\*** = *Das Gymnasium in der Zeit des Nationalsozialismus*. In: Internetseite des Friedrich-Spee-Gymnasiums Rüthen, zuletzt abgerufen am 23.06.2015. <http://www.fsg-ruethen.de/fsg/index.php/unsere-schule/schulgeschichte-1?id=708>
- Frieling 1992** = *Frieling, Christian: Priester aus dem Bistum Münster im KZ. 38 Biographien*. Münster: Aschendorff 1992.
- Fuchs 2004** = *Fuchs, Stephan: „Vom Segen des Krieges“*. Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus. Wiesbaden: Franz Steiner 2004.
- Fux 1992** = *Fux, Ildefons (Bearb./Hg.): Schwester Angela Maria vom Heiligsten Herzen Jesu. – Schriften der Dienerin Gottes Sr. Angela Maria vom Heiligsten Herzen Jesu (Maria Cäcilia Autsch)*. (= Cor ad Cor. Schriften im Dienst der Herz-Jesu-Verehrung 3). Maria Roggendorf: Salterrae 1992.
- Gamberoni 1989** = *Gamberoni, Johannes: Norbert Peters (1863-1938). Sein Eintreten für die Freiheit der katholischen Exegese*. In: Theologie und Glaube 79. Jg. (1989), S. 498-516.
- Gaublatt 1958** = *Gaublatt aus Westfalen*. [Quickborn Jüngererbund]. 1958. [32 Seiten; ohne Impressum und Ortsangabe: Kopie eingesandt von Angelika Rode.]
- Geuecke 1928\*** = *Geuecke, Fr[anz]: Gedanken über Kriegerehrung im Sauerlande*. In: Heimwacht Nr. 6/1928, S. 161-165. [Auch als Internet-Ressource: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\\_archiv.html](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv.html)]
- Gödden/Maxwill 2012** = *Westfälische Literatur im „Dritten Reich“*. Die Zeitschrift Heimat und Reich. Eine Dokumentation. 2 Bände: Teil I: 1934-1937; Teil II: 1938-1943. Herausgegeben und

bearbeitet von Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwill. (= Literaturkommission für Westfalen – Reihe Texte Band 22). Bielefeld: Aisthesis 2012.

**Griesbauer o.J.** = *Griesbauer*, Josef (Pfarrer in Großfalterbach): „Christentum und Militarismus. Was sagt Domkapitular Dr. Albert Stöckl zu diesem Thema?“ – Als Manuskript gedruckt für den Friedensbund deutscher Katholiken. Vertrieb: Pfarramt Großfalterbach (Landkreis Neumarkt / Oberpfalz), Post Batzhausen. Ohne Jahresangabe [ca. 1948-1950?]. [Faltblatt, 4 Seiten; benutzt: Exemplar aus dem Nachlass des Publizisten Georg D. Heidingsfelder in der „Sammlung Stankowski“ – Archiv der Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn]

**Gröber 1937** = *Gröber*, Conrad (Hg.): Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen. [„Mit Empfehlung des deutschen Gesamtepiskopates.“ „Neudruck mit unwesentlichen Änderungen 1937“]. Freiburg i.Br.: Herder 1937.

**Groß 2000** = *Groß*, Alexander: Gehorsame Kirche – ungehorsame Christen im Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Heinrich Missalla. 2. Auflage. Mainz: Grünewald-Verlag 2000.

**Grote 2002\*** = *Grote*, Friedhelm: Eine tragische Geschichte aus den letzten Kriegstagen. In: Sauerland Nr. 1/2002, S. 44-46. [Auch als Internet-Ressource: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\\_archiv.html](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv.html)]

**Grün 1996** = *Grün*, Wolf-Dieter: Dein und aller Könige Feind... Das aufregende Leben des Friedrich Georg Pape aus Fehrenbracht. In: An Bigge, Lenne und Fretter. Heimatkundliche Beiträge aus der Gemeinde Finnentrop Nr. 3 (Juni) 1996, S. 7-15.

**Gruner 1803\*** = *Gruner*, Justus: Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustande Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Zweiter Theil. Frankfurt a.M.: Guilhauman 1803. [books.google.com]

**Gruß 1995** = *Gruß*, Heribert: Erzbischof Lorenz Jaeger als Kirchenführer im Dritten Reich. Paderborn: Bonifatius 1995.

**Hahnwald 2001** = *Hahnwald*, Jens: „Schwarze Brüder in rotem Unterzeug ...“. Arbeiter und Arbeiterbewegung in den Kreisen Arnsberg, Brilon und Meschede 1889-1914. In: Ellerbrock, Karl-Peter / Bessler-Worbs, Tanja (Hg.): Wirtschaft und Gesellschaft im südöstlichen Westfalen. Dortmund: Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte 2001, S. 224-275.

**Hahnwald 2011** = *Hahnwald*, Jens: Revolte in der Sauerländer Zentrumspartei. Der Streit um die Besetzung des Reichstagsmandates im Wahlkreis Arnsberg – Meschede – Olpe zwischen 1893 und 1907. In: SüdWestfalenArchiv 11. Jg. (2011), S. 231-261.

**Hahnwald 2012** = *Hahnwald*, Jens: Tagelöhner, Arbeiter und Arbeiterbewegung im kölnischen Sauerland des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Klüeting, Harm / Foken, Jens (Hg.): Das Herzogtum Westfalen. Band 2. Teilband 1. Münster: Aschendorff 2012, S. 539-589.

**Hahnwald 2015** = *Hahnwald*, Jens: Die „Heimatfront“ während des Ersten Weltkrieges im Sauerland. Erscheint in: SüdWestfalen Archiv 14. Jg. (2014), S. 275-335. [Erschienen 2015]

**Halbfas 2011** = *Halbfas*, Hubertus: Traditionsabbruch. – Was tausend Jahre galt, gilt nicht weitere tausend Jahre. In: Wermert, Josef (Hg.): Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Band 2. Teilband 2: Von der Weimarer Republik bis zur Gegenwart. Olpe 2011, S. 949-958.

**Hammer 1974** = *Hammer*, Karl: Deutsche Kriegstheologie 1870-1918. München: dtv 1974.

**Hannappel 1992** = *Menschen im Widerstand. 19. Juni 1941. Die Besetzung des Pallottinerklosters in Olpe durch die Gestapo. Zeitzeugen erinnern sich – und Dokumente.* Zusammengestellt von P. Norbert Hannappel SAC. Teil I [S. 1-141] und II [S. 142-246]. Olpe: Selbstverlag Pallottihaus Olpe 1992. [Exemplar Museum Eslohe]

**Hehl 1998** = *Hehl*, Ulrich von (Hg.): Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Unter Mitwirkung der Diözesanarchive bearbeitet von Ulrich von Hehl, Christoph Kösters, Petra Stenz-Maur und Elisabeth Zimmermann. Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh 1998.

**Heidingsfelder 1954a** = Arnold Prant [*Heidingsfelder*, Georg D.]: Deutsche Kleinstadt in der Restauration. In: Christ in der Welt. Heft 2 (März/April) 1954, S. 47-50. [Kopie aus der

Heidingsfelder-Sammlung von Irmgard und Alfons Rode Meschede; Verfasserzuordnung zum Pseudonym: P.B.]

**Heidingsfelder 1954b** = [*Heidingsfelder*, Georg D.]: Notierungen aus dem katholischen Hinterland. In: Glaube und Vernunft. Heft 11 (1954), S. 36-37. [Kopie aus der Heidingsfelder-Sammlung von Irmgard und Alfons Rode Meschede; Verfasserzuordnung zum ungezeichneten Artikel: P.B.]

**Heidingsfelder 1954c** = [*Heidingsfelder*, Georg D.] Friedrich Dinkelsbühler [Pseudonym]: Von Konstantin bis Adenauer. Zur Entwicklung des politischen Katholizismus I und II. In: Gesamtdeutsche Rundschau [Gesamtdeutsche Volkspartei], 2. Jg., Nr. 20 vom 14.05.1954, S. 6-7 (Dinkelsbühler) und Nr. 21 vom 21.05.1954, S. 4 (Dünkelbühler).

**Heidingsfelder 1956a** = *Heidingsfelder*, Georg D.: Die Wehrpflicht und die christlichen Lehrer. In: Die Andere Zeitung [Wochenzeitung Hamburg], 2. Jg., Nr. 39 vom 27.09.1956, S. 2.

**Heidingsfelder 1956b** = *Heidingsfelder*, Georg D.: „Christliche“ Botschaft im Hitlerkrieg. In: Die Andere Zeitung [Wochenzeitung Hamburg], 2. Jg., Nr. 45 vom 08.11.1956, S. 2.

**Heidingsfelder 1956c** = *Heidingsfelder*, Georg D.: Ein Brief ohne Antwort. In: Die Andere Zeitung [Wochenzeitung Hamburg], 2. Jg., Nr. 47 vom 22.11.1956, S. 2.

**Heinemann 1981** = *Heinemann*, Claus: Ein kleines Dorf und die große Geschichte. Herrntrop im Sauerland. Werl-Hilbeck: Selbstverlag 1981.

**Heinemann 1999** = *Heinemann*, Claus: Endzeit. Teil VII. Die Flut der Kriege. Werl-Hilbeck: Selbstverlag C.H. 1999.

**Heitmeyer 1999/2008\*** = *Heitmeyer*, Erika: Sursum Corda – Vom Wesen und Wirken eines geistlichen Bestsellers. [Beitrag zur Ausstellung „Sursum Corda Zur Geschichte des Paderborner Diözesangesangbuches“ 1999.] Internetseite des Erzbistums Paderborn, [neu] veröffentlicht am 13.05.2008. <http://www.eab-paderborn.de/index.php/ausstellungen/1999-sursum-corda/134-heimtaylor-sursum-corda-1999>

**Henkelmann/Priesching 2010\*** = *Henkelmann*, Andreas / *Priesching*, Nicole (Hg.): Widerstand? Forschungsperspektiven auf das Verhältnis von Katholizismus und Nationalsozialismus. (= theologie.geschichte Beihefte 2). Saarbrücken 2010. Internet-Ressource: [http://universaar.uni-saarland.de/journals/public/journals/3/Komplettausgabe\\_tgBeihefte2.pdf](http://universaar.uni-saarland.de/journals/public/journals/3/Komplettausgabe_tgBeihefte2.pdf)

**Henze 2013** = *Henze*, Barbara: Friedensbemühungen. In: Blümlein, Klaus / Feix, Marc / Henze, Barbara / Lienhard, Marc / ACK (Hg.): Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend. Ubstadt-Weiher / Heidelberg / Basel: verlag regionalkultur 2013, S. 391-443. [Seitenangabe nach einem Ausdruck, der noch nicht das endgültige Layout wiedergibt.]

**Herbert 1995** = *Herbert*, Ulrich: Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Fischer 1995.

**Herr 1983** = *Herr*, Theodor: Pfarrer Wilhelm Hohoff (1848-1923) und der Konflikt mit der kirchlichen Behörde. Die Aktenlage des Diözesanarchivs. In: Theologie und Glaube 73. Jg. (1983), S. 295-312.

**Herr 1989** = *Herr*, Theodor: Der „rote Pastor“ Wilhelm Hohoff (1848-1923) bewirbt sich um eine Berufung an die Paderborner Universität. In: Theologie und Glaube 79. Jg. (1989), S. 446-459.

**Hillebrand 1989** = *Hillebrand*, Ulrich: Das Sauerland unterm Hakenkreuz am Beispiel des Kreises Meschede. Band 1. Partei – Verwaltung – Propaganda – Krieg. Meschede 1989.

**Hintz 2011\*** = *Hintz*, Alfred: Schwerte – Kontakte zum Widerstandskern. In: WAZ-online, 19.07.2011. <http://www.derwesten.de/staedte/schwerte/kontakte-zum-widerstands-kern-id4890295.html> [Über Friedrich Kayser, DFG]

**Hitze 1877\*** = *Hitze*, Franz: Die sociale Frage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung – mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen socialen Parteien in Deutschland. Drei Vorträge. Paderborn: Bonifacius 1877. Internet-Ressource: <http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/urn/urn:nbn:de:hbz:6:1-74423>

**Hoberg 1915\*** = *Hoberg*, Gottfried: Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. Ein Vortrag zur Beleuchtung des Buches „La Guerre Allemande et le Catholicisme“.

Freiburg: Herder 1915. Internet-Ressource: [http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN715936611&PHYSID=PHYS\\_0003](http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN715936611&PHYSID=PHYS_0003)

**Hoffmann 1979** = *Hoffmann*, Josefa: Dat Liärwen ies kunterbunt. Plattduitske Reime un Anekdoten. Tuikningen van Wilhelm Rengshausen. Warstein: C. Hennecke 1979.

**Höfling 1977** = *Höfling*, Beate: Katholische Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Friedensbund Deutscher Katholiken 1917-1933. (= Tübinger Beiträge zur Friedensforschung und Friedenserziehung Band 5). Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1977.

**Hübner 2014** = *Hübner*, Christoph: Die Rechtskatholiken, die Zentrumsparterie und die katholische Kirche in Deutschland bis zum Reichskonkordat von 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Scheiterns der Weimarer Republik. Berlin: Lit Verlag 2014.

**Hürten 1992** = *Hürten*, Heinz: Deutsche Katholiken 1918 bis 1945. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1992.

**Jaeger 1956a** = *Jaeger*, Lorenz: „Gott schütze und segne unser liebes Paderborn und seine Bürger“. Die Dankansprache des H.H. Erzbischofs Dr. Lorenz Jaeger nach der Verleihung des Ehrenbürgerrechts. In: Westfalenblatt (Paderborn – Stadt und Land), 3. Januar 1956.

**Jaeger 1956b** = *Leben und Frieden*. Hirtenbriefe, Predigten und Ansprachen des Erzbischofs von Paderborn Dr. theol. [h.c.] Lorenz Jaeger, Thronassistent Sr. Heiligkeit des Papstes. Zum 15. Jahrestag seiner Bischofsweihe am 19. Oktober 1941 gesammelt und herausgegeben vom Erzbischöflichen Seelsorgeamt Paderborn. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1956. [An einigen Stellen mit manipulierter Textedition; Nachwort von Weihbischof Dr. Franz Hengsbach]

**Juchhoff 1969** = *Juchhoff*, Rudolf: Ein soestisches Weihnachtsgedicht von 1449. In: Soester Zeitschrift 91. Jg. (1969), S. 28-35.

**Kabus 2014** = *Kabus*, Ronny: Lenin Luther Lonbass – Erbarmung! Norderstedt: BoD 2014.

**Katholische Kirchengemeinde Altenhundem 1994** = *Katholische Kirchengemeinde St. Agatha* (Hg.): Eine sauerländische Pfarrgemeinde im Wandel der Zeit. 100 Jahre St. Agatha Altenhundem 1893-1993. Lennestadt-Altenhundem: Katholisches Pfarramt 1994.

**Katholisches Militärbischofsamt 1991** = *Katholisches Militärbischofsamt* (Hg.): Mensch, was wollt ihr denen sagen? Katholische Feldsorger im Zweiten Weltkrieg. Augsburg: Pattloch 1991.

**Katholisches Militärbischofsamt 1994** = *Katholisches Militärbischofsamt / Brandt*, Hans Jürgen (Hg.): Priester in Uniform. Seelsorger, Ordensleute und Theologen als Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Augsburg: Pattloch 1994.

**Kayser 1991** = *Kayser*, Josef: Wir brauchen zum Himmel den Hitler nicht. In: Katholisches Militärbischofsamt (Hg.): Mensch, was wollt ihr denen sagen? Katholische Feldsorger im Zweiten Weltkrieg. Augsburg: Pattloch 1991, S. 167-171.

**Keine 1998** = *Keine*, Günther: Die friedenspolitische und kirchenpolitische Dimension des Wirkens von Franz Stock. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 6-9.

**Kemper 1987** = *Kemper*, Gretel: Olpe – ein Heimatbuch. (= 5. Beitrag zur Geschichte der Stadt Olpe). Herausgegeben vom Heimatverein für Olpe und Umgebung e.V. Olpe 1987.

**Klein 1994** = *Klein*, Arnold: Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Kreis Olpe 1933 – 1939. (= Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 24). Siegen: Höpner + Göttert 1994.

**Klueting/Foken 2009** = *Klueting*, Harm / *Foken*, Jens (Hg.): Das Herzogtum Westfalen. Band 1. Das kurkölnische Herzogtum Westfalen von den Anfängen der kölnischen Herrschaft im südlichen Westfalen bis zur Säkularisation 1803. Münster: Aschendorff 2009.

**Klueting/Foken 2012** = *Klueting*, Harm / *Foken*, Jens (Hg.): Das Herzogtum Westfalen. Doppel-Band 2.1./2.2: Das ehemalige kurkölnische Herzogtum Westfalen im Bereich der heutigen Kreise Hochsauerland, Olpe, Soest und Märkischer Kreis (19. und 20. Jahrhundert). Münster: Aschendorff 2012.

**Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003** = *Knepper-Babilon*, Ottilie / *Kaiser-Löffler*, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. (= Hochsauerland Schriftenreihe Band IV). Brilon: Podszun 2003.

**Köhren 1998** = *Köhren*, Theo: Der Tag des Friedens. Der Weltkongress der katholischen Pax-Christi-Bewegung vom 1. bis 4. April 1948 in Kevelaer. – Gedanken und Erinnerungen [Erstveröffentlichung: Geldrischer Heimatkalender 1998]. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 21-22.

**Kölner Volksblatt 1993** = [Nachruf] \* *Tomas Stankowski 30.10.1945 † 10.10.1993*. Er war stark im Leben und stark im Sterben. Was Bleibt? In: Kölner Volksblatt [Oktober?] 1993, S. 7. [Kopie eingesandt von Angelika Rode; das genaue Datum der Ausgabe ist auf dem Zeitungsausschnitt nicht erkennbar]

**Kopshoff 1989** = *Kopshoff*, Karl Gerd: Die Katholische Kirche in Arnsberg. In: Arnsberger Heimatbund e.V. (Hg.): 750 Jahre Arnsberg. Zur Geschichte der Stadt und ihrer Bürger. Arnsberg 1989, S. 335-336.

**Kortenkamp 2013** = *Kortenkamp*, Ludwig: Remblinghausen. Beiträge zur Geschichte der Gemeinde. Meschede-Remblinghausen: Selbstverlag 2013.

**Kotthaus 2001** = *Kotthaus*, Eckhard (Red.): Die höheren Schulen Arnsbergs im Dritten Reich. Schulalltag am Staatlichen Gymnasium Laurentianum, am Evangelischen Lyzeum und an der Städtischen Oberschule für Mädchen (1933 bis 1945). Arnsberg 2001.

**Krause 1980** = *Krause* (Red.): Dafür bekamen sie keinen Orden. Zeitungsausschnitt („Anzeigenblatt“) des Jahres 1980 aus dem Adventsrundbrief 2014 des ökumenischen Laurentiuskonventes. [Eingesandt von Dr. Reinhard Voß; genaue Quelle des Artikels nicht ermittelt.]

**Krause 1987a** = *Krause*, Jochen: Menschen der Heimat. Teil I. Olpe: AY-Verlag 1987.

**Krause 1987b** = *Krause*, Jochen: Menschen der Heimat. Teil II. Olpe: AY-Verlag 1987.

**Krause 1989** = *Krause*, Jochen: Menschen der Heimat. Teil III. Kirchhundem: AK-Verlag 1989.

**Kreppel 1973** = *Kreppel*, Klaus: Entscheidung für den Sozialismus. Die politische Biographie Pastor Wilhelm Hohoffs 1848-1913. Mit einem Vorwort Walter Dirks. (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich Ebert Stiftung Band 114). Bonn-Bad Godesberg: Verlag Neue Gesellschaft GmbH 1974.

**kritischer Katholizismus 1968-1974** = *kritischer Katholizismus*. Zeitung für Theorie und Praxis in Gesellschaft und Kirche. Bochum-Stuttgart-Köln 1968-1974. Hg. Hermann Böckenförde, Richard Faber, Hans Friemond, Heribert Kohl, Klaus Kreppel, Lothar Kupp, Henrich von Nussbaum, Ben van Onna, Hermann Precht, Ivo Rode, Joachim Stankowski, Martin Stankowski.

**Kurfürst und Bauer 1957** = *Kurfürst – Erzbischof und Bauer*. Aus der Zeit der kurkölnischen Herrschaft im Herzogtum Westfalen. In: Sauerländer – Arnsberger Hinkende Bote 1957, S. 55.

**Kuropka 2013** = *Kuropka*, Joachim (Hg.): Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und in der NS-Zeit. Münster: Aschendorff 2013.

**Laudato si 2015\*** = *Enzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus. – Über die Sorge für das gemeinsame Haus*. Libreria Editrice Vaticana 2015. [http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse\\_downloads/presse\\_2015/2015-06-18-Enzyklika-Laudato-si-DE.pdf](http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2015/2015-06-18-Enzyklika-Laudato-si-DE.pdf)

**Lauerwald 2013** = *Lauerwald*, Paul: Heinrich Thöne, ein katholischer Geistlicher im Kampf um Frieden, Völkerverständigung und gegen antikatholische Kräfte im Eichsfeld während der Weimarer Republik. In: Eichsfeld-Jahrbuch 21. Jg. (2013), S. 279-301.

**Leugers 1996** = *Leugers*, Antonia: Gegen eine Mauer bischöflichen Schweigens. Der Ausschuß für Ordensangelegenheiten und seine Widerstandskonzeption 1941 bis 1945. Frankfurt: Verlag Josef Knecht 1996.

**Lienkamp 2000\*** = *Lienkamp*, Andreas: Theodor Steinbüchels Sozialismusrezeption. Eine christlich-sozialethische Relecture. Schöningh, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2000. [Online-Zugang über [http://digi20.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb00044932\\_00001.html](http://digi20.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb00044932_00001.html)]

**Lipp 2010** = *Lipp*, Karlheinz / *Lüttgemeier-Davin*, Reinhold / *Nehring*, Holger (Hg.): Frieden und Friedensbewegungen in Deutschland 1892-1992. Ein Lesebuch. (= Frieden und Krieg – Beiträge zur Historischen Friedensforschung Band 16). Essen: Klartext-Verlag 2010.

**Lönne 1986** = *Lönne*, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt: edition suhrkamp 1986.

**Lossin 2011** = *Lossin*, Eike: Katholische Geistliche in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frömmigkeit zwischen Anpassung, Befehl und Widerstand. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.

**Ludwig/Schroeder 1990** = *Ludwig*, Heiner / *Schroeder*, Wolfgang (Hg.): Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung – Orientierung – Befreiung. Frankfurt: Josef Knecht 1990.

**Mallmann 2004\*** = *Mallmann*, Luitwin: „In welche Hände auch die Regierung fällt“. Franz von Papen 1879-1969. In: Sauerland Nr. 1/2004, S. 26-33. [Auch als Internet-Ressource: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\\_archiv.html](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv.html)]

**Meyer 2015** = *Meyer*, Sina: Fenster in eine dunkle Zeit. Pastoralreferent Alfons Zimmer erinnerte mit Gefängnisgang an Opfer der Nationalsozialisten. In: Neues Ruhr-Wort 2. Jg, Nr. 20 vom 16. Mai 2015.

**Missalla 1968/2014\*** = *Missalla*, Heinrich: „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. [Erstaufgabe München: Kösel 1968]. Digitale Neuauflage. Hg. pax christi – Deutsche Sektion e.V. Berlin 2014. <http://www.paxchristi.de/s/downloads> [Mit weiteren Texten]

**Missalla 1978** = *Missalla*, Heinrich: Für Volk und Vaterland. Die Kirchliche Kriegshilfe im Zweiten Weltkrieg. Königstein: Athenäum Verlag 1978.

**Missalla 2015** = *Missalla*, Heinrich: Erinnern um der Zukunft willen. – Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben. Oberursel: Publik-Forum 2015.

**Möhring 2014\*** = *Möhring*, Peter: Vikar Anton Spieker (1880-1941). Ein Opfer der NS-Justiz aus Espeln. In: damals & heute. Informationen zu Geschichte, Natur und Heimatpflege aus Delbrück Nr. 27 vom 29. April 2014, S. 1-4. [[http://www.stadt-delbrueck.de/wir\\_ueber\\_uns/historie/downloads\\_geschichtsforum/damals\\_heute\\_27.pdf](http://www.stadt-delbrueck.de/wir_ueber_uns/historie/downloads_geschichtsforum/damals_heute_27.pdf)]

**Moll 2010** = *Zeugen für Christus*. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Hg. von Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. [2 Bände, zuerst 1999]. Fünfte, erweiterte und aktualisierte Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 2010.

**Möllers 1988** = *Möllers*, Georg: Die Entlassung Albin Ortmanns 1933. Dokumentation der Anwendung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ am Beispiel eines Recklinghäuser Studienrates. In: Vestische Zeitschrift – Zeitschrift der Vereine für Orts- und Heimatskunde im Vest Recklinghausen Band 86/87 (1987/1988), S. 307-327. [Nicht eingesehen]

**Montag 2011** = *Montag*, Carl Richard: Was bleibt. Autobiografie. Wuppertal: Müller + Busmann KG 2011.

**Müller 1998** = *Müller*, Margot: Pax Christi Paderborn in den 60er Jahren [aus: Rundbrief 2/1988]. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 26-27.

**Müller 2011\*** = „*Das haben wir nicht gewusst!*“ Was aufmerksame Leser im Dritten Reich aus ihrer Tageszeitung erfahren konnten. Eine katholische Kleinstadt im Spiegel des Sauerländischen Volksblattes 1930-1941. Zusammengestellt von Rolf Müller. = Dreiteiliger Beitrag mit Quellendokumentation aus dem Jahrbuch „Olpe in Geschichte und Gegenwart“ Band 16 (2008), 17 (2009) und 18/19 (2011). Als Internet-Ressource [188 Seiten]: [https://www.olpe.de/PDF/Sauerl%C3%A4ndisches\\_Volksblatt.PDF?ObjSvrID=1851&ObjID=2798&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&\\_ts=1358501413](https://www.olpe.de/PDF/Sauerl%C3%A4ndisches_Volksblatt.PDF?ObjSvrID=1851&ObjID=2798&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&_ts=1358501413)

**Müller 2013** = *Müller*, Torsten W.: „Es wird Laiengottesdienst daselbst gehalten.“ Priesterlose Gottesdienste während des Kulturkampfes in den eichsfeldischen Gemeinden der Bistümer Paderborner und Hildesheim. In: Eichsfeld-Jahrbuch 21. Jg. (2013), S. 229-248.

**Mund/Machalke 1996** = *Mund*, Ottokar / *Machalke*, Joseph (Hg.): Pader Kilian Kirchhoff. Priester und Blutzeuge. Osnabrück: Selbstverlag Franziskanerkloster Ohrberg 1996.

**Mussinghoff 2010** = *Mussinghoff*, Heinrich: „Krieg ist kein Schicksal.“ Ein Schuldbekenntnis der katholischen Kirche. In: Freiburger Rundbrief – Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung NF, Heft 2/2010, S. 123-125.



**Neuhaus 2008\*** = *Neuhaus*, Werner: Lokalgeschichte als Mentalitätsgeschichte. – Die Herausbildung eines katholisch-nationalistischen Milieus in Sundern im Kaiserreich 1871-1914. In: Sauerland Nr. 2/2008, S. 183-189. [www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\_archiv]

**Neuhaus 2009\*** = *Neuhaus*, Werner: Heimat, Volk, Glaube. Zum Selbstverständnis des Sauerländer Heimatbundes in der Weimarer Republik. In: Sauerland Nr. 2/2009, S. 90-95. [www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\_archiv]

**Neuhaus 2010\*** = *Neuhaus*, Werner: Der Jungdeutsche Orden als Kern der völkischen Bewegung im Raum Arnsberg in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. In: Sauerland Nr. 1/2010, S. 15-20. [www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\_archiv]

**Ökumenische Dortmunder Friedensgruppe 2014\*** = Die ökumenische Dortmunder Friedensgruppe „Christinnen und Christen für den Frieden“ fordert in einem offenen Brief an die Politikerinnen und Politiker in unserem Land, zu einer Sicherheitspolitik zurückzukehren, die wirklich dem Frieden dient. [Textdokumentation des Briefes] 08.03.2014. <http://www.paderborn.paxchristi.de/nachrichten/one.news/index.html?entry=page.news.316.29&Partition=2>

**Ökumenische Erklärung 2006\*** = „*Treue zum Evangelium und Bekenntnis zum Gott des Friedens*“. Ökumenische Erklärung von Christinnen und Christen aller Konfessionen zu Militärdoktrinen im Dienste nationaler Wirtschaftsinteressen. November 2006. <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/aktionen/004080.html>

**Onna/Stankowski 1969** = *Onna*, Ben van / *Stankowski*, Martin (Hg.): Kritischer Katholizismus. Argumente gegen die Kirchen-Gesellschaft. Frankfurt a.M. / Hamburg: Fischer Bücherei 1969.

**Overbeck 2014\*** = *Interview mit dem Katholischen Militärbischof Overbeck zum Überfall auf Polen*. „Auch Christen haben mitgemacht und geschwiegen“. Domradio (Köln), 01.09.2014. <http://www.domradio.de/themen/soldaten-und-kirche/2014-09-01/interview-mit-dem-katholischen-militaerbischof-overbeck-zum>

**Padberg 1984** = *Padberg*, Rudolf: Kirche und Nationalsozialismus am Beispiel Westfalen. Ein Beitrag zur Seelsorgekunde der jüngsten Zeitgeschichte. Paderborn: Bonifatius 1994.

**Padberg 1987** = *Padberg*, Ursula: Erinnerungs-Blätter an Pfarrer Philipp Hille, Doktor der Theologie, gestorben am 28. Mai 1915 zu Eslohe. Eslohe: Pfarrgemeinde St. Peter und Paul 1987.

**Pape 1999** = *Pape*, Matthias: Erzbischof Lorenz Jaeger von Paderborn im Kampf gegen den antichristlichen Bolschewismus. In: Altgeld, Wolfgang / Kißener, Michael / Scholtyseck, Joachim: Menschen, Ideen, Ereignisse in der Mitte Europas. Festschrift für Rudolf Lill zum 65. Geburtstag. Konstanz: Universitätsverlag 1999, S. 145-169.

**Pastoralverbund Dortmund Mitte-Ost 2005\*** = *Pastoralverbund Dortmund Mitte-Ost*: Kirchenchronik. [Eintrag zu] Günther Keine. [Dortmund 2005]. <http://www.kirchenchronik.net/vita/guenther-keine/> (zuletzt abgerufen am 02.07.2015).

**Paul 1995** = *Paul*, Gerhard: „Gut deutsch, aber auch gut katholisch“. Das katholische Milieu zwischen Selbstaufgabe und Selbstbehauptung 1933-1945. In: Paul, G./Mallmann, K.M.: Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus. (= Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935-1945, Band 3). Bonn: J.H.W. Dietz Nachfolger 1995, S. 25-152.

**Pauly 1984** = *Pauly*, Bernhard: Vor 40 Jahren vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Pfarrer Peter Grebe – ein Opfer des Unrechts im NS-Staat. In: Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe. Folge 137 (4/1984), S. 174-187.

**pax christi Essen 2015\*** = *pax christi Bistum Essen*: Frieden(s)gestalten zwischen Niederrhein, Ruhr und Sauerland. Essen, 24. Jan 2015. <http://essen.paxchristi.de/file/download/> [PDF mit allen Ausstellungstafeln]

**Peters 1926** = *Peters*, Norbert: Norbert Peters [autobiographischer Text]. In: Stange, Erich (Hg.): Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Leipzig: Felix Meiner 1927, S. 91-126.

**Peters 2009** = *Peters*, Michael: Franz Hitze und die Sozialpolitik des politischen Katholizismus im Deutschen Kaiserreich. Münster 2009.

**Pieper-Clever 2015** = *Pieper-Clever*, Monika: „Totengesang der Glocken“. Im ersten Weltkrieg verherrlicht, im zweiten Weltkrieg vom Turm gestürzt: die Glocken der St.-Bartholomäus-Pfarrkirche

in Meggen. In: Südsauerland – Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe Folge 257 (Nr. 4/2014), S. 133-142.

**Pröpfer 1925** = [Pröpfer, Theodor]: Aus Th. Pröpfers Rede bei der Arnsberger Tagung [des Sauerländer Heimatbundes]. In: Trutznachtigall Heft 7 (Oktober)/1925, S. 207-208.

**Pröpfer 1949** = Pröpfer, Theodor: Franz Hoffmeister, der Wächter sauerländischen Volkstums. Leben und Werk. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1949.

**Quickborn Jüngererbund 1965** = *Nachrichten, Berichte, Kommentare aus dem Quickborn Jüngererbund für die Führer*. Sondernummer 4, September 1965. „Dokumente zu der Veranstaltung mit Carl Amery am 31. Juli 1965 in Düsseldorf“. [32 Seiten; Exemplar in der „Sammlung Stankowski“: Archiv der Friedrich Ebert-Stiftung Bonn]

**Rademacher 2011** = Rademacher, Theo: „Tue recht und scheue niemand.“ Der Brügger Pfarrer Josef Witthaut (1898-1979). In: Der Reidemeister – Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land Nr. 187 vom 13.08.2011, S. 1569-1577.

**Raketen-Angst 1958** = *Was plant die Nato? Raketen-Angst im Sauerland*. Meldung aus den Haag verursachte Aufregung und Bestürzung – Böse Erinnerungen an V-2-Waffen. In: Westfälische Rundschau – Arnsberger Rundschau, 16.01.1958.

**Reckinger 1983** = Reckinger, François: Krieg ohne uns! Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1983.

**Regeniter 2006** = Regeniter, Wolfgang: Ansprache zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Karl Föster am 6. November 2006. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 2/2006, S. 33-37.

**Regeniter 2008** = Regeniter, Wolfgang: 60 Jahre pax christi Deutschland (1948-2008). In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/2008, S. 11-20.

**Reineke 1987** = Reineke, Augustinus: Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Ereignisse, Erlebnisse, Erinnerungen, Dokumente. 2. Auflage. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1987.

**Remmert 2001\*** = Remmert, Volker R.: Gustav Doetsch (1892-1977). In: Internetseite Universität Halle – Fachbereich Mathematik, 25.06.2001. <http://did.mathematik.uni-halle.de/history/doetsch/index.html>

**Richter 1994** = Richter, Erika: Prälat Josef Kayser 1895-1993. Deutsche Geschichte im Spiegel eines bewegten Lebens. In: Westfälische Zeitschrift 144. Jg., 1994, S. 387-403.

**Richter 2000** = Richter, Reinhard: Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik. (= Theologie Band 29). Münster – Hamburg – London: Lit 2000.

**Riesenberger 1976** = Riesenberger, Dieter: Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik. Düsseldorf: Droste 1976.

**Riesenberger 1983** = Riesenberger, Dieter: Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn – Versuch einer Spurensicherung. (= Paderborner Beiträge zur Geschichte Nr. 1). Paderborn: Verlag des „Vereins für Geschichte an der Universität – GH-Paderborn“ 1983.

**Riesenberger 1995** = Riesenberger, Dieter: Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik. In: Pax Christi Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. Idstein 1995, S. 17-48.

**Rode 1985** = Rode, Irmgard: Es war vor 35 Jahren. In: Stadtbote – Beiträge zu Politik und Kultur in Meschede Nr. 12 / Februar 1985, S. 6. [Gedicht über die Geschichte der Völkerbegegnungsarbeit in Meschede]

**Rösch 2014** = Rösch, Michael: „Wenn du den Frieden willst, rüste den Frieden!“ (Michael Kardinal von Faulhaber). Der Friedensbund Deutscher Katholiken im Spannungsfeld von kirchlicher Hierarchie und mündiger Weltverantwortung der Laien (1917-1933). Abschlussarbeit (Magister Theologiae): Westfälische Wilhelms-Universität Münster Katholisch-Theologische Fakultät Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte, Prof. Dr. Hubert Wolf. Münster: Sommersemester 2014. [Der Verfasser hat mir am 04.03.2015 eine digitale Fassung zur Verfügung gestellt.]

**Röw 2014** = Röw, Martin: Militärseelsorge unter dem Hakenkreuz. Die katholische Feldpastoral 1939-1945. Paderborn: Schöningh 2014.

**Rüschke 2014** = *Rüschke*, Friedhelm: Pfarrer Karl Rempe (1890-1970) – zeitgemäß zur Unzeit. Teil 1 und 2. In: Südsauerland – Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe Folge 256 (Nr. 3/2014), S. 245-268 und Folge 257 (Nr. 4/2014), S. 363-376.

**Saure 2010** = *Saure*, Werner: „Also lebt wohl, und in der Ewigkeit sehen wir uns wieder.“ Josef Hufnagel – Opfer der NS-Justiz. In: Südsauerland. Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe. Folge 240 (Nr. 3/2010), S. 255-264.

**Schaefer 2006\*** = *Schaefer*, Karl: Die Holzschale der Kahns. Erinnerungen aus meiner Kindheit im Dritten Reich, im Krieg und in der Nachkriegszeit. 1. Auflage. Münster: Monsenstein und Vannerdat 2006. [Kostenlose Digitalausgabe im „Archiv der Zeitzeugen“: [http://www.archiv-der-zeitzeugen.com/Files/files/PDFSchaefer\\_Holzschale\\_22.pdf](http://www.archiv-der-zeitzeugen.com/Files/files/PDFSchaefer_Holzschale_22.pdf)]

**Schäfer 2005** = Heimatgrüße aus dem oberen Sauerland. [Nachdruck aller Ausgaben von 1915-1919] [Band I.: Nr. 1 bis Nr. 38; Band II.: Nr. 39 bis Nr. 82]. Bearb. Nikolaus Schäfer. Hg. Heimat- und Geschichtsverein Medebach e.V. Medebach: Selbstverlag 2005. [Alle plattdeutschen Anteile daraus auch im Internet nachlesbar: daunlots nr. 49\*]

**Schatz 2008** = *Schatz*, Klaus: Kirchengeschichte der Neuzeit. Zweiter Teil. 3. Auflage. Düsseldorf: Patmos 2008.

**Scherer 1998** = *Scherer*, Wingolf: Peter Joseph Hesse, „Weltpriester und Rektor an der Lateinschule zu Olpe“, und die Märzrevolution 1848. In: Heimatstimmen aus dem Kreisen Olpe Folge 191 (Nr. 2/1998), S. 109-116.

**Scherzberg 2005\*** = *Scherzberg*, Lucia (Hg.): Theologie und Vergangenheitsbewältigung. Eine kritische Bestandsaufnahme im interdisziplinären Vergleich. Paderborn: Schöningh 2005. <https://download.digitale-sammlungen.de/pdf/1425069737bsb00044372.pdf>

**Scherzberg 2012** = *Scherzberg*, Lucia: Katholizismus und völkische Religion 1933-1945. In: Puschner, Uwe / Vollnhals, Clemens: Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, S. 299-334.

**Schieferbergbau- und Heimatmuseum 1993** = *Schieferbergbau- und Heimatmuseum e.V. Holthausen* (Hg.): Der Fickel-Tünnes. Dorfnachrichten aus Holthausen. 71. Ausgabe (Dezember 1993).

**Schlochtern 2014** = *Schlochtern*, Josef Meyer zu (Hg.): Die Academia Theodoriana. Von der Jesuitenuniversität zur Theologischen Fakultät Paderborn 1614-2014. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014.

**Schmalor/Häger 1999** = *Schmalor*, Hermann-Josef / *Häger*, Peter (Hg.): In Wahrheit und Gerechtigkeit. Bischof Wilhelm Schneider von Paderborn 1900 – 1909. (= Festgabe für Karl Hengst). Paderborn: Bonifatius-Verlag 1999.

**Schnettler 2008** = *Pax Christi. Orte des Gedenkens, Betens und Handelns*. Hg. deutsche Sektion von pax christi. Zusammenstellung: Johannes Schnettler. Kevelaer: Butzon & Bercker 2008.

**Schöne 1966** = *Schöne*, Manfred: Das Herzogtum Westfalen unter hessen-darmstädtischer Herrschaft 1802 – 1816. (= Landeskundliche Schriftenreihe für das kölnische Sauerland Band 1). Olpe 1966.

**Schulte 1875\*** = [*Schulte*, J. (?)]: Gemeinden ohne Seelsorger. Der Tod ohne Priester. Die vollkommene Reue. – Mit kirchlicher Approbation [1874]. Vierte Auflage. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1875. [Internetauszug: [http://www.einsicht-aktuell.de/index.php?svar=2&ausgabe\\_id=311&artikel\\_id=3689](http://www.einsicht-aktuell.de/index.php?svar=2&ausgabe_id=311&artikel_id=3689)]

**Schulte 2005** = *Schulte*, Walter: Rektor Todt – Priester in schwieriger Zeit. Philipp Todt vor 100 Jahren in Siddessen geboren. In: Esloher Museumsnachrichten 2005, S. 10-13.

**Schulte-Hobein 2000** = *Schulte gen. Hobein*, Jürgen: „Und eines Tages war das Hakenkreuz auf dem Glockenturm ...“ – Der Aufstieg des Nationalsozialismus in der Stadt Arnsberg (1918-1934). Zweite Auflage. Siegen: Böschen Verlag 2000.

**Schulte-Hobein 2009** = *Schulte-Hobein*, Jürgen: Propstdechant Joseph Bömer (1881-1942). In: Funder, Achim (Hg.): „... eine hochansehnliche Pfarrei ...“. 150 Jahre Propstei St. Laurentius Arnsberg 1859-2009 in Lebensbildern ihrer Pfarrer und Pröpste. Arnsberg: Stadt Arnsberg 2009, S. 71-90.

**Schulte-Hobein 2012** = *Schulte-Hobein*, Jürgen: Staat und Politik im kölnischen Sauerland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Klueting, Harm / Jens Foken (Hg.): Das Herzogtum Westfalen. Doppel-Band 2.1./2.2: Das ehemalige kurkölnische Herzogtum Westfalen im Bereich der heutigen Kreise Hochsauerland, Olpe, Soest und Märkischer Kreis (19. und 20. Jahrhundert). Münster: Aschendorff 2012, S. 83-140.

**Schulte-Hobein 2014** = *Schulte-Hobein*, Jürgen: Probst Bömer und seine Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten. In: Heimatblätter – Zeitschrift des Arnsberger Heimatbundes, 35. Jg. (2014). [Nicht eingesehen]

**Schumacher 1967** = *Schumacher*, Elisabeth: Das kölnische Westfalen im Zeitalter der Aufklärung – unter besonderer Berücksichtigung der Reformen des letzten Kurfürsten von Köln, Max Franz von Österreich. (= Landeskundliche Schriftenreihe für das kölnische Sauerland Band 2). Olpe 1967.

**Schumacher 1969/1982** = *Schumacher*, Fritz: Heimat unter Bomben. Der Kreis Arnsberg im Zweiten Weltkrieg. Balve: Gebrüder Zimmermann 1982, S. 102-105. [Unveränderter Nachdruck der Erstauflage von 1969]

**Schürmann 1984** = *Schürmann*, Dieter (verantwortlich): Fünfte Mescheder Friedenswochen 20.10. – 24.11.1984. Meschede 1984. [Heft: Archiv P.B.]

**Schwidetzky/Walter 1967** = *Schwidetzky*, Ilse / *Walter*, Hubert: Untersuchungen zur anthropologischen Gliederung Westfalens. (= Der Raum Westfalen. Band V Mensch und Landschaft. Erster Teil). Hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Münster: Aschendorff 1967.

**Seeger 2004** = *Seeger*, Hans-Karl (Hg.): Karl Leisner. Priesterweihe und Primiz im KZ Dachau. Münster: Lit 2004.

**Senger 1995** = *Senger*, Michael (Hg.): 1945 Stunde Null 1949. Jahre des Wiederaufbaus und Neubeginn im Sauerland. Schmallenberg-Holthausen: Schieferbergbau- und Heimatmuseum / Balve: Zimmermann 1995.

**Siebert 1998** = *Siebert*, Anni: Lehrerin Anna Klünker (1881-1963) – Zivilcourage gegen Nationalsozialisten. In: Oberkreisdirektor des Kreises Olpe - Kreisarchiv / Kreisheimatbund Olpe e.V. (Hg.): Lebensbilder von Frauen im Kreis Olpe. (= Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 28). Olpe 1998, S. 148-155.

**SPD-Unterbezirk 2013** = *SPD-Unterbezirk Hochsauerlandkreis* (Hg.): Sauerländer heben die Sozialdemokratie mit aus der Taufe. Die Geschichte der SPD im Hochsauerlandkreis und in seinen Städten und Gemeinden. 150 Jahre SPD 1863 bis 2013. Meschede: SPD-Unterbezirk HSK 2013.

**Spicer 2008** = *Spicer*, Kevin: Hitler's Priests. Catholic Clergy and National Socialism. Dekalb, Illinois: Northern Illinois University Press 2008.

**Stambolis 2003\*** = *Stambolis*, Barbara: Jugendbewegt-christliche Völkerverständigung der Zwischenkriegszeit und ihr Nachwirken: „Wir, die Jugend aller Völker, wir glauben an den Frieden ..., allen zum Trotz.“ = Vortrag im Jugendhaus des Erzbistums Paderborn in Hardehausen, 10.10.2003. [http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill\\_Vortrag.pdf](http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill_Vortrag.pdf)

**Stankowski 1976** = *Stankowski*, Martin: Linkskatholizismus nach 1945. Die Presse oppositioneller Katholiken in der Auseinandersetzung für eine demokratische und sozialistische Gesellschaft. Köln: Pahl Rugenstein 1976. [= Dissertation Berlin 1974]

**Stoetzel 2003** = *Stoetzel*, Dierk W.: „... sich gegenseitig zerfleischen wie blutgierige Wölfe“ [Auszüge aus dem Kriegstagebuch 1914-1918 des Esloherers Albert Quinkert (1896-1973)]. In: Esloher Museumsnachrichten 2003, S. 12-25.

**Stüken 1999** = *Stüken*, Wolfgang: Hirten unter Hitler. Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit. Essen: Klartext Verlag 1999, S. 155-158.

**Thieme 2001** = *Thieme*, Hans-Bodo: Herbert Evers – Landrat des Kreises Olpe von 1933 bis 1945. (= Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 29). Olpe 2001.

**Tigges 1984** = *Tigges*, Paul: Jugendjahre unter Hitler. Auf der Suche nach einer verlorenen Zeit. Erinnerungen – Berichte – Dokumente. Iserlohn: Sauerland-Verlag 1984.

**Tigges 1992** = *Tigges*, Paul: Die Nonne von Auschwitz. Geschichte der Maria Autsch. Erinnerung an zwölf dunkle Jahre. Iserlohn: Hans-Herbert Mönning Verlag 1992.

- Tigges 2001** = *Tigges*, Reinhold: Reisen ist Leben. – Dr. Hubert Tigges und seine Welt. Wuppertal: Peter Hammer Verlag 2001.
- Tigges/Föster 2003** = *Tigges*, Paul / *Föster*, Karl: Katholische Jugend in den Händen der Gestapo. Widerstand im westfälischen Raum gegen das totalitäre NS-System. Es gab nicht nur die Weiße Rose. Olsberg: Berufsbildungsheim Bigge 2003.
- Tochtrop 1975** = *Tochtrop*, Theodor: Chronik des Sauerländer Heimatbundes e.V. 1921-35 und 1950-75. Brilon: Selbstverlag SHb 1975.
- Versöhnungsbund 2015** = *Bürger*, Eberhard: Befreit zum Widerstehen. Friedens-Bewegungen in der Ökumene um die Zeit des Ersten Weltkrieges. [Minden: Selbstverlag Internationaler Versöhnungsbund / deutsche Sektion] 2015.
- Wagener 1993** = *Wagener*, Ulrich (Hg.): Das Erzbistum Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Beiträge zur regionalen Kirchengeschichte 1933-1945. Paderborn: Bonifatius Verlag 1993.
- WDR 2015** = *Lokalzeit OWL* (Ostwestfalen-Lippe), WDR-Sendung vom 20.05.2015. = Beitrag über Lorenz Jaeger im Regionalfernsehen mit Ausstrahlung von historischem Filmmaterial. [Belegkopie im Archiv P.B.]
- Weber 1972** = *Weber*, Wilhelm: Wilhelm Hohoff (1848-1923). Leben und nationalökonomische Ideen eines sozialengagierten Paderborner Priester[s]. In: Scheele, Paul-Werner (Hg.): Paderbornensis Ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. München/Paderborn/Wien: Schöningh 1972, S. 569-589.
- Weiler 1971** = *Weiler*, Eugen (Hg.): Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und Gefängnissen. Nachlaß von Pfarrer Emil Thoma. Erweitert und herausgegeben von Pfarrer E. Weiler. Mödling [Austria]: Missionsdruckerei St. Gabriel 1971.
- Weiß 2006\*** = *Weiß*, Thomas: Hier lebte Kaplan Hubertus Mol Jg. 1914, ermordet 13.4.1943 Hattingen. Hattingen: Stadtarchiv 2006.  
Als Internet-Ressource: [https://www.hattingen.de/stadt\\_hattingen/Bildung%20und%20Kultur/Stadtarchiv/Stadtgeschichte/Stolpersteine/stolperst\\_mol.pdf](https://www.hattingen.de/stadt_hattingen/Bildung%20und%20Kultur/Stadtarchiv/Stadtgeschichte/Stolpersteine/stolperst_mol.pdf)
- Wermert 2011** = *Wermert*, Josef (Hg.): Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Band 2. Teilband 1: Von der Weimarer Republik bis zur Gegenwart. Olpe 2011.
- Westphalus Eremita 1819\*** = [*Sommer*, Johann Friedrich Joseph]: Von der Kirche in dieser Zeit. Betrachtungen von Westphalus Eremita. Münster: Aschendorff 1819. [Auch als Internet-Ressource: <http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/2192190>]
- Wiese 1932\*** = *Wiese*, Peter: Aus Meschedes Vergangenheit. Hg. F. Wagener. Meschede 1932. [<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de>]
- Wiest 2015** = *Wiest*, Karl-Heinz: Vergessene Anfänge – Alfred Vanderpol [1854-1915] und die katholische Friedensbewegung vor dem Ersten Weltkrieg. In: pax christi Rundbrief Rottenburg-Stuttgart Nr. 56 (Juni 2015), S. 6-9.
- Wiethoff 2000** = *Wiethoff*, Dieter: Werner Broermann † [Nachruf]. In: Sauerland Nr. 2/2000, S. 103-105.
- Wolf 1979** = *Wolf*, Manfred: Dr. Joseph Sommer, der erste Abgeordnete des Kreises Olpe für den Westfälischen Provinziallandtag. In: Heimatstimmen aus dem Kreise Olpe 115. Folge (Nr. 2/1979), S. 57-70.
- Zimmer 2015a\*** = *Zimmer*, Alfons: Mordversuch an Pfarrer Josef Reuland in Altenbochum an Gründonnerstag 1945. [Text vom Verfasser eingesandt am 27.02.2015 an die pax christi-Bistumsgruppe Essen]
- Zimmer 2015b\*** = *Zimmer*, Alfons: 33 Kurzbiographien von politischen Gefangenen, die im Dritten Reich im Strafgefängnis Bochum inhaftiert waren. Bochum, Mai 2015.  
[http://vvn-bda-bochum.de/wp-content/uploads/2015/05/Politisch-Inhaftierte-im-Gef%C3%A4ngnis-Kr%C3%BCmmede.33\\_Kurzbiographien1.pdf](http://vvn-bda-bochum.de/wp-content/uploads/2015/05/Politisch-Inhaftierte-im-Gef%C3%A4ngnis-Kr%C3%BCmmede.33_Kurzbiographien1.pdf)

## II. Der FDK im Sauerland

### Regionale katholische Friedensarbeit – Programmatik, Personen, politische Arbeit und die Bedeutung für den Gesamtverband<sup>1</sup>

Von Sigrid Blömeke

Das katholische Deutschland, wie es sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte, kann als Antwort der Kirche und Laien auf die Herausforderung der Moderne verstanden werden. Der ›Kulturkampf‹ verstärkte die Kirchlichkeit der Katholiken. Der katholische Bevölkerungsteil hing Ende des 19. Jahrhunderts mehrheitlich einem vorindustriellen, stark religiös bestimmten Gesellschaftsbild an.

Für das abgelegene Sauerland galt das in vielleicht noch ausgeprägterem Maße. Der spätere Motor pazifistischer Bestrebungen in dieser Region, Josef Rüter, schreibt: »Wenn die alten Leute von den Gottesdiensten und Prozessionen ohne Priester oder mit einem verkleideten Priester, der das Sakrament in der Brusttasche trug, sprachen, dann hatten sie oft Tränen in den Augen; aber sie hatten eine Freude, wenn sie erzählten, wie man landfremden Gendarmen die Ausführungen ihrer Anweisungen unmöglich oder lächerlich gemacht hatte.«<sup>2</sup> Die Einwohner hatten sich offensichtlich noch immer nicht mit der Zugehörigkeit zum protestantischen Preußen abgefunden. Hier ist eine Wurzel der grundsätzlichen Distanz gegenüber der Armee zu sehen, die noch im Deutschen Reich als ›preußische Armee‹ galt.

#### 1. Katholizismus und Erster Weltkrieg

Der katholische Bevölkerungsteil begrüßte dennoch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ebenso wie die Protestanten. Von dem Krieg erhofften sie sich für Deutschland einen Machtzuwachs in politischer Hinsicht und »eine Erneuerung unseres Volkes im Geiste der Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit«<sup>3</sup>. In einer kulturpessimistischen Sicht erschien der Erste Weltkrieg als Verteidigungskampf der alten Gesellschaftsordnung und ihrer Werte – für die stellvertretend Deutschland stand – gegen die neue Ordnung – symbolisiert durch England und Frankreich, den Ländern mit der am weitesten fortgeschrittenen industriell-kapitalistischen Entwicklung. Rüter: »Schon erheben sich überall die Stimmen, die den Einflüssen welscher Kulturfäulnis in Leben, Literatur, Kunst und Mode ein kräftiges ›Hinaus!‹ zurufen.«<sup>4</sup> Nun sollten ›Zucht‹ und ›Ordnung‹ endlich wieder die Bedeutung erhalten, die ihnen vermeintlich zukam.

Trotz der offensichtlichen Verletzung internationalen Rechts beurteilte auch das deutsche Episkopat den Krieg als gerecht und gab 1917 ein Buch unter dem Titel ›Sankt Michael‹ heraus,<sup>5</sup> das bald in den meisten katholischen Familien Verbreitung gefunden hatte. Es erfuhr

---

<sup>1</sup> Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Verfasserin nach folgender Erstveröffentlichung: *Blömeke, Sigrid*: Der FDK im Sauerland. Regionale katholische Friedensarbeit – Programmatik, Personen, politische Arbeit und die Bedeutung für den Gesamtverband. In: Pax Christi Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. Idstein 1995, S. 95-115. – Seitenzählung und Fußnotennummerierung im nachfolgenden neu, ebenfalls die hinzugesetzten Ziffern der Zwischenüberschriften.

<sup>2</sup> Rüter 1961, S. 3.

<sup>3</sup> Rüter 1915, S. 1.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Vgl. Leicht.

auch nach Kriegsende noch mehrere Auflagen. Das voluminöse Werk versammelte Predigten und Ansprachen der drei deutschen und österreichischen Kardinäle, von rund 30 Bischöfen sowie von zahlreichen katholischen Pfarrern, Ordensgeistlichen und Professoren Deutschlands und Österreichs mit dem Ziel, nachzuweisen, »daß die Predigt der Kirche gerade in dieser Zeit ihre Gotteskraft herrlich bewährte und sie dem Heer und dem Volke einflößte zu heldenhaftem Leiden, Kämpfen und Siegen«<sup>6</sup>. Als offizielle Stellungnahme weist das Buch – neben der großen Anzahl hochkarätiger Mitarbeiter – auch die Imprimatur aus, die am 1. Juni 1917 durch das Bischöfliche Ordinariat Würzburg erfolgte. Ganz in diesem Sinne ließ Bischof Faulhaber noch 1918 seine Kriegsreden in fünfter Auflage erscheinen, in denen er den Ersten Weltkrieg aus ethischer (!) Sicht heraus als »Schulbeispiel eines gerechten Krieges«<sup>7</sup> bezeichnete.

## 2. Gründung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹

Das tatsächliche Erleben des Krieges, der sogenannte ›Rübenwinter‹ 1916/17 mit den steigenden Totenzahlen und der Kriegseintritt der USA hatten jedoch auf deutscher Seite eine solche Kriegsmüdigkeit zur Folge, daß SPD, Zentrum und Liberale im Juli 1917 zu einem ›Verständigungsfrieden‹ bereit waren und im Reichstag eine Friedensresolution verabschiedeten. Wenige Tage später wurde die Nachricht von den Friedensbemühungen des Papstes bekannt. Davon angestoßen, begann in Teilen des Katholizismus ein Umdenkungsprozeß einzusetzen, der schließlich 1919 zur Gründung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹ (FDK) führte.

Zählte der Friedensbund 1921 erst 1.200 Mitglieder<sup>8</sup>, traf er drei Jahre später mit der Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage und der Veröffentlichung einer theologisch fundierten pazifistischen Position in Stratmanns ›Weltkirche und Weltfriede‹ auf breitere Resonanz.

In Westfalen bestanden zehn Ortsgruppen<sup>9</sup>, als Christoph Tölle und Josef Rüter 1924 in Paderborn und Brilon Ortsgruppen gründeten, die in den nächsten Jahren eng zusammenarbeiteten. Beide Gruppen entstanden nach Vorträgen des Dominikanerpaters Franziskus Maria Stratmann, der ab Mitte der 20er Jahre unermüdlich durch die Orte reiste und für die Ideen des FDK warb.

Im Sauerland war die Resonanz deutlich breiter als in anderen katholischen Gegenden des Deutschen Reichs. Erklären läßt sich dies zum einen durch die tradierte Distanz zu allem Preußischem, eben auch dem Militär, und zum anderen dadurch, daß kontinuierlich Einzelpersonen sehr stark für den FDK engagiert waren. Motor der Friedensarbeit in Brilon war neben Josef Rüter als Gründer und erstem Vorsitzenden der örtlichen FDK-Gruppe sein Bruder Theodor Rüter. Dessen Engagement als Geistlicher gegen Nationalismus und Militarismus stand zunächst im Kontrast zum Verhalten der deutschen Bischöfe, die sich »im allgemeinen dem Friedensbund gegenüber neutral, manchmal auch ablehnend gaben«<sup>10</sup>. Trotz dieser Reserve der Amtskirche – bis 1930 besuchte kein Bischof eine Kundgebung des FDK – organisierte Theodor Rüter mit seinem Bruder Josef zahlreiche Veranstaltungen und arbeitete an der FDK-Zeitschrift ›Katholische Friedenswarte‹, später ›Der Friedenskämpfer‹ mit.<sup>11</sup> Auch sorgte Theodor Rüter dafür, daß in Brilon unter den Geistlichen ein Klima entstand, das für pazifistische Bestrebungen offener als allgemein üblich war. Auf einer Dekanatskonferenz im August 1925 formulierten sie sogar: »Die Geistlichen bedauern und

<sup>6</sup> Ebd., S. 3.

<sup>7</sup> Faulhaber, S. 132.

<sup>8</sup> Vgl. Riesenberger 1976, S. 38.

<sup>9</sup> Vgl. Chronik der katholischen Friedensbewegung, S. 11.

<sup>10</sup> Riesenberger 1976, S. 45.

<sup>11</sup> Vgl. Verzeichnis der Mitarbeiter.

verurteilen alle Machenschaften, durch die der Geist des Friedens und die Politik des Rechtes geschädigt und die Gesinnung kriegerischer Gewalt gefördert wird. Sie empfehlen die Einführung von Ortsgruppen des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹.<sup>12</sup>

Bald löste Theodor seinen Bruder als Vorsitzenden der Briloner Ortsgruppe ab, wobei beide weiter gemeinsam die örtlichen friedenspolitischen Aktivitäten prägten. Sie nahmen fortan eine Arbeitsteilung vor: Josef widmete sich der publizistischen Begleitung der Veranstaltungen. Er berichtete beispielsweise unter der Rubrik ›Aus der Bewegung‹ regelmäßig in der Zeitschrift des FDK über Aktivitäten in Brilon. Theodor dagegen nahm als FDK-Ortsvorsitzender Organisations- und Repräsentationsaufgaben wahr und trat deswegen in den ersten Jahren des Bestehens weit stärker in den Vordergrund. Dr. theol. Theodor Rüter war am 24. Februar 1885 in Assinghausen als zweites Kind des Händlers Theodor Rüter und seiner Ehefrau Elisabeth geboren worden. 1908 zum Priester geweiht, war er seit 1911 als Religionslehrer am Gymnasium Petrinum in Brilon tätig. Nach einer Strafversetzung aus politischen Gründen durch die Nazis 1934 versetzten ihn diese 1939 zwangsweise in den Ruhestand.<sup>13</sup> 1951 wurde Rüter für seine seelsorgerischen Verdienste zum Geistlichen Rat h. c. und 1961 zum Päpstlichen Geheimkämmerer ernannt.<sup>14</sup> Er starb am 6. August 1968 in Brilon.

Neben Josef und Theodor Rüter sind vier weitere Personen hervorzuheben, die für die Friedensarbeit im Sauerland entscheidend waren: Eberhard Büngener (1906-1979), Leiter der Arnsberger katholischen Jugendgruppe ›Quickborn‹, der eng mit der evangelischen bündischen Jugend und der sozialistischen Naturfreunde-Jugend zusammenarbeitete; Clemens Busch (1903-1983), Gründer und Leiter der ›Warsteiner Kreuzfahrer-Jugend‹; Rudolf Gunst (1883-1965), Bürgermeister von Hüsten und 1929 bis 1932 Reichsvorsitzender des FDK; und schließlich Franz Stock (1904-1948), Quickborn-Angehöriger und wie Busch und Tölle Teilnehmer an dem großen Friedenskongress in Bierville bei Paris.<sup>15</sup> Sie bildeten mit den Rüter-Brüdern den Kopf der Friedensbewegung im Sauerland. Ihre Zusammenarbeit war eng, koordinierten sie doch ihre Veranstaltungen und besuchten sie sich mit ihren Gruppen gegenseitig.

### 3. FDK-Programmatik: gegen Krieg und Nationalismus

Programm und Ziele der sauerländischen FDK-Ortsgruppen lassen sich aus Reden der Beteiligten erkennen: »Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ will den Krieg überwinden, und als Katholiken fühlen wir uns dazu berufen«<sup>16</sup>, brachte Theodor Rüter die beiden zentralen Elemente auf den Punkt. Die physischen (Revolution in Rußland, Zerschlagung Deutschlands) und psychischen (›Verrohung der Menschen‹, ›Untergrabung der Sittlichkeit‹) Folgen des Ersten Weltkriegs hätten die Notwendigkeit gezeigt, »schon als vernünftige Menschen« den Krieg abzulehnen. Für Katholiken gelte dieses aber in besonderem Maße, da die Religion »Trägerin des Friedens« sei. Für Rüter folgte daraus die Anerkennung der Weimarer Reichsverfassung und besonders ihres Artikels 148, der eine Erziehung im Geiste der Völkerversöhnung forderte: »In diesem Sinne müsse auch die Schule ausgenutzt werden.«<sup>17</sup> Außenpolitisch stellten die FDK-Anhänger den Völkerbund als wichtige supranationale Institution zum Schlichten von Streitigkeiten zwischen zwei Staaten in den Mittelpunkt. Rechtsanwalt Körling aus Olsberg führte anlässlich einer Versammlung aus, der Bund sei zwar ohne Hinzuziehung des Vatikans zustande gekommen und diesem sei auch kein Sitz im Rat zugesprochen worden, er sei dennoch »zu bejahen und zu unterstützen, solange er nichts Unrechtes fordere

<sup>12</sup> Friedensgesellschaft und Klerus 1926b.

<sup>13</sup> Vgl. Blömeke, S. 102f.

<sup>14</sup> Vgl. PAR, Theodor Rüter.

<sup>15</sup> Vgl. PAF, Katholische Friedensarbeit im Sauerland.

<sup>16</sup> Versammlung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹.

<sup>17</sup> Ebd.



und weil er bisher das einzige Mittel zur Erhaltung und Erstrebung des Weltfriedens und der Völkerversöhnung sei«<sup>18</sup>.

Ein Schwerpunkt der FDK-Arbeit war die Auseinandersetzung mit nationalistischen Positionen, die auch im katholischen Sauerland zunehmend und dort vor allem durch den Jungdeutschen Orden« (Jungdo) und die Dichterin Maria Kahle gefördert wurden. Die Erfolge des ›Jungdo‹, für den das Sauerland »bereits ein altes Stammgebiet«<sup>19</sup> war, beruhten auf Kriegserklärung, Republikfeindschaft und Ablehnung des Versailler Vertrags. Der Orden hatte in den Geistlichen Lorenz Pieper aus Eversberg und Johannes Dröder aus Letmathe wirkungsvolle Propagandisten, die früh der NSDAP beitraten. In der direkten Auseinandersetzung engagierten sich deshalb vor allem die geistlichen Mitglieder des FDK: So besuchten Theodor Rüter, Kaplan Flörken und Präses Leineweber eine Tagung der Briloner Ortsgruppe des ›Jungdeutschen Ordens‹ zum Thema ›Volksgegensätze, Wirtschaftspolitik, Jungdeutsche Erneuerungsgedanken‹<sup>20</sup>, um eine offizielle Erklärung abzugeben. In dieser warnten sie die katholischen Jugendlichen vor dem Eintritt in den Jungdo. Die ›Sauerländer Zeitung‹ referiert Rütters Argumente wie folgt: »Bei der Pflege des nationalen Gedankens sei es aber von größter Wichtigkeit, daß die starke Triebkraft dieses Gedankens nicht auswachse und zur nationalen Selbstüberhebung und zum Hasse führe.«<sup>21</sup> Und um gleich allen Bemühungen um eine deutsche Nationalkirche die Wirkung zu nehmen, führte er aus: »Es bestehe nun die begründete Furcht, daß in dem Jungdeutschen Orden der nationale völkische Gedanke nicht in Einklang bleibe mit dem katholischen Gedanken.«<sup>22</sup> Die Auseinandersetzung mit dem Orden wurde von den friedensbewegten Kräften im ganzen Sauerland scharf geführt und beispielsweise auch von den westfälischen Windhorstbünden anlässlich einer Tagung in Meschede unterstützt.<sup>23</sup>

Josef Rüter setzte sich mit der in Westfalen beliebten Propagandistin eines nationalistischen Deutschlands, Maria Kahle, auseinander. Kahles Konstruktion eines ›deutschen Gottes‹ griff er mit Hinweisen auf das Christentum als universale Religion scharf an. Um seinen Warnungen mehr Nachdruck zu verleihen, schrieb Josef Rüter eine mehrteilige Serie für die Zentrumszeitung ›Germania‹.<sup>24</sup> Hier zitierte er aus einem Gedicht der populären, aus Olsberg stammenden Dichterin:

»Deutscher Gott, Du Gott der Freien,  
Straffe Deines Volkes Rücken. ...  
Eh wir denn zu Knechten werden,  
Die beim Feind in Demut flehen,  
Laß uns, stolzer Gott der Freien,  
Laß uns lieber untergehen.«<sup>25</sup>

Rüter: »Aus einer solchen heidnischen Verunstaltung des Gottesbegriffes zieht die völkische Bewegung auch ganz ungeniert ihre sittlichen Folgerungen. Man erinnere sich der Mordhetze gegen Erzberger, Rathenau, Wirth u.a. Und es ist sicher kein Zufall, daß die politischen Morde, die seit der Revolution in Deutschland vorkamen, auf Deutschvölkische zurückgehen. Weiter beachte man, es ist zur Beurteilung der Gefahr wesentlich –, daß Katholiken z.T. die Mörder waren und daß viele Katholiken die Morde billigten.«<sup>26</sup>

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Vogel, S. 55.

<sup>20</sup> Der Jungdeutsche Orden.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Vgl. Klarheit und Wahrheit, S. 211 ff.

<sup>24</sup> Vgl. Rüter 1923a, Rüter 1923b, Rüter 1923c.

<sup>25</sup> Rüter 1923a, S. 1.

<sup>26</sup> Ebd.

Der ›Jungdeutsche Orden‹ konterte die massive Kritik neben zahlreichen Artikeln in seiner Tageszeitung mit einer eigenen Publikation namens ›Kulturkampfgetöne‹. Hier wurden Rütther »böswillig erfundene Gerüchte« und »minderwertige(s) und hinterlistige(s) Geschreibsel« vorgeworfen, das Verbreitung gefunden habe »im ganzen Deutschen Reich und darüber hinaus« und dessen Ziel gewesen sei, »in geradezu mephistophelischer und jüdischer Weise Laien und Episkopat künstlich in Aufregung und Entrüstung« zu versetzen.<sup>27</sup>

Die Neuorientierung in politischer Hinsicht war in Teilen der Friedensbewegung interessanterweise auch mit einer durchgreifenden Änderung des Lebenswandels verbunden. Alkohol, Tabak und Fleisch waren verpönt. Diese Elemente der sogenannten ›Neulebensbewegung‹ faßten in Jugend- und Friedensbewegung Fuß und waren Teil eines alternativen Gesellschaftsentwurfs. In Anlehnung an Projekte wie die 1895 gegründete Obstbaukolonie ›Eden‹, in der Vegetarier Wohnungen errichteten und Obst anbauten, entstanden auf Initiative der Warsteiner ›Kreuzfahrer-Jugend‹ und Briloner FDK-Mitglieder genossenschaftlich organisierte Unternehmen wie die Obstkellerei Franz Cramer in Soest, wo Früchte ohne Gärungsvorgang verwertet wurden. Dies erschien den Pazifisten als praktische Konsequenz ihres Ideals, ohne Alkohol und Fleisch zu leben.<sup>28</sup>

#### 4. Katholische Friedensarbeit vor Ort

Im ersten Jahr des Bestehens war die Resonanz auf den FDK offensichtlich nur gering. Anlässlich der Jahresversammlung am 3. März 1925 berichtet die ›Sauerländer Zeitung‹ von einer »leider nur mäßig besuchten Versammlung im Vereinshause«.<sup>29</sup> 1926 sollte jedoch ein aktives und außerordentlich erfolgreiches Jahr werden – vielleicht, von 1931 abgesehen, das erfolgreichste Jahr überhaupt. Eine Rolle spielte hierbei der Motivationsschub durch das internationale Friedenstreffen, das die französische Friedensbewegung in Bierville bei Paris veranstaltet hatte und an dem auch FDK-Mitglieder aus dem Sauerland teilgenommen hatten.

Im Februar kam Franziskus Stratmann nach Brilon, der mittlerweile reichsweit bekannt war, so daß fast 300 Personen im katholischen Vereinshaus zu der FDK-Veranstaltung erschienen. Stratmann stellte seine Theorie des Pazifismus vor, die er aus dem Christentum ableitete: »Die kath. Friedensbewegung verurteilt auch nicht den Krieg als etwas in sich Unsittliches. Dem Staate muß das Recht der Notwehr zugesprochen werden, das auch dem Einzelnen zusteht. Die Friedensbewegung sucht allerdings dem Kriege für die Zukunft seine Berechtigung zu nehmen und ihn womöglich auszuschalten, indem sie eine neue Rechtsordnung und eine neue Staatenordnung, zunächst für Europa, erstrebt. Die schrankenlose staatliche Souveränität gilt es abzubauen. Es muß zu einer Solidarität der Völker kommen. Das zwischenstaatliche Faustrecht soll überwunden werden durch überstaatliche Einrichtungen.«<sup>30</sup> Stratmanns Ausführungen waren offensichtlich so beeindruckend, daß noch am selben Abend dreißig Personen in den FDK eintraten.<sup>31</sup>

Eine noch weit größere Veranstaltung fand im Herbst 1926 auf dem Borberg statt, wo eine vom Sauerländer Heimatbund errichtete Friedenskapelle stand. Prinz Max von Sachsen, Professor für Theologie und Ehrenpräsident des FDK, lockte fast 1.000 Menschen aus dem Sauerland nach Brilon. Von Theodor Rütther erschien eigens zu dieser Veranstaltung am 14. September ein Aufsatz ›Deutschlands Eintritt in den Völkerbund und die katholische Friedensbewegung‹, in dem der FDK-Ortsvorsitzende den wenige Tage zuvor erfolgten Beitritt,

<sup>27</sup> Kulturkampfgetöne, S. 23f.

<sup>28</sup> Vgl. Blömeke, S. 76.

<sup>29</sup> Versammlung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹.

<sup>30</sup> Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹.

<sup>31</sup> Ebd.

für den der FDK so lange gekämpft hatte, trotz aller Bedenken (z.B. hinsichtlich der Motive der Regierenden) begrüßte: »Ein schönes Bild des gegenseitigen Vertrauens und Zusammenarbeitens der Völker, der Abrüstung und der kraftvollen sozialen Hilfe und Kulturarbeit leuchtet auf in weiter Ferne.«<sup>32</sup> Nicht zuletzt hoffte Rüter, daß nun – nachdem Deutschland in eine internationale Organisation eingebunden war – die Arbeit des FDK leichter würde: »Er wird mehr Verständnis finden.«<sup>33</sup> Mitgliedermäßig wurde die Veranstaltung mit Prinz Max von Sachsen ein voller Erfolg. Der FDK gewann so viele neue Mitglieder, daß an die Einrichtung weiterer Ortsgruppen in der Umgebung gedacht wurde.<sup>34</sup>

Die Region Brilon-Büren-Paderborn-Arnsberg kann damit als eindeutiger Schwerpunkt des Friedensbundes gewertet werden. Der Zulauf war immens, wenn man auch registrieren muß, daß die Mehrheit der Mitglieder nur formell dem Bund angehörte und die organisatorische und publizistische Arbeit auf wenigen Schultern ruhte. Das wird auch die Erklärung dafür gewesen sein, daß es in den folgenden Jahren zunächst wieder ein wenig ruhiger um den sauerländischen FDK wurde. Darüber hinaus wird eine Rolle gespielt haben, daß es die katholische Friedensbewegung versäumt hatte, eine grundsätzliche Fundierung ihrer pazifistischen Erziehungsvorstellungen zu leisten, so daß sie einerseits ihren zahlreichen Kritikern innerhalb und außerhalb der Kirche eine Kritik leicht machte und andererseits den Mitgliedern kaum handlungsorientierte Vorschläge gemacht werden konnten. Der Pazifismusforscher Dieter Riesenberger führt dazu aus: »Zwar wurden von M. Metzger, Fr. Stratmann und auch von H. Thöne und Rüter unter Berufung auf Fr. W. Foerster wichtige Hinweise für die Richtung einer katholischen Friedenserziehung vorgetragen, die aber weder ernsthaft diskutiert noch systematisch entwickelt wurden.«<sup>35</sup>

## 5. Das Verhältnis zur ›Deutschen Friedensgesellschaft‹

Der FDK war nicht die einzige pazifistische Gruppierung in Brilon. Außer dem Bund existierte noch eine Ortsgruppe der ›Deutschen Friedensgesellschaft‹ (DFG). Die 1892 von Bertha von Suttner gegründete Organisation, die der Sozialdemokratie nahestand, war die mitgliederstärkste pazifistische Gruppierung der Weimarer Republik. In ihr konkurrierten zwei Richtungen um die Mehrheit: ein sogenannter gemäßigter Pazifismus um bürgerlich-liberale Kräfte wie dem Politiker Ludwig Quidde, der ein internationales Völkerrecht anstrebte, das Konflikte regeln sollte, und der sogenannte radikale Pazifismus Friedrich Wilhelm Foersters, der jeglichen Krieg ablehnte und gesellschaftskritische Forderungen stellte, die bis hin zu sozialistischen Ideen reichten. Letztere Grundtendenz wurde auch auf einer Veranstaltung im Januar 1926 in Brilon deutlich.<sup>36</sup> Plakate mit ›Gebt uns Brot und Arbeit!‹ und ›Keinen Heller den Hohenzollern!‹ zierten die Rathaustreppe während der Rede des Gewerkschaftsfunktionärs und Publizisten Heinrich Vierbüchers aus Berlin. Im Mittelpunkt seiner Rede stand die Frage der sogenannten ›Fürstenabfindung‹, in der es darum ging, ob das Vermögen der abgesetzten Fürsten entschädigungslos enteignet werden sollte oder nicht. Vierbücher nahm eine klar ablehnende Haltung ein, da er in den 1918 abgesetzten Landesherren Kriegsverantwortliche und Kriegsgewinnler sah, und forderte eine Volksabstimmung.<sup>37</sup> Die Veranstaltung war laut ›Sauerländer Zeitung‹ ebenso gut besucht wie eine zweite nachmittags in der Turnhalle.

<sup>32</sup> Rüter, Th.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Vgl. Rüter 1926a.

<sup>35</sup> Riesenberger 1991, S. 11.

<sup>36</sup> Vgl. Die Deutsche Friedensgesellschaft.

<sup>37</sup> Vgl. Die Deutsche Friedensgesellschaft. – Vom 4. bis 17. März 1926 war die Einschreibefrist für das Volksbegehren »Enteignung der Fürstenvermögen«.

Das Verhältnis des FDK zur konkurrierenden DFG wird deutlich in einer Kontroverse, die der Bischof von Paderborn wegen der DFG-Erfolge anstieß. Während Theodor Rüther gefordert hatte, »gemeinsam mit den anderen Friedensvereinigungen die gleichen Ziele zu erstreben«<sup>38</sup>, versuchte der Bischof, eine Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen pazifistischen Gruppierungen zu verhindern und den Geistlichen seiner Diözese die Betätigung namentlich für die Deutsche Friedensgesellschaft zu verbieten. Er begründete sein Verhalten damit, daß sich der katholische Friedensgedanke »wesentlich« von dem der »Freimaurer, Sozialisten und Kommunisten« der DFG unterscheide: »Wer sich für die Friedensbestrebungen besonders zu betätigen wünscht, möge dieses tun durch Beitritt zu dem ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹.«<sup>39</sup> Angesichts der bischöflichen Distanz zum FDK in den Jahren zuvor, erschien dieser ihm nun offensichtlich dennoch als das ›kleinere Übel‹.

Unter den antimilitaristischen Katholiken traf diese Auffassung durchaus nicht auf ungeteilte Zustimmung. So wurde auf der nur kurze Zeit später stattfindenden Jahresversammlung des Briloner FDK die Erklärung des Bischofs heiß diskutiert. Dabei wurde deutlich, daß die von dem kirchlichen Würdenträger vorgenommene eindeutige Trennung zwischen FDK und ›Deutscher Friedensgesellschaft‹ auf seiten der Basis in dieser Form überhaupt nicht bestand. In einem Bericht für den ›Friedenskämpfer‹ schrieb Josef Rüther: »Die Mitglieder unserer Ortsgruppe sind zum Teil auch Anhänger der Deutschen Friedensgesellschaft. Sie lesen den ›Pazifisten‹ oder, wie es heute heißt, ›Das andere Deutschland‹.«<sup>40</sup> Er machte auch gleich die Beweggründe der FDK-Mitglieder deutlich: Sie handelten so, weil ihnen die Friedensarbeit des FDK vielfach zu »ruhig« abliefe. »Sie wollen nicht bloß Arbeit für den Frieden, sondern auch Kampf um ihn.«<sup>41</sup> Und bei einer Diskussion in Büren im Anschluß an eine Veranstaltung der DFG stand laut Sauerländer Zeitung »ein Herr aus Brilon« auf – »katholisches Mitglied der Friedensgesellschaft« – und griff die bischöfliche Verordnung an. Er war der Überzeugung, daß »die kirchliche Behörde und der Klerus zur Friedensgesellschaft keine sachliche Stellung einnehmen«<sup>42</sup>. Die Bürener Geistlichkeit reagierte darauf mit einer weiteren Verschärfung der bischöflichen Erklärung: Hatte der Bischof »nur« von einem Verbot der Betätigung gesprochen, war nun überhaupt »kein Platz« mehr für Katholiken in der DFG.<sup>43</sup>

Die Friedensgesellschaft selber war allerdings eher auf gute Zusammenarbeit im Dienst der Sache aus. Um diese nicht noch weiter zu gefährden, schlug die Gesellschaft in ihrer Antwort auf den Bischof eher leise Töne an: »Unser Wunsch ist es, daß der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ dieselbe lebhafteste Tätigkeit für die große gemeinsame Sache entwickelt wie die ›Deutsche Friedensgesellschaft‹.«<sup>44</sup> Das blieben nicht nur leere Worte. Bei den Veranstaltungen mit Franziskus Stratmann und mit Prinz Max von Sachsen 1926 rief auch die DFG ihre Anhänger zur Teilnahme auf, »weil der kath. Friedensbund mit uns dasselbe Ziel erstrebt«<sup>45</sup>. Die Intention des Bischofs, die beiden pazifistischen Gruppen zu trennen, wurde somit zumindest indirekt unterlaufen.

<sup>38</sup> Versammlung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹.

<sup>39</sup> Friedensgesellschaft und Klerus 1926a.

<sup>40</sup> Rüther 1926b.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Friedensgesellschaft und Klerus 1926b.

<sup>43</sup> Zit. nach ebd.

<sup>44</sup> Friedensgesellschaft und Klerus 1926c.

<sup>45</sup> Die Ortsgruppe Brilon der Deutschen Friedensgesellschaft.

## 6. Josef Rütter: Motor der FDK-Arbeit

War der Raum Brilon-Paderborn-Arnsberg bereits Mitte der zwanziger Jahre ein wichtiger Schwerpunkt des FDK, bekam die Arbeit der hiesigen Gruppen in den letzten Jahren der Weimarer Republik reichsweite Bedeutung. Das ist vor allem auf das Engagement von Josef Rütter zurückzuführen, der sich nun ausschließlich in der katholischen Friedensbewegung betätigte, nachdem er aus dem ›Zentrum‹ und aus der ›Heimatbewegung‹ ausgeschieden war, die im Zuge des Aufschwungs antidemokratischer Ideen und eines aggressiven Militarismus nach rechts gerückt waren und so Rütter kein Betätigungsfeld mehr boten.

Josef Rütter<sup>46</sup> war 1881 in Assinghausen bei Olsberg als ältestes von vier Kindern geboren worden und im bäuerlich-mittelständischen Milieu des katholischen Sauerlandes aufgewachsen. Sein Vater war Händler von Beruf. Er starb, als Josef sieben Jahre alt war. Im Kaiserreich vertrat Rütter, Lehrer am Gymnasium Petrinum in Brilon, typisch konservativ-kulturkritische Positionen, was zum Beispiel bedeutete, daß er in Industrialisierung und Aufklärung die Ursachen des »Zerfalls (= Säkularisierung; S. B.) der deutschen Kultur« sah. Rütter war leidenschaftlicher Anhänger der Monarchie und erteilte gesellschaftlich-politischem Pluralismus eine deutliche Absage, da dieser zu »Klassen- und Parteienhaß« führe. Ebenso wandte er sich gegen jegliche Lockerung gesellschaftlicher Zwänge und forderte eine Erneuerung Deutschlands vom Land und aus der Religion heraus.

Im Ersten Weltkrieg leistete Josef Rütter 1916 und 1917 Kriegsdienst, aufgrund dessen er seine gesellschaftlichen Ansichten radikal änderte hin zu demokratischen, antimilitaristischen und christlich-sozialistischen Vorstellungen. 1933 von den Nazis aus seinem Beruf entlassen, engagierte Rütter sich nach 1945 im ›Bund christlicher Sozialisten‹ und später bei ›Pax Christi‹ gegen die Remilitarisierung der Bundesrepublik. Er rief sich auf im Bemühen um eine grundsätzliche Entnazifizierung im Sauerland, womit er letztendlich scheiterte. Was seine eigene Rehabilitierung anbetraf, wurden Rütter die NS-Jahre als Dienstjahre anerkannt, so daß er eine angemessene Pension erhielt, eine von ihm geforderte Nachzahlung der in den zwölf Jahren verlorenen Bezüge wurde ihm aber – entsprechend der bundesdeutschen Gesetzgebung – verweigert. Mit zunehmendem Alter resignierte Josef Rütter und litt – als Folge der Erlebnisse am Ende der Weimarer Republik und in der NS-Zeit – unter einem Verfolgungstrauma. Er starb am 16. November 1972 im Alter von 91 Jahren.

## 7. Friedenserziehung: FDK-Schwerpunkt 1929 bis 1932

In den letzten Jahren der Weimarer Republik mühte Josef Rütter sich zunächst, die Schlagkräftigkeit und Bedeutung des FDK im Sauerland und in Ostwestfalen zu erhöhen. Da mittlerweile – nach allein zehn Neugründungen von Ortsgruppen im ersten Quartal 1929 – unzählige FDK-Gruppen in diesem Raum existierten, schlossen sich die drei Verbände Paderborn, Brilon und Büren auf Rütters Initiative hin zu einem FDK-Bezirk zusammen. Auf der Gründungsversammlung hielt Rütter das Hauptreferat über ›Unsere Aufgaben in der katholischen Friedensbewegung‹, in dem er die Notwendigkeit betonte, »durch Ausspracheabende, Vorträge und Pressearbeit die Aktivitäten für den Frieden zu intensivieren«<sup>47</sup>. Der Aufschwung wurde von den Ortsgruppen als so dauerhaft angesehen, daß man beschloß, die nächste Jahrestagung des FDK-Reichsverbandes in Paderborn organisieren zu wollen. Diese fand dann vom 30. August bis 2. September 1930 tatsächlich in Paderborn statt und stand unter dem Motto ›Erziehung zum Frieden‹. Sie wies ein außerordentlich umfangreiches Programm auf: Neben zahlreichen Kurzansprachen öffentlicher und kirchlicher Würdenträger – wobei auch

<sup>46</sup> Vgl. im folgenden Blömeke.

<sup>47</sup> Riesenberger 1983, S. 19.

der Paderborner Bischof Kaspar Klein seine Berührungängste ablegte und als erster hoher Amtsträger den FDK in einer Stadt begrüßte – waren eine große Kundgebung und mehrere Arbeitskreise vorgesehen. Josef Rüter hielt in einem davon ein Referat, über das ›Der Friedenskämpfer‹ berichtete: »Ein ausgezeichnetes Referat folgte: Studienrat Rüter aus Brilon berichtete aus der Fülle seiner Erfahrungen über Erziehung zum Frieden in der höheren Schule. Was hätten wir für eine Begeisterung gehabt, wenn uns auf dem Gymnasium das Weltbild von dieser Warte aus gezeigt worden wäre!«<sup>48</sup>

Rüter war es dann auch, der die schulische Friedenserziehung im FDK etablierte. Bereits vor der Reichstagung in Paderborn hatten »unter maßgeblicher Beteiligung Rüthers«<sup>49</sup> die im FDK organisierten Lehrerinnen und Lehrer aus Westfalen und dem Rheinland begonnen, sich zu treffen und dieses Thema zu diskutieren. Die Kontakte wurden schließlich im September 1931 zu einer ›Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft‹ im FDK ausgebaut. Die Diskussion der Erzieherinnen und Erzieher wurde zunächst mittels Rundbriefe organisiert, bevor ihnen ›Der Friedenskämpfer‹ für jedes zweite Heft eine ›Pädagogische Werkecke‹ zur Verfügung stellte, die Josef Rüter redigierte.<sup>50</sup> Tagungen in Hamm und Dortmund dienten dazu, sich mit theoretischen Positionen zur Friedenserziehung auseinanderzusetzen. Da es sich bei den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft mehrheitlich um Lehrerinnen und Lehrer handelte, konzentrierten sich die Diskussionen auf die Schule. Für diese wurde »eine Art Richtlinie« entworfen, die eine »Begründung unserer pazifistischen Erzieheraufgabe« geben sollte.<sup>51</sup> Auf den Tagungen wurde auch eine große Aktion des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹ zu Weihnachten 1931 vorbereitet, nämlich der Protest gegen den Kauf von Kriegsspielzeug. Reichsweite Bedeutung erhielt auch eine Initiative Josef Rüthers, in der es ihm gelang, die FDK-Aktivitäten über die Grenzen des Bundes hinaus bekannt zu machen: Für November 1931 erhielt er eine Zusage des Herausgebers Alfons Erbs, daß die ›Pädagogische Arbeitsgemeinschaft‹ des FDK eine komplette Ausgabe seiner Zeitschrift ›Vom frohen Leben‹ gestalten dürfe. Die Zeitschrift, deren Schriftleiter der Geistliche und radikale Pazifist Ernst Thrasolt war, repräsentierte das gesamte Spektrum der Neulebensbewegung, insbesondere die katholische Jugendorganisation ›Großdeutsche Volksgemeinschaft‹, den gesinnungsethisch begründeten Antimilitarismus, die Kapitalismuskritiker in Anlehnung an Sombart etc. Auf fast 40 Seiten konnten die FDK-Lehrerinnen und -Lehrer vor diesen den Stand der Diskussion um die ›Pazifistische Erziehung‹, so der Titel des Sonderheftes, präsentieren.

## 8. Sauerland und Ostwestfalen: Zentrum von FDK-Aktivitäten

Rüter gewann durch seine friedenspolitische Tätigkeit zahlreiche Jugendliche für den Pazifismus. Vor allem das starke Engagement der regionalen ›Kreuzfahrer‹-Jugend, einer katholischen Jugendorganisation, die sich als ›werktätige Jugend‹ gegenüber den konservativ-akademisch orientierten Gruppierungen abgrenzte und jegliche Uniformierung ablehnte, ist auf ihn zurückzuführen. Die Jungen gingen in seiner am Borberg erbauten Waldhütte ein und aus und diskutierten mit ihm über »Fragen unserer geistigen Situation«<sup>52</sup>. Wiederholt fanden auch Treffen friedenspolitisch engagierter Gruppen in der neuen Briloner Jugendherberge am Hölsterloh statt.<sup>53</sup>

Ein weiterer beliebter Treffpunkt war die Wewelsburg, auf der häufig FDK-Veranstaltungen stattfanden. Zu einem Vortrag von Theodor Rüter ›Mit Christi Lehre für den Weltfriede-

<sup>48</sup> Knecht, S. 12f.

<sup>49</sup> Riesenberger 1983, S. 21.

<sup>50</sup> Vgl. Rüter 1931a.

<sup>51</sup> Rüter 1931b, S. 100.

<sup>52</sup> Rüter 1961, S. 58.

<sup>53</sup> Vgl. Aufruf.

den« mit anschließendem Diavortrag über den Ersten Weltkrieg, fanden sich beispielsweise etwa 300 Personen ein.<sup>54</sup> Und wenige Tage nach der Veranstaltung auf dem Borberg in Brilon fand eine entsprechend große FDK-Kundgebung auf der Wewelsburg statt, die neben der deutsch-französischen auch der deutsch-polnischen Versöhnung gewidmet war. Zu dem Referat des Bürener Lehrers Wiepen, Redakteur der populären FDK-Zeitschrift ›Der Friedensfreund‹, kamen wiederum rund 600 Zuhörer.<sup>55</sup> Zwischen den beiden Großveranstaltungen in Büren und Brilon organisierte der FDK noch kleinere Treffen in Arnsberg, Geseke und Hagen, so daß schließlich innerhalb einer Woche fast 3.000 Personen erreicht wurden und »jedemal Neuaufnahmen bzw. Neugründungen vorgenommen werden konnten«<sup>56</sup>.

Die örtlichen FDK-Gruppen bemühten sich Anfang der 30er Jahre aber auch, persönliche Kontakte zu prominenten FDK-Mitgliedern aufrechtzuerhalten. Hierbei war die örtliche Abgeschiedenheit jedoch ein großes Hindernis. Ohne Auto, fern im Sauerland und mit dürftigem Bahnanschluß war die notwendige Mobilität deutlich eingeschränkt. Guter Kontakt war lediglich zu Klara-Marie Faßbinder vorhanden, deren Schwester Katharina Leiterin der höheren Mädchenschule in Brilon war. Klara-Marie Faßbinder wurde in Brilon allerdings ›total‹ abgelehnt, wie ein Schüler Rüthers formulierte, sie habe als ›extrem‹ gegolten.<sup>57</sup>

Höhepunkt der Geschichte des sauerländischen und ostwestfälischen FDK war eine deutsch-französische Kundgebung im August 1931. Hunderte deutsche Jugendliche aus dem Raum Brilon, Büren, Paderborn, Arnsberg und Warstein trafen sich auf dem Borberg mit französischen Jugendlichen aus der dortigen katholischen Jugendbewegung ›Compagnons de Saint François‹. Theodor Rüther hielt zunächst einen Gottesdienst ab, bevor der Generalsekretär des FDK, Paulus Lenz, und der französische Professor Abbé Berton aus Reims redeten. Vor 1.500 Zuhörerinnen und Zuhörern freute Berton sich darüber, daß es augenscheinlich relevante Kräfte gebe, die sich für einen deutsch-französischen Ausgleich einsetzten. Denn: »Mit gemischten Gefühlen haben wir das nationalistische Treiben in Deutschland beobachtet, das einer Annäherung nicht dienlich ist.«<sup>58</sup>

## 9. Bedrohung der Friedensarbeit durch den Nationalsozialismus

Schon lange vor der Machtübergabe am 30. Januar 1933 konnte der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ nicht mehr ungestört arbeiten. Aus dem Sauerland wissen wir von dem Vorhandensein größerer NSDAP-Ortsgruppen und zunehmenden tätlichen Angriffen NSDAP-Angehöriger bei Veranstaltungen und auf herausragende Personen seit Anfang der 30er Jahre. Wie berechtigt die während der Veranstaltung auf dem Borberg ausgesprochenen französischen Sorgen waren, zeigten auch die Ereignisse während dieser Veranstaltung: Eine Gruppe Olsberger Nazis erstürmte in SA-Uniform den Berg und versuchte unter Führung des NSDAP-Bezirksvorsitzenden und Juniorchefs der Olsberger Hütte, Albert Everken, die Redner zum Abbruch zu zwingen.<sup>59</sup> »Die SA-Männer drängten sich nun von allen Seiten zwischen die Menschenmassen. Auf ein Zeichen des Parteigenossen Everken sollten dann gleichmäßig über den ganzen Platz verteilt die Störungsrufe einsetzen. Als nun als Hauptattraktion der Führer des Friedensbundes Gunst aus Hüsten einem schwarzen Franzosen vor der ganzen Volksmenge den Verbrüderungskuß gab, rief Parteigenosse Everken ›Pfui-Teufel‹. Nun setzte von allen Stellen aus unentwegt der Ruf ›Deutschland erwache‹ ein.«<sup>60</sup> So

<sup>54</sup> Vgl. Aus den Ortsgruppen. Wewelsburg.

<sup>55</sup> Vgl. Jakobi-Reike, S. 115.

<sup>56</sup> Lettermann.

<sup>57</sup> Auskunft Pollmann.

<sup>58</sup> Friedenskundgebung auf dem Borberg.

<sup>59</sup> Vgl. ebd.

<sup>60</sup> Beck, S. 406f.

beschrieben die NS-Anhänger ihre Störaktion. Gunst versuchte, sich zu wehren, indem er entgegnete: »Deutschland ist bereits erwacht!«<sup>61</sup>, doch die Nazis ließen sich auf keine Diskussionen ein. Um die Störer zu vertreiben, schoß der Förster vom Borberg einige Male in die Luft, und die Polizei entfernte schließlich die Olsberger, die sich mit Stöcken wehrten, mit Gewalt vom Versammlungsplatz. Unter Ausstoß »verschiedene(r) Drohungen«<sup>62</sup> sammelte sich die Gruppe unterhalb des Berges neu, sang noch eine Weile Nazi-Lieder, bevor sie endgültig abzog.

In der Folgezeit steigerte sich die Hetze gegen den FDK. In der NSDAP-Zeitung ›Rote Erde‹ erschienen im September 1931 unter der Überschrift ›Was in Deutschland alles möglich ist!‹ ausführliche Berichte über die deutsch-französische Veranstaltung auf dem Borberg.<sup>63</sup> Die NS-Zeitung polemisierte vor allem gegen den Friedenskuß, der zwischen den deutschen und französischen Katholiken ausgetauscht worden war. Daß dies nicht das letzte Wort sein sollte, wird deutlich an der Drohung am Schluß des Artikels: »Wir werden uns dieses ehrlose Handeln des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹ für die Zukunft merken müssen.«<sup>64</sup>

Das nationalsozialistische Kesseltreiben konzentrierte sich in den nächsten Wochen vor allem auf Josef Rüter, den derzeit exponiertesten Kopf des FDK. Zunächst blieb es bei nächtlichen Beschimpfungen unter seinem Schlafzimmer, bei denen sich die NSDAP vor allem der Schüler Rütters bediente.<sup>65</sup> Rüter erwischte zwei von ihnen und zeigte sie an, wonach erst einmal wieder Ruhe einkehrte. In der Nacht zum 1. Dezember 1931 ging dann allerdings seine Waldhütte am Borberg in Flammen auf. Daß es sich dabei um Brandstiftung handelte, war offensichtlich. Noch im selben Monat erhielt Rüter schließlich die ersten Drohbriefe. Ein Beispiel: »Benim dir wie ein mensch u. nicht wie ein Schwein. Beserre dich im öffentlichem Leben wie im privatem. Aus Rache habe ich dir deinen Schweinestall angestochen. Wenn Du dich nicht bessers wird es deinem Hause nicht besser ergehen.«<sup>66</sup> Im Umschlag lag noch ein Hakenkreuz-Abzeichen mit der Losung »Helft Hitler zur Macht – Wählt Liste 2«.<sup>67</sup>

Es blieb nicht bei schriftlichen Drohungen. Wenige Tage später – in den frühen Morgenstunden des 1. Januar 1932 – schoß ein Unbekannter in das Schlafzimmer der Eheleute Rüter. Zum Glück wurde niemand verletzt.

Weitere Morddrohungen erhielt Rüter im September 1932: »Mein Ib. Freund ich hate dich auf Neujahr gewarnt. Dich zu besser. Aber die Karte hatte jedenfalls keinen Erfolg. Darum ist Dein Haus das nächste, das abflakert. Nimm Dich in Acht und hüte Dich. Wenn Dich jetzt meine Kugel trifft, wirst Du verecken.«<sup>68</sup> Über diese Seite war mit roter Farbe ein Hakenkreuz gemalt. Wiederum lag ein Hakenkreuz-Abzeichen bei, auf dem dieses Mal das Wort ›Vaterlandsverräter‹ zu lesen war.

Rüter ließ sich hierdurch jedoch nicht abschrecken, sondern hielt noch im Oktober 1932 auf einer Bezirkskonferenz des FDK Rheinland und Westfalen ein Referat zur Friedenserziehung. Zur selben Zeit veröffentlichte er im ›Friedenskämpfer‹ einen Aufsatz, in dem er sich explizit mit dem Thema ›Nationalsozialismus und Friedenserziehung‹ auseinandersetzte und der NS-Bewegung Irrationalität, Führertum mit blindem Gehorsam und Gewaltverherrlichung vorwarf.<sup>69</sup>

<sup>61</sup> Zit. nach Föster, S. 22.

<sup>62</sup> Friedenskundgebung auf dem Borberg.

<sup>63</sup> Vgl. Paderborn 1931a und Paderborn 1931b.

<sup>64</sup> Paderborn 1931b.

<sup>65</sup> Vgl. PAR, Mein Prozeß.

<sup>66</sup> PSK MS, Personalakten A. Nr. R29.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Vgl. Rüter 1932.



## 10. Letzte Bemühungen des FDK um Rettung der Republik

Kurz vor der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler gelang es der ›Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft‹ noch, ein zweites Sonderheft der Zeitschrift ›Vom frohen Leben‹ zur pazifistischen Erziehung herauszugeben. Die Ausgabe, wiederum erarbeitet von den rheinländischen und westfälischen Lehrerinnen und Lehrern im FDK, stand ganz im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem deutschnationalen und nationalsozialistischen Militarismus und versuchte, ihm unter dem Motto ›Um ein neues Deutschland‹ etwas entgegenzusetzen. Der Schwerpunkt der Bemühungen lag dabei darauf, ein christlich-pazifistisches Heldenideal zu schaffen, das attraktiv genug sein sollte, die Jugendlichen aus der Faszination von Krieg und Gewalt herauszulösen. Die FDK-Mitglieder äußerten sich auch zu den konkreten politischen Ereignissen der letzten Monate. Sie protestierten gegen versteckte Absichten der deutschen Regierung, eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen, und traten stattdessen für einen internationalen Zivildienst ein. Besonders scharf ins Gericht gingen sie mit dem Beitritt der katholischen Jugendverbände zum Reichskuratorium für Jugendertüchtigung: »Wenn man die innere und äußere Aufrüstung ablehnt, dann kann man nicht für Wehrhaftmachung und derartige Jugendertüchtigung sein.«<sup>70</sup> Der FDK könne trotz aller Beschwörungen der Einigkeit des katholischen Lagers diese Entscheidung nicht mittragen.

Josef Rüter suchte mit Ernst Thrasolt, dem Chefredakteur der Zeitschrift ›Vom frohen Leben‹, nach weiteren Möglichkeiten, in das politische Geschehen einzugreifen. Trotz aller Enttäuschungen in bezug auf das Verhalten der Amtskirche gegenüber dem anwachsenden Nationalismus und Militarismus hofften sie doch auf deren Eingreifen. Angesichts der Regierungsbeteiligung der NSDAP planten Rüter und Thrasolt unmittelbar nach dem 30. Januar, eine Eingabe an die deutschen und österreichischen Bischöfe zu senden und sie zu offensiven Stellungnahmen aufzufordern. Rüter entwarf die Eingabe und sandte sie an einen Kreis von Gesinnungsgenossen aus dem FDK-Spektrum mit der Bitte um Unterschrift.<sup>71</sup> Die Initiative kam jedoch nicht mehr zum Zuge. Wie Josef Rüter gerieten bald alle führenden pazifistischen Katholiken in Bedrohung durch die eskalierenden Maßnahmen des NS-Regimes. Bereits im Mai 1933 verbot die NS-Regierung »im Interesse der öffentlichen Sicherheit« die Zeitschriften ›Vom frohen Leben‹ und ›Der Friedenskämpfer‹, was die Mitglieder des mittlerweile verbotenen FDK ihrer Diskussionsforen beraubte. Bis Mitte 1933 waren in fast allen deutschen Ländern die Geschäftsstellen des FDK durchsucht und geschlossen, die Geschichte katholischer Friedensarbeit damit gewaltsam unterbrochen.

Der Nationalsozialismus zerstörte in diesem Bereich – wie in vielen anderen auch – eine gewachsene politische Kultur so gründlich, daß nach 1945 im Prinzip erfolglos versucht wurde, wieder an sie anzuknüpfen. Katholische Friedensaktivitäten erreichten insbesondere im Sauerland nie wieder die Resonanz und Breite wie in der Weimarer Republik.

---

<sup>70</sup> Erb 1932/33, S. 164.

<sup>71</sup> Vgl. Blömeke, S. 88.

## 11. Quellen- und Literaturverzeichnis

Staatsarchiv Münster

Bestand Provinzialschulkollegium Münster

hier: Personalakten A. Nr. R29

(zit. als PSK MS, Personalakten A. Nr. R29)

Privatarchiv Gertrud Rüter, Olsberg-Wulmeringhausen

Bestand Josef Rüter

hier: Nachlaß Theodor Rüter (zit. als PAR, Theodor Rüter)

Mein Prozeß (zit. als PAR, Mein Prozeß)

Privatarchiv Karl Föster, Arnsberg

Ms. Katholische Friedensarbeit im Sauerland

(zit. als PAF, Katholische Friedensarbeit im Sauerland)

*Aus den Ortsgruppen. Wewelsburg*, in: *Der Friedensfreund* (Frankfurt/M.) 3. Jg. (1931), Nr.1, S. 16.

*Beck*, Friedrich Alfred, *Kampf und Sieg. Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Gau Westfalen-Süd von den Anfängen bis zur Machtübernahme*, Dortmund 1938.

*Blömeke*, Sigrid, »Nur Feiglinge weichen zurück« – Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus, Brilon 1992.

*Chronik der katholischen Friedensbewegung*, in: *Katholische Friedenswarte* (Frankfurt/M.) 1. Jg. (1924/25), Nr. 1/2, S. 11-12.

*Die Deutsche Friedensgesellschaft*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 12. Januar 1926.

*Erb*, Alfons, *Zum Beitritt der katholischen Verbände zum Reichskuratorium für Jugendertüchtigung*, in: *Vom frohen Leben* (Berlin) 12. Jg. (1932/33), S. 164-165.

*Faulhaber*, M., *Waffen des Lichts. Gesammelte Kriegsreden*, Freiburg<sup>5</sup> 1918, S. 132.

*Föster*, Karl, *Rede zum 40. Todesjahr von Abbé Franz Stock*, in: *Dokumentation über das Friedenstreffen aus Anlaß des 40. Todesjahres von Abbé Franz Stock*, Brilon u.a. 1988.

*Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 8. Februar 1926.

*Friedengesellschaft und Klerus*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 1. Januar 1926 [a].

*Friedengesellschaft und Klerus*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 20. Januar 1926 [b].

*Friedenskundgebung auf dem Borberg*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 1. September 1931.

*Jakobi-Reike*, Irmhild Katharina, *Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege*, Paderborn 1991.

*Der Jungdeutsche Orden*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 12. Februar 1924.

*Klarheit und Wahrheit. Warum wir Katholiken die vaterländischen Verbände ablehnen müssen!*, Cöthen / Berlin o. J.

*Knecht*, Josef, *Erziehung zum Frieden*, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/ M.) 6. Jg. (1930), Nr. 9, S. 7-14.

*Kulturkampfgetöne. Jüdische Kampfesweise katholischer Blätter*, Cassel o.J.

- Leicht, Joh.*, Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge, Würzburg 1917.
- l- [*Lettermann*], Deutsch-französische Friedensarbeit in Westfalen, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 7. Jg. (1931), S. 203.
- Die Ortsgruppe Brilon der Deutschen Friedensgesellschaft*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 4. Februar 1926.
- Paderborn*. Paderborn hat seine Sensation, in: *Rote Erde* (Dortmund) v. 1. September 1931 [a].
- Paderborn*. Was in Deutschland alles möglich ist!, in: *Rote Erde* (Dortmund) v. 5. September 1931 [b].
- Pollmann, Josef*, Paderborn, Interview v. 6. März 1992.
- Riesenberger, Dieter*, Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1976.
- Riesenberger, Dieter*, Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken [in Paderborn]. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983.
- Riesenberger, Dieter*, Zur Problematik einer katholischen Friedenserziehung in der Weimarer Republik, Ms. 1991.
- Rüther, Josef*, Der Kampf um die höhere Schule, Hamm 1915.
- Rüther, Josef*, Die völkische Bewegung als Abfall vom Christentum I, in: *Germania* (Berlin) Nr. 325 v. 28. November 1923[a].
- Rüther, Josef*, Die völkische Bewegung als Abfall vom Christentum II, in: *Germania* (Berlin) Nr. 330 v. 3. Dezember 1923 [b].
- Rüther, Josef*, Die völkische Bewegung als Abfall vom Christentum III, in: *Germania* (Berlin) Nr. 335 v. 8. Dezember 1923 [c].
- Rüther, Josef*, Aus unserer Bewegung und für unsere Bewegung, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 2. Jg. (1926), Nr. 7/8, S. 14 [a].
- Rüther, Josef*, Neues aus unserer Bewegung, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 2. Jg. (1926), Nr. 1/2, S. 15 [b].
- Rüther, Josef*, Pädagogische Werkecke, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 7. Jg. (1931). S. 58-60 [a].
- Rüther, Josef*, Pädagogische Werkecke, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 7. Jg. (1931), S. 99-101 [b].
- Rüther, Josef*, Nationalsozialismus und Friedenserziehung, in: *Der Friedenskämpfer* (Frankfurt/M.) 8. Jg. (1932), S. 141-143
- Rüther, Josef*, Erinnerungen, unveröff. Ms. ca. 1961.
- Rüther, Theodor*, Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 14. September 1926.
- Versammlung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹*, in: *Sauerländer Zeitung* (Brilon) v. 5. März 1925.
- Verzeichnis der Mitarbeiter*, in: *Katholische Friedenswarte* (Frankfurt/M.) 1. Jg. (1924/25). Nr. 1/2, S. 12.
- Vogel, Wieland*, Katholische Kirche und nationale Kampfverbände in der Weimarer Republik, Mainz 1989.

### III.

## Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn

### Versuch einer Spurensicherung<sup>1</sup>

Von Dieter Riesenberger

In den Tagen vom 29. August bis 2. September 1930 fand in Paderborn die 7. Reichstagung des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ (F.D.K.) statt. Die Tagung stand unter dem Motto „Erziehung zum Frieden“. Die Lokalpresse berichtete über dieses Ereignis und seinen Ablauf: „In den katholischen Pfarrkirchen trugen die Predigten des Sonntags dem Friedensideal des Bundes Rechnung. Um 11.30 Uhr fand im Rathaussaale die Begrüßungsfeier in Anwesenheit des hochw. Herrn Erzbischofs Dr. Klein statt, der die Feier auch mit einer längeren Ansprache beehrte. ... Im Auftrage der Stadt begrüßte Bürgermeister de Voys die Tagung und wünschte ihr einen erfolgreichen Verlauf zum Segen für die Menschheit und besonders zum Segen für das leidgeprüfte deutsche Volk. Weitere Worte der Begrüßung sprachen Vertreter der Bewegung aus Frankreich, Holland, Österreich und Amerika. Zuletzt sprach der Freiburger Professor Keller für die Deutsche Friedensgesellschaft und den Bund der internationalen Kriegsdienstgegner, welche Organisation bereits sich auf 23 Staaten ausgedehnt hat. Der Sieglische Madrigalchor verschönerte die Feierstunde durch den Vortrag prächtiger Chorwerke. Am Nachmittag fand dann im Bürgervereinsaal eine öffentliche Kundgebung statt, die trotz der schwülen Witterung zahlreich besucht war“<sup>2</sup>.

Nur noch wenige Paderborner Bürger werden sich an diese Reichstagung des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ erinnern. Den jüngeren Paderbornern dürfte die Existenz einer katholischen Friedensbewegung in der Weimarer Republik unbekannt sein, obwohl gerade in Paderborn eine der stärksten und aktivsten Ortsgruppen des Friedensbundes tätig war. Es ist deshalb sinnvoll, zunächst einen kurzen Überblick über die Geschichte dieser katholischen Organisation zu geben und dann auf die Tätigkeit der Paderborner Ortsgruppe näher einzugehen.

#### 1. Zur Geschichte des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“

Zwischen den beiden Weltkriegen gab es auch in Deutschland zahlreiche Friedensorganisationen, die allerdings im Vergleich mit nationalistischen und sogenannten „vaterländischen“ Organisationen relativ schwach waren. Die beiden stärksten Friedensorganisationen waren die „Deutsche Friedensgesellschaft“ und der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ mit jeweils etwa 40.000 Mitgliedern. Dagegen konnte allein der nationalistisch-chauvinistische Bund der Kriegsteilnehmer „Stahlhelm“ über eine Million Mitglieder aufbieten.

Nach der „Machtergreifung“ Hitlers am 31. Januar 1933 wurden die pazifistischen Organisationen zerschlagen und ihre führenden Mitglieder verfolgt. Der „heimliche“ Führer des Friedensbundes, der Dominikanerpater Stratmann, und der Generalsekretär Lenz konnten nach ihrer Entlassung aus der „Schutzhaft“ ins Ausland fliehen; Legationsrat Dr. Kuenzer wurde im Jahre 1944 hingerichtet. Einfache Mitglieder wurden beruflich benachteiligt oder

---

<sup>1</sup> Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers nach folgender Erstveröffentlichung (Nummerierung der Anmerkungen verändert): *Riesenberger*, Dieter: Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn – Versuch einer Spurensicherung. = Paderborner Beiträge zur Geschichte Nr. 1. Paderborn: Verlag des „Vereins für Geschichte an der Universität – GH-Paderborn“ 1983.

<sup>2</sup> „Lippspringer Bote“ vom 1. September 1930, unter der Rubrik „Paderborner Stadtchronik“.

mußten um ihre berufliche Existenz bangen. Die Amtskirche, die dem Friedensbund nie sehr freundlich gegenübergestanden hatte, machte nicht einmal den Versuch, den Friedensbund gegenüber seinen Verfolgern in Schutz zu nehmen. So haben die Verfolgungen durch die Nationalsozialisten und nach 1945 die Verdrängung der jüngsten Vergangenheit dazu geführt, daß die Existenz einer Friedensbewegung in Deutschland zwischen 1918 bis 1933 weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Auch die Geschichtswissenschaft hat sich erst in den letzten zehn Jahren mit dieser Gruppierung befaßt.<sup>3</sup>

Die Entstehung der katholischen Friedensbewegung in Deutschland ist eng mit den Bemühungen des Zentrumsabgeordneten Erzberger um die Beendigung des Ersten Weltkrieges und dem Friedensappell Papst Benedikts XV. vom 1. August 1917 verbunden. Die katholische Friedensbewegung verband von Anfang an ihre Forderung nach einer auf christlichen Grundsätzen beruhenden Friedensordnung mit einem klaren Bekenntnis zur Weimarer Republik. Die religiöse Grundlage des Friedensbundes wurde in seinem Aufruf vom 31. Januar 1919 betont:

„Dunkel liegt die Zukunft vor uns. Christus ist die einzige Rettung der Völker. Heraus mit einem neuen, sieghaften Programm! Es kann kein anderes sein als: Christus als Kündler der frohen Botschaft der Völkerverständigung, der Klassenversöhnung, der solidarischen Volkshilfe, der alles erneuernden Kraft seines Geistes! Christus als Überwinder des dünnkelhaften Machtgeistes, der den Weltkrieg so furchtbar gerichtet hat, als Sieger über Mammonismus und Kapitalismus, über Autokratismus und Militarismus und wie alle die Feinde glücklichen Volkstums heißen. Über Grenzpfähle der Länder und Staaten hinweg reichen wir Euch die Hände im Sinne unseres Herrn und Meisters Jesus Christus und seines Stellvertreters, des Papstes.“<sup>4</sup>

Konkrete Richtlinien hat sich der Friedensbund auf seiner Reichstagung in Hildesheim (1924) gegeben. Danach konnten jene Katholiken Mitglieder werden, die sich zu den Friedensgrundsätzen Benedikts XV. und Pius XI. bekennen; sie sollten „zunächst für ihre Person in ihrem gesamten Gemeinschaftsleben (Familie, Verein, Gemeinde, Pfarrei usw.) eine echt christliche Friedensgesinnung an den Tag legen“; das Gebot der christlichen Liebe als verbindliche Verpflichtung gelte sowohl für das zwischenmenschliche Verhalten als auch für das Verhalten zwischen den Staaten, und jede „doppelte Moral“ sei abzulehnen; grundsätzlich wurde zwar die Berechtigung eines „gerechten“ Krieges anerkannt – entscheidend aber war die Feststellung, daß „bei heutigen Verhältnissen der Kultur und Technik die von der katholischen Sittenlehre geforderten Bedingungen für einen erlaubten Krieg“ fehlen. Konsequenz ist die Ablehnung der allgemeinen Wehrpflicht.<sup>5</sup>

Es kann hier nicht näher nachgewiesen werden, daß und warum der Friedensbund mit diesen Positionen innerhalb des politischen Katholizismus während der Weimarer Republik keine Mehrheit gewinnen konnte. Zwischen 1928 und 1931 zählte der Friedensbund etwa 9000 Einzelmitglieder, mit den angeschlossenen Verbänden etwa 45.000 Mitglieder. Zustimmung fand der Friedensbund vor allem in den katholischen Jugendorganisationen, im „Windthorstbund“, im „Katholischen Jungmännerverein“, in der „Großdeutschen Jugend“ und bei den „Kreuzfahrern“. Auch einige Politiker des Zentrums wie Heinrich Krone und Friedrich Dessauer gehörten ihm an oder unterstützten ihn zeitweise wie Josef Joos. Vor allem bemühte sich der Friedensbund um Unterstützung durch den niederen Klerus; immerhin

<sup>3</sup> Vgl.: D. Riesenberger, Die Katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik. Düsseldorf 1976; K. Holl/W. Wette (Hrsg.), Pazifismus in der Weimarer Republik. Paderborn 1981; H. Donat/K. Holl (Hrsg.), Lexikon der Friedensbewegung. München 1983.

<sup>4</sup> Zitiert nach: D. Riesenberger, a.a.O., S. 35.

<sup>5</sup> „Richtlinien des Friedensbundes Deutscher Katholiken“, in: Katholische Friedenswarte 1/1924-25, H. 1/2, S. 3f.

gehörten ihm etwa 400 Kapläne oder Geistliche an. Politisch stand der Friedensbund dem sog. „linken“ Zentrumsflügel nahe, der zunächst von Erzberger und dann von Wirth repräsentiert wurde, der aber seit der allgemeinen Rechtsorientierung des Zentrums ab 1925 an Einfluß verlor. Publizistische Unterstützung erhielt der Friedensbund durch die „*Rhein-Mainische Volkszeitung*“, die „*Augsburger Allgemeine*“ und durch Wochen- bzw. Monatszeitschriften wie „*Vom frohen Leben*“ oder „*Das Heilige Feuer*“, das im Paderborner Junfermann-Verlag erschien. Innenpolitisch bekannte sich der Friedensbund zur Demokratie der Weimarer Republik; er bekämpfte nationalistische und militaristische Tendenzen und war Mitglied des „*Deutschen Friedenskartells*“, der Dachorganisation pazifistischer Organisationen. Außenpolitisch setzte er sich für den Völkerbund ein und für die Aussöhnung mit Frankreich und Polen.

Seine spezifische Aufgabe sah der Friedensbund darin, den Friedensgedanken unter Berufung auf die Bergpredigt innerhalb des deutschen Katholizismus und seiner zahlreichen Organisationen zu wecken und zu verbreiten. Dabei war er zumindest auf die Duldung durch die Bischöfe angewiesen; ohne sie bestand keinerlei Möglichkeit, innerhalb des Katholizismus wirksam zu werden. Nur wenige Bischöfe haben den Friedensbund jedoch unterstützt; die meisten Bischöfe verhielten sich distanziert, einige ablehnend. Bis zum Jahre 1930 hatte noch kein deutscher Bischof an den Reichstagungen des Friedensbundes teilgenommen. Der Paderborner Bischof Klein hatte im Jahre 1924 ebenso wie der Bischof von Trier seinen Geistlichen die Mitgliedschaft in der „*Deutschen Friedensgesellschaft*“ untersagt, hatte aber zugleich auf die Existenz des Friedensbundes mit empfehlenden Worten hingewiesen.<sup>6</sup>

Bischof Klein war der erste Bischof, der die Teilnehmer einer Reichstagung des Friedensbundes persönlich begrüßte und an sie eine Ansprache hielt. Der kurz zuvor zum Erzbischof ernannte Paderborner Kirchenführer leitete seine Rede ein „mit dem Hinweis, daß in den Tagen seines Vorgängers, des Fürstbischöfes Franz Egon von Fürstenberg (1739-1825), die Soldaten des Hochstiftes auf ihrem Helm den Spruch getragen hätten: Domine, da pacem in diebus nostris. Herr, schenke unserer Zeit den Frieden! Mit warmen Worten gedachte er der verständnisvollen Friedensarbeit der Kirche, die als gottgewollte Hüterin christlicher Kultur immer bestrebt gewesen sei, den Frieden unter den Völkern zu pflegen. Papst Benedikt XV. wird der große Friedenspapst aller Zeiten genannt werden müssen, dessen Rundschreiben vom 28. Mai 1920 das Hohelied der katholischen Friedensbewegung ist: Gerechtigkeit und Liebe sind der Grundpfeiler eines dauerhaften Friedens. Die Gedanken seines Vorgängers hat der jetzige Papst Pius XI. in seinem Weihnachtsschreiben 1922 wieder aufgenommen, als er der Christenheit das Wort zum Nachdenken empfahl: Pax Christi in regno Christi. Christi Friede im Reiche Christi!“<sup>7</sup>

So verdienstvoll der Entschluß des Paderborner Erzbischofs, als erster Bischof auf einer Tagung des Friedensbundes zu sprechen, auch war, es fehlt in seiner Ansprache – soweit aus der Inhaltsangabe erkennbar – doch eine konkrete Unterstützung des Friedensbundes etwa in Form eines Aufrufs zum Beitritt oder einer ausdrücklichen Zustimmung zu seinem Programm. Offensichtlich kam es dem Bischof vor allem darauf an, den Friedensbund in die Kirche einzubinden.

Positiv äußerte sich das Paderborner Bistumsblatt, der „*Leo*“, über den Verlauf der Reichstagung. Man könne solchen Bestrebungen, den Weltfrieden zum allgemeinen Wohle der Völker zu sichern, seine Sympathien nicht versagen, man könne und dürfe auch an derlei hochgestimmten Zielsetzungen nicht stumpf und teilnahmslos vorübergehen. „Möge jenes keimfähige Körnchen aufgehen, das die Paderborner Friedenstagung in offene Furchen, in bereite und aufgeschlossene Herzen gesät hat! Unser Abschiedsgruß an all die ehrenwerten,

<sup>6</sup> Vgl.: Kirchliches Amtsblatt der Diözese Paderborn vom 16. Dez. 1925; Kath. Friedenswarte 2/1926, H. 1/2, S. 13.

<sup>7</sup> Zur Friedensbundtagung deutscher Katholiken in Paderborn: In: Leo, Sonntagsblatt für das katholische Volk, Nr. 38, 21. Sept. 1930, S. 602.

opferfreudigen und selbstlosen Friedensapostel soll das Wort sein: Gesegnet die Füße derer, die den Frieden bringen.“<sup>8</sup> Enttäuschend mußte jedoch wirken, daß trotz dieses wohlwollenden Kommentars keine weitere Berichterstattung über den Friedensbund oder gar publizistische Unterstützung durch das Bistumsblatt erfolgte.

Der Friedensbund, der als „Sauerteig“ innerhalb der bestehenden katholischen Organisationen und kirchlichen Vereine wirken wollte, versuchte Mitglieder oder Vertreter dieser Gruppierungen für sich zu gewinnen, um über sie und durch sie Zugang zu den katholischen Laien zu gewinnen. Damit wurde vor allem der Arbeit an der Basis, den Ortsgruppen also, eine wichtige Aufgabe zugewiesen. Die Arbeit in den Ortsgruppen sollte von dem Grundsatz bestimmt sein, die Menschen zu geistig mündigen Bürgern mit selbstverantwortlichem Handeln zu erziehen, denn „die patriarchalische Lebenslinie der Vorkriegszeit ist endgültig vorbei; die heute notwendige Geisteshaltung ist die der zeitigen Mündigkeit zur vollen Gewissensverantwortung und persönlichen Stellungnahme.“

Im einzelnen oblag den Ortsgruppen folgender Aufgabenkatalog:

1. Schulung der Mitglieder in Friedensfragen durch Lektüre und Diskussion grundsätzlicher Schriften,
2. Sammlung von Zeitungs- und Zeitschriftenmaterial, soweit darin die Kriegs- und Friedensfrage behandelt wird,
3. Abhalten öffentlicher Versammlungen zur Werbung für die Friedensidee und den Friedensbund,
4. Beeinflussung von Presse- und Rundfunkmeldungen,
5. Bildung von Arbeitsgemeinschaften innerhalb der Ortsgruppe, z.B. für Erzieher,
6. Kontakt halten mit der Zentrale und Mitarbeit bei der Vorbereitung der Reichstagen.<sup>9</sup>

Damit wurde aus der praktischen Arbeit für den Frieden ohne großen theoretischen Ballast die entscheidende Erkenntnis gewonnen, daß Erziehung zum Frieden nur bei gleichzeitiger Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit und Selbsttätigkeit möglich ist, und daß Erziehung zum Frieden gleichbedeutend ist mit der Erziehung zur Demokratie. Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ gehört zu jenen demokratischen Friedens- und Freiheitskräften, an denen die deutsche Geschichte nicht eben reich ist.

## 2. Die Paderborner Ortsgruppe des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“

Die Ortsgruppe Paderborn wurde wie auch die Ortsgruppe Brilon zu Beginn des Jahres 1924 nach einem Vortrag von Pater Stratmann, dem Theoretiker des Friedensbundes und Prinz Max von Sachsen, dessen Ehrenpräsidenten, in beiden Städten gegründet<sup>10</sup>. Die Initiative zu diesen Gründungen ging in Brilon von Studienrat Rüter, in Paderborn von dem späteren Bürgermeister Tölle aus; Rüter und Tölle kannten sich bereits seit längeren Jahren. Aus dieser Bekanntschaft ergab sich bis 1933 eine enge Zusammenarbeit zwischen beiden Ortsgruppen. Tölle war Weltkriegsteilnehmer und wurde unter dem Eindruck der Materialschlachten und Grabenkämpfe zum „überzeugten Kriegsgegner“<sup>11</sup>.

In diesem „pazifistischen“ Kriegserlebnis liegt der Ursprung für das spätere Engagement für den Frieden. Vor diesem Einsatz für den Frieden lag jedoch bezeichnenderweise das poli-

<sup>8</sup> Ebd., S. 603.

<sup>9</sup> Zitiert nach: D. Riesenberger, a.a.O., S. 48.

<sup>10</sup> Kath. Friedenswarte 1/1924, H. 1/2, S. 11.

<sup>11</sup> J. Jüttemeier, 1945 und der Wiederaufbau in Paderborn in den ersten Jahren. I. Teil. Unveröffentl. Manuskript; Stadtarchiv Paderborn, S. 18.

tische Engagement für die Demokratie der Weimarer Republik. Ein politischer Wegbegleiter Tölles erinnert sich: „Es war Anfang des Jahres 1923, da trafen sich im Laurentius-Heim in der Schulstraße junge Menschen aus der Jugendbewegung, Handwerksgesellen, junge Eisenbahner und Primaner vom Theodorianum. Sie kamen in kurzen Hosen und Schillerkragen, das war zu dieser Zeit für neunzehn- und zwanzigjährige das äußere Zeichen für Fortschritt und Lebensreform. Sie hatten die Absicht, sich politisch zu betätigen. Nach einem Vortrag des Geschäftsführers der Zentrumsparterie wurde der Windthorstbund gegründet und ein Vorsitzender gesucht. – Da war einer anwesend, der keine kurze Hose trug. Er sollte schon Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg gewesen sein, aber für uns Jüngere war er ein Jugendbewegter, denn auf Wanderungen trug er Breecheshosen und Wickelgamaschen. Er wurde an diesem Abend einstimmig gewählt.“<sup>12</sup>.

Das Verhältnis des „Windthorstbundes“ als der Jugendorganisation des „Zentrums“ zur Mutterpartei blieb wie anderswo so auch in Paderborn nicht ungetrübt. Das Paderborner „Zentrum“ war zumindest in den ersten Nachkriegsjahren stark monarchistisch geprägt, während der „Windthorstbund“ sich bewußt zur Weimarer Demokratie bekannte. So konnten Spannungen nicht ausbleiben. Sie kamen zum Ausbruch, als der Vorsitzende des „Windthorstbundes“, Tölle, eine Feier zum Verfassungstag der Republik am 11. August 1923 abhielt: „Nur mit Mühe gelang es ihm, zu dieser Feierstunde den Rathaussaal zu bekommen. Besucht wurde diese Veranstaltung, in der Studienrat Dr. Josef Rüter aus Brilon sprach, und die mit Gesang und Rezitation umrahmt wurde, nur von Mitgliedern der Gewerkschaften, des „Pius-Arbeitervereins“ und der Jugendbewegungen verschiedener Färbung. Enttäuschend war für die Mitglieder des „Windthorstbundes“, daß kein führendes Mitglied der Zentrumsparterie erschienen war.“<sup>13</sup>

Die Initiative zur Gründung einer Paderborner Ortsgruppe ging von einem Mann aus, der als Kriegsteilnehmer zu einem überzeugten Kriegsgegner und zugleich zu einem Anhänger der Weimarer Demokratie geworden war. Als Vorsitzender des „Windthorstbundes“ in Paderborn verfügte Tölle über eine gewisse, wenn auch schmale Basis für sein Vorhaben, sich aktiv für den Frieden einzusetzen; umgekehrt bot der Friedensbund mit seinem Programm die Möglichkeit, pazifistisches und demokratisches Engagement gleichermaßen in die Tat umzusetzen. In den ersten Jahren allerdings blieb die Paderborner Ortsgruppe mit etwa dreißig Mitgliedern eine recht bescheidene Organisation. Immerhin plante sie für jedes Jahr eine „große öffentliche Veranstaltung, um weitere Kreise zu interessieren“, um vor allem eine „stärkere Ausstrahlung auf Kleriker und Akademiker“ zu erreichen.<sup>14</sup> Am 18. November 1925 fand in Paderborn eine öffentliche Totengedenkfeier für die Opfer des Weltkrieges statt, auf der Ernst Thrasolt, zwischen 1915 bis 1945 ein bekannter katholischer Dichter, radikaler Pazifist und lange Jahre Herausgeber der im Verlag Junfermann erschienen Zeitschrift „*Das Heilige Feuer*“, seine Gedenkworte über „Die Toten an uns“ sprach.<sup>15</sup> Größere Erfolge blieben zunächst aus.

Die Gründung der Ortsgruppe Brilon, die mit der Paderborner Ortsgruppe eng verbunden war, zeigt gewisse Ähnlichkeiten mit dem Entstehen der Paderborner Ortsgruppe. Bereits im Jahre 1920 hatte Franz Hoffmeister, ehemals Theologiestudent in Paderborn und dann Vikar in Antfeld, den „Sauerländer Heimatbund“ gegründet. Hinter dieser unpolitisch anmutenden Gründung stand als Motiv die Suche nach dem Frieden als „das große Anliegen des Sauerländer Heimatbundes, der aus dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges entstanden war, des großen Zerstörers nicht nur des Völkerfriedens und der internationalen Gemeinschaft. Das grundlegende Ziel dieser ersten Generation des Sauerländischen Heimatbundes war die Überwindung

<sup>12</sup> J. Jüttemeier, in memoriam Christoph Tölle, Altbürgermeister und Ehrenbürgermeister von Paderborn und Le Mans. Demnächst in: Die Brücke.

<sup>13</sup> J. Jüttemeier, 1945 und der Wiederaufbau in Paderborn ..., S. 18.

<sup>14</sup> Kath. Friedenswarte 1/1924-25, H. 7/8, S. 12.

<sup>15</sup> Kath. Friedenswarte 1/1924-25, H. 11/12, S. 9.



der seelischen Unordnung, die durch den Krieg entstanden war“.<sup>16</sup> Der Vorstand des Sauerländer Heimatbundes, dem auch der bereits erwähnte Rüther angehörte, faßte im Frühjahr 1923 den Entschluß, auf dem Borberg bei Brilon eine Kapelle zu Ehren der Friedenskönigin Maria zu erbauen. Den Plan für diese Kapelle entwarf der Dombaumeister Matern – ein weiterer Hinweis für die enge Verbindung zwischen Brilon und Paderborn.

Die in den Grundstein der Kapelle eingeschlossene Urkunde besagt, daß „die Kapelle ein Dank sein solle für die Beendigung des Krieges, eine steinerne Bitte um Frieden und eine Stätte des Gebets um den dauernden, um den guten Frieden in den Herzen, in den Familien, zwischen den sich hier begegnenden Gemeinden ...“<sup>17</sup>. Die Friedenskapelle auf dem Borberg wurde bald zum Zentrum der Ortsgruppen Paderborn, Brilon und Büren. Ähnlich wie in Paderborn bildeten auch in Brilon das „pazifistische“ Kriegserlebnis, die Existenz eines bereits aktiven Vereins und demokratische Überzeugung (in der Person Rüthers) die Voraussetzungen für die Gründung einer Ortsgruppe.

Die führenden Mitglieder der Paderborner Ortsgruppe, Tölle und Bödeker, der ebenfalls dem „Windthorstbund“ angehörte, aber auch dem „Pius-Arbeiterverein“ und den Christlichen Gewerkschaften – nahmen im Jahre 1925 am Kongreß in Bierville (bei Paris) teil, der von dem französischen Politiker und Pazifisten Marc Sangnier, dem Vorkämpfer für die deutsch-französische Verständigung, einberufen worden war. Voller Begeisterung kehrte Tölle nach Paderborn von diesem Kongreß zurück<sup>18</sup>, der mit etwa 5000 meist jugendlichen Teilnehmern einen Höhepunkt der internationalen Friedensbewegung darstellte. Mit 31 Organisationen war Deutschland am stärksten vertreten; von den katholischen Vereinigungen waren „Jungborn“, „Quickborn“, „Großdeutsche Jugend“ und (wenn auch nicht offiziell) der „Windthorstbund“ anwesend. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, daß in der Teilnahme an diesem Friedenskongreß der Ausgangspunkt für die Bemühungen um die deutsch-französische Verständigung liegt, deren sich Tölle sowohl zwischen den Weltkriegen als auch nach 1945 angenommen hat.

Der lange erwartete Durchbruch für die Paderborner Ortsgruppe wurde im Jahre 1928 erreicht. Seither gehörte die Paderborner Ortsgruppe zu den größten und aktivsten Ortsgruppen des Friedensbundes. Dieser Erfolg ist in erster Linie auf die propagandistische Tätigkeit des Franziskanerpaters Theophil Ohlmeier zurückzuführen, der vom 13. April 1928 bis zum 21. August 1933 im Paderborner Franziskanerkloster tätig war. Pater Theophil Ohlmeier wurde am 12. Juli 1882 in Ennigerloh [Münsterland] geboren und ist am 26. Juni 1967 in Warendorf gestorben. Im Jahre 1910 in Paderborn zum Priester geweiht, war er in den Klöstern in Paderborn, Hamm, DINGELSTÄDT, Warendorf, Dorsten, Rietberg und Mühlen tätig. Er verfaßte zahlreiche Kleinschriften „meist aszetischer und erzieherischer Art“, die auch nach 1945 noch aufgelegt wurden. Im Jahre 1940 wurde sein gesamtes Schrifttum, das auch pazifistische Propagandaschriften umfaßte, von der Gestapo beschlagnahmt, und „er selbst zur Schutzhaft ins Gerichtsgefängnis nach Hannover abgeführt. Dort entließ man ihn wieder nach 6 1/2 Wochen, nachdem er sich verpflichtet hatte, nicht mehr zu schriftstellern“<sup>19</sup>.

Erstmals trat Pater Ohlmeier im Spätjahr 1926 als aktives Mitglied des Friedensbundes an die Öffentlichkeit, als er im „*Friedenskämpfer*“, dem Organ des Friedensbundes, einen Auf-

<sup>16</sup> J. Rüther, Ein Brief als „Einleitung“. In: Chronik der Borbergkapelle. Buch 2. Propstei-Pfarramt Brilon, unsigniert und nicht paginiert (Blatt 1’).

<sup>17</sup> A. Koch, Die Borbergkapelle. Manuskript 1960. Propstei-Pfarramt Brilon, unsigniert und nicht paginiert (Blatt 1); Vgl. auch den Brief Rüthers vom 13.8.1935 an den Küster L. Kather, in: Zusammenstellung des derzeitigen Küsters J. Stratmann über die Borbergkapelle (ohne Datum und Signatur). Propstei-Pfarramt Brilon.

<sup>18</sup> Mündliche Mitteilung von J.J.; über Fr. Stock und seine Teilnahme an dem Kongreß in Bierville, Vgl. R. Closset, Er ging durch die Hölle – Franz Stock. Paderborn<sup>4</sup>1983, S. 41-44.

<sup>19</sup> Lebenslauf Pater Th. Ohlmeiers, wahrscheinlich aus Anlaß seines Todes im Kloster Mühlen zusammengestellt; ohne Datum im Provinzialarchiv der Sächsischen Franziskanerprovinz in Werl. Die Lebensdaten sind dem Personalbogen entnommen, ebenfalls Provinzialarchiv Werl. – Für zuvorkommende Unterstützung bin ich dem Archivar des Klosters in Werl zu großem Dank verpflichtet.

satz über „Franziskus von Assisi als Friedensfreund“ veröffentlichte. Schon bald entwickelte er Vorstellungen über die Strategie des Friedensbundes, die im offenen Gegensatz zu der vor allem durch Dirks vertretenen Position der Zentrale des Friedensbundes stand. Während die Zentrale daran festhielt, im Friedensbund einen Kern entschiedener katholischer Pazifisten zu sammeln, um über seine Mitglieder in die politischen und kirchlichen Organisationen hineinzuwirken, vertrat Pater Ohlmeier vehement die Auffassung, der Friedensbund müsse eine Massenorganisation werden, um politischen Druck ausüben zu können: „Je mehr Mitglieder die Friedensverbände aufweisen, um so mehr pazifistische Kandidaten können wir für Wahlen vorschlagen und ins Parlament hineinbringen.“<sup>20</sup>

Offensichtlich schwebte Pater Ohlmeier der Plan vor Augen, den Franziskanerorden zu einem Zentrum der katholischen Friedensbewegung zu machen. In jedem Kloster sollte ein Pater im Aushilfsbezirk „das Volk über Krieg und Frieden aufklären und überall Ortsgruppen des Friedensbundes errichten oder wenigstens die Standesvereine korporativ dem Friedensbund angliedern. ... Auch die Mitglieder des Dritten Ordens sollten wir mit den Bestrebungen der Friedensbewegung bekannt machen und sie korporativ dem Friedensbund anschließen. ... Wenn unsere Provinz in dieser Weise auf die Überwindung des Krieges hinarbeitet, ist zu erwarten, daß die anderen deutschen und ausländischen Provinzen und mit der Zeit alle Franziskuskinder unserem Beispiel folgen werden. Und ein jeder von uns, der Beziehungen dazu hat, sollte es an diesbezüglichen Anregungen auch nicht fehlen lassen. Wenn die 3.000.000 über alle Länder der Erde verbreiteten Söhne und Töchter des seraphischen Heiligen sich mit ihrem ganzen Einfluß für die Erhaltung des Weltfriedens einsetzen würden, von welcher Bedeutung wäre das für die Verhinderung von Kriegen!“<sup>21</sup>

Wenn auch dieser etwas verwegene Plan auch innerhalb des Franziskanerordens ohne Resonanz blieb, so konnte doch Pater Ohlmeier durch seine unermüdliche propagandistische Arbeit für den Friedensbund zahlreiche Mitglieder gewinnen und über 45 neue Ortsgruppen gründen, so beispielsweise in Rhade (bei Dorsten, ca. 150 Mitglieder), in Kirchhellen (Bezirk Münster, ca. 300 Mitglieder) oder in Darmstadt (ca. 700 Mitglieder). Diese Ortsgruppen entstanden im Anschluß an die von dem Franziskanerpater abgehaltenen „Friedenssonntage“.

Auf Einladung der Paderborner Ortsgruppe hielt Pater Ohlmeier auch in Paderborn am 17. Januar 1928 einen Friedenssonntag ab. Ein Zeitungsbericht verdeutlicht die Methode, nach der eine solche Veranstaltung ablief: „Pater Ohlmeier predigte im Laufe des Vormittags je zweimal in der Herz-Jesu-Kirche und in der Jesuitenkirche und einmal in der Franziskanerkirche. Er hob dabei die Bedeutung der Friedensbewegung vom christlichen Standpunkt hervor, während er in den öffentlichen Versammlungen, die nachmittags 4 Uhr für Frauen und Jungfrauen und abends 8 Uhr für die Jünglinge und Männer im Pfarrhause stattfanden, das Thema: Warum bekämpfen wir den Krieg und wie können wir ihn überwinden? – nach allen Seiten behandelte. Beide Versammlungen hatten sich außerordentlich starken Besuches zu erfreuen, ein Beweis, daß die Friedensbewegung heute starke Sympathien genießt. Der Vorsitzende, Herr Tölle, eröffnete die Versammlung am Abend mit dem Hinweis, daß der Friedensbund sich in seiner Arbeit für den Frieden auf die Enzykliken der letzten Päpste stützt. Er ging dann auf die einzelnen Möglichkeiten der Verständigung ein und betonte die Wichtigkeit des Wahljahres 1928 für die Friedensbewegung. ... Am Schluß der Versammlung wurden Zettel zur Mitgliederwerbung verteilt. Im ganzen hat der Friedensbund in Paderborn am Friedenssonntag, der nur in zwei Pfarreien gehalten wurde, 700 Mitglieder gewonnen. Ein imponierender Erfolg. Auch für die übrigen Pfarreien soll in der nächsten Zeit ein Friedenssonntag stattfinden.“<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Th. Ohlmeier, Warum müssen wir die Volksmassen gewinnen?, In: Der Friedenskämpfer 4/1928, H. 10, S. 10.

<sup>21</sup> P. Theophil Ohlmeier, Friedenswirken – eine zeitgemäße franziskanische Aufgabe. In: Vita Seraphica, Anregungen und Mitteilungen aus der Sächsischen Franziskanerprovinz 1929, S. 88.

<sup>22</sup> Friedenssonntag in Paderborn. Die Katholiken und die Friedensbewegung. In: Westfälisches Volksblatt Nr. 14, 17. Januar 1928; Zeitungsausschnitt im „Nachlaß“ P. Th. Ohlmeiers, Provinzialarchiv Werl.

Im Gegensatz zu zahlreichen anderen, von Pater Ohlmeier gegründeten Ortsgruppen, die ebenso schnell wieder einschliefen wie sie sich spontan gebildet hatten, konnte die Paderborner Ortsgruppe ihre relativ starke Position halten und sogar ausbauen, da sie über einen festen Kern und in der Person Tölles über einen engagierten Vorsitzenden verfügte.

Trotz dieser erfolgreichen Entwicklung läßt sich das grundsätzliche Dilemma des Friedensbundes an der Paderborner Ortsgruppe recht deutlich erkennen. Einerseits hatte die Ortsgruppe durch die Werbemethoden Pater Ohlmeiers zahlenmäßig einen Durchbruch erreicht; es ist sogar gelungen, in Paderborn die Provinzialoberinnen der „Schwestern von der Christlichen Liebe“ für einen korporativen Beitritt und damit 3000 Schwestern als Mitglieder zu gewinnen.<sup>23</sup> Ob aber mit diesem korporativen Beitritt mehr als eine numerische Vergrößerung des Friedensbundes erreicht werden konnte, ist doch sehr zweifelhaft. Mitgliederzahlen einer Vereinigung sagen an sich noch nichts aus über ihre politische Durchsetzungsfähigkeit. Das sollte sich auch in Paderborn erweisen, als die Kandidatur Tölles für den Stadtrat im Jahre 1928 daran scheiterte, daß er von der konservativ eingestellten lokalen Zentrumsorganisation keinen sicheren Listenplatz erhalten hatte. Hier wirkte sich die Entfremdung zwischen der Zentrumspartei und ihrer Jugendorganisation, dem „Windthorstbund“, dessen Vorsitzender Tölle war, aus. Den Höhepunkt dieser Entfremdung brachte ein Aufruf des „Windthorstbundes“, der Gewerkschaften und des Reichsbanners „Schwarz-Rot-Gold“, den Antikriegsfilm „Im Westen nichts Neues“ nach dem Roman von E. M. Remarque zu besuchen, der im „Westfälischen Volksblatt“ veröffentlicht werden war.<sup>24</sup>

Das Paderborner Zentrum lehnte diesen Aufruf mit dem vorgeschobenen Argument ab, in dem Film würden anstößige Szenen gezeigt. Entscheidend ist die Tatsache, daß trotz des zahlenmäßigen Wachstums der Paderborner Ortsgruppe die Kandidatur Tölles für den Stadtrat von der Mutterpartei des „Windthorstbundes“ verhindert wurde. Das bedeutet aber, daß auch auf lokaler Ebene die Strategie der Zentrale des Friedensbundes gescheitert war, über seine Mitglieder, die zugleich Funktionsträger in politischen oder kirchlichen Organisationen waren, an der politischen Willensbildung innerhalb des politischen Katholizismus mitzuarbeiten. Es ist aufschlußreich, daß ein solcher Versuch auch auf Reichsebene, bei der Reichstagswahl 1928, scheiterte, als es nicht gelungen war, dem langjährigen Vorsitzenden des Friedensbundes Dr. Miller einen sicheren Platz auf der Reichsliste der Zentrumspartei zu sichern.

Trotz dieses Mißerfolges gab sich die Paderborner Ortsgruppe des Friedensbundes nicht geschlagen. Sie konnte schließlich auch wachsende Sympathien unter den Geistlichen des Paderborner Landes verzeichnen.<sup>25</sup> Zu den eifrigsten Mitgliedern gehörte Pfarrer [Heinrich] Hesse [\*24.1.1892] von der St. Georgskirche, der wiederum in enger Verbindung mit dem Singekreis um Dr. Hatzfeld stand, dem Herausgeber des Liederbuches „Tanderadei“. Zu den Besonderheiten der Paderborner Ortsgruppe gehörte denn auch, daß bei den Mitgliederversammlungen das Singen von Liedern aus „Tanderadei“ im Mittelpunkt stand. Überhaupt darf trotz der Erfolge der Paderborner Ortsgruppe nicht übersehen werden, daß die Gruppenarbeit, die konsequente Schulung und gar die theoretische Aufarbeitung der Friedensarbeit viel zu kurz kam. Dieser Mangel hängt zweifellos auch damit zusammen, daß die meisten Mitglieder der Ortsgruppe zugleich Mitglieder im „Windthorstbund“, im „Kolpingverein“ oder im „Pius-Arbeiterverein“ waren, daß sie in diesen ihren „Primärgruppen“ mehr Zeit und Mühe investierten als in der Gruppenarbeit für den Friedensbund. Fast alles hing von der Initiative und Tatkraft des Vorsitzenden der Ortsgruppe ab.

Im Jahre 1929 schlossen sich die Ortsgruppen Paderborn, Brilon und Büren enger zusammen und hielten um die Jahresmitte in Paderborn eine Bezirksversammlung ab. Rüter (Brilon) hielt das Hauptreferat über „Unsere Aufgaben in der katholischen Friedensbewegung“.

<sup>23</sup> Th. Ohlmeier, Wie gewinnen wir große Volksmassen für den Friedensbund? In: Der Friedenskämpfer 5/1929, Nr. 2/3, S. 9.

<sup>24</sup> J. Jüttemeier, 1945 und der Wiederaufbau in Paderborn..., S. 18 f.

<sup>25</sup> Der Friedenskämpfer 5/1929, H. 9/10, S. 26.

Der Redner betonte die Notwendigkeit, durch Ausspracheabende, Vorträge und Pressearbeit die Aktivitäten für den Frieden zu intensivieren. Für die Werbearbeit mit Lichtbildvorträgen bot sich eine Sammlung von 300 Kriegsbildern an, die Oberlehrer Schabedoth (Büren) zusammengestellt hatte. Wurden damit Anregungen Pater Ohlmeiers aufgegriffen, so stellte sich die Paderborner Bezirkstagung doch hinter die Strategie der Zentrale des Friedensbundes, wenn sie betonte, in politischer Hinsicht gelte es, im Sinne „einer entschiedenen Politik des Friedens in den Parteien vorzustoßen“. Der religiöse Charakter des Friedensbundes erhielt insofern eine spezifisch regionale Prägung, als im Hinblick auf die Borbergkapelle dem Gebet zu Maria als der Friedenskönigin eine besondere Bedeutung zuerkannt wurde. Die Bezirkstagung faßte schließlich den Entschluß, Paderborn als Tagungsort für die Reichskonferenz des Friedensbundes im Jahre 1930 vorzuschlagen.<sup>26</sup>

Die Paderborner Reichskonferenz befaßte sich mit dem heute wieder aktuellen Thema „Erziehung zum Frieden“. Die Tagungsreferate enthielten eine Fülle von Anregungen und Vorschlägen. Gefordert wurden ferner „stärkere örtliche Zusammenarbeit der Ortsgruppen mit den einzelnen Jugendbünden, Einrichtung von Erziehungsgemeinschaften innerhalb des F.D.K., Arbeitsgemeinschaften für junge Führertalente. Mitarbeit und Förderung katholischer internationaler Jugendbestrebungen. Internationaler Schüler- und Studentenaustausch. Deutsch-französischer und deutsch-polnischer Briefwechsel. Jugendtage des Friedens in den Grenzländern. Unterstützung von Ferienkolonien deutscher und französische Kinder. Ein Antrag auf Förderung schon bestehender Kinderlager. Gründung neuer und Ausdehnung solcher Lager auf englische und polnische Kinder wurde angenommen. ...“<sup>27</sup>.

Im Anschluß an die Paderborner Tagung erfolgte eine Reihe von Aktivitäten, um das Problem Friedenserziehung auch langfristig und kontinuierlich angehen zu können. Die Zeitschrift „*Der Friedenskämpfer*“ richtete eine „Pädagogische Werkecke“ ein, in der regelmäßig über Fragen der Friedenserziehung berichtet wurde. Eine Reihe von Pädagogen, unter ihnen der Paderborner Geistliche H. Hesse, schloß sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, die „mit der Überprüfung von Lese-, Geschichts- und anderen Lehrbüchern auf unchristlichen, friedensfeindlichen Gedankeninhalt“ begann.<sup>28</sup> Die Arbeitsgemeinschaft suchte vor allem eine Zusammenarbeit mit dem „Katholischen Lehrerverband/Provinz Westfalen“ und dem „Verband katholischer Lehrerinnen“.

Schon im Mai 1930, also noch vor der Paderborner Reichskonferenz hatte unter maßgeblicher Beteiligung Rüthers in Hamm eine Zusammenkunft der im Friedensbund organisierten Lehrerinnen und Lehrer mit dem Schriftführer des Katholischen Lehrerverbandes/Provinz Westfalen stattgefunden. Diese ersten Kontakte wurden nach der Paderborner Reichskonferenz auf einer Konferenz in Dortmund (19./20. September 1931) intensiviert und durch die Errichtung einer Pädagogischen Kommission im Friedensbund institutionalisiert. Die pädagogische Arbeitsgemeinschaft richtete an die Zentrale des Friedensbundes folgenden Antrag: „Die Generalversammlung des Friedensbundes Deutscher Katholiken möge sich in den schicksalsschweren Monaten vor der Abrüstungskonferenz entschieden gegen den wieder zunehmenden Gebrauch wenden, kriegerische Spielzeuge zu schenken. Sie möge besonders darauf hinweisen, daß das Schenken dieser Spielzeuge am Weihnachtsabend der christlichen Idee widerspricht und eine Schändung des Weihnachtsgedankens in sich trägt. Sie möge im Kampf gegen diese Spielzeuge, die im Hinblick auf die entsetzliche moderne Kriegsmaschine einen romantischen Betrug an der Jugend darstellen, die katholischen Mütter- und Frauenorganisationen und die katholische Presse zur Mithilfe anrufen.“<sup>29</sup>

Der erfolgreiche Verlauf der Reichskonferenz in Paderborn gab den Ortsgruppen in Paderborn, Brilon und Büren einen neuen Auftrieb. Am 6. Januar 1931 fand in Paderborn eine Aus-

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> *Der Friedenskämpfer* 6/1930, H. 10, S. 13.

<sup>28</sup> J. Rüther, *Pädagogische Werkecke*. In: *Der Friedenskämpfer* 6/1930, H. 7, S. 58 f.

<sup>29</sup> *Der Friedenskämpfer* 7/1931, H. 11, S. 201.

sprachetagung des Friedensbundes statt über das Thema „Der nationale und der internationale Gedanke“. Diözesanpräses Merx sprach über den Begriff des Nationalen und versuchte dabei eine scharfe Abgrenzung gegen den „Kollektivegoismus“, der sich hinter dem Nationalismus der Rechten verbirgt; der Geistliche Hesse stellte dem Versuch der Nationalisten, die Nation als letzten Wert und Krieg als letzte Instanz hinzustellen, das „christliche Ideal einer in Ordnung gegliederten Menschheit gegenüber“<sup>30</sup>.

Unter maßgeblicher Beteiligung der Ortsgruppen Paderborn und Brilon organisierte der Bezirk Ostwestfalen des Friedensbundes am 13. September 1931 ein großes Treffen auf dem Borberg, das ganz der deutsch-französischen Verständigung gewidmet war. Einen wichtigen Beitrag für das Gelingen dieses Treffens leistete Franz Stock; seiner Vermittlung war die Anwesenheit französischer Gäste zu verdanken. Ebenfalls auf Franz Stock, der selbst Mitglied des Friedensbundes war, ging wohl die Teilnahme einer Anzahl jüngerer Theologen des Konvikts und Priesterseminars zurück. Über das Treffen auf dem Borberg berichtete nach 1945 ein Teilnehmer: „Unter 1200 bis 1300 Teilnehmern fanden sich auch 6 junge Franzosen, Studenten ... unter ihrem Führer Josef Folliet, heute Professor an der Universität Lyon und führender Soziologe Frankreichs. Mit ihnen kam der damalige Diakon, Herr Franz Stock aus Neheim, heute berühmt als der früh verstorbene Pariser Seelsorger der Gefangenen und Hingerichteten als Abbé Stock ... Eine Anzahl junger Theologen des Paderborner Konvikts und Priesterseminars und die Warsteiner Kreuzfahrergruppe nahmen an der Veranstaltung teil. Zu Anfang störte eine Gruppe Olsberger Nationalsozialisten die Begrüßungsreden ... und den Beginn der Muttergottesandacht durch Zurufe und Lärm, bis sie durch zwei Förster und einen Polizeibeamten und mit Hilfe einer Reihe kräftiger Männer schrittweise vom Borberg weggedrängt werden konnten. Dies Treffen, das offensichtlich die jungen Männer der beiden Völker einander näherbrachte, klang aus in einem ‚Völkerballspiel‘ und abwechselnden Gesängen“.<sup>31</sup>

Die Begrüßungsansprachen wurden vom Briloner Bürgermeister, von Tölle und vom Vorsitzenden des Friedensbundes Dr. Gunst gehalten. Die erwähnten französischen Studenten gehörten der von Folliet<sup>32</sup> gegründeten Gemeinschaft „Compagnons de St. François“ an; diese Gemeinschaft war auf dem Kongreß in Bierville in Anlehnung und engem Kontakt zu der von Ehlen geführten „Großdeutschen Jugend“ gegründet worden.<sup>33</sup>

An das Treffen auf dem Borberg schloß sich eine kleinere Tagung in Paderborn an, die „viel Aufklärung über das deutsch-französische Verhältnis“ brachte.<sup>34</sup> Die Verständigung mit Frankreich und Polen stand im Mittelpunkt einer Diskussion auf der Wewelsburg unter Leitung des Geistlichen Rates Pöppelbaum. Diskussionsredner waren der französische Geistliche Berton, der Generalsekretär des Friedensbundes Lenz und – als Widerpart – der Gauführer des Stahlhelm Freiherr von Landsberg.

Noch im Jahre 1932 bewies die Paderborner Ortsgruppe ihre ungebrochene Lebenskraft. Auf der nach Paderborn am 8./9. September 1932 einberufenen Bezirkskonferenz wurde ein „Bezirksverband Paderborner Land des Friedensbundes Deutscher Katholiken“ gegründet.

<sup>30</sup> Der Friedenskämpfer 7/1931, H. 2, S. 30.

<sup>31</sup> A. Koch, Die Borbergkapelle, a.a.O., S. 4; vgl. auch den Bericht aus „L'Appel de la Route“, sept.-oct. 1931, in: R. Closset, a.a.O., S. 61: „Die Frucht unserer Bemühungen ist diese: Wir sind tief überzeugt, daß der Krieg, selbst wenn er als ‚gerecht‘ ausgegeben wird, eine schreckliche Sünde gegen das erste Gebot Gottes ist.“ – Im übrigen ist es bedauerlich, daß R. Closset den „Friedensbund Deutscher Katholiken“ nicht erwähnt, auch die Verbindung zwischen Fr. Stock und dem F.D.K. nicht kennt. Sie war offensichtlich sehr eng; mit Sicherheit hat Fr. Stock den langjährigen Vorsitzenden der F.D.K., Dr. Gunst, der zugleich Bürgermeister von Neheim-Hüsten war, gekannt. Auch für Fr. Stock war der F.D.K. Ausgangspunkt und zumindest zeitweise die Basis, von der seine persönlichen Initiativen zur deutsch-französischen Verständigung ausgingen.

<sup>32</sup> Zu J. Folliet vgl. die Kurzbiographie in: Grand Larousse encyclopédique, Paris 1962. Bd. 5, S. 92.

<sup>33</sup> Vgl. L. Remillieux (Lyon), Die Compagnons de St. François, in: Der Friedenskämpfer 9/1932, H. 2, S. 29f.; – L. Remillieux war ebenfalls auf dem Borberg anwesend; zu Fr. Stock und den Compagnons de St. Francois, vgl. R. Closset, a.a.O., S. 46 ff.

<sup>34</sup> Der Friedenskämpfer 8/1931, H. 11, S. 203.

Über den Verlauf dieser Tagung berichtete der Vorsitzende der Paderborner Ortsgruppe Tölle im Novemberheft der Zeitschrift des Friedensbundes:

„Dem neugewählten achtköpfigen Arbeitsausschuß des Bezirks gehören folgende Bundesmitglieder an: Taubstummeneroberlehrer Schabedoth (Büren), Lehrer Wiepen (Weine), Justizobersekretär Steineke (Brilon), Sparkassensekretär Erdmann (Lippstadt), Lehrer Hepmann und Heinrich Laame (Geseke), Religionslehrer Heise und Sparkassenobersekretär Tölle (Paderborn). – Paulus Lenz sprach am Samstag nachmittag in der internen Bundeskonferenz über „Die politische Situation – die Lage des Bundes und die Aufgaben unserer Bewegung“. In der Aussprache wurde hauptsächlich die Frage der sogenannten Jugendertüchtigung und praktische Aufgaben besprochen. Für Samstag abend hatte die Paderborner Ortsgruppe eine öffentliche Versammlung im Hansa-Heim vorbereitet. Generalsekretär Lenz sprach in einem einstündigen Vortrag ‚Deutsche Außenpolitik‘ über grundsätzliche und aktuelle Fragen der Außenpolitik und fand in seinen klaren, eindeutigen Ausführungen ... stärksten Beifall. Samstag morgen 7 Uhr fanden sich unsere Bundesfreunde gemeinsam zur Friedensmesse in der Gaukirche ein, in der Herr Vikar Hallerbach (Paderborn) eine wirkungsvolle Friedenspredigt hielt. 9.30 Uhr wurden die Beratungen der Bundesdelegierten fortgesetzt. Religionslehrer Hesse (Paderborn), der mit deutschen Kreuzfahrern in Gemeinschaft mit jungen Franzosen während des Sommers mehrere Wochen in den Vogesen im Zeltlager zusammen war, sprach in lebendiger Weise über seine Erlebnisse und Eindrücke in Frankreich. Er zeichnete ein vollständiges Bild des französischen Volkscharakters und berichtete über die geführten politischen Debatten, Fragen der Abrüstung u.a. In der Aussprache wurden die Schwierigkeiten der deutsch-französischen Verständigung besprochen, die leicht aufkommenden Mißverständnisse in Folge der Verschiedenheit der beiden Völker berührt, dabei aber entschieden die Pflicht und die Notwendigkeit einer in Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit und mit Rücksichten auf die Psychologie des Nachbarvolkes zu erarbeitenden deutsch-französischen Verständigung herausgestellt“.<sup>35</sup>

Am 1. Juli 1933 veröffentlichte der Amtliche Preußische Pressedienst folgende Mitteilung:

„Das Geheime Staatspolizeiamt hat im Laufe des heutigen Tages in ganz Preußen die Geschäftsstellen folgender Verbände geschlossen und deren Schriftmaterial und sonstiges Vermögen sichergestellt:  
Friedensbund Deutscher Katholiken.  
Windthorstbund  
Kreuzschar  
Sturmschar  
Volksverein für das katholische Deutschland ...“

Einige Tage später wurden Stratmann, Lenz, Dirks, Dessauer und Knecht, führende Persönlichkeiten des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ verhaftet.

Dem Nationalsozialismus ist es fast gelungen, das Wissen über die Tätigkeit des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ und seine Bedeutung auch für die jüngste Geschichte Paderborns zu tilgen. Die Paderborner Ortsgruppe des Friedensbundes unter ihrem Vorsitzenden Tölle bildete jene Gruppierung, die in Paderborn mit am entschiedensten für Frieden und Demokratie eintrat. Gerade die deutsch-französische Verständigung, für die Franz Stock und auf

<sup>35</sup> Chr. Tölle, Tagung des Bezirks Paderborn-Land. In: Der Friedenskämpfer 8/1932, H. 11, S. 223f.

andere Weise und auf anderer Ebene Tölle als Bürgermeister nach 1945 arbeiteten und auf die Paderborn mit Recht stolz ist, gehört zu dem Erbe der leider vergessenen Paderborner Ortsgruppe des Friedensbundes und der katholischen Friedensbewegung überhaupt.

An die Tradition der katholischen Friedensbewegung im Paderborner Land und die einst enge Zusammenarbeit zwischen den Ortsgruppen Brilon und Paderborn des Friedensbundes knüpft als ein dünner Faden zwischen Vergangenheit und Gegenwart das Mitbenutzungsrecht der Borbergkapelle für die „Pax Christi“-Bewegung an; es wurde der Paderborner Bistumsstelle von der Propstei-Pfarrkirche Brilon am 4. Februar 1965 eingeräumt. Im Schreiben des Briloner Propstes an die „Pax Christi“-Bewegung wurde die Nachfolgeorganisation des Friedensbundes zugleich – unter Hinweis auf die Vergangenheit – zur 40-jährigen Einweihungsfeier der Borbergkapelle eingeladen: „Eingeladen werden sollen außer den Borbergfreunden der Umgebung auch die Vereinigungen, die mit dem Bau der Kapelle und ihrem Anliegen besondere Verbindung haben. Das sind der Sauerländer Heimatbund und die „Pax Christi“-Bewegung“<sup>36</sup>.

---

<sup>36</sup> Schreiben des Propstes Dünnebacke vom 4. Februar 1965 an die Pax Christi-Bewegung. Bistumsstelle Paderborn. In: Verträge/Urkunden, Propstei-Pfarrkirche Brilon.

## IV.

# Friedenserziehung in der Weimarer Republik

## Eine historisch-biographische Analyse zum Lehrerdasein in der ‚pädagogischen Provinz‘

Von Sigrid Blömeke

Neben Anpassungstendenzen und aktivem Eintreten für nationalsozialistische Ideen lassen sich in Deutschland bis weit in die Zeit des Nationalsozialismus hinein demokratische Traditionslinien und widerständiges Verhalten nachweisen. Pazifistische Überzeugungen können als *ein* Element davon angesehen werden.<sup>1</sup> In den letzten fünfzehn Jahren sind verstärkt Darstellungen und Biographien erschienen, die speziell die NS-Gegnerschaft von Lehrerinnen und Lehrern zum Gegenstand haben. Sie zeigen, dass die Erforschung dieses Themas große Fortschritte gemacht hat<sup>2</sup> – häufig allerdings räumlich auf deutsche Großstädte wie Berlin und Hamburg beschränkt.

Für den ländlichen Raum gilt der Nachweis von NS-Gegnerschaft – generell, aber auch der von Lehrerinnen und Lehrern – aus verschiedenen (z. T. forschungspragmatischen) Gründen weniger: Zum Einen gibt es genügend Anhaltspunkte dafür, dass die Bereitschaft, sich gegen obrigkeitstaatliche Anordnungen offen aufzulehnen, auf dem Land tatsächlich geringer war.<sup>3</sup> Dies hängt mit sozialstrukturellen Gegebenheiten zusammen (nur geringer Arbeiteranteil), aber auch mit der religiösen Prägung der noch weitgehend geschlossenen sozialen Milieus.<sup>4</sup> Der NSDAP gelang es zudem, die auch auf dem Land vorhandenen ökonomischen, sozialen und Generationenkonflikte zu bündeln und für sich zu nutzen.<sup>5</sup> Zum Anderen ist der Nach-

---

<sup>1</sup> vgl. z. B. Wette 1991, Benz 1988, Donat / Holl 1983; vgl. zur konzeptionellen Unterscheidung von gewaltfreiem Widerstand als Ausdruck des Pazifismus bzw. aufgrund fehlender Waffen Semelin 1995

<sup>2</sup> vgl. z. B. Amlung 1999 als umfassende Biographie einer Einzelperson (Adolf Reichwein), vgl. van Dick 1988 und 1990 sowie Hochmuth / de Lorent 1985 mit zahlreichen auf Interviews gestützten Kurzporträts, vgl. Lehberger / Rothenberg 1986 als Darstellung der illegalen „Interessengemeinschaft oppositioneller Lehrer“ (IOL) und vgl. Keim 1997, S. 313ff. als Überblicksdarstellung

<sup>3</sup> vgl. z. B. Schnabel 1994 für Baden und Württemberg, Broszat / Fröhlich / Grossmann 1981 für Bayern, Schwartz 1992 für Rheinland und Westfalen, Fasse 1996 für das Münsterland, Blömeke / Bracht / Kemper 1988 für Brilon und bilanzierend Schmiechen-Ackermann 1997. Falter u. a. arbeiten anhand von Wahlanalysen heraus, dass die Zustimmung zur NSDAP auf dem Land eher höher war als in der Stadt und dass sich diese Diskrepanz zum Ende der Weimarer Republik hin verschärfte (vgl. Falter / Lindenberger / Schumann 1986, S. 200).

<sup>4</sup> Den Wahluntersuchungen Falters u. a. (s. o. Anm. 3) ist über die Stadt-Land-Differenzierung hinaus zu entnehmen, dass die Zustimmung zur NSDAP in protestantisch geprägten Regionen eher höher war als in konfessionell gemischten oder katholisch geprägten Gegenden. Im Fall des Katholizismus griff die NS-Regierung nach einer ersten Phase der gegenseitigen Duldung die Geschlossenheit des Milieus zwar an, Kirche und katholische Bevölkerung setzten sich auch zur Wehr, so dass auf den ersten Blick der Eindruck einer generellen Gegnerschaft entsteht, die ergriffenen Protestformen gingen allerdings über „Selbstbewahrung“ (Schulte-Umberg 1996, S. 125) häufig nicht hinaus.

<sup>5</sup> vgl. Schwartz 1996, S. 189. Schwartz folgert für Westfalen: „Ländliche Elitenresistenz richtete sich daher nie gegen ‚die‘ NS-‚Herrschaft‘ an sich, sondern stets gegen sozial unerwünschte ‚Teilherrschaft‘ vor Ort.“ (ebd., S. 241) Es handelte sich also wie im Fall der katholischen Kirche um die Wahrung eigener Interessen. Schlögl, Schwartz und Thamer machen entsprechend darauf aufmerksam, dass soziale Konflikte zum Alltag einer jeden Gesellschaft gehören. Führte ihre Aufdeckung auch für die NS-Zeit in der Geschichtsschreibung in den 80er Jahren zunächst zu einem „regelrechten Paradigmenwechsel“ (Schlögl / Schwartz / Thamer 1996, S. 23), indem massive Vorbehalte gegen den Nationalsozialismus vermutet wurden, ist derzeit eher wieder eine vorsichtigere Einschätzung zu verzeichnen, da die Konflikte als „wenig herrschaftsbegrenzend“ (ebd.) eingestuft werden.



weis schwieriger, da die für das Land eher typischen weniger offenen Formen der Gegnerschaft – als Dissens, Resistenz, Verweigerung oder Nonkonformität zu bezeichnen – nur in seltenen Fällen sichtbare „Spuren“ für die spätere Geschichtsschreibung hinterließen.<sup>6</sup>

Im folgenden Beitrag soll daher exemplarisch das Leben eines Gymnasiallehrers in der ‚pädagogischen Provinz‘ (Goethe, Wilhelm Meister<sup>7</sup>) nachgezeichnet werden, in dem widerständiges Handeln erkennbar wird. Die NS-Gegnerschaft des katholischen Westfalen Josef Rüter sowie seine pazifistischen und christlich-sozialistischen Ideen sind aufgrund der für einen Nicht-Wissenschaftler und Landbewohner ungewöhnlich umfangreichen publizistischen Tätigkeit gut dokumentiert – in ca. 300 kürzeren und längeren Veröffentlichungen sowie weiteren 60 unveröffentlichten Manuskripten, die den Kern der folgenden Darstellung bilden. Die schriftlichen Zeugnisse wurden ergänzt durch Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und eine Durchsicht relevanter Aktenbestände in den (Haupt-)Staatsarchiven Düsseldorf und Münster, in den Stadtarchiven Brilon und Paderborn sowie im Schularchiv des Gymnasiums Petrinum Brilon. Erkenntnisleitendes Interesse der Studie ist zum Ersten die *Rekonstruktion der Entwicklung* des Gymnasiallehrers – konzentriert auf die schulische und außerschulische Auseinandersetzung mit den Themen Krieg und Frieden – als Beitrag zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Ich orientiere mich dabei an einem Verständnis von „Biographien als Lern- und Bildungsgeschichten im Spannungsfeld individueller Voraussetzungen und gesellschaftlicher Determinanten“<sup>8</sup>, wie es Krüger formuliert hat. Methodisch erfolgt die Rekonstruktion durch eine Triangulation von nicht-reaktiven – historisch-hermeneutische Auswertung vorhandener Materialien – und reaktiven – qualitative Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen – Verfahren mit dem Ziel einer „Perspektivenanreicherung“<sup>9</sup>, um die Schwächen der jeweiligen Verfahren wirkungsvoll zu kontrollieren. Zum Zweiten soll insbesondere die Frage der *Relation von gesellschaftspolitischer Orientierung und unterrichtlicher Praxis* im Leben Josef Rüthers untersucht werden – pointiert in der Frage danach, ob die gravierenden Veränderungen auf der Ebene der (kognitiven) Einstellungen Auswirkungen auf die Handlungsebene als Lehrer hatten.

Nach einem kurzen Abriss der für die Untersuchung dieser beiden Erkenntnisinteressen wichtigsten Lebensstationen Josef Rüthers erfolgt eine – erneut kurze – Darstellung seiner Auseinandersetzung mit den Themen Krieg und Frieden im Kaiserreich, die als konservativ-kulturkritisch bezeichnet werden kann. Umfassender werden dann seine friedenserzieherischen Vorstellungen in der Weimarer Republik sowie im Nationalsozialismus und seine pädagogische Praxis als Lehrer, in der außerschulischen Jugendarbeit und in der Lehrerfortbildung erforscht, bevor schließlich eine Einordnung der gewonnenen Erkenntnisse in die zeitgenössische Diskussion vorgenommen wird und Schlussfolgerungen gezogen werden.

## 1. Kurzbiographie<sup>10</sup>

Josef Wilhelm Rüter wurde 1881 in Assinghausen bei Olsberg – einem Dorf mit ca. 600 Einwohnern – als ältestes von vier Kindern geboren und wuchs im bäuerlich-mittelständischen Milieu des katholischen Sauerlandes auf. Sein Vater war von Beruf Händler und starb 1888 auf einer Verkaufsreise im Alter von nur 35 Jahren. Nach Abschluss der katholischen Volksschule besuchte Rüter das Gymnasium Theodorianum in Paderborn mit Unterbringung

<sup>6</sup> vgl. z. B. Paul 1994 und 1997, Steinbach 1994a und Steinbach 1994b mit begrifflichen Klärungen der verschiedenen Formen von Auflehnung und einer Einordnung der jeweiligen Bedeutung der unterschiedlichen Verhaltensweisen für die Rezeptionsgeschichte.

<sup>7</sup> vgl. Goethe 1820/1967, 2. Buch

<sup>8</sup> Krüger 1995, S. 46

<sup>9</sup> Marotzki 1995, S. 80

<sup>10</sup> nähere Einzelheiten s. Blömeke 1992

im angeschlossenen Konvikt. 1901 legte er das Abitur ab, woran sich ein Theologiestudium anschloss, das er 1904 mit der theologischen Prüfung beendete. Aufgrund von Zweifeln an seiner Berufswahl absolvierte Josef Rüter anschließend noch ein Lehramtsstudium an der Universität Münster, das er 1906 im Alter von 25 Jahren mit der ersten Staatsprüfung in den Fächern katholische Religionslehre, Philosophie, Deutsch, Latein und Griechisch abschloss. Die zweite Ausbildungsphase – das Seminarjahr – und das folgende Probejahr leistete Rüter an seinem ehemaligen Gymnasium in Paderborn ab, bevor er von 1909 an eine Stelle als Lehrer am Gymnasium Petrinum in Brilon – einer für westfälische Verhältnisse mit rund 500 Schülern relativ großen Schule – innehatte.

Im Ersten Weltkrieg verrichtete Josef Rüter von Anfang 1916 (bereits 35-jährig) bis Mitte 1917 Kriegsdienst, aufgrund dessen er seine bisher als konservativ-kulturkritisch zu kennzeichnenden Ansichten radikal änderte, und zwar hin zu pazifistischen und – infolge seiner Analyse des Militarismus als Ausgeburt des Kapitalismus – christlich-sozialistischen Vorstellungen. Diese arbeitete er im Laufe der Weimarer Republik auch publizistisch aus. Der Beginn des Nationalsozialismus bedeutete einen erneuten gravierenden Einschnitt für das Leben Rüthers. Wenn auch für das Sauerland einzelne Zwangsmaßnahmen gegen andere Lehrer (z. B. Strafversetzungen) bekannt sind, ist doch festzuhalten, dass Josef Rüter als einziger Lehrer im weiten Umkreis 1933 gänzlich aus seinem Beruf entlassen wurde. Mittellos und ständig von der Gestapo bedrängt versteckte er sich in seiner Waldhütte und überlebte die NS-Zeit gesundheitlich schwer angeschlagen. Nach 1945 engagierte sich Rüter im „Bund christlicher Sozialisten“ und später bei „Pax Christi“ gegen die Remilitarisierung der Bundesrepublik. Er bemühte sich stark, aber letztlich erfolglos um eine grundsätzliche Entnazifizierung des öffentlichen Dienstes im Sauerland. Was seine eigene Rehabilitation als Gymnasiallehrer anbetraf, wurden Rüter zwar die NS-Jahre als Dienstjahre anerkannt, so dass er eine angemessene Pension erhielt, eine von ihm geforderte Nachzahlung der in den zwölf Jahren verlorenen Bezüge wurde ihm aber – entsprechend der bundesdeutschen Gesetzgebung – verweigert. Mit zunehmendem Alter litt Josef Rüter als Folge der Erlebnisse in der NS-Zeit immer stärker unter einem Verfolgungstrauma. Er starb am 16. November 1972 im Alter von 91 Jahren.

## 2. Lehrerdasein im Kaiserreich

Im Kaiserreich vertrat Rüter typisch konservativ-kulturkritische Positionen, in Industrialisierung und Aufklärung sah er die Ursache des Zerfalls der deutschen Kultur.<sup>11</sup> Rüter war leidenschaftlicher Anhänger der Monarchie und erteilte gesellschaftlich-politischem Pluralismus eine deutliche Absage, da dieser zu „Klassen- und Parteienhass“<sup>12</sup> führe. Ebenso wandte er sich gegen jegliche Lockerung gesellschaftlicher Zwänge und forderte eine Erneuerung Deutschlands vom Land und aus der Religion heraus.<sup>13</sup> In pädagogischer Hinsicht ist die Härte auffällig, die Rüter für den Umgang mit den seiner Meinung nach „verweichlichten und arbeitsscheuen“<sup>14</sup> Schülern forderte. Mit ‚eiserner Disziplin‘, ‚Opfer‘, ‚Zucht‘ und ‚Strenge‘ – wiederkehrende Termini aus der sogenannten ‚Katheders‘-Pädagogik<sup>15</sup>, die sich in vielen seiner Aufsätze finden – sollte den Schülern Demut und Leidensfähigkeit beigebracht werden, da nur so das Kulturniveau in Deutschland wieder angehoben werden könne. Reformpädagogische Ansätze lehnte Josef Rüter nicht nur ab, sondern machte sie verantwort-

<sup>11</sup> vgl. Rüter 1911, S. 10

<sup>12</sup> Rüter 1910a, S. 223

<sup>13</sup> vgl. Rüter 1911

<sup>14</sup> Rüter 1915, S. 132

<sup>15</sup> Der Begriff wird hier im Sinne Hans-Jochen Gamms als Topos für eine spezifische pädagogische Denkrichtung benutzt, die auf eine Stabilisierung der monarchistischen Gesellschaftsordnung zielte (vgl. Gamm 1972 und 1987), und nicht im Sinne Tenorths als Synonym für die Universitätspädagogik (vgl. Tenorth 1986).

lich für die seines Erachtens krisenhafte politisch-gesellschaftliche Situation, da so „jene Verweichlichung in unser Volk“ gebracht worden sei, „die kein festes Anfassen mehr vertragen kann“<sup>16</sup>; das „lächerliche“ Verlangen nach der Achtung vor dem Kind sei die „Bankrotterklärung unseres Zeitalters“<sup>17</sup>. Die – häufig literarisch vorgetragene<sup>18</sup> – zeitgenössische Kritik an der Schule tat Rüter als „Pest der Literatur“ und „Produkt vormals durchgefallener oder sitzengebliebener Gymnasiasten“<sup>19</sup> ab.

In diesen Äußerungen, die sich mit weiteren Zitaten belegen lassen, mischen sich konservativ-kulturkritische Vorstellungen mit katholisch-patriarchalischen Askese- und Gehorsamsforderungen, die denen seiner Lehrerkollegen am Briloner Gymnasium entsprechen<sup>20</sup> und die sich auch in Rütters Idealbild von Schule wiederfinden. Seinen ständischen Gesellschaftsvorstellungen entsprechend forderte er eine Trennung von niederem und höherem Schulwesen, wobei das (humanistisch ausgerichtete) Gymnasium einer kleinen Elite vorbehalten war, die über eine Beschäftigung mit der Antike zur Religiosität erzogen werden sollte.<sup>21</sup> Zudem seien – als zweiter Funktion antiker Unterrichtsthemen – die dort präsentierten Helden „leuchtende Beispiele heroischer Vaterlandsliebe“<sup>22</sup>.

Das Bildungsziel lag für Josef Rüter in der Vervollkommnung der Persönlichkeit – nicht alle Fähigkeiten der Schüler erschienen ihm allerdings der Ausbildung wert: Sport sollte nicht übertrieben werden, und auch für Romane durften sie sich nicht interessieren. Überhaupt sollte insgesamt nicht zuviel an Wissen vermittelt werden, da sich „nicht alles für alle schickt“ und ein Zuviel „eine Gefahr für seinen Träger und weiterhin für die Allgemeinheit“<sup>23</sup> werden könne. Im Hinblick auf die Lehr-Lernformen erteilte Rüter erneut reformpädagogischen Ansätzen eine deutliche Absage; Lernen habe rezeptiv zu geschehen, da die Schüler sonst nicht die richtige Demut lernen würden.<sup>24</sup>

Den Ersten Weltkrieg begrüßte Rüter – folgerichtig und im Verein mit der Mehrheit der deutschen Intellektuellen<sup>25</sup> – als Chance einer „Erneuerung unseres Volkes im Geiste der Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit“<sup>26</sup>. Deutlich festzustellen sind die Auswirkungen der Kriegsbegeisterung auf seine schulische Tätigkeit. Für 14 Schüler der Oberprima, die sich bei Kriegsbeginn spontan freiwillig zum Militärdienst gemeldet hatten, wurde kurzfristig ein Notabitur angesetzt, für das Rüter die Deutsch-Themen stellte. Die Aufgaben lauteten: 1. „Dulce et decorum est pro patria mori“, 2. „Wie kam es, dass Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg aus dem ungleichen Kampf als Sieger hervorging?“ und 3. „... des Todes ruhendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen“.<sup>27</sup> Obwohl in anderen Jahren immer eine hohe Zahl an Schülern durchfiel, bestanden in diesem Durchlauf alle Schüler das Abitur im Fach Deutsch. Schwache Aufsätze charakterisierte Rüter zwar als solche, wertete sie aber trotzdem als ‚genügend‘. Die 14 Schüler hatten alle das Friedrich-Thema gewählt und dieses in derselben Anlage bearbeitet: in Parallelisierung zur gegenwärti-

<sup>16</sup> Rüter 1915, S. 115

<sup>17</sup> Rüter 1911, S. 281

<sup>18</sup> vgl. z. B. Herman Hesses „Unterm Rad“ (Erstausgabe 1906), Heinrich Manns „Professor Unrat“ (1905) und Robert Musils „Zögling Törleß“ (1906); prominente erziehungswissenschaftliche Kritik an der Schule kam beispielsweise von Budde 1911, Deiters 1915, Foerster 1910, Gaudig 1904, Tews 1910 und Wyneken 1914.

<sup>19</sup> Rüter 1911, S. 295; für Zeitgenossen wie Friedrich Paulsen und Rudolf Lehmann stimmte die Schulkritik mit der Realität ebenfalls nicht überein, sondern wurde als Modethema der Literatur angesehen (vgl. Drewek 1995, S. 323ff.), vgl. als grundsätzliche Auseinandersetzung mit der literarischen Schulkritik Grunder 1999 und Solzbacher 1993.

<sup>20</sup> vgl. Knepper-Babilon 1994, S. 196ff.

<sup>21</sup> vgl. Rüter 1910a, S. 225

<sup>22</sup> Rüter 1910b, S. 311

<sup>23</sup> Rüter 1911, S. 280

<sup>24</sup> vgl. Rüter 1913, S. 205

<sup>25</sup> vgl. Flasch 2000

<sup>26</sup> Rüter 1915, S. 1

<sup>27</sup> vgl. SchA GymBri. Reifeprüfung im Herbsttermin 1914 (Notprüfung)

gen Situation des Deutschen Reichs. Dies war von Rüter auch erwartet worden, wie seinen Kommentaren zu entnehmen ist.<sup>28</sup>

### 3. Pazifistische und christlich-sozialistische Vorstellungen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus

Am 4. Januar 1916 wurde Josef Rüter im Alter von 35 Jahren zum Kriegsdienst einberufen. Es war sein erstes direktes Erleben des deutschen Militärs, da er zuvor aus gesundheitlichen Gründen von der allgemeinen Wehrpflicht befreit gewesen war. Die Kriegserfahrungen veränderten seine bisherigen Vorstellungen radikal. Rüter rieb sich v. a. an zwei Dingen: an der Diskrepanz zwischen der staatlichen Kriegspropaganda und den tatsächlichen militärischen Erfolgen sowie an der Forderung des totalen Gehorsams für die einzelnen Soldaten. Er saß zahlreiche Arreststrafen ab, da er sich widersetzte, wenn er einen Befehl für unsinnig hielt.<sup>29</sup> Rüter formuliert rückblickend:

„Es war eine Welt, in der ich mich weder intellektuell noch moralisch und seelisch zu rechtfinden konnte und in der ich in eine Krise geriet, in der mein Gefühl für die Ohnmacht der Ohnmächtigen zur Leidenschaft und gegen die Mächtigen zu Hass (zu; S. B.) werden drohte.“<sup>30</sup>

Die in der Weimarer Republik erschienenen Schriften Josef Rütters spiegeln seine Neuorientierung wider: An die Stelle rückwärts gewandter gesellschaftlicher Vorstellungen in Anlehnung an den mittelalterlichen Ständestaat trat ein christlich-sozialistisches Gesellschaftsbild, fundiert in der christlichen Naturrechtslehre.<sup>31</sup> Kritik am Kapitalismus und die Forderung nach einer Bodenreform spielten dabei eine zentrale Rolle, da Rüter im kapitalistischen Wirtschaftssystem eine der zentralen Kriegsursachen sah. Revolutionen lehnte er allerdings ab; Veränderungen sollten über staatliche Reformen erfolgen, da er fürchtete, dass in der Folge eines Umsturzes eine sozialistische Gesellschaftsordnung ohne christliche Prägung errichtet werden würde.<sup>32</sup>

Der Kapitalismus war für den Gymnasiallehrer untrennbar mit Militarismus verbunden, da Staat und Kapital nach (politischer bzw. ökonomischer) Expansion strebten und dafür ein friedensbedrohendes Bündnis eingingen. In diesem schütze der Staat die Interessen des Kapitals mit „Millionenheeren und Riesenflotten“<sup>33</sup>, wofür das Volk den Preis zu zahlen habe. Am Beispiel des Ersten Weltkriegs analysiert er das Vorgehen: Um die Akzeptanz eines möglichen Krieges zu gewährleisten, sei über die Erziehung ein Verständnis von Vaterlandsliebe verbreitet worden, das „Überpatriotismus“ und „Staatsvergötterung“ beinhaltet habe.<sup>34</sup> Zudem sei mit der allgemeinen Wehrpflicht – von Rüter fortan als „moderne Sklaverei“ bezeichnet, da der Eintritt in das Militär gleichbedeutend mit einer „bedingungslosen Übergabe in den Willen anderer“<sup>35</sup> sei – ein zweites Instrument der Kriegsvorbereitung geschaffen worden. Rüter bezog damit eine Position, die im revanchistischen Klima der Weimarer Republik selten war, erkannte er doch zumindest eine deutsche *Mitschuld* am Ausbruch des Ersten Weltkrieges an, was für das rechte und mittlere Parteienspektrum (auch für das Zentrum) inakzep-

<sup>28</sup> vgl. ebd.

<sup>29</sup> vgl. PAB. Schreiben Hennecke

<sup>30</sup> Rüter 1961, S. 41

<sup>31</sup> vgl. Rüter 1920

<sup>32</sup> vgl. Rüter 1919a

<sup>33</sup> ebd., S. 90

<sup>34</sup> ebd., S. 86f.

<sup>35</sup> ebd., S. 91

tabel war und lediglich bei Teilen der Sozialdemokratie – wenn auch zögernd, wie die Kriegsschulddiskussion auf dem Parteitag 1919 zeigt – auf Zustimmung stieß.<sup>36</sup> Demonstrativ verbrannte Rüther entsprechend 1921 seine Wehrpapiere und tat dies auch öffentlich kund.<sup>37</sup> Ein solcher Schritt wurde in dieser Zeit von einer Reihe kritischer Katholiken vorgenommen, vor allem von Mitgliedern des Windthorstbundes und von radikal-pazifistischen Gruppen. Er galt als aktives Bekenntnis zur Kriegsdienstverweigerung und gegen die Wiedereinführung einer allgemeinen Wehrpflicht.

Ausdruck seiner pazifistischen Grundhaltung ist auch die Gründung einer Ortsgruppe des „Friedensbundes deutscher Katholiken“ – dem die Amtskirche sehr reserviert gegenüberstand<sup>38</sup> – Mitte der 20er Jahre in Brilon, für den er eine Reihe von öffentlichen Veranstaltungen organisierte.<sup>39</sup> Zusammen mit seinem Bruder Theodor konnte Josef Rüther prominente Referenten gewinnen und vor Ort ein Klima schaffen, das dem Thema Krieg und Frieden gegenüber offen war, so dass z. T. mehrere Hundert Zuhörerinnen und Zuhörer gewonnen werden konnten, in einem Fall – im Herbst 1924 – erreichte ein Vortrag des Ehrenpräsidenten des FdK und Theologen Prinz Max von Sachsen sogar fast 1.000 Personen.<sup>40</sup>

In innenpolitischer Hinsicht löste sich Rüther frühzeitig von seinen monarchistischen Vorstellungen. Er erkannte die Weimarer Republik als Staatsform und auch die in Teilen des Katholizismus umstrittene Verfassung an:

„Das Volk hat sich eine freiheitliche Verfassung gegeben, die sich neben allen Verfassungen der Welt, mag sie auch ihre Mängel haben, sehen lassen kann.“<sup>41</sup>

Parteipolitisch verortete sich Rüther im Umfeld des Zentrums, weil es einen politischen und wirtschaftlichen Ausgleich der unterschiedlichen Interessen in der Bevölkerung anstrebte und keine gesellschaftliche Klasse einseitig bevorzugte.<sup>42</sup> Er wurde Anfang 1919 Mitglied des Kreisvorstands dieser Partei und Stadtverordneter, Mitte 1919 sogar Mitglied des Magistrats – der Verwaltung – der Stadt Brilon, wofür er zum Teil vom Schuldienst beurlaubt wurde.<sup>43</sup> Darüber hinaus engagierte sich Rüther im örtlichen „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, dessen zweiter Beisitzer er war. Auf überregionaler Ebene gehörte Rüther zum Vorstand des Windthorstbundes der Provinz Westfalen. Die Neuorientierung in politisch-gesellschaftlicher Hinsicht war auch mit einer Änderung des Lebensstils von Josef Rüther verbunden, indem er zum Nichtraucher, Anti-Alkoholiker und Vegetarier wurde<sup>44</sup>, worin sich Elemente der sogenannten ‚Neulebensbewegung‘ spiegeln.

Zum Bruch in der Verortung Josef Rüthers im traditionellen Parteienspektrum kam es 1928. Schon die Wahl des Generalfeldmarschalls des Ersten Weltkriegs, von Hindenburg, zum Reichspräsidenten mit den Stimmen der Anhänger der BVP – dem bayerischen Ableger des Zentrums – sowie die Zustimmung von Zentrum und BVP zur Entschädigung enteigneter Fürsten hatten einen Dissens Rüthers zum Zentrum erkennen lassen.<sup>45</sup> Dieser Dissens trat mit Aufnahme der (in Rüthers Sicht militaristischen) DNVP in die Regierungskoalition offen zu-

<sup>36</sup> zur Kriegsschulddiskussion vgl. insbesondere Fischer 1983 und 1984, Geiss 1985 und Heinemann 1983

<sup>37</sup> vgl. StA MS. PSK: R29

<sup>38</sup> vgl. Riesenberger 1976, S. 45; vgl. zum FdK auch Riesenberger 1981 und Donat / Holl, 1983, S. 140ff.

<sup>39</sup> vgl. PAF. Katholische Friedensarbeit im Sauerland

<sup>40</sup> vgl. Rüther, Theodor 1926; in Südwestfalen war neben dem FdK eine weitere Friedensgesellschaft aktiv, die konfessionell und parteilich nicht gebundene, 1892 von Bertha von Suttner gegründete „Deutsche Friedensgesellschaft“. Südwestfalen galt als Hochburg insbesondere des sogenannten ‚radikalen Pazifismus‘, dessen sozialer Träger das Kleinbürgertum war (vgl. Appelius 1988, S. 16f.).

<sup>41</sup> Rüther 1919c

<sup>42</sup> vgl. Rüther 1919b, S. 2

<sup>43</sup> vgl. StadA Bri. H46 und StA MS. PSK MS: R29

<sup>44</sup> vgl. PAB. Interview Potthast

<sup>45</sup> vgl. PAR. Zentrum

tage, so dass die Zustimmung des Zentrums zur Aufrüstung der deutschen Reichswehr schließlich zum Austritt Rüthers aus der Partei im März 1928 führte:

„Was mir den letzten Stoß gab, war die Aufrüstung mit den berüchtigten ‚Panzerkreuzern‘.“<sup>46</sup>

Neue politische Heimat Rüthers wurde die „Christlich-soziale Reichspartei“ (CSRP) Vitus Hellers, in der christlich-pazifistische und bodenreformerische Ideen eine zentrale Rolle spielten.<sup>47</sup> Vor allem im Vorfeld der Maiwahlen 1928 engagierte sich Josef Rüter sehr stark für diese Partei und ihren Spitzenkandidaten, den ‚Siedlungsvater‘ Nikolaus Ehlen. Das Wahlergebnis war beispiellos: Mit 22,7% erzielte die CSRP einen herausragenden Erfolg, so dass die Reichspartei „den Kreis Brilon mit als ihren wichtigsten Stützpunkt betrachtete“<sup>48</sup>. Das Zentrum verlor zwanzig(!) Prozent und blieb mit 49,1% sogar unter der 50%-Marke.

Unter dem Eindruck des Aufschwungs militaristischer Ideen wurde Josef Rüter in den folgenden drei Jahren zu einem der bekanntesten Friedenspolitiker Westfalens. Als Redner auf Kongressen, als Verfasser von zahlreichen Aufsätzen und als Organisator von großen FdK-Veranstaltungen macht er sich einen Namen – und gleichzeitig bei der extremen Rechten immer mehr verhasst. Es kam zu mehreren direkten Angriffen von NSDAP-Anhängern auf die Person Rüthers und auf von ihm organisierte Veranstaltungen, so beispielsweise im August 1931:

„Die SA-Männer drängten sich nun von allen Seiten zwischen die Menschenmassen. Auf ein Zeichen des Parteigenossen (der NSDAP; S. B.) Everken sollten dann gleichmäßig über den ganzen Platz verteilt die Störungsrufe einsetzen. Als nun als Hauptattraktion der Führer des Friedensbundes Gunst aus Hüsten einem schwarzen Franzosen vor der ganzen Volksmenge den Verbrüderungskuss gab, rief Parteigenosse Everken ‚Pfui Teufel‘. Nun setzte von allen Stellen aus unentwegt der Ruf ‚Deutschland erwache‘ ein.“<sup>49</sup>

Die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler bedeutete dann einen lebensgeschichtlichen Bruch für Josef Rüter, dessen Folgen immens waren. Er versuchte – zusammen mit dem Geistlichen und radikalen Pazifisten Ernst Thrasolt, der auch Schriftleiter der Zeitschrift „Vom frohen Leben“ war<sup>50</sup> –, in das politische Geschehen einzugreifen und die Amtskirche – trotz aller vorhergegangenen Enttäuschungen in Bezug auf ihr Verhalten gegenüber Militarismus und Nationalsozialismus – zum Widerspruch gegen den Regierungsantritt zu bewegen. Rüter formulierte eine Eingabe, in der er die Mitverantwortung des katholischen Bevölkerungsteils für die gesellschaftliche Entwicklung deutlich machte und den deutschen und österreichischen Bischöfen schon aus Interesse um den Bestand der katholischen Kirche nahelegte, aktiv zu werden:

<sup>46</sup> Rüter 1961, S. 57. Die Planung des sogenannten „Panzerkreuzers A“ hatte Ende 1927 reichsweit eine erbitterte Diskussion um die ‚legale Aufrüstung‘ Deutschlands ausgelöst. Die Reichsregierung unter Kanzler Marx (Zentrum) hatte den Baubeginn dieses „Ersatzbaus, der sich im Rahmen des Versailler Vertrages hielt“ (Erdmann 1973, S. 276), für das folgende Jahr haushaltsmäßig vorgesehen. Die neue Regierung, an der das Zentrum und die BVP erneut beteiligt waren, bestätigte diesen Beschluss. Ein Antrag der SPD an den Reichstag, den Bau angesichts einer Arbeitslosenzahl von drei Millionen einzustellen, wurde mit den Stimmen des Zentrums abgelehnt.

<sup>47</sup> vgl. zur CSRP Fritsch 1983, Löhr 1990 und Rudloff 1991

<sup>48</sup> Gesamtergebnis 1928. Reichsweit erhielt die CSRP nur 0,4% der Stimmen und verfehlte auch ein Reichstagsmandat, zu ihrer Bedeutung ist dennoch festzuhalten: „Ihre Agitation trug aber – ebenso wie der Sozialradikalismus jugendbewegter Kreise – dazu bei, vielen katholischen Wählern den Übergang zu den Sozialdemokraten und Kommunisten zu erleichtern.“ (Schmidt 1978, S. 39)

<sup>49</sup> Beck 1938, S. 406f.

<sup>50</sup> vgl. Donat / Holl 1983, S. 387

„Nur Feiglinge und Zweifler an der Glaubenswahrheit weichen vor dem Feinde zurück oder verstummen, wenn man auch von allen Seiten her mit lautem Geschrei die Unterdrückung der Wahrheit fordert.“<sup>51</sup>

Diese Eingabe sandte Rüter am 8. Februar 1933 mit der Bitte um Unterschrift an einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Die Initiative kam jedoch nicht mehr zum Zuge, da Rüter – wie viele pazifistisch gesinnte Katholiken – bald in Bedrohung durch das NS-Regime kam. Am 1. April 1933 wurde gegen ihn ein Dienststrafverfahren eröffnet und er wurde mit sofortiger Wirkung – unter Kürzung seines Einkommens um die Hälfte – vom Dienst suspendiert. Nach einem mehrmonatigen Verfahren versetzte die NS-Regierung Josef Rüter am 23. August 1933 mit Hilfe des § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums aus politischen Gründen in den Ruhestand, weil er „sich gegen Vaterland und Staat, gegen Kriegertum, Heldentum und Soldatenehre in gehässiger und für die Schüler verheerender Weise geäußert hat“<sup>52</sup>. Rüter war damit einer von reichsweit nur 3.000 (mehrheitlich jüdischen) Lehrerinnen und Lehrern, die aufgrund dieses Gesetzes aus dem Schuldienst entlassen worden waren<sup>53</sup>, und war fortan bis zum Ende des Nationalsozialismus der Verfolgung durch die Gestapo ausgesetzt. Er formuliert rückblickend:

„Wir kamen in allem zu spät, weil die Mächte, mit denen wir zu kämpfen hatten, nicht nur stärker waren, sondern auch unsichtbare Arme in der Dunkelheit hatten, mit denen sie in Staat und Kirche zu verhindern vermochten, was hätte geschehen müssen, und so auf negative Weise durchsetzten, was nicht hätte geschehen dürfen.“<sup>54</sup>

#### 4. Zur pädagogischen Praxis Josef Rüthers in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus

Pädagogische Tätigkeiten entfaltete Rüter in der Weimarer Republik und im Übergang zum Nationalsozialismus in drei Bereichen: als Lehrer in der Schule, in der außerschulischen Jugendarbeit und in Bezug auf die Etablierung von Friedenserziehung als Lehrerfortbildungsthema im FdK.

Betrachtet man zunächst die Arbeit Rüthers als Lehrer, lässt sich zwischen Unterrichtsinhalten, Lehr-Lernmethoden und außerunterrichtlichem Engagement unterscheiden. Von den Unterrichtsinhalten her erscheint Rüter in den Anfangsjahren der Weimarer Republik zunächst als Lehrer, der sich von den übrigen Kollegen kaum unterschied. Sein Schwerpunkt lag auf Latein und Griechisch, hier dominierte Standardlektüre von Tacitus, Cicero, Homer und Horaz.<sup>55</sup> Themen aus der griechischen und römischen Antike nahmen – neben der deutschen Klassik – auch einen wesentlichen Raum im Deutschunterricht ein. Rüter wurde von der fünften Klasse bis zum Abitur in allen Jahrgängen eingesetzt, in der Regel führte er eine Klasse jeweils von der 9 an bis zur 13 mit etwa zehn Wochenstunden. Zuvor hatte er in der jeweiligen Klasse meist bereits einige Stunden unterrichtet, so dass ihn die Schüler sehr gut kennenlernten.

Entsprechend seiner politischen Radikalisierung außerhalb der Schule in den Jahren 1927/28 kann auch für Rüthers Unterricht ab dieser Zeit eine deutliche inhaltliche Politisierung bemerkt werden. So häuften sich Themenstellungen, die eine Bearbeitung im pazifistischen Sinne ermöglichten, wofür Rüter im Unterricht zuvor entsprechende inhaltliche Vorgaben

<sup>51</sup> PAR. Kirchenpolitische Dokumente

<sup>52</sup> StA MS. PSK: R29

<sup>53</sup> vgl. Schnorbach 1983, S. 19

<sup>54</sup> Rüter 1961, S. 71

<sup>55</sup> vgl. Müller 1921, 1922 und 1923

gemacht hatte. Die Abitur-Unterlagen des Jahres 1932, in dem Rüter Themensteller für das Fach Deutsch war, sind vollständig überliefert, so dass an ihnen exemplarisch deutlich gemacht werden soll, welche Themen und Schülerinterpretationen dominierten. Rüter hatte in dieser Klasse z. T. mehr als die Hälfte der Unterrichtsstunden (Deutsch, Latein, Griechisch und Philosophie) bestritten. Zur Bearbeitung hatten die Schüler vier Themen zur Auswahl: das Seneca-Wort „Bonus vir sine Deo nemo est“; den Ketteler-Ausspruch „Die Liebe zur Heimat ... ist die natürliche Grundlage für die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande“ sowie die beiden Fragen „Inwiefern ist der Genfer Völkerbund das Ergebnis geschichtlicher Entwicklung?“ und „Inwiefern wird heute die Politik von der Wirtschaft bestimmt?“<sup>56</sup> Die Ausführungen der Schüler zum ersten Thema verdeutlichen, wie stark gesellschaftliche Werte aus dem Christentum abgeleitet wurden:

„Wenn wir Gott nicht anerkennen, warum sollen wir uns dann bemühen, gut zu sein, da uns dann nichts mehr gilt, was uns von dem Unrecht fernhält?“<sup>57</sup>

Die Schüler sprachen Freimaurern, Sozialisten und Atheisten die Möglichkeiten einer Daseinsbegründung und der Schaffung einer gerechten Ordnung ab. Drei Schüler behandelten den Ketteler-Ausspruch. Angesichts der „Überspannung des vaterländischen Gedankens“, wie Rüter in einer Korrektur formulierte, sollte offensichtlich herausgestellt werden, dass Heimatliebe eine umfassendere Bedeutung als gemeinhin angenommen hat und dass erst daraus „wahre“ Vaterlandliebe erwachsen könne. Rüter:

„Wie die Heimat ein Teil des Volkes und seines Staates ist, so ist der nationale Staat ein Teil der Menschheit, die heute um ihre überstaatliche Ordnung ringt.“<sup>58</sup>

Die meisten Schüler wählten das Völkerbundthema, für das sie eine Reihe historischer Beispiele supranationaler Zusammenschlüsse von der Antike an zusammenstellten, um Traditionslinien und Berechtigung des derzeitigen Völkerbundes herauszuarbeiten. Das letzte Thema zur Beeinflussung der Politik durch die Wirtschaft wurde von fünf Schülern bearbeitet, die damit mit einer Ausnahme allerdings überfordert waren, so dass kaum ersichtlich ist, welche Gestaltung Rüter favorisierte.

Häufig geübte Praxis von Rüter war, dass er seinen Schülern Lesemappen zusammenstellte, die sie während des Unterrichts durchsehen durften. In der Regel enthielten diese Mappen Zeitschriften der Friedensbewegung, katholische Zeitschriften oder Gesellschaftskritisches, so dass die Schüler auch über den konkreten Unterrichtsinhalt hinaus mit Gedanken in Berührung kamen, die für sie neu waren. Diese Praxis setzte Rüter bis in das Jahr 1933 hinein fort, wie seiner Personalakte zu entnehmen ist.<sup>59</sup>

Die Schüler waren mit Rüter zunächst vor allem wegen der von ihm gewählten Lehr-Lernform nicht einverstanden. Rüter unterrichtete frontal und ging dabei wenig auf Interessen der Schüler ein. Sein ehemaliger Schüler Vinzenz Stratmann formuliert rückblickend:

„Er setzte voraus, dass wir uns für die Dinge interessierten, wofür er sich interessierte.“<sup>60</sup>

Die Wertschätzung eines Schülers wurde stark durch dessen Leistungsvermögen geprägt. Rüthers ehemaliger Schüler Josef Pollmann führt hierzu aus:

<sup>56</sup> vgl. SchA GymBri. Reifeprüfung Ostern 1932

<sup>57</sup> ebd.

<sup>58</sup> ebd.

<sup>59</sup> vgl. StA MS. PSK: R29

<sup>60</sup> PAB. Interview Stratmann



„Er ging sehr streng – das ist fast noch ein sanfter Ausdruck – mit der Möglichkeit um, mit Hilfe der Zensuren die Leute zu klassifizieren.“<sup>61</sup>

Mit der Politisierung des Unterrichts ging eine Spaltung der Schüler in Unterstützer und Gegner Josef Rütters einher. Für Letztere wurde die unterrichtliche Situation damit schwierig. Rütters ehemaliger Schüler Ferdinand Kamender charakterisiert seinen Lehrer als „ausgeprägten Ideologen“<sup>62</sup>. Er habe darauf bestanden, dass seine Meinung die richtige sei und durchgesetzt werde nach dem Motto: „Das muss so sein, der ‚lange Höpper‘ (Spitznahme Rütters wegen seiner Körpergröße; S. B.) will das so.“ Bei politischen Differenzen habe Rütter seine Überlegenheit ausgespielt, so dass „wir als Schüler keine Möglichkeit hatten, uns ihm gegenüber argumentativ zu behaupten“<sup>63</sup>. Die Schüler, die anderer Meinung waren als Rütter, schwiegen oder griffen zu verdeckten Angriffen. Stratmann:

„Wir als Schüler konnten gegen Rütter geistig ja nicht an, aber die Gegnerschaft zeigte sich zum Beispiel, wenn an der Tafel stand: ‚Ebert ist ein Schwein.‘“<sup>64</sup>

Im Unterschied zu dieser traditionell-autoritären Lehrorientierung lehnte Rütter – seiner Abneigung allen militaristischen Anklängen entsprechend – erzwungene Gehorsams- oder Respektsbekundungen ab, indem die Schüler zu Beginn des Unterrichts oder bei ihren Antworten nicht aufzustehen brauchten.

Das Dienststrafverfahren, das Anfang April 1933 gegen Rütter eingeleitet wurde, bezog sich – gestützt auf Schüleräußerungen – auch auf den Vorwurf, Rütter habe sich den Schülern gegenüber „unpädagogisch verhalten und sie mit verletzenden Äußerungen und Schimpfwörtern belegt“<sup>65</sup>. Die leistungsmäßig besseren Schüler habe er in der Klasse vorn sitzen lassen, während die schwächeren die Maßgabe erhielten: „Sie können sich hinten hinsetzen und Skat spielen; nur stören dürfen sie nicht“, und: „Ich will lieber Steine klopfen, als Euch unterrichten.“ In seiner Erklärung hierzu konnte Rütter diese Vorwürfe nicht entkräften, sondern bat nur um Verständnis:

„Die Äußerungen, die geeignet waren, die Schüler der jetzigen OII (Obersekunda; S. B.) zu entmutigen, sind in der Zeit gefallen, als ich unmittelbar unter dem Druck des Erlebnisses mit W.<sup>66</sup>, der vorausgehenden Brandstiftung<sup>67</sup>, Drohung und des Schusses in mein Schlafzimmer<sup>68</sup> stand.“

Im mehrheitlich national-konservativ geprägten Kollegium war Rütter isoliert, da er sein katholisch-sozialistisches Gesellschaftsbild und seinen Antimilitarismus offensiv vertrat. Darüber hinaus unterschied sich Rütter auch durch sein Äußeres und seinen Lebensstil von den Kollegen. Während dunkler Anzug und Krawatte oder sogar Gehrock üblich waren, trug Rütter häufig feste Schuhe, Knickerbocker, Wickelgamaschen, Trachtenjacke und nur selten

<sup>61</sup> PAB. Interview Pollmann; Josef Pollmann – späterer Hochschullehrer für Religionspädagogik – war langjähriger Schüler und Freund Josef Rütters.

<sup>62</sup> PAB. Interview Kamender

<sup>63</sup> PAB. Interview Pollmann

<sup>64</sup> PAB. Interview Stratmann

<sup>65</sup> StA MS. PSK: R29

<sup>66</sup> Die Eltern des Schülers behaupteten, Rütter habe ihren Sohn vorsätzlich durch das Abitur fallen lassen; sie nahmen diese Behauptung später in einer schriftlichen Erklärung zurück, die in den Klassen der Oberstufe verlesen wurde.

<sup>67</sup> In der Nacht zum 1. Dezember 1931 ging Rütters Waldhütte – vermutlich aufgrund von Brandstiftung – in Flammen auf.

<sup>68</sup> Rütter erhielt Ende 1932 mehrere Drohbriefe mit Hakenkreuz-Abzeichen und Morddrohungen (vgl. StA MS. PSK: R29). In der Nacht zum 1. Januar 1932 wurde auf ihn und seine Ehefrau geschossen.

eine Krawatte; als strikter Antialkoholiker war er „nicht kollegial in dem Sinne, dass man zu ihm sagte, komm wir trinken mal einen“<sup>69</sup>.

Den Jahresberichten der Schule ist zu entnehmen, dass sich Rüter an seiner Schule stark über den Unterricht hinaus engagierte. So war er während der ganzen Zeit der Weimarer Republik Mitglied im Lehrerausschuss, dem neugeschaffenen Mitwirkungsorgan der Lehrerschaft. Angesichts der Vorbehalte gegenüber dieser ‚republikanischen‘ Einrichtung in den Schulbehörden ist Rüthers Einsatz an dieser Stelle als außergewöhnlich zu bezeichnen. Darüber hinaus war Rüter von der Gründung im Jahr 1919 an Schirmherr der Schülergruppe des Sauerländer Heimatbundes am Gymnasium. Er führte mit seinen Klassen gern heimatkundliche Wandertage per Fahrrad oder zu Fuß in die nähere Umgebung durch. Auch organisierte er schulische Vortragsveranstaltungen, zu denen er bekannte Referenten – wie z. B. den Jesuitenpater Friedrich Muckermann – einlud.<sup>70</sup> Zu offenen Konflikten mit seinen Lehrerkollegen kam es mehrmals anlässlich der jährlichen Verfassungsfeier. Bei einer Feier habe Rüter „unter Protest die Turnhalle verlassen [...], weil der Redner mit Rechtsdrall seine Ansprache mit rechtsradikalem Inhalt gehalten hatte“<sup>71</sup>. In einem anderen Jahr führte ein scharfer Zwischenruf Rüthers gegen die vom Festredner verbreitete Langemarck-Legende zu „eisigem Schweigen“<sup>72</sup>. Und in einem dritten Jahr war Rüter selbst Redner auf der bei Nationalkonservativen unbeliebten ‚republikanischen‘ Feier. Er kritisierte Kollegen, die demonstrativ mit der militärischen Auszeichnung des Eisernen Kreuzes in der Veranstaltung saßen. Ein ehemaliger Schüler führt aus:

„Dabei kam es aus den Reihen der Lehrer zu Zwischenrufen.“<sup>73</sup>

Obwohl mit Josef Rüter einer ihrer Kollegen politisch verfolgt wurde, setzte sich in dessen Dienststrafverfahren keiner der Lehrer positiv für ihn ein. Im Gegenteil formulierte der neue Schulleiter Dr. Georg Schoo in seiner Antrittsrede (wohl unter Anspielung auf Rüter): Die Vaterlandsliebe müsse alle umfassen, die es „ehrlich meinen mit ihrem deutschen Volke. Sie muss aber auch willensstark und entschlosskräftig genug sein, den klaren Trennungsstrich zu ziehen allen denjenigen gegenüber, die sich im Fühlen, Denken und Wollen bewusst lossagen von dem Lande, das sie gebar, von dem Volke, dem sie entsprossen“<sup>74</sup>. Rüter selbst war davon überzeugt, dass seine Kollegen ihn „auf Weisung des Herrn Direktors Dr. Schoo“ meiden, „wenn sie mich von weitem erblickten, in Seitenwege einbogen und dort solange stehenblieben, bis ich fort war“<sup>75</sup>.

Rüter gewann durch seine friedenspolitische Tätigkeit zahlreiche Jugendliche für den Pazifismus. Eine Reihe von befragten Schülern – Mitglieder der katholischen Jugendbewegung – gibt an, sich erst auf seine Initiative hin für die Ideen des Friedensbundes deutscher Katholiken interessiert zu haben. Sie pflegten in ihrer Freizeit auch privat Kontakt zu ihrem Lehrer.<sup>76</sup> Einige von ihnen haben sich bis heute eine pazifistische Grundhaltung bewahrt und führen aus:

„Mich hat Josef Rüter geprägt.“<sup>77</sup>

---

<sup>69</sup> PAB. Interview Pollmann  
<sup>70</sup> vgl. PAB. Interview Kamender  
<sup>71</sup> PAB. Schreiben Bürger  
<sup>72</sup> PAB. Interview Kamender  
<sup>73</sup> PAB. Interview Stratmann  
<sup>74</sup> Schoo 1933  
<sup>75</sup> StA MS. OP 8363  
<sup>76</sup> vgl. PAB. Schreiben Bürger  
<sup>77</sup> PAB. Interview Föster

Vor allem das starke Engagement der regionalen ‚Kreuzfahrer‘-Jugend, einer katholischen Jugendorganisation, die jegliche Uniformierung ablehnte und sich als ‚werk­tätige Jugend‘ demonstrativ zur Weimarer Republik bekannte<sup>78</sup>, ist auf Josef Rüter zurückzuführen. Die Jungen gingen in seiner Waldhütte ein und aus und besuchten ihn in seiner Privatwohnung. Rüter verbrachte mit den Jugendlichen auch einige Wochenenden in der Briloner Jugendherberge, wo sie über „Fragen unserer geistigen Situation“<sup>79</sup> diskutierten. Ein Arnberger Mitglied der Sturm­schar erinnert sich an weitere Treffen:

„Josef Rüter – wir Jüngeren nannten ihn ‚Onkel Josef‘ – sprach über die politische Entwicklung, warnte vor den Wolken, die sich am politischen Himmel türmten.“<sup>80</sup>

Der ehemalige Kreuzfahrer Theodor Köhren erinnert sich:

„Josef Rüter war bei den Kreuzfahrern der geistige Vater im Hintergrund.“<sup>81</sup>

Mit Rüthers Unterstützung entwickelten die Jugendlichen auch praktische Vorhaben. Stark von der ‚Neulebensbewegung‘ angezogen interessierten sie sich für das Verfahren der gä­rungslosen Fruchteverwertung. Mit Hilfe eines Darlehens von Josef Rüter gründeten die Kreuzfahrer eine Produktionsgenossenschaft, so dass vom Oktober 1932 an Obstsäfte ohne Alkoholentstehung haltbar gemacht werden konnten.<sup>82</sup>

In der NS-Zeit wurde Josef Rüter dann zu einer Anlaufstelle für katholische Jugendliche, die dem Regime kritisch gegenüber standen. Bis Mitte der 30er Jahre suchten Warsteiner, Paderborner und Briloner Jugendliche Rat bei ihm, was sie von der gegenwärtigen Situation zu halten hatten, „aber weniger in aktueller Form – was kann man jetzt tun – als vom Grund­sätzlichen her, um die Struktur des NS-Systems durchschaubarer zu machen“<sup>83</sup>. Rüter veranstaltete für sie daher ein längeres Seminar zum Thema „Europäische Kultur und deutsche Ge­schichte“, in dem er seine Kritik an preußisch-deutscher Politik darlegte. Der Warsteiner Kreuzfahrer Clemens Busch führt dazu aus:

„Die Zusammenkünfte mussten entsprechend ‚heimlich‘ sein.“<sup>84</sup>

Für die Jugendlichen hatten diese Treffen und die inhaltlichen Diskussionen eine hohe Bedeutung. Theodor Köhren:

„Politisch fühlten wir uns von der Kirche allein gelassen (um nicht zu sagen, manchmal verraten).“<sup>85</sup>

Ein letztes Mal trafen sich Josef Rüter und die Kreuzfahrer-Jugendlichen 1935. Sie fassten den Entschluss, an den Münchner Kardinal Faulhaber zu schreiben und ihn zu bitten, öffentlich für die Friedensidee einzutreten.<sup>86</sup> Hier wird also zum zweiten Mal nach 1933 der Weg gesucht, die Amtskirche zu einer Stellungnahme gegen die NS-Regierung zu bewegen. Wegen der Gefahr, die mit dem Vorhaben verbunden war, loste man unter den Teilnehmern der Versammlung aus, wer das Schreiben unterzeichnen sollte. Das Los fiel auf den Arnberger Eberhard Büngener, der auch unterschrieb. Eine Antwort erhielt er nie; stattdessen kam einige

<sup>78</sup> vgl. Hollenbeck 1961

<sup>79</sup> Rüter 1961, S. 58

<sup>80</sup> Förster 1988, S. 30

<sup>81</sup> PAB. Interview Köhren

<sup>82</sup> vgl. Busch 1932, S. 11f.

<sup>83</sup> PAB. Interview Köhren

<sup>84</sup> PAF. Schreiben Busch

<sup>85</sup> PAK. Schreiben Köhren

<sup>86</sup> vgl. PAF. Katholische Friedensarbeit

Zeit später die Gestapo, um das Büro zu durchsuchen, in dem er als Bürovorsteher tätig war. Einen Durchschlag des Schreibens konnte er im letzten Augenblick vernichten.<sup>87</sup>

Der Bereich der Lehrerfortbildung war ein dritter pädagogischer Schwerpunkt Rüthers. Unter dem Motto „Erziehung zum Frieden“ fand im Herbst 1930 eine Jahrestagung des FdK-Reichsverbandes in Paderborn statt, in deren Rahmen Rüther für andere Lehrerinnen und Lehrer „aus der Fülle seiner Erfahrungen über Erziehung zum Frieden in der höheren Schule“<sup>88</sup> berichtete. Rüther war es dann auch, der die schulische Friedenserziehung im FdK etablierte, um Kolleginnen und Kollegen fortzubilden. Bereits vor der Reichstagung in Paderborn hatten „unter maßgeblicher Beteiligung Rüthers“<sup>89</sup> die im FdK organisierten Lehrerinnen und Lehrer aus Westfalen und Rheinland begonnen, sich zu treffen und dieses Thema zu diskutieren, woraus schließlich im September 1931 die „Pädagogische Arbeitsgemeinschaft“ entstand. In jeder zweiten Ausgabe der Zeitschrift „Der Friedenskämpfer“ erschien eine „Pädagogische Werkecke“, die Josef Rüther redigierte und in der Anregungen für die unterrichtliche Praxis der Friedenserziehung erschienen.<sup>90</sup>

In einer Sonderausgabe der Zeitschrift „Vom frohen Leben“, die das gesamte Spektrum der sogenannten ‚Neulebensbewegung‘ repräsentierte, bekamen die Lehrerinnen und Lehrer Raum, auf fast 40 Seiten den Stand der Diskussion um die „Pazifistische Erziehung“ – so der Titel des Heftes – zu präsentieren. Für alle Erziehungsbereiche – von der Familie über die Volksschule hin zum höheren Schulwesen bis zur außerschulischen Jugendarbeit – wurden Ziele von Friedenserziehung erarbeitet.<sup>91</sup> Die Lehrerinnen und Lehrer setzten sich auch damit auseinander, wie diese Ziele zu erreichen seien, indem sie für alle Schulfächer methodische Ansätze und spezielle Unterrichtsinhalte überlegten. Josef Rüther selbst beschrieb friedenserzieherische Ansätze für Erdkunde, Mathematik, die alten Sprachen und Philosophie. Für die alten Sprachen schlug er beispielsweise eine Bevorzugung von Thomas Morus vor kriegeri-schen Texten, die kritische Diskussion von „Heldenquatsch“ wie Caesars „Dulce et decorum est ...“ und die „Ausnutzung der *positiven Anknüpfungspunkte* wahrer Humanität“ vor.<sup>92</sup> Rüthers Ausführungen zur Philosophie lassen erkennen, warum er in der Schule so polarisierte: Er propagierte eine Erziehung „zum Bekenntnis, auch wenn die Wahrheit nicht gefällt“<sup>93</sup>.

FdK-Tagungen in Hamm und Dortmund dienten den Lehrerinnen und Lehrern dazu, sich mit theoretischen Positionen zur Friedenserziehung auseinander zu setzen. Es wurde für die Schule „eine Art Richtlinie“ entworfen, die eine „Begründung unserer pazifistischen Erziehenaufgabe“ geben sollte.<sup>94</sup> Weihnachten 1931 wurde eine Protestaktion gegen den Kauf von Kriegsspielzeug durchgeführt. Noch Ende 1932 hielt Rüther einen Vortrag zum Thema Friedenserziehung und veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er sich explizit mit dem Thema „Nationalsozialismus und Friedenserziehung“ auseinandersetzte und der NS-Bewegung Irrationalität, Führertum mit blindem Gehorsam und Gewaltverherrlichung vorwarf.<sup>95</sup> Kurz vor der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler gelang es der „Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft“ sogar, ein zweites Sonderheft der Zeitschrift „Vom frohen Leben“ zur pazifistischen Erziehung herauszugeben. Die Ausgabe – wiederum erarbeitet von rheinländischen und westfälischen Lehrerinnen und Lehrern im FdK – stand ganz im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem deutschnationalen und nationalsozialistischen Militarismus und versuchte, ihm ein christlich-pazifistisches Heldenideal entgegenzusetzen, das attraktiv genug sein sollte, die Jugendlichen aus der Faszination von Krieg und Gewalt herauszulösen.

---

<sup>87</sup> vgl. ebd.

<sup>88</sup> Knecht 1930, S. 12

<sup>89</sup> Riesenberger 1983, S. 21

<sup>90</sup> vgl. Rüther 1931a

<sup>91</sup> vgl. z. B. Ehlen 1931/32, Gail 1931/32 und Stockebrand 1931/32

<sup>92</sup> Rüther 1931/32a, S. 74

<sup>93</sup> Rüther 1931/32b, S. 74

<sup>94</sup> Rüther 1931b, S. 100

<sup>95</sup> vgl. Rüther 1932

## 5. Einordnung in zeitgenössische Bestrebungen und Schlussfolgerungen

„Was hätten wir für eine Begeisterung gehabt, wenn uns auf dem Gymnasium das Weltbild von dieser Warte aus gezeigt worden wäre!“<sup>96</sup> führte 1930 ein Journalist aus, der über einen öffentlichen Vortrag Josef Rütters zur Friedenserziehung in der Schule berichtete. Im Vergleich zur gängigen Vorstellungswelt damaliger Gymnasiallehrer – monarchistisch noch gegen Ende der Weimarer Republik, militaristisch und häufig auch antisemitisch, was sie zu großen Teilen anfällig für die NS-Ideologie<sup>97</sup> machte – hat Rütter Positionen vertreten, die reformorientiert waren. Ekkehard Meier berichtet, dass unter Gymnasiallehrern eine demokratische Identität, wie sie sich bei Rütter zeigt, die Ausnahme war. „Korpsgeist“ und ein elitäres Selbstverständnis sowohl in Bezug auf die eigene Position als auch auf die zukünftige gesellschaftliche Rolle der Schüler prägten ihre Einstellungen.<sup>98</sup> Josef Rütter machte einen biographischen Entwicklungsprozess durch – im Kaiserreich hatte er noch konservativ-kulturkritische Positionen vertreten –, der auch für einige seiner namhaften pädagogischen Zeitgenossen typisch war (z. B. für Célestin Freinet<sup>99</sup> und Paul Oestreich<sup>100</sup>): Das eigene Erleben des Ersten Weltkriegs war gleichbedeutend mit einem Schock, der alles Denken radikal veränderte. Wenn sich die Friedenserziehung auch erst nach dem Zweiten Weltkrieg als Element von Schule durchsetzte, ist für die Weimarer Republik infolge dieses Prozesses doch „die erste systematische Beschäftigung der Pädagogik mit der Friedensproblematik“<sup>101</sup> festzustellen. Hervorzuheben sind der Bund Entschiedener Schulreformer, der mit Erziehungs- und Unterrichtskonzepten sowie öffentlichen Veranstaltungen zur militaristischen Entwicklung der deutschen Gesellschaft hervortrat, und für den Katholizismus der Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster.<sup>102</sup>

In unterrichtsmethodischer Hinsicht ist bei Josef Rütter allerdings durchgängig ein traditionalistisches Lehrerverhalten festzustellen. Er praktizierte ausschließlich Frontalunterricht und ging scharf gegen Andersdenkende vor, indem er sie vor der Klasse lächerlich machte. Das Leistungsvermögen eines Schülers spielte bei seiner Anerkennung als *Person* durch Rütter ebenfalls eine Rolle. Solange man als Schüler die politische Überzeugung des Lehrers teilte, war auch eine Diskussion möglich. Verglichen mit den Bestrebungen der Reformpädagogik<sup>103</sup>, den Unterricht humaner zu gestalten, wirkt Rütter als genau *der* Unteroffiziers-Charakter, den beispielsweise Adolf Reichwein so scharf anprangert.<sup>104</sup> Rütter erweist sich damit in dieser Hinsicht als klassischer Gymnasiallehrer, für den der Direktor den „Führer“ der Schule darstellte, den der Lehrer im Klassenzimmer repräsentierte. Meier:

<sup>96</sup> Knecht 1930, S. 13

<sup>97</sup> vgl. z. B. Boskamp u. a. 1990, Bracht 1998, Heller / Hülsbeck-Mills 1991, Peters 1972 und Weiß 1992

<sup>98</sup> vgl. Meier 1993, S. 108ff.

<sup>99</sup> vgl. aus der Fülle an Veröffentlichungen Freinet 1986; Freinet wurde 1915 im Alter von 19 Jahren zum Kriegsdienst eingezogen und 1916 schwer verwundet, woraufhin er sich zum Pazifisten wandelte. Nach dem Ersten Weltkrieg trat er in die kommunistische Partei Frankreichs ein, aus der er 1948 wieder austrat (S. 170ff.).

<sup>100</sup> vgl. aus der Fülle an Veröffentlichungen Bernhard 1998; Oestreich war vor dem Ersten Weltkrieg noch Mitglied mehrerer imperialistischer Vereinigungen, aufgrund der Erfahrung des Ersten Weltkriegs wurde er 1915 Mitglied der Friedensorganisation „Bund Neues Vaterland“ (vgl. S. 298f.).

<sup>101</sup> Bernhard 1999, S. 200

<sup>102</sup> vgl. ebd., S. 201ff., und Donat / Holl, S. 142ff.

<sup>103</sup> Oelkers problematisiert eine Begriffsverwendung in diesem generalisierenden Sinne, indem er Eigenständigkeit und Abgrenzbarkeit ‚der‘ Reformpädagogik in Frage stellt (vgl. Oelkers 1999, S. 32ff.). Ich bin mir dieser Problematik bewusst; da dieses Thema aber nicht im Kern dieses Beitrags steht, halte ich es für vertretbar, den Begriff zur Charakterisierung eines bestimmten – gebündelten – pädagogischen *Anspruchs* zu verwenden, dessen öffentliches Verständnis „unmittelbar einsichtig“ (ebd., S. 41) ist, wie Oelkers selbst auch formuliert.

<sup>104</sup> vgl. Reichwein 1931, S. 82; Reichwein bezog dieses Bild allerdings auf Volksschullehrer.

„Die Gymnasien verstanden sich in der Regel als geschlossene Gesellschaft, die sich nach außen hin abschottete. Aus der scheinbar heilen Welt der Schule durfte nichts nach außen dringen. Kritik, Fragen wurden sofort als Angriffe von außen gesehen, gegen die man sich wehren musste, weil sie den Schulfrieden störten.“<sup>105</sup>

Möglicherweise macht sich an dieser Stelle besonders bemerkbar, dass Rüther weitab jeder Großstadt und von den in diesen zunehmenden reformorientierten Schulversuchen als Lehrer praktizierte. Als Mitglied des noch weitgehend geschlossenen katholischen Milieus waren ihm auch die Schriften der überwiegend areligiös oder sogar antireligiös orientierten Reformpädagogen, die ihr Profil u. a. gerade auch „aus ihrer erklärten Frontstellung gegen eine unter dem Einfluss eines traditionellen Christentums erstarrten Schule“<sup>106</sup> gewannen, nicht ohne Verlassen dieses Milieus zugänglich. Die strukturellen Ähnlichkeiten von Rütters Unterrichtspraxis mit Goethes ‚pädagogischer Provinz‘, in der der Lehrer in eine strenge Hierarchie eingeordnet ist und die Rolle des ‚Aufsehers‘ bzw. des ‚Vorgesetzten‘ wahr nimmt, dem die Schüler eine ‚Haltung der Ehrfurcht‘<sup>107</sup> entgegen zu bringen haben, sind auffallend. Goethes zwischen 1820 und 1829 verfasstes Alterswerk entstand nach der Französischen Revolution, die von ihm nur „schwer“<sup>108</sup> verarbeitet wurde, in negativer Abgrenzung zu Pestalozzis pädagogischen Reformbestrebungen. „Konstitutiv“<sup>109</sup> ist die Haltung einer religiösen Ehrfurcht. Rütters unterrichtliche Intentionen richteten sich ebenfalls auf eine Abwehr ‚modernen‘ Gedankenguts. Beller charakterisiert das hinter Goethes Schilderung verborgene pädagogische Leitbild als „Verhältnisse der Unterordnung und des Gehorsams“, die den „Geruch der Menschenfeindlichkeit“ tragen:

„Die Wortwahl erinnert bei der ersten Lektüre eher an eine Kaserne oder an ein Gefängnis als an eine Erziehungseinrichtung.“<sup>110</sup>

Diese Assoziation entsteht auch bezogen auf Rüther. Wie groß die Diskrepanz zum „Großstadtphänomen“<sup>111</sup> Reformpädagogik war zeigt ein Blick auf Berlin, wo sich zum Beispiel „Lebensgemeinschaftsschulen“ an den Interessen der Schülerinnen und Schüler orientierten, freie Arbeit ohne Lehrplan den Unterricht bestimmte und Verständnis für und Förderung der Schüler im Vordergrund standen.<sup>112</sup> Der französische Pädagoge Freinet setzte auf produktive und schöpferische Selbsttätigkeit der Schülerinnen und Schüler.<sup>113</sup> Der Bund der Entschiedenen Schulreformer trat mit dem Modell der „elastischen Einheits-, Lebens- und Produktionschule“<sup>114</sup> an die Öffentlichkeit, in der – ausgehend von dem natürlichen Entwicklungspotenzial des Kindes – die Prinzipien der Selbsttätigkeit und Ganzheitlichkeit gelten sollten. Reble fasst die verschiedenen reformpädagogischen Ansätze zwischen 1890 und 1933 in „fünf zentralen Fixpunkten“<sup>115</sup> zusammen: das Kind als Ausgangspunkt pädagogischer Bestrebungen

<sup>105</sup> Meier 1993, S. 106

<sup>106</sup> Böhm / Grell 1999, S. 75

<sup>107</sup> Klünker 1987, S. 229; vgl. auch Jacobs 1972, S. 93

<sup>108</sup> Flitner 1962, S. 127

<sup>109</sup> ebd., S. 129; Gamm macht allerdings darauf aufmerksam, dass es sich bei den Wilhelm-Meister-Romanen weder um eine empirische noch um eine bildungstheoretische Arbeit Goethes handelt, sondern um eine „pädagogische Utopie“, die – „jenseits von pädagogischer Professionalität und deren notwendiger Überprüfung“ – aus Goethes „Intuition“ entstanden ist, so dass sich keine erziehungswissenschaftliche Fragestellung im engeren Sinn daran erarbeiten lässt. Gamm: „Die Pädagogische Provinz ist unvergleichlich, sie lässt sich nur als pädagogische Poesie annehmen oder verwerfen.“ (alle Zitate Gamm 1980, S. 93f.)

<sup>110</sup> Beller 1995, S. 139

<sup>111</sup> Oelkers 1999, S. 37

<sup>112</sup> vgl. Radde 1993

<sup>113</sup> vgl. Freinet 1986

<sup>114</sup> Bernhard 1999, S. 187

<sup>115</sup> Reble 1992, S. 24

und Schule als Lebensstätte anzusehen, kognitives Lernen um praktisches Tun und kreative Elemente zu erweitern sowie antiautoritäre Gemeinschaftserziehung zu betonen. Von einem solchen Leitbild war Rüter – wie die meisten Lehrer – weit entfernt.

Rüthers Rollenverständnis als Lehrer, seine Einsozialisierung in die Berufskultur und der Erwerb praktischer Handlungskompetenzen fanden in der Zeit des Kaiserreichs statt. Blickt man noch einmal auf das spezifische Erkenntnisinteresse einer Biographieforschung, „Biographisierungsprozesse als Bildungsprozesse, als Prozesse der subjektiven Selbst- und Weltdeutung in ihrer Verwobenheit mit objektiven gesellschaftlich-kulturellen Bedeutungskontexten“ (Krüger 1995, S. 50) zu analysieren, so lässt sich feststellen, dass die subjektive Weltdeutung Rüthers eine deutliche Veränderung erfuhr, die sich für die Selbstdeutung – zumindest bezogen auf seine Lehrerrolle – nicht feststellen lässt.

Marion Klewitz hat in ihren Analysen lebensgeschichtlicher Erzählungen von Lehrerinnen und Lehrern im Nationalsozialismus den Zusammenhang von institutionellen (gesamtgesellschaftlich beeinflussten) Bedingungen und Lehr-Lernhandlungen des einzelnen Lehrers untersucht. Sie hat die Parallelität von Biographie- und Zeitgeschichte bereits insofern aufgelöst, als sie der berufsrelevanten Sozialisation (als langfristig wirksamer Verhaltensdisposition) eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen zugesteht.<sup>116</sup> Dies Differenz kann man im Fall des Gymnasiallehrers Josef Rüter noch weiter radikalisieren, indem man der beruflichen Sozialisation bezogen auf das Lehrerhandeln auch eine gewissen Eigenständigkeit gegenüber individuellen Einstellungsänderungen zuspricht. Trotz gravierender Veränderungen im kognitiven Bereich sind auf der Handlungsebene keine Änderungen festzustellen.

Abschließend stellt sich allerdings die Frage, ob und inwieweit überhaupt ein Zusammenhang zwischen der Makroebene der politisch-pazifistischen Ideen – als Unterrichtsthematik – und einer kooperativen, schülerorientierten o. ä. Unterrichtsmethodik (Mikroebene) besteht. Diese Frage ist in der Didaktik der Friedenserziehung durchaus umstritten. Während auf der einen Seite – vertreten v. a. in personalen und geisteswissenschaftlichen Ansätzen<sup>117</sup> – ein enger Zusammenhang behauptet wird, bezogen auf schulische Friedenserziehung höchstens gebrochen von institutionellen Zwängen, wird in kritischen Ansätzen auf der anderen Seite auf eine strikte strukturelle Differenz hingewiesen. So formuliert beispielsweise – als Beleg für die erste Position – Hermann Röhrs, dass es sich bei der Friedenserziehung weniger um ein „spezifisches Lernfeld“ als um ein „Erziehungsprinzip“<sup>118</sup> handelt mit dem Ziel einer „neuen Haltung [...], die die Loyalität vor dem Menschen höher einschätzt als die äußeren nationalen und kontinentalen Unterscheidungsmerkmale“<sup>119</sup>. Schule hat die Aufgabe, diese Haltung „handlungsorientiert glaubhaft“ zu entwickeln:

„Erst eine beispielhaft gestaltete Friedenserziehung in der Schule vermag auf diesem Felde einen ernst zu nehmenden Anfang zu machen.“<sup>120</sup>

Unter einer solchen beispielhaft gestalteten Friedenserziehung fasst er auf der kognitiven Seite des Unterrichts die Reflexion von Abhängigkeitsverhältnissen und auf der Handlungsebene einerseits die Partizipation von Schülerinnen und Schülern an Entscheidungen im Schulalltag und auf der anderen Seite gegenseitige Rücksichtnahme, Toleranz und Hilfsbereitschaft mit dem Ziel, eine Fähigkeit zur individuellen Konfliktlösung zu erwerben.<sup>121</sup>

<sup>116</sup> vgl. Klewitz 1987, S. 11f.

<sup>117</sup> vgl. Bast 1982, S. 15ff.

<sup>118</sup> Röhrs 1995, S. 118

<sup>119</sup> Röhrs 1983, S. 152

<sup>120</sup> Röhrs 1995, S. 207

<sup>121</sup> vgl. Röhrs 1995, S. 117, 208, 250 und 329

Eine vergleichbare Position vertritt Hans Nicklas, indem er als eine der „Grundregeln“ von Friedenserziehung formuliert:

„Die Friedenserziehung muss im Nahbereich beginnen – im Alltag.“<sup>122</sup>

Allerdings weist Nicklas auf die diesem Ansatz entgegen stehenden institutionellen Bedingungen der Schule hin, in der die Schülerinnen und Schüler dem Leistungsprinzip und damit einer Konkurrenzsituation unterliegen. Diese zu thematisieren sieht er als zentrale Möglichkeit an, in der Schule doch noch eine angemessene Friedenserziehung zu ermöglichen.<sup>123</sup>

Hans-Jochen Gamm übt an einer solchen Position scharfe Kritik, indem er darauf hinweist, dass Friedenserziehung als „Erziehung zur Friedfertigkeit [...] ungerechte soziale Verhältnisse (stabilisiert; S. B.)“<sup>124</sup>. Und Joachim Radkau weist auf die Gefahr der Entpolitisierung der Schülerinnen und Schüler durch eine solche Konzeption der Friedenserziehung hin, da der „Zusammenhang zwischen alltäglicher und kriegerischer Aggression ungeklärt“<sup>125</sup> sei.

Diese konzeptionelle Differenz kann an dieser Stelle nicht gelöst werden. In der Tat kann vorbildliches individuelles Verhalten eines einzelnen Schüler bzw. einer einzelnen Schülerin wohl kaum zu Änderungen in der Außenpolitik eines Landes oder gar eines militärischen Bündnisses führen. Hartmut M. Griese thematisiert zudem ein begrifflich-analytisches Problem in diesem Zusammenhang: „Frieden“ kann auf vier Ebenen zum Unterrichtsthema werden, und zwar auf der Staatenebene (z. B. durch die Thematisierung von Kriegen wie bei Rütter), auf der gesellschaftlichen Ebene (z. B. durch die Thematisierung struktureller Gewalt), auf der Gruppenebene (z. B. durch die Thematisierung von Vorurteilen) und auf der individuellen Ebene (z. B. durch die Thematisierung von Aggressionen).<sup>126</sup> In der Diskussion um die Friedenserziehung würden diese vier Ebenen häufig vermischt, als *Erziehung* könnten in jedem Fall nur die beiden letzten Ebenen bezeichnet werden, für die beiden anderen sei ein anderer Begriff zu wählen. In der Tat weist Griese hier auf die Begrenztheit der Reichweite schulischen (pädagogischen) Einflusses hin.

Peter Schulz-Hageleit versucht, diese beiden Positionen zu vereinen, indem er modellhaft ein Wechselspiel von individuellen und gesellschaftlichen Einstellungen und Handlungen sieht, sie seien „weder deckungsgleich noch fallen sie bezugslos auseinander“<sup>127</sup>. Er weist letztlich – gegen eine Position wie die von Radkau und eher orientiert an Nicklas und Röhrs – auf das Problem der Glaubwürdigkeit hin:

„Frieden kann nicht gelehrt werden, wenn er nicht gleichzeitig gelebt wird. Formen, Ziele und Inhalte des Unterrichts müssen sich entsprechen, zumindest tendenziell.“<sup>128</sup>

Diese Dialektik von Pädagogik und Politik betont auch Heitkämper<sup>129</sup>, während Bast seine „Lösung“ etwas anders akzentuiert: Er betrachtet Erziehung zum Frieden als Element einer Erziehung zum sozial-moralischen Handeln mit gesellschaftlichen Konsequenzen „insofern, als verantwortlich handelnde Individuen in der Gewaltanwendung zur Lösung von Konflikten

<sup>122</sup> Nicklas 1988, S. 27

<sup>123</sup> vgl. ebd., S. 28f.

<sup>124</sup> Gamm 1973, S. 28

<sup>125</sup> Radkau 1988, S. 92

<sup>126</sup> vgl. Griese 1988; van Dick stellt interessante Unterrichtsbeispiele für alle vier Ebenen zusammen (vgl. van Dick 1987).

<sup>127</sup> Schulz-Hageleit 1988, S. 48

<sup>128</sup> ebd., S. 52

<sup>129</sup> vgl. Heitkämper 1976, S. 9



sicherlich – wenn überhaupt – kaum eine Handlungsperspektive erblicken“<sup>130</sup>. Bast stellt also in den Mittelpunkt, dass nur kognitives Lernen noch keine Verhaltensänderung beinhaltet.<sup>131</sup> Während Rüter dieser Zusammenhang offenbar nicht bewusst war, stellte ihn die zeitgenössische Friedenspädagogik in reformpädagogischer Tradition her. So diskutierte Paul Oestreich die Frage des Beitrags der Erziehung zu nationalem Frieden häufig. Armin Bernhard hält zu Oestreichs konzeptionellen Vorstellungen fest:

„Die Verwirklichung einer friedensgesellschaftlichen Alternativzivilisation basiert geradezu auf einer pädagogisch angeleiteten humanen menschlichen Subjektentwicklung.“<sup>132</sup>

Ohne die Bedeutung der politischen Differenzen zum Nationalsozialismus unterschätzen zu wollen und wenn Bernhard auch zu recht – bezogen auf Oestreich – „die strukturelle Unzulänglichkeit idealistischer Erziehungstheorien“<sup>133</sup> kritisiert, die die Dialektik von Bildung und Politik außen vor ließen, liegt in der Diskrepanz zwischen Makro- und Mikroebene bei Rüter möglicherweise eine Ursache mit dafür, dass sich einige seiner Schüler aktiv an Aktionen der NSDAP gegen ihn als Person beteiligten.<sup>134</sup> Zunächst blieb es bei nächtlichen Beschimpfungen. Zwei der Schüler zeigte Rüter an, wonach erst einmal wieder Ruhe einkehrte. In der Nacht zum 1. Dezember 1931 ging dann seine Waldhütte in Flammen auf, noch im selben Monat erhielt Rüter erste Drohbriefe, als deren Urheber er erneut Schüler vermutete. In den frühen Morgenstunden des 1. Januar 1932 schoss ein Unbekannter in das Schlafzimmer der Eheleute Rüter, ohne dass jemand verletzt wurde. Weitere nationalsozialistisch gefärbte Morddrohungen erhielt Rüter im September 1932. Eine Denunziation von Seiten einiger Schüler führte schließlich bereits im Februar 1933 – noch vor dem Erlass des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums – zu seiner Suspendierung mit der späteren Entlassung aus dem Schuldienst. Als These ließe sich hier formulieren, dass die starke Diskrepanz zwischen friedenserzieherischen Bemühungen und methodischer Praxis den Gymnasiallehrer bei den Schülern hatte unglaublich werden lassen, so dass er trotz prinzipieller NS-Gegnerschaft für die Schüler kein Vorbild darstellte und bei ihnen keinen Schutz vor der NS-Ideologie aufbauen konnte.

Fasst man den Begriff der pädagogischen Praxis weiter und blickt auf die außerschulischen Erziehungsbemühungen Rüthers, ist festzustellen, dass Rüter hier ein anderes Rollenverständnis zugrunde legte, indem er sich als Vorbild präsentierte, der Jugendliche begeistern konnte, der mit ihnen auf einer eher gleichberechtigten Ebene umging und die sich daher leichter an seinen christlich-pazifistischen Vorstellungen orientieren konnten. Er diskutierte mit ihnen die politische Lage, führte Projekte wie die gärungslose Apfelverwertung durch und ließ sich auch in der NS-Zeit nicht von einem ‚aufrechten Gang‘ (Bloch) abbringen. Bezogen auf diese Aktivitäten kann man Wette folgen, der aus historisch-politischer Perspektive formuliert:

„Es hat die friedenspolitischen Alternativen zum Gesinnungsmilitarismus und zur Politik der Aufrüstung und Kriegsvorbereitung gegeben; wäre ihnen eine Mehrheit der Deutschen gefolgt – die deutsche, europäische und Weltgeschichte hätte einen friedlicheren Verlauf nehmen können.“<sup>135</sup>

<sup>130</sup> Bast 1982, S. 91

<sup>131</sup> vgl. in diesem Sinne auch Broschat 1978, S. 25

<sup>132</sup> Bernhard 1998, S. 300

<sup>133</sup> Bernhard 1998, S. 310

<sup>134</sup> vgl. PAR. Mein Prozess

<sup>135</sup> Wette 1991, S. 240

Bei Rüter wäre – wie in ‚der‘ Reformpädagogik – das Einhergehen von Einstellungsveränderungen mit Änderungen im Handlungsrepertoire als Lehrer notwendig gewesen, um möglicherweise auch bei seinen Schülern mehr ‚Gefolgschaft‘ zu erreichen.

## 6. Zitierte Quellen und Literatur

*[StA MS] Staatsarchiv Münster*

Bestand Provinzialschulkollegium (PSK): Personalakten A. Nr. R29

Bestand Oberpräsidium (OP): 8363

*[StadA Bri] Archiv der Stadt Brilon*

Bestand H46

*[SchA GymBri] Schularchiv des Gymnasiums Petrinum Brilon*

Bestände „Reifeprüfung im Herbsttermin 1914 (Notprüfung)“ und „Reifeprüfung Ostern 1932“

*[PAR] Privataarchiv Gertrud Rüter, Olsberg*

Bestand Josef Rüter, im Einzelnen „Mein Prozess“ und „Kirchenpolitische Dokumente“

*[PAF] Privataarchiv Karl Föster, Arnsberg*

Bestand „Katholische Friedensarbeit im Sauerland“

Schreiben von Clemens Busch, Münster

*[PAK] Privataarchiv Theodor Köhren, Brilon*

Schreiben von Theodor Köhren, Brilon

*[PAB] Privataarchiv Sigrid Blömeke, Brilon*

Interview mit Josef Pollmann, Paderborn

Interview mit Karl Föster, Arnsberg

Interview mit Ferdinand Kamender, Fredeburg

Interview Theodor Köhren, Brilon

Interview mit Bruno Potthast, Wipperfürth

Interview mit Vinzenz Stratmann, Olsberg

Schreiben von Kurt Bürger, Freiburg

Schreiben von Paul Hennecke, Olsberg

*Amlung, Ullrich: Adolf Reichwein 1898 bis 1944. Ein Lebensbild des Reformpädagogen, Volkskundlers und Widerstandskämpfers. Frankfurt/M.: dipa 1999*

*Appelius, Stefan: Zur Geschichte des kämpferischen Pazifismus. Die programmatische Entwicklung der Deutschen Friedensgesellschaft 1929-1956. Oldenburg: bis 1988 (= Schriftenreihe des Fritz-Küster-Archivs)*

*Bast, Roland: Friedenspädagogik. Möglichkeiten und Grenzen einer Erziehung zum Frieden. Düsseldorf: Schwann: 1982*

*Beck, Friedrich Alfred: Kampf und Sieg. Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Gau Westfalen-Süd von den Anfängen bis zur Machtübernahme. Dortmund: Rote Erde 1938*

*Beller, Walter: Goethes Wilhelm Meister Romane. Bildung für eine Moderne. Hannover: Revonnah 1995 (= Schriftstücke; 2)*

- Benz, Wolfgang* (Hrsg.): Pazifismus in Deutschland. Dokumente zur Friedensbewegung 1890-1939. Frankfurt/M.: Fischer 1988
- Bernhard, Armin*: Demokratische Reformpädagogik und die Vision von der neuen Erziehung. Sozialgeschichtliche und bildungstheoretische Analysen zur Entschiedenen Schulreform. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 1999 (= Studien zur Bildungsreform; 36)
- Bernhard, Armin*: Kulturkritik, Pazifismus und Erziehung. Zum Zusammenhang von Erziehung und Frieden im pädagogischen Denken Paul Oestreichs. In: Neue Sammlung (Ort?) 38 (1998), S. 297-314
- Blömeke, Sigrid*: „Nur Feiglinge weichen zurück“ – Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon: Demokratische Initiative 1992
- Blömeke, Sigrid / Bracht, Hans-Günther / Kemper, Gisela*: Juden in Brilon zur Zeit des Nationalsozialismus. Dokumente, Familienschicksale, Zeitzeugenaussagen. Brilon: Demokratische Initiative 1988
- Böhm, Winfried / Grell, Frithjof*: Reformpädagogik und Christentum – ein problematisches Verhältnis. In: Böhm, Winfried / Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Reformpädagogik kontrovers. Winzburg: Ergon 2. Aufl. 1999 (= Erziehung – Schule – Gesellschaft; 3), S. 75-87
- Boskamp, Dorothee u.a.*: Schule und Nationalsozialismus. Seminararbeiten aus dem WS 1989/90. Paderborn: Universität o. J. (1990)
- Bracht, Hans-Günther*: Das höhere Schulwesen im Spannungsfeld von Demokratie und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Kontinuitätsdebatte am Beispiel der preußischen Aufbauschule. Frankfurt u.a.: Peter Lang 1998
- Broschat, Monika*: Erziehung zum Frieden. Auseinandersetzung mit friedenspädagogischen Konzepten in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 1978 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XI: Pädagogik; 51)
- Broszat, Martin / Fröhlich, Elke / Grossmann, Anton* (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit. Bd. 4. München / Wien: Oldenbourg 1981
- Budde, Gerhard*: Mehr Freude an der Schule!. Langensalza: Beyer 1911
- Busch, Clemens*: Und dennoch! Jugend gibt nicht auf. Warstein / Münster 1983
- Deiters, Heinrich*: Die Schule der Gemeinschaft. Leipzig: Quelle und Meyer 1915
- van Dick, Lutz*: Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945. Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern. Weinheim / München: Juventa 1988
- van Dick, Lutz* (Hrsg.): Lehreropposition im NS-Staat. Biographische Berichte über den ‚aufrechten Gang‘. Frankfurt/M.: Fischer 1990
- van Dick, Lutz* (Hrsg.): Lernen in der Friedensbewegung. Ideen für pädagogische Friedensarbeit. Weinheim / Basel: Beltz 2. Aufl. 1987
- Donat, Helmut / Holl, Karl* (Hrsg.): Die Friedensbewegung. Organisierter Pazifismus in Deutschland, Österreich und in der Schweiz. Düsseldorf: Econ 1983
- Drewek, Peter*: „Grenzen der Erziehung“. Zur wissenschafts- und disziplingeschichtlichen Bedeutung des Grenzdiskurses in der Weimarer Republik. In: Drewek, Peter u. a. (Hrsg.): Ambivalenzen der Pädagogik. Zur Bildungsgeschichte der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1995, S. 311-333
- Ehlen, Nikolaus*: Gesichtspunkte pazifistischer Erziehung. In der höheren Schule. In: Vom frohen Leben (Berlin) 11 (1931/32), S. 59-61

- Falter*, Jürgen / *Lindenberger*, Thomas / *Schumann*, Siegfried: Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919-1933. München: C. H. Beck 1986 (= Statistische Arbeitsbücher zur neueren deutschen Geschichte)
- Fasse*, Norbert: Das Amt Velen-Ramsdorf 1918-1945. Katholiken und NS-Herrschaft im Münsterland. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1996
- Fischer*, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18. Düsseldorf: Droste 1984
- Fischer*, Fritz: Juli 1914. Wir sind nicht hineingeschlittert. Reinbek: Rowohlt 1983
- Flasch*, Kurt: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Berlin: Alexander Fest 2000
- Flitner*, Wilhelm (Hrsg.): Goethes pädagogische Ideen. Die Pädagogische Provinz nebst verwandten Texten. Düsseldorf / München: Helmut Küpper 2. Aufl. 1962
- Foerster*, Friedrich Wilhelm: Schule und Charakter. Beitrag zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin. Zürich: Schultheiss 1910
- Föster*, Karl: Rede zum 40. Todesjahr von Abbé Franz Stock. In: Dokumentation über das Friedentreffen aus Anlass des 40. Todesjahres von Abbé Franz Stock. Brilon u. a.: ADH 1988, S. 17-34
- Freinet*, Elise: Erziehung ohne Zwang. Der Weg Célestin Freinets. München: dtv 2. Aufl. 1986
- Fritsch*, Werner: Christlich-soziale Reichspartei (CSRP) 1920-1933. In: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945) Bd. 1. Köln: Pahl-Rugenstein 1983, S. 455-463
- Gail*, P.: Gesichtspunkte pazifistischer Erziehung. In der Volksschule. In: Vom frohen Leben (Berlin) 11 (1931/32), S. 58-59
- Gamm*, Hans-Jochen: Das pädagogische Erbe Goethes. Eine Verteidigung gegen seine Verehrer. Frankfurt/M. / New York: Campus 1980
- Gamm*, Hans-Jochen: Das Elend der spätbürgerlichen Pädagogik. Studien über den politischen Erkenntnisstand der Sozialwissenschaften. München: List 1972
- Gamm*, Hans-Jochen: Kontinuität der Kathederpädagogik. Oder: Differenzen über faschistische Pädagogik. In: Demokratische Erziehung (Köln) 13 (1987) 2, S. 14-18
- Gamm*, Hans-Jochen: Friedenserziehung unter den Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft. In: Wulf, Christoph (Hrsg.): Friedenserziehung in der Diskussion. München: Piper 1973, S. 24-29
- Gaudig*, Hugo: Didaktische Ketzereien. Leipzig: Teubner 1904
- Geiss*, Imanuel: Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des ersten Weltkrieges. München u. a.: Pieper 1985
- Gesamtergebnis der Wahlen im Kreise Brilon*. In: Sauerländer Zeitung (Brilon) v. 22.05.1928
- Goethe*, Johann Wolfgang von: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden (1820/1829). In: Goethes Werke. Bd. VIII. Hamburg: Christian Wegner Verlag 7. Aufl. 1967
- Griese*, Hartmut M.: Erfahrung und Lernen im Spannungsfeld von Gewalt und Frieden – provokative Gedanken zur „Friedenserziehung“, In: Calließ, Jörg / Lob, Reinhold E. (Hrsg.): Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung. Bd. 3: Friedenserziehung. Düsseldorf: Schwann 1988, S. 296-305

- Grunder*, Hans-Ulrich (Hrsg.): „Der Kerl ist verrückt!“ Das Bild des Lehrers und der Lehrerin in der Literatur und in der Pädagogik. Zürich: Pestalozzianum 1999
- Heinemann*, Ulrich: Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1983
- Heitkämper*, Peter: Friedenserziehung als Lernprozess. Zur Theorie einer politischen Erziehungspraxis. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt 1976
- Heller*, Editha / Hülsbeck-Mills: Ralf: Schule im Nationalsozialismus am Beispiel der Reismann-Schule in Paderborn. Paderborn: Universität 1991 (Diplomarbeit)
- Hesse*, Hermann: Unterm Rad. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984
- Hochmuth*, Ursel / de Lorent, Hans-Peter (Hrsg.): Hamburg. Schule unterm Hakenkreuz. Hamburg: HLZ 1985
- Hollenbeck*, Alfred: Kreuzfahrer. Wandernde katholische Volksjugend. o. O. (Milchenbach) o. J. (1961)
- Jacobs*, Jürgen: Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman. München: Wilhelm Fink 1972
- Keim*, Wolfgang: Erziehung unter der Nazi-Diktatur. Bd. II: Kriegsvorbereitung, Krieg und Holocaust. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997
- Klewitz*, Marion: Lehrersein im Dritten Reich. Analysen lebensgeschichtlicher Erzählungen zum beruflichen Selbstverständnis. Weinheim / München: Juventa 1987
- Klünker*, Wolf-Ulrich: Goethes Idee der Erziehung zur Ehrfurcht. Die Pädagogische Provinz in dem Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“. Göttingen: Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität 1987
- Knecht*, Josef: Erziehung zum Frieden. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt/M.) 6 (1930) 9, S. 7-14
- Knepper-Babilon*, Ottilie: Das Gymnasium Petrinum in Brilon. Eine Untersuchung zu einem katholisch geprägten Gymnasium im ländlichen Raum 1858-1914. Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer 1994 (= Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik; 22)
- Krüger*, Heinz-Hermann: Bilanz und Zukunft der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann / Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich 1995 (= Studien zur Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung; 6), S. 32-54
- Lehberger*, Reiner / *Rothenberg*, Dietrich: Oppositionelle Lehrer. Die Bedeutung des IOL. In: de Lorent, Hans-Peter (Hrsg.): „Die Fahne hoch“. Schulpolitik und Schulalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz. Hamburg 1986
- Löhr*, Wolfgang: Vitus Heller (1882-1956). In: Aretz, Jürgen / Morsey, Rudolf / Rauscher, Anton (Hrsg.): Zeitgeschichte in Lebensbildern Bd. 4. Mainz: Matthias Grünewald 1990, S. 186-196
- Mann*, Heinrich: Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen. Stuttgart / München: Deutscher Bücherbund 1987
- Marotzki*, Winfried: Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann / Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich 1995 (= Studien zur Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung; 6), S. 55-89

- Meier*, Ekkehard: Geschlossene Gesellschaft – Zur Mentalität deutsch-nationaler Gymnasiallehrer. In: Radde, Gerd u. a. (Hrsg.): Schulreform – Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Bd. I: 1912 bis 1945. Opladen: Leske und Budrich 1993, S. 102-115
- Müller*, Reinhard: Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon während seines dreiundsechzigsten Schuljahres 1920-1921. o. O. (Brilon) o. J. (1921)
- Müller*, Reinhard: Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon während seines vierundsechzigsten Schuljahres 1921/22. o. O. (Brilon) o. J. (1922)
- Müller*, Reinhard: Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon während seines fünfundsechzigsten Schuljahres 1922/23. o. O. (Brilon) o. J. (1923)
- Musil*, Robert: Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. Stuttgart / München: Deutscher Bücherbund 1984
- Nicklas*, Hans: Friedensfähigkeit als Ziel von Erziehung und Bildung. Begründungszusammenhänge und Lernziele. In: Calließ, Jörg / Lob, Reinhold E. (Hrsg.): Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung. Bd. 3: Friedenserziehung. Düsseldorf: Schwann 1988, S. 24-31
- Oelkers*, Jürgen: Reformpädagogik. Aktualität und Historie. In: Böhm, Winfried / Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Reformpädagogik kontrovers. Winzburg: Ergon 2. Aufl. 1999 (= Erziehung – Schule – Gesellschaft; 3), S. 23-47
- Paul*, Gerhard: Zwischen Traditionsbildung und Wissenschaft. Tendenzen, Erträge und Desiderata der lokal- und regionalgeschichtlichen Widerstandsforschung. In: Schmiechen-Ackermann, Detlef (Hrsg.): Anpassung – Verweigerung – Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Berlin: Edition Hentrich 1997 (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Reihe A; 3), S. 30-45
- Paul*, Gerhard: Die widerspenstige ‚Volksgemeinschaft‘. Dissens und Verweigerung im Dritten Reich. In: Steinbach, Peter / Tuchel, Johannes: Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1994, S. 395-410
- Peters*, Elke: Nationalistisch-völkische Bildungspolitik in der Weimarer Republik. Deutschkunde und höheres Schulwesen. Weinheim u. a.: Beltz 1972
- Radde*, Gerd: Lebensstätten der Schüler – Neuköllner Lebensgemeinschaftsschulen als Beispiel der Berliner Schulreform. In: Radde, Gerd u. a. (Hrsg.): Schulreform – Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Bd. I: 1912 bis 1945. Opladen: Leske und Budrich 1993, S. 93-101
- Radkau*, Joachim: Soziales und politisches Lernen für den Frieden in den Sekundarstufen – Was können Schüler aus der Geschichte lernen?. In: Calließ, Jörg / Lob, Reinhold E. (Hrsg.): Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung. Bd. 3: Friedenserziehung. Düsseldorf: Schwann 1988, S. 91-97
- Reble*, Albert: Reformpädagogik heute. In: Ipfling, Heinz-Jürgen (Hrsg.): Unterrichtsmethoden der Reformpädagogik. Anregungen für die Schule von heute. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt 1992, S. 17ff.
- Reichwein*, Adolf: Pädagogische Akademien. Gefahr in Verzug (1931). In: Ruppert, Herbert E. / Wittig, Horst E. (Hrsg.): Adolf Reichwein. Ausgewählte Pädagogische Schriften. Paderborn 1978
- Riesenberger*, Dieter: Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik. Düsseldorf: Droste 1976

- Riesenberger, Dieter*: Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ – Versuch einer Spurensicherung. Paderborn 1983
- Riesenberger, Dieter*: Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik. In: Holl, Karl / Wette, Wolfram (Hrsg.): Pazifismus in der Weimarer Republik. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Paderborn: Schöningh 1981, S. 91-111
- Röhrs, Hermann*: Modelle der Friedenserziehung in Kindergarten und Schule. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1995 (= Hermann Röhrs. Gesammelte Schriften; 8)
- Röhrs, Hermann*: Frieden – eine pädagogische Aufgabe. Braunschweig: Westermann 1983
- Rudloff, Michael*: Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 1991 (= Europäische Hochschulschriften; 499)
- Rüther, Josef*: Humanistisches Gymnasium und Gegenwart. In: Pharus (Donauwörth) 1 (1910) 2, S. 220-227(a)
- Rüther, Josef*: Humanistisches Gymnasium und Gegenwart. In: Pharus (Donauwörth) 1 (1910) 2, S. 310-315(b)
- Rüther, Josef*: Von moderner Bildung. Hamm 1911 (= Frankfurter zeitgemäße Broschüren Bd. 30, H. 10)
- Rüther, Josef*: Kultur und Bildung. In: Pharus (Donauwörth) 4 (1913) 1, S. 193-206
- Rüther, Josef*: Der Kampf um die höhere Schule. Hamm 1915 (= Frankfurter zeitgemäße Broschüren Bd. 34, H. 4)
- Rüther, Josef*: Kampf dem Kapitalismus, dem Völkerfeinde. Ein volkswirtschaftlicher Versuch. Limburg: Steffen 1919a
- Rüther, Josef*: Vernunftpolitik und Instinktpolitik I. In: Germania (Berlin) Nr. 599 v. 31.12.1919 (Morgenausgabe), S. 1-2(b)
- Rüther, Josef*: Vernunftpolitik und Instinktpolitik II. In: Germania (Berlin) Nr. 600 v. 31.12.1919 (Abendausgabe), S. 2(c)
- Rüther, Josef*: Kapitalismus oder Christentum? Graz 1920 (= Studien zur Lebens- und Gesellschaftsreform; 4)
- Rüther, Josef*: Pädagogische Werkecke. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt/M.) 7 (1931), S. 58-60 (a)
- Rüther, Josef*: Pädagogische Werkecke. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt/M.) 7 (1931), S. 99-101 (b)
- Rüther, Josef*: Die Fächer im Dienste pazifistischer Erziehung. Die alten Sprachen. In: Vom frohen Leben (Berlin) 11 (1931/32), S. 73-74(a)
- Rüther, Josef*: Die Fächer im Dienste pazifistischer Erziehung. Philosophische Propädeutik. In: Vom frohen Leben (Berlin) 11 (1931/32), S. 74-75(b)
- Rüther, Josef*: Nationalsozialismus und Friedenserziehung. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt/M.) 8 (1932), S. 141-143
- Rüther, Josef*: Erinnerungen. Ms. 1961
- Rüther, Theodor*: Deutschlands Eintritt in den Völkerbund und die katholische Friedensbewegung. In: Sauerländer Zeitung (Brilon) v. 14.09.1926
- Schlögl, Rudolf / Schwartz, Michael / Thamer, Hans-Ulrich*: Konsens, Konflikt und Repression. Zur Sozialgeschichte des politischen Verhaltens in der NS-Zeit. In: Schlögl, Rudolf / Thamer, Hans-Ulrich (Hrsg.): Zwischen Loyalität und Resistenz.

- Soziale Konflikte und politische Repression während der NS-Herrschaft in Westfalen. Münster: Aschendorff 1996 (= Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe; 10), S. 10-30
- Schmiechen-Ackermann, Detlef*: Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland. Eine Bilanz der Widerstandsforschung aus regionaler Perspektive. In: Schmiechen-Ackermann, Detlef (Hrsg.): Anpassung – Verweigerung – Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Berlin: Edition Hentrich 1997 (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Reihe A; 3), S. 13-29
- Schmidt, Ute*: Zentrum oder CDU? Politischer Katholizismus zwischen Tradition und Anpassung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1987 (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin; 51)
- Schnabel, Thomas* (Hrsg.): Formen des Widerstandes im Südwesten 1933-1945. Scheitern und Nachwirken. Ulm 1994
- Schnorbach, Hermann* (Hrsg.): Lehrer und Schule unterm Hakenkreuz. Dokumente des Widerstands von 1930 bis 1945. Königstein/Ts.: Athenäum 1983
- Schulte-Umberg, Thomas*: „Gegen den politischen Klerus“. Zur Sanktionierung der Wortführer des katholischen Milieus im Bistum Münster am Beispiel der Heimtückeverfahren. In: Schlögl, Rudolf / Thamer, Hans-Ulrich (Hrsg.): Zwischen Loyalität und Resistenz. Soziale Konflikte und politische Repression während der NS-Herrschaft in Westfalen. Münster: Aschendorff 1996 (= Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe; 10), S. 83-125
- Schulz-Hageleit, Peter*: Zum Verhältnis von innerem und äußerem Frieden – „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“ In: Calließ, Jörg / Lob, Reinhold E. (Hrsg.): Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung. Bd. 3: Friedenserziehung. Düsseldorf: Schwann 1988, S. 47-53
- Schwartz, Michael*: „Machtergreifung“? Lokalpolitische Elitenkonflikte in der ländlichen Gesellschaft Westfalens während des „Dritten Reichs“. In: Schlögl, Rudolf / Thamer, Hans-Ulrich (Hrsg.): Zwischen Loyalität und Resistenz. Soziale Konflikte und politische Repression während der NS-Herrschaft in Westfalen. Münster: Aschendorff 1996 (= Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe; 10), S. 185-243
- Schwartz, Michael*: Bauern vor dem Sondergericht. Resistenz und Verfolgung im bäuerlichen Milieu Westfalens. In: Faust, Anselm (Hrsg.): Verfolgung und Widerstand im Rheinland und Westfalen 1933-1945. Köln: Kohlhammer 1992
- Semelin, Jacques*: Ohne Waffen gegen Hitler. Eine Studie zum zivilen Widerstand in Europa. Frankfurt/M.: dipa 1995
- Solzbacher, Claudia*: Literarische Schulkritik des frühen 20. Jahrhunderts. Ihre Beziehung zur zeitgenössischen Philosophie und Pädagogik. Frankfurt/M.: Lang 1993 (= Erziehungsphilosophie; 11)
- Steinbach, Peter*: Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen. Paderborn 1994
- Steinbach, Peter*: Widerstandsforschung im politischen Spannungsfeld. In: Steinbach, Peter / Tuchel, Johannes: Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1994, S. 597-622(b)



- Stockebrand, Marg.:* Gesichtspunkte pazifistischer Erziehung. In der häuslichen Erziehung der Kinder. In: Vom frohen Leben (Berlin) 11 (1931/32), S. 57-58
- Tenorth, Heinz-Elmar:* Deutsche Erziehungswissenschaft 1933 bis 1945. Aspekte ihres Strukturwandels. In: Zeitschrift für Pädagogik (Weinheim / Basel) 32 (1986) 3, S. 299-321
- Tews, Johannes:* Moderne Erziehung in Haus und Schule. Leipzig: Teubner 1910
- Weiß, Edgar:* Schule im Nationalsozialismus. Kiel: Institut für Pädagogik der Universität 1992
- Wette, Wolfram:* Militarismus und Pazifismus. Auseinandersetzung mit den deutschen Kriegen. Bremen: Donat 1991 (= Geschichte und Frieden; 3)
- Wyneken, Gustav:* Schule und Jugendkultur. Jena: Diederichs 2. Aufl. 1914

## 7. Quellenangabe zum Ort der Erstveröffentlichung

*Blömeke, Sigrid* (2000): Friedenserziehung in der Weimarer Republik. Eine historisch-biographische Analyse zum Lehrerdasein in der ‚pädagogischen Provinz‘. In: Dust, Martin/ Sturm, Christoph/ Weiß, Edgar (Hrsg.): Pädagogik wider das Vergessen. Festschrift für Wolfgang Keim. Kiel: Peter Götzelmann, S. 15-46 [Seitenzahlen bitte dem Originaldokument zufolge zitieren].

[Die Ziffern der Zwischenüberschriften sind für diesen digitalen Sammelband nachträglich eingefügt worden; P.B.]

Sigrid Blömeke, Jg. 1965, Universitätsprofessorin Dr. phil. habil., Lehrstuhl für Systematische Didaktik und Unterrichtsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin; zahlreiche Veröffentlichungen zur historischen Bildungsforschung, zur Lehrerbildung und zur Medienpädagogik.

Anschrift: Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät IV  
 Institut für Erziehungswissenschaft  
 Unter den Linden 6, 10099 Berlin

# V.

## Der Borberg – Berg des Friedens

### Ein sauerländisches Heiligtum für den Frieden

Die Kapelle auf dem Borberg sollte sein „ein Dank für die Beendigung des Krieges“ 1914-1918 und „eine steinerne Bitte um Frieden“<sup>1</sup>. Ursprünglicher Ideengeber für den Bau einer Friedenskapelle zwischen Brilon und Olsberg ist mit großer Wahrscheinlichkeit – trotz einiger anderslautenden Chroniknotizen – Josef Rüter (1881-1972) gewesen, der jedenfalls zu den „entschiedensten Verfechtern“ dieses Plans gehörte: „Im Dezember 1923 hatte der Vorstand des Sauerländer Heimatbundes (SHB), zu dem auch Rüter gehörte, in Wennemen einen entsprechenden Entschluß gefaßt, der im Herbst [24. Oktober] 1924 zur Grundsteinlegung führte. Als Standort war eine Terrasse des Borbergs ausgesucht worden, auf der früher zunächst eine fränkische Burg und schließlich ein Kloster gestanden hatten. Das Ereignis wurde als ‚Volksfest edelster Art, ohne Alkohol‘ gefeiert. Die Urkunde, die dreifach miteingemauert wurde (in lateinischer, hochdeutscher und plattdeutscher Sprache), enthielt unter anderem folgenden Satz: ‚Die Kapelle, die der *Königin des Friedens* geweiht werde, soll sein ein Haus des Friedens mitten im Frieden des Waldes, ein Zeichen des Widerspruchs gegen den Unfrieden der Zeit, gegen den Völker-, Partei- und Standeshaß.‘ Bei der Namensgebung für die Kapelle knüpfte der SHB an die Friedensbemühungen des Papstes [von] 1917 an, als die ‚Königin des Friedens‘ als weitere Anruferin in die Laurentanische Litanei aufgenommen worden war.“<sup>2</sup> Die festliche Einweihung erfolgte unter Teilnahme von etwa dreitausend Bewohnern der Umgebung am Christi-Himmelfahrts-Tag (21. Mai) 1925.

Die Borberg-Kapelle wurde in der Folgezeit ein – weit über die Grenzen des Sauerlandes hinaus bedeutsamer – Begegnungsort für die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik. Fast 1.000 Menschen nahmen z.B. im September 1926 – kurz nach dem Beitritt Deutschlands zum Völkerbund – teil an einer Friedenskundgebung auf dem Borberg mit Prinz Max von Sachsen, dem Ehrenvorsitzenden des Friedensbundes deutscher Katholiken. Ein Höhepunkt der westfälischen FdK-Arbeit wurde der legendäre Borberg-Friedensgipfel mit französischen Gästen und wiederum etwa 1.500 Besuchern am Sonntag, den 30. August 1931<sup>3</sup>. Die Nationalsozialisten, die den Borberg übrigens in ihrem Sinne zur „altgermanischen Thingstätte“ umdeuteten, versuchten den Ablauf dieser Veranstaltung zu torpedieren.

Die in dieser dokumentarischen Abteilung versammelten Beiträge erschließen unterschiedliche Zugänge zur Geschichte des sauerländischen „Friedensheiligtums“ auf dem Borberg, die von Anfang an auch ein Ringen um Deutung und Bedeutung gewesen ist. Genau besehen zieht sich dieses Ringen bis in die jüngste Vergangenheit hinein. Auf einmal taucht für den „Berg des Friedens“ der neue Name „*Europa-Berg*“<sup>4</sup> auf. Damit wird der katholische

---

<sup>1</sup> Vgl. *Riesenberger*, Dieter: Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn – Versuch einer Spurensicherung. Paderborn 1983, S. 14: „Die in den Grundstein der Kapelle eingeschlossene Urkunde besagt, daß ‚die Kapelle ein Dank sein solle für die Beendigung des Krieges, eine steinerne Bitte um Frieden und eine Stätte des Gebets um den dauernden, um den guten Frieden in den Herzen, in den Familien, zwischen den sich hier begegnenden Gemeinden ...“ (Zitat aus einer Borberg-Chronik A. Kochs von 1960).

<sup>2</sup> *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, S. 43. (Quellenangaben der hier im Zitat ausgelassen, P.B.)

<sup>3</sup> Die im Schrifttum sehr verbreitete Terminangabe „13. September 1931“ (Sonntag) ist mit überlieferten Presseberichten („Rote Erde“, 03.09.1931) nicht in Einklang zu bringen! Ich habe anhand der mir vorliegenden Quellen keine Klärung bzgl. der Unstimmigkeit des am häufigsten genannten Datums erzielen können.

<sup>4</sup> Vgl. auch das farbige Symbol auf einem Faltblatt des „Franz-Stock-Komitee für Deutschland e.V.“ ([www.franz-stock.org/images/dokdt/FS-Fleyer-dt.pdf](http://www.franz-stock.org/images/dokdt/FS-Fleyer-dt.pdf)): Aus den deutschen und französischen Nationalfahnen-

– universale – Friedensgedanke eingeeignet auf einen wirtschaftlichen starken und hochgerüsteten Machtblock des Erdkreises, der im Inneren ein erhebliches soziales Gefälle bis hin zu existenzbedrohender Armut aufweist und an dessen militärisch abgeschotteten Grenzen die Armen eines anderen Kontinentes zu Tausenden im Meer ertrinken. Heute ist sind die Herausforderungen des Friedens andere als 1919 und 1945. Die internationale katholische Friedensbewegung pax christi steht in einer *weltkirchlichen* Tradition, der schon die maßgeblichen Initiatoren des Kapellenbaus auf dem Borberg verbunden gewesen sind. Dem Eurozentrismus, dessen Ende in der römisch-katholischen Weltkirche mit dem Pontifikat von Franziskus eingeläutet worden ist, wird man aus dieser – auf das Ganze der Menschenfamilie schauenden – Tradition heraus heute den überlieferten Namen „*Borberg – Friedensberg*“ entgegenhalten. Lokale Zeichen wider eine globale „Kultur der Gleichgültigkeit“ tun Not.

Für weitere Erkundungen kann auch die Bibliographie hilfreich sein, die diese Abteilung beschließt. Nicht berücksichtigt habe ich im Folgenden umfangreichere hoch- und plattdeutsche Manuskripte zum Borberg aus dem Nachlaß des Olsberger Heimatdichters Aloys Sallinger<sup>5</sup> (1919-1967). In ihnen dominiert ein lokalpatriotischer, bisweilen sehr bigotter Zugang. Die gut dokumentierten überregionalen Bezüge der Geschichte der Borbergkapelle sowie der *Friedensgedanke* spielen dagegen in den Texten so gut wie keine Rolle.

P.B.

## 1. Die Friedenskapelle auf dem Borberge (1924)<sup>6</sup>

Es ist heute eigentlich keine Zeit mehr, Feld- und Waldkapellen neu zu bauen. Man hat soviel Geld nötig für die allsonntäglichen Ausflüge und Feste, für hundert gesellige Vereine und Vereinen, für seinen abendlichen Schoppen, für eine neue Schützenhalle usw., und so kann man die alten Kapellen und Feldkreuze nicht einmal vor dem Verfall schützen. Trotzdem wollen die Ortsgruppen des S.H.B. [Sauerländer Heimatbundes] in der Nachbarschaft des Borberges im Vereine mit den kirchlichen Vereinen eine Waldkapelle auf dem Borberge bauen, zu der schon zahlreiche Scherflein gegeben sind.

Eine Friedenskapelle soll es sein; denn sie soll der Friedenskönigin geweiht sein, soll ein Mittelpunkt für die Vereine der umliegenden Ortschaften sein und so die Gemeinschaft fördern; sie soll eine dauernde Bitte um Frieden in Vaterland, Heimat, Häusern und Herzen sein, aber auch ein Protest gegen die friedlose Gegenwart, in welcher Völkerhaß, Parteihaß, Ständehaß und alle anderen Söhne des Zeitgeistes Materialismus auch unser Volk verwüsten; sie soll auch eine Erinnerung sein an die lieben Heimatgenossen, die im Kampfe um den Frieden

---

Farben schwingt sich eine Taube empor, umgeben von den „Sternen“ der Europäischen Union. Indessen gilt das so symbolisierte deutsch-französische Bündnis (starkes „Kern-Europa“) *heute* [!] für viele – auch in armen EU-Mitgliedsländern – keineswegs mehr als Garant für Frieden und Gerechtigkeit. Das Wunder der deutsch-französischen Freundschaft nach 1945 kann seiner ursprünglichen Bedeutung nach eben nicht automatisch auf jede nachfolgende politische Konstellation und jede Außenperspektive übertragen werden.

<sup>5</sup> Vgl. zu Aloys Sallinger und seinen im Christine Koch-Mundartarchiv eingestellten Nachlasstexten (Kopienatz): *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S. 550-552. – Zu den Texten zählt auch eine plattdeutsche Kreuzweg-Andacht; zahlreiche Gedichte sind dem Borberg-Küster Josef Kather gewidmet. Im Einzelfall kommt auch eine politisierende Marienfrömmigkeit aus der Zeit des Kalten Krieges zum Zuge: „Heute stehen wir nun wieder / Am Vorabend neuer Zeit / Roter Aar spreizt das Gefieder / Aus dem Osten bang es düht. // An der Schwelle der Epoche / Steht das Abendland als Zwerg / Schütz uns vor dem roten Joche / Friedensmutter vom Borberg.“ (Gedicht „Abendglockenläuten vom Borberg!“)

<sup>6</sup> Quelle: *Die Friedenskapelle auf dem Borberge*. In: De Suerländer [für das Jahr] 1925. Heimatkalender für das kurkölnische Sauerland, S. 122-123. [gedruckt 1924; mit einer Zeichnung zum geplanten Kapellenbau von Josef Rüther.]

der Heimat ihr Leben ließen; sie soll endlich inmitten des heimischen Waldfriedens ein steinerner Dank sein für die Schönheit, die Gott unserer Heimat so reichlich verlieh.

Auf dem Borberg, zwischen Brilon, Olsberg und Elleringhausen, auf einer Klippe ins Land schauend und unschwer erreichbar für alle die umliegenden Ortschaften soll sie ihren Platz finden. An historischer Stätte, an der noch zerfallene Wälle von der einstigen Karolingischen Burg und Mauerreste von einem Kirchlein und einem wahrscheinlich dort einst befindlichen Nonnenklösterchen sprechen, und um die sich die Sage gerankt hat. Auf heiliger Stätte, von der einst das Christentum zuerst in die Umgegend gekommen zu sein scheint. Und so soll das Kapellchen Fäden mit der Vergangenheit wieder anknüpfen und die Erinnerung an sie wachhalten, aber auch das Gedenken an die friedlose und friedebedürftige Zeit, in der es erbaut wurde, forttragen zu den Nachkommen und ihnen sagen, daß auch in unserer Zeit des Materialismus, der Habsucht und Vergnügungssucht der Glaube und das Verlangen nach seinem Frieden noch nicht erstorben war.

Wer zu diesem Denkmal des Friedens, dem Kapellchen der Friedenskönigin, eine Gabe spenden will, richte sie an die Kreissparkasse in Bigge auf das Konto „Baufond für die Borbergkapelle“ (Postscheckk. Köln 115 576).

## 2.

### Niu is use Kapelle inwigget (1925)<sup>7</sup>

[Von Franz Hoffmeister]

„Kingers, Wilm, gistern hef ik ne Dag hat, diän vergiät' ik meyn Liäwen nit. Feyf Schützenfeste loot ik derfüär imme Dampe. Wilm, do hiäste fehlt!“

„No, bät sall der dann wiäst seyn? Prohl, bät diu west; wat Schönderes ase ik hiäste sieker nit metmacht. Jiä, ik sin met dem Heimatbund oppem Borberge wiäst.“ „Diu auk oppem Borberge? Dät is jo grad meyn Gekuiere. Awwer me hiät dik jo gar nit te Gesichte kriegen!“

„Is dät en Wunder? Do was jo en Gekriemeltse ase imme Kramänzeltenhaupen. Un sau graut biste nit, dät me dik unger draidiused Luien foorts riuter fingen könn.“

„Jo, awwer de Hälfte is doch äist no Middag kummen, bo vey dem Aulwersken Frauenbund seyn Fierdagsiäten all praiwet harren. Kingers ey Luie, harren dai en lärftensöppken roort! Un en Stücke Mettwuarst! Wilm – briukest et meyner Frugge nit te seggen – biäter hiät et mey de äisten Dage no der Hochteyt auk nit schmacht.“

„Äist harr ik gar können Tüg doropper. Awwer ik genk no Fritz – hai was no'm Borberge – ik genk no Hendirk – do stonk auk Schmies Kätteken vüär der Düär. Et ganße Duarp was lieg, ments en paar Moihmekes humpeleren no der Kiärke – un ik saggte: No, etwas weste auk hewwen van dem schoinen Hiemelfohrtswiär, do hew ik mik sau imme Middage op de Stöcker macht.“

„Näi, Wilm, dann hiäste 't Schoinste verpasset. Diu wäißt, ik goh all mol geren in de Froihmisse, weylank mey't Haugamt te lange duurt, awwer düse Haumisse do uawen – ik segge dey, seyt meynem Witten Sundag heww ik sau nit mehr biäen konnt. Un sungen hef vey unger diän Baiken – jo, se is mey richtig daip un laif in't Hiärte kummen, use laiwe Mutter Guodes vam gurren Friäen oppem Borberge. Bo di Vikarges, dai't Kummando harr, no'm Tedeum – Kingers, dät hiät schällert! – saggte, vey sollen niu nette in Prossejaune häime gohn, do heww ik mik naumol sachte int Kapelleken druggt un der laiwen Mutter Guoades „Gurre Nacht“ saggt. Jiä, Wilm, un – suih, ik laupe mey kain Blickees inter Kiärken – awwer et was mey, ase wann sai saggt härr: „Wann diu mol wat hiäst, dann kumm ments

<sup>7</sup> Quelle: [Hoffmeister, Franz:] Niu is use Kapelle inwigget [Mundartprosa; über die Borberg-Kapelle; von „f.h.“]. In: Trutznachtgall Nr. 4 (Mai-Juni)/1925, S. 90-92.

hey ropper; ik well ug dät nit vergiäten, dät ey mey met sauviel Schwäit un Mögge düt Kiärksken bugget het.“

„Jiä, de Mutter Guades mott wual selwer hulpen hewwen, süß kann ik et nit klain kreygen, biu dät Kapelleken sau fix is ferreg woren. Dät is jo nau nit viel üwwer'n Johr hiär, dät Dr. Körling<sup>8</sup> tem äistenmol van düm Plane redet hiät.“

„Sieker, awwer bät mannegar äine auk dofüär dohn hiät – de Giersker het nau gar kaine Tiufeln plantet vüär liuter Mutterguadesaarbet.“

„Niu, dai sall use Hiärguatt all wier derbey wassen loten. Awwer in Aulwer un Breylen sall auk mannegar wuiste aarbet un offert hewwen.“

„Do is käin Tweywel aane. Van niks kann niks kummen. Awwer auk füär dät Wiggefäst was feyne vüäraarwet. Dät sind sieker auk kaine Packetällen wiäst.“

„Wündert heww ik mik üwer diän allen Breylsken Dechanten. Diäm miärkere me seyne feyfunsiwenzig Johre auk nit aan, bo hai beym Inwiggen de Lettnige van allen Heiligen sank. Un bey de Haumisse, do het 'me de Augen löchtet; hai was düär un düär Füler un Flamme füär de Mutter Guades. Un seyne Priäke, dät was sau richtig wat füär us.“

„Dann dött et mey duwwelt läid, dät ik äist sau late kummen sin. Awwer no der Maiandacht, bo dai Breylske Cäziliendor un dai Jungfern van Aulwer sau nette inne süngen, was doch auk nau ne schoine Priäke. Sau klor was mey dät nau niemols wiäst met diäm jo un nai.“

„Jo, Wilm, bät was do nit schoine? Bät konnen dai Jungens iut dem Josefsheim blosen! Un dai Breylsken het auk in der Haumisse all süngen – achtstemmeg, segget se, awwer –.“

„Un et Nummedages dät Kapellenlaid, dät peß jo, ase wann't extro füär diän Daag macht wör. Ment schade – bey diäm Mysterienspiel was ik te weyt af van der Bühne, do was et te unrüggelk.“

„Ik heww et awwer neypte saihn. Wäiße, ik hewwe dai ganßen Borbergsgeschichten luasen, awwer dät Spiel is schöner ase dät alles. Un spielen konnen se, ne rainen Stoot!“

„Hiäste dann auk mol kucket, bät de Luie alle vergnaiglek un stillekes gnäiseren, bo de Miäkens van Aulwer de Reigen mächten? Me spuarte, do was en ganz ander Plasäier bey ase bey usem eins, zwei, drei imme Schüttentelte.“

„Wilm, me könn dervan prohlen, bit emme de Tunge droige weert. Ik segge blauts nau äinte: Wann dai Luie vam Heimatbund ment sau vernünfteg sind un haalt us gint Johr imme Mai wier dorop – ik kaffäiere derfüär: use Dürper sind wier daut un lieg, un bey der Mutter Guades oppem Borberge statt se wier tau diusenden – wann't ok wier kain Bäier git.“

### 3.

#### Die Kapelle auf dem Borberge (1925)<sup>9</sup>

Der Gedanke, auf dem Borberge, einem der landschaftlich schönsten und geschichtlich ehrwürdigsten Punkte am Knie der Ruhr eine Kapelle zu Ehren der „Königin des Friedens“ zu erbauen, tauchte gelegentlich einer Zusammenkunft des weiteren Vorstandes des S.H.B. in den Weihnachtsferien 1923 auf. Die von dem Gedanken erfüllten Personen interessierten im Laufe der folgenden Monate die Ortsgruppen des S.H.B. in der Umgegend, und von diesen

<sup>8</sup> [Rechtsanwalt Dr. Körling gehörte zur 1924 gegründeten Briloner Ortsgruppe des Friedensbundes deutscher Katholiken: *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, S. 46. – Paul Hennecke zufolge brachte Körling die Idee des Kapellenbaus im Sauerländer Heimatbund anstelle des ursprünglichen Ideengebers Josef Rüter vor, damit nicht politische Differenzen sich ungünstig auf das Vorhaben auswirken würden (*Hennecke*, Paul: Zum Bau der Borbergkapelle. In: Sauerland Nr. 2/2000, S. 102).]

<sup>9</sup> *Die Kapelle auf dem Borberge*. In: Beilage zur Trutznachtigall: Nachrichtenblatt des Sauerländer Heimatbundes September 1925, S. 8-9.

Gruppen wurde für den Gedanken in anderen Vereinen und in der Bevölkerung weitergeworben. Es zeigte sich ein weit verbreitetes Interesse für den schönen Gedanken, das sich in Anerbieten von Gratisarbeiten und Lieferungen, sowie in den Erträgen verschiedener Sammlungen in den Ortschaften und bei Vereinsveranstaltungen zeigte. Der Herr Baumeister Matern schenkte dem Plane ebenfalls ein besonderes Interesse und entwarf einen der Landschaft und heimischen Art angemessenen künstlerischen Plan. So konnte man mit dem Bewußtsein, im Sinne der großen Mehrheit der heimischen Bevölkerung zu handeln – – denn, daß es auch hier Leute gab, die nur dann warm werden, wenn die dicke Trommel zu irgend etwas geschlagen wird, zeigte mehrfache unfreundliche Kritik des doch unzweifelhaft schönen Gedankens, war aber auch von vornherein zu erwarten in einer Zeit, in der weite Kreise nur an die Vermehrung der Groschen denken und nur dann etwas übrig haben, wenn es sich um Vergnügen handelt – – so konnte man im Herbst des vergangenen Jahres den Grundstein legen. Das war ein Volksfest edelster Art, ohne Alkohol, aber voll schönster Freude. Den Hauptanteil daran hatten die Vereine von Olsberg, im besonderen der kath. Frauenbund. Die ernste plattdeutsche Ansprache des Vorsitzenden des S.H.B. und die eingelegten Urkunden betonten als den Zweck der Kapelle, daß sie sein sollte eine Stätte der Erinnerung, eine Stätte des Friedens inmitten des heimischen Waldfriedens, eine Stätte des Zusammenschlusses für die Umgebung, wo die Vereine edler Freude und Erhebung sich finden sollen, ein Protest gegen den Unfrieden unserer Zeit und eine steinerne Bitte an Unsere liebe Frau vom Frieden um Erhaltung des Friedens in den Herzen, den Familien der Heimat, dem Volke und unter den Völkern. Schon nach wenigen Wochen erhob sich das fertige Kapellchen und glänzt nun, vom blinkenden Turmhahn gekrönt, weit ins Land. Seine trotz der durch die Lage des Ortes bedingten baulichen Schwierigkeiten so schnelle Fertigstellung ist vor allem der mit großer Mühe und nur um Gotteslohn unternommenen Bauführung des Herrn Stadtbaumeisters Hüttenbrink, Brilon, und der Umsicht des Bauführers Herrn Scheffer, Olsberg, zu danken. Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch noch, daß die Herren Schieferdeckermeister Schulte und Tilli in Brilon die Dacharbeiten umsonst geleistet haben. Neben anderen Unterstützungen muß noch mehrerer Briloner Landwirte gedacht werden, die einmal oder mehrmals trotz der Erntezeit Gratisfahren zum Berge unternahmen, sowie der Schieferbau-Akt.Ges., Nuttlar, deren Direktor Herr Dr. Kohle uns den Dachschiefer zu sehr ermäßigtem Preise lieferte.

Der Opfergeist der Borberggemeinde bewährte sich auch, als es im Frühjahr 1925 galt an die Ausstattung des Kapellchen die letzte Hand anzulegen. Allerdings mußte manches Geld, das zum Erwerb des Barockaltars der alten Hachener Kirche, zur Beschaffung der Fenster und zur Ausmalung des Heiligtums notwendig war, von besonderen Freunden der Kapellensache vorerst zinsfrei geliehen werden. Die Glockengießerei Humpert, Brilon stiftete ein Glöckchen, das nun mit feiner Stimme die Verbindung herstellt zwischen dem Friedenskapellchen im Walde und den betriebsamen Tälern. Nachdem uns noch Dr. Körling und sein besonderer Eifer wiedergegeben war, wurden die Wege zum Kapellchen verbessert, gezeichnet und mit Bänken versehen. Die Quelle wurde praktisch und schön eingefasst, und der Blick auf das Kapellchen vom Ruhrtal aus durch Fällen mehrerer Bäume freigelegt. Zeichenlehrer Hollekamp und Studienrat Jos. Rüter malten uns nach einem alten Vorbild die Friedensmadonna mit Kind und Oelzweig. Der Hintergrund dieses Altarbildes zeigt rechts die Orte des Ruhrtales und links die Stadt Brilon. Zu den Füßen der Friedenkönigin sieht man das farbenfrohe Borbergkapellchen.

So konnte dann das freudig erwartete Ereignis der Einweihung auf den Christi-Himmelfahrtstag 1925 festgelegt werden.

Dieser Tag hat gezeigt, wie sehr das Kapellchen sich wirklich einen Vorzugsplatz im Herzen der umwohnenden Sauerländer erobert hat. Gegen 3.000 Besucher waren es, die zum Teil einzeln, mehr aber in geschlossenen Prozessionen von Brilon, Altenbüren, Elleringhausen, Bruchhausen, Olsberg, Bigge, Assinghausen und Antfeld zum Borberg wallfahrteten. Mor-

gens 11 Uhr nahm der Geistl. Rat und Päpstliche Geheimkammerer Pfarrer Dr. Brockhoff, Brilon die Einweihung vor, und las gleich anschließend in der Kapelle ein Hochamt. Es war ein erhebender Gedanke, daß damit zum ersten mal seit 300 Jahren dort wieder das hl. Meßopfer gefeiert wurde. Die Teilnehmer des Gottesdienstes fühlten sich zwischen den schlanken Buchstammen und unter den Baumkronen wie in einem großen Dom. Die Stimmen, die vorher wohl das Kapellchen als zu klein bezeichneten, verstummten an diesem Tage. Eine von innerer Wärme durchgluhete Predigt des Hochwurdiven Herrn Dr. Brockhoff vollendete den erhebenden Eindruck der Feier.

Der Nachmittag vereinte die Besucher, nachdem sie sich durch eine kräftige Erbsensuppe gestärkt hatten, zu einer schlicht-schönen Maiandacht, und im Anschluß daran sprach unser Hatzfeld von der neuen Kirchenpatronin, der großen Jasagerin, deren Geist das Kapellchen geschaffen hat. (Siehe Trutznachtigall 1925, Heft 4.<sup>10</sup>)

Für diejenigen, die trotz der bedauerlichen Unruhe Jakob Brauers<sup>11</sup> Mysterienspiel „Die Nonne Pia“ folgen konnten, bot dessen vorzügliche Personenzzeichnung und das mitreißende Geschehen sicher eine Überraschung. Das Spiel ist die weitaus beste Bearbeitung der bekannten Borbergsage. Reiche gesangliche Darbietungen des Cacilienchores, Brilon (Musiklehrer Grabener) und der Gesangabteilung der Jungfrauenkongregation, Olsberg (Lehrer Schröder), sowie anmutige Reigen von Olsberger Mädchen (Lehrerin Krämer) sorgten für weitere gediegene Unterhaltung. Der Bundesvorsitzende übergab die Kapelle der kath. Kirchengemeinde Brilon zu Eigentum mit der Auflage, den übrigen Borberggemeinden das Benutzungsrecht einzuräumen. Ein paar Schlußworte, das gemeinsam gesungene Tedeum – und der Borberg hatte bei herrlichem Wetter einen Tag und eine Feier gesehen, wie er es sich gewiß nie hätte träumen lassen.

Das Hauptverdienst an dem auch finanziell guten Gelingen des Festes hat der Olsberger Frauenbund unter seiner rührigen Leiterin Frau Dr. Grüne.

Das Kirchweihfest auf dem Borberg hat erneut gezeigt, daß unser Volk auch noch edle, von allem Mißklang freie Feste feiern und auch ohne Alkohol auskommen kann. Dem Heimatbund soll der Christi-Himmelfahrtstag 1925 eine Ermunterung sein, hoffnungsfroh und erfolgssicher an der Veredelung der Volksgeselligkeit in unserer Heimat weiterzuarbeiten.

Das Kapellchen aber und seine Inschrift: „Dir laiwen Mutter Guaddes vam gudden Friäen bugget van din Luien heyrümme“ soll uns helfen, daß wir auch in Zukunft vor ähnlichen großen Aufgaben des Heimatbundes nicht zurückschrecken.

<sup>10</sup> [(Hatzfeld, Johannes): Predigt des Herrn Rektor Hatzfeld bei der Einweihung der Borbergkapelle. In: Trutznachtigall Nr. 4 (Mai-Juni)/1925, S. 86-90. – Das Bezeichnende an dieser im Ansatz moralisierenden, fünf Seiten langen Marienpredigt (patristische Typologie „Maria versus Eva“): das Wort „Frieden“ taucht nur ein einziges Mal auf und zwar zur Kennzeichnung des Urzustandes im „Garten Eden“; ansonsten dient Maria als Vorbild z.B. für ein „Ja zu allem Harten und Schweren in Sachen des Vaterlandes“. P.B.]

<sup>11</sup> [Vgl. zu Jakob Brauer (1895-1987): *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S. 102-103. – Vgl. ebd., S. 589 den Hinweis auf ein weiteres, von Heribert Schmidt (1920-2008) für lokale Auffuhungen verfasstes Laienspiel „Die Nonne Pia vom Borberg“.]



Die Friedenskapelle auf dem Borberg – gezeichnet von Josef Rütter  
nach einem Entwurf von Dombaumeister Matern



#### 4. „Schauderbarste Verirrungen auf dem Gebiet der Kriegerehrungen“ (1925)<sup>12</sup>

Von Theodor Pröpper

Es ist gut und ehrenvoll, daß wir der gefallenen Krieger gedenken und unserm Gedenken durch ein Ehrenmal oder Denkmal Ausdruck geben in irgend einer passenden Form. Leider aber mußten wir auch im Sauerlande die schauderbarsten Verirrungen auf dem Gebiete der Kriegerehrungen erleben, Verirrungen, die an die schlimmsten Dinge der [18]70er Jahre erinnern oder sie gar noch überbieten. Da findet man als Denkmal nichtssagende Steinblöcke oder ähnliches, die nichts zu tun haben mit dem Zweck, dem sie doch dienen sollen, die nichts atmen von christlichem Geiste, in dem wir der Toten gedenken sollen, die keine Spur von künstlerischem Empfinden verraten, deren Aufstellung am belebten, lärmenden Platz nichts anderes ist als Verschandelung des Dorfbildes. Ich habe mir oft bei Kriegerehrungen die Frage gestellt, für wen man eigentlich das Denkmal baut, für die Toten und gleichzeitig als Mahnung für die Lebenden, oder für die Oberflächlichkeiten unter den Lebenden, damit sie vor solch einem Denkmal in der Stimmung des Alkohols ein paar mal Hurra! schreien und ein paar leere Phrasen reden können. Es gibt im Sauerlande viele Kriegerehrungen, die der Gefallenen unwürdig sind. – Besser gar kein Kriegerdenkmal als ein unwürdiges.

#### 5. Von der Friedensbewegung im Sauerlande (1926)<sup>13</sup>

Von Josef Rüter

Der Weltkrieg hat eine Weltwende gebracht, von deren Folgen noch die wenigsten etwas ahnen, aber auch eine Geisteswende, geistige Strömungen, die wie Gärstoffe wirken, von den einen, die nach rückwärts zum Alten schauen, unverstanden und bekämpft, von den anderen, die in die neue Zukunft sehen, mit Glut und oft auch mit Leidenschaft unterstützt und weitergetragen. Hierzu gehört auch die Friedensbewegung, die in beiden Formen, der weltanschaulich neutralen und der katholischen, ihre Wellen ins Sauerland zu werfen beginnt und den Kampf der Geister eröffnet. Dieser Kampf muß und wird ausgefochten werden, und darum kann auch die Zeitschrift des SHB [Sauerländer Heimatbundes] auf Dauer nicht an ihm vorbeigehen, denn die Fragen der Zukunft sind auch die Fragen der Heimat, die die Zukunft mitgestalten muß. Es ist darum notwendig, der überwiegend katholischen Bevölkerung die Stellung der Päpste in dieser Sache vor Augen zu führen und auch die Frage anzuschneiden, ob die Stellungnahme mancher Katholiken, von der man in letzter Zeit gehört und gelesen hat, mit den Lehren und Weisungen der Päpste übereinstimmt. Nicht weniger als *zwei päpstliche Rundschreiben*, die aber leider viel zu wenig oder garnicht bekannt sind, sind seit dem Kriege

---

<sup>12</sup> Quelle: [Pröpper, Theodor]: Aus Th. Pröppers Rede bei der Arnsberger Tagung [des Sauerländer Heimatbundes]. In: Trutznachtigall Heft 7 (Oktober)/1925, S. 207-208. [Abschnitt zur Kriegerehrung im Sauerland] – Vgl. zu Th. Pröpper: *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S. 500-504.

<sup>13</sup> Quelle: [Rüter, Josef]: Von der Friedensbewegung im Sauerlande. In: Trutznachtigall Heft 2 (Februar-März)/1926, S. 60-62. [Autorenzuordnung nach: Blömeke „Nur Feiglinge weichen zurück“ 1992.] [Vorangestellt ist ein Auszug „Vaterlandsliebe“ aus dem Buch „Weltkirche und Weltfriede“ von Franziskus Stratmann.] – Vgl. zu Hintergründen dieses Beitrages (Rüthers FdK-Arbeit): *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, S. 43-50.

ausdrücklich dem Friedensgedanken gewidmet worden und an die Bischöfe der ganzen Welt gesandt.

*Benedikt XV.* betont in seinem Rundschreiben „über die Wiederherstellung des Friedens unter den Völkern“ (vom 23. Mai 1920) zunächst, daß kein Friede bestehen könne, „wenn nicht durch die Wiederherstellung der gegenseitigen Liebe *der Haß und die Feindschaft zugleich zur Ruhe gebracht werden*“ ... „es bedarf“, sagt er, „wahrlich nicht vieler Beweise, daß die menschliche Gesellschaft die schwersten Nachteile erleiden würde, wenn nach Abschluß des Friedens dennoch die verborgenen Feindschaften und eifersüchtigen Spannungen untereinander fort dauern würden ... Aber, was weit wichtiger ist, der Geist und die Gestaltung des christlichen Lebens, dessen ganze Kraft in der Liebe beruht, da ja die Predigt des christlichen Gesetzes selber als Evangelium des Friedens bezeichnet wird, würde die schwerste Verwundung empfangen“. Er schildert dann die Pflicht der Liebe und das Elend des Krieges und fügt an die Bischöfe folgende Mahnung hinzu: „Daher, ehrwürdige Brüder, *bitten und beschwören wir euch* bei den Ermahnungen der Liebe Christi, verlegt euch mit allem Eifer und aller Sorgfalt darauf, daß ihr alle eurer Obhut Anvertrauten ... dazu antreibt, daß sie den Haß ablegen und die Unbilden verzeihen ... Vor allem aber wollen wir, daß Ihr die Priester, welche die Diener des christlichen Friedens sind, ermahnet, daß sie in diesem Punkte, welcher das christliche Leben vor allem ausmacht, fest sein sollen, nämlich in der Empfehlung der Liebe gegen den Nächsten und auch gegen die Feinde, ... daß sie den anderen mit ihrem Beispiele vorangehen sollen, dem Haß und der Feindschaft den Krieg erklären und ihn scharf führen sollen.“ In weiterer Begründung fügt Benedikt noch hinzu, „*das Evangelium kennt kein besonderes Gesetz der Liebe für die einzelnen Menschen und für die Staaten und Völker*, die doch zuletzt alle aus einzelnen Menschen zusammengewachsen sind und bestehen“, und empfiehlt dann einen Völkerbund: „Eine solche Vereinigung der Völker zu schließen, dazu mahnt, um vieles andere zu übergehen, die ganz allgemein anerkannte Notwendigkeit, daß man sich alle Mühe gebe, *damit unter Abgang oder Verminderung der militärischen Lasten, deren ungeheuren Druck die Staaten nicht mehr ertragen können, künftig solch verhängnisvolle Kriege gar nicht entstehen oder doch ihre Gefahr soweit als möglich abgewendet wird* ...“ Benedikt schließt sein Rundschreiben nicht, ohne noch einmal die Bischöfe aller Nationen zu beschwören, „sich gegenseitig durch das Band der christlichen Liebe, dem niemand fremd ist, zu vereinigen.“

*Pius XI.* übernimmt mit voller Absicht in seinem Rundschreiben „Ueber den Frieden Christi im Reiche Christi“ die Ziele und Lehren seines pazifistischen Vorgängers. „Wahrlich, dieselben Zeitverhältnisse, welche unseren hochgeschätzten Vorgänger, Benedikt XV., während seiner ganzen Regierungszeit mit Sorge erfüllt, dauern fort. Folgerichtig übernehmen auch wir dieselben Pläne und Entschlüsse, welche er gehabt hat. Es ist aber zu wünschen, daß alle Guten mit gleichem Fühlen und Wollen sich uns anschließen und mit uns wacker und eifrig am Werke teilnehmen, die Gewährung einer wahren und dauernden Versöhnung der Menschen von Gott zu erlangen.“ Ein Friede könne nicht von Dauer sein, sagt er, solange er „*nicht eingeschrieben ist in die Herzen der Menschen*“. Von der *falschen Vaterlandsliebe* sagt er: „Diejenigen, welche von ihr fortgerissen sind, vergessen wahrlich, daß nicht nur alle Glieder der menschlichen Gesamtfamilie durch brüderliche Gemeinschaft unter sich verbunden sind, ... sondern auch, daß es weder erlaubt, noch nützlich ist, das Nützliche und Sittliche von einander zu trennen ... Vorteile, die für ... einen Staat unter Schädigung anderer gewonnen worden sind, mögen vor Menschen als herrliche und ruhmvolle Taten erscheinen, aber sie werden, wie Augustinus ermahnt, weder beständig sein, noch frei von der Furcht vor dem Verderben.“ Es bedürfe eines Friedens, „der in die Seele dringt und sie beruhigt und zu brüderlichem Wohlwollen gegen die anderen geneigt macht und heranbildet“, und der wahre Friede sei, wie der hl. Thomas mit Recht ausführe, *vielmehr eine Tat der Liebe als der Gerechtigkeit*.

Der Friede, den die Päpste erstreben, ist der „Friede Christi im Reiche Christi“, der Gesamtfriede der Menschheit, der *aus dem Leben nach Christi Lehren* stammt. Darin ist das

Streben nach der Befriedigung der Völker, nach der Ueberwindung des Krieges, den die Päpste als ein Menschheitsunheil beklagen, und dessen Ausschaltung auf dem Wege eines *Völkerbundes* sie als hohes Ziel hinstellen, ausgesprochen. Hier freilich ist nun ein Unterschied zwischen den nicht auf christlichem Boden stehenden Friedensbewegungen und der katholischen festzustellen. Die ersteren haben nur den *politischen*, den Frieden der Staaten und den wirtschaftlichen im Auge, der aber nach katholischer Auffassung auf die Dauer nur durch den Gesamtfrieden, durch eine *ganze Erneuerung der Menschheit* im Geiste Christi gesichert werden kann. Aber wenn auch der Friede Christi *mehr* erstrebt, so erstrebt er doch nach den ausdrücklichen Worten der Päpste auch, und zwar als vollendetes Ziel, den *politischen* Frieden der Völker, den auch der nichtkatholische Pazifismus erstrebt. Hier liegen also gemeinsame Wege. Und darum geht [gehen] auch der „*Friedensbund deutscher Katholiken*“ und überhaupt die katholischen Friedensbünde mit den nichtchristlichen oder doch religiös gemischten Bündnissen in Kartellen zusammen. Gemeinsame Tagungen und Besprechungen finden statt, und auch sonst arbeiten die Vertreter der einzelnen Richtungen gelegentlich zusammen oder doch Hand in Hand. Der Grund dafür ist sehr einfach. Da mit einem sentimentalen bloß gefühlsmäßigen Pazifismus der Sache nicht gedient ist, und für den Christen die Regel gilt „*Bete und arbeite!*“, so ist auch für ihn, wenn er die Mahnung der Päpste ernst nehmen will, der *organisatorische* Pazifismus, d.h. das bundmäßige Zusammenschließen und Zusammenarbeiten durch Propaganda [sic] der Friedensidee und Kampf gegen den Nationalismus eine Selbstverständlichkeit. Gerade so wie im politischen Leben die verschiedenen Parteien, im wirtschaftlichen Standeskampfe die verschiedenen Organisationen und die Anhänger verschiedener Konfessionen zusammengehen, so auch hier. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der Friede der Völker *dann*, wenigstens mit politischen Mitteln, gesichert ist, wenn in den Staaten alle oder möglichst alle Bürger ihn unter allen Umständen erhalten wollen. Um diesen Zustand zu erreichen, muß eben der Friedensgedanke wie jeder andere durch Bundes- und Kartellarbeit ausgebreitet werden.

Der Katholik kann sich nun der Friedensbewegung gegenüber zweifach verhalten, er kann sie ablehnen oder bejahen. Lehnt er mit der Friedensarbeit zugleich auch die *innere Gesinnung* ab, so schädigt er nicht nur die Friedensbewegung, sondern handelt gegen die Lehren der Päpste, die „Um der Erbarmungen der Liebe Christi willen“ (Benedikt XV.) die Katholiken beschwören, den Abbau des Hasses und die Liebe unter den Völkern mit allen Mitteln zu erstreben. Bejaht er sie aber, so hat er pflichtgemäß wenigstens für seine Person den Gedanken des Friedens aufzunehmen und die Bewegung als solche nicht zu stören. Die gegebene Organisation für den Katholiken wäre hier an sich der „*Friedensbund deutscher Katholiken*“. Aber das muß hier gesagt werden: Wer andere Organisationen bekämpft, ohne selber dem Friedensbund der Katholiken anzugehören und ohne etwas für dessen Ausbreitung zu tun, der erweckt den begründeten Verdacht, daß er den Friedensgedanken als solchen bekämpft. Man mag den Katholiken sagen: Geht in die „*Katholische Friedensorganisation!*“, aber dann sei man zuvor selber darin, verbreite keine unwahren Nachrichten über andere Organisationen, wie es letztlich mehrfach der Fall war, und zeige nicht eine Einstellung, welcher das „*Katholische*“ nur der Deckmantel ist, um die Friedensbewegung *als solche* zu bekämpfen.

Zum Schlusse noch einmal mit aller Deutlichkeit, was schon deutlich genug gesagt wurde: Der Katholik gehört in erster Linie in den „*Friedensbund deutscher Katholiken*“, aber diejenigen, welche ihm das sagen, ohne selber darin zu sein – ich, der es schreibt, bin darin – und ohne selber für den Frieden zu streben, die haben kein Recht dazu. Wer es also ernst meint, der bekämpfe nicht den *Friedensgedanken*, sondern trete zunächst in die Organisation, die er anderen zu empfehlen vorgibt.<sup>14</sup>

(Der Katholik, der sich über das Wesen der Friedensbewegung ein von Zeitungsnotizen und Artikeln ungetrübtes, auf der Lehre der Kirche begründetes Bild machen will – und wer

<sup>14</sup> [P.B.: Im historischen Kontext kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Rütger diesen Appell besonders auch an die Kirchenleitung in Paderborn und anderswo richtet.]

darüber redet oder schreibt, *muß* ein solches Bild haben, der lese Pater Stratmanns Buch „Weltkirche und Weltfriede“, Verlag Haas & Grabheer, Augsburg.

## 6. Sagen über den Borberg (1926)<sup>15</sup>

### Der goldene Rosenkranz

Zur Zeit, als in Westfalen die rote Ruhr, eine heimtückische Krankheit, herrschte und viele Opfer forderte, geriet eine Familie in Elleringhausen in bittere Not. Den Vater raffte die Seuche dahin, Mutter und Sohn verfielen dem Siechtum. Die einzige Tochter, Katharina, erwarb den Lebensunterhalt durch Nährarbeit. Wegen der traurigen Zeiten fehlte bald auch dieser Unterhalt. Traurig und trostlos kehrte eines Abends das Mädchen durch das Gierskopptal heim. Dunkel hingen die Wolken am grauen Himmel. An einem Felsvorsprung kam auf einmal eine Gestalt auf Katharina zu, die einen weißen im Winde flatternden Mantel um die Schultern, ein dunkles Tusch um den Kopf trug. „Die Nonne vom Borberg“ rief das erschrockene Mädchen und wollte flüchten. „Ja, ich bin es“, sagte die Gestalt, „fürchte dich nicht! Ich kenne deine treue, kindliche Liebe, aber auch eure Not. Nimm diesen Rosenkranz und bete ihn täglich bis zum Johannistage. Dann aber wird von jeder Perle und dem Kreuzlein etwas herabfallen, das du mir am Johannistage um Mitternacht hierherbringen magst.“ Noch bevor ein Dankeswort ihren Lippen entfloß, entschwand die lichte Gestalt. Getröstet kehrte Katharina heim und betete treulich den Rosenkranz.

Am Johannistage früh aber lag, als Katharina zum Rosenkranz vor ihrem kleinen Hausaltärchen kniete, ein Kreuzlein darauf. Von jeder Perle aber tropfte beim Beten ein Körnchen herab, bis endlich 58 an der Zahl waren. Kreuz und Körnchen glichen denen des Rosenkranzes. Um Mitternacht trug Katharina die Perlen und das Kreuzlein zu der Stelle, wo ihr die Nonne begegnet war. Und siehe da: wieder begegnete ihr diese mild und freundlich. Sie nahm die Sachen, berührte sie mit ihrem Gürtel und gab sie Katharina zurück mit den Worten: „Kehre heim, mein Kind; die Perlen sind dein eigen, das Kreuzlein aber bringe am Feste Mariä Heimsuchung der Gottesmutter nach Werl.“ Dann entschwand abermals die lichte Gestalt. Vom Borberge aber klangen leise und lieblich die Weisen des Salve Regina. Voll beseligenden Glückes kehrte Katharina heim und fand zu ihrem größten Staunen, daß Kreuzlein und Perlen gülden waren. Von Herzen dankte sie Gott, der alle Not gehoben. Für die goldenen Perlen kaufte sie in Brilon Arznei und stärkenden Wein für die Mutter, das güldene Kreuzlein aber trug sie zu Fuß zur Gnadenmutter nach Werl.

---

<sup>15</sup> Texte nach: *Groeteken*, Friedrich Albert (Bearb.): Sagen des Sauerlandes [Erstausgabe 1921; zweite vermehrte Auflage: Schmallenberg 1926]. Neu herausgegeben von Magdalena Padberg. Fredeburg: Grobbel 1983. [S. 100-104: Sagen vom Borberg] Rütger 1950, S. 7 schreibt jedoch. „Eigentliche *Sagen* haben sich an die Stätte nicht geknüpft. Die heute als solche umgehenden, wie die von der Nonne Pia, sind Dichtung und entstammen einem Buche, das ein früherer Geistlicher in Antfeld für die Jugend schrieb.“– Johann Suibert Seibertz meinte schon 1857/1860 zur Vorgeschichte: „Dass aber der Borberg seinen Namen nicht von einer ehemaligen Burg, sondern wirklich von einer darauf gestandenen Kirche oder Kapelle habe, geht aus einem Güterverzeichnisse des Stifts Geseke von 1360 hervor, worin es unter anderem heißt: Abtissa habet sola conferre capellum in Borghardes berghe juxta Brilon. Nicht sehr weit davon im Briloner Felde liegt der Geseker Stein, der vielleicht seinen Namen jenen uralten Beziehungen der St. Borghards Kapelle zum Geseker Stifte verdankt. In den Ruinen der Borbergskirche fand vor dreißig Jahren ein Holzhauer, Joh. Klaholz, bei gelegentlichem Aufräumen das verrostete alte Kuchen- oder Hostieneisen der Kirche, welches jetzt der Herausgeber besitzt“ (zitiert nach dem Wikipedia-Eintrag „Borberg“, 25.02.2015).

## Der Totensang vom Borberge

In früherer Zeit pflegte den auf der Burg zu Bruchhausen herrschenden Grafen der Tod drei Tage vorher durch den vom längst verschwundenen Kloster auf dem Borberge tönenden Grabesgesang kundgetan zu werden. Wehmütig hörte man dann die traurigen Weisen des Miserere durch die stille Nacht herabklingen. Nur Graf Heinrich von Bruchhausen, ein gottloser Ritter und leidenschaftlicher Jäger, herzlos und ohne Erbarmen mit Menschen und Vieh, lachte darob und kehrte sich nicht daran. Einst zog er in aller Frühe auf die Auerhahnbalz. Das Glück war ihm hold, und er erlegte ein prächtiges Tier. Doch kaum lag es ihm zu Füßen, als ein zartes Glöcklein vom Borberge wimmerte. Und gleich darauf erklangen die wehmütigen Weisen des Miserere. „Bei allen Teufeln“, rief der erbitterte Graf, „wozu dieses Nonnengeplärr, das mir das Weidwerk stört? Ich sollte sterben? Nein, noch bin ich stark und gesund und denke an nichts weniger, denn ans Sterben.“

Doch kaum entfloh das frevelnde Wort seinen Lippen, da stand die totenbleiche Nonne Pia vor ihm. „Bekehre Dich; denn Deine Lebensstage sind gezählt!“ Laut und schaurig lachte der Graf: „Und magst Du auch das Gespenst vom Borberge sein, so fürchte ich mich doch nicht vor Dir. Hebe Dich hinweg, sonst schieße ich!“ „Schieße nur zu, Graf Heinrich, aber denke an Dein Lebensende!“ Da drückte der verwegene Graf los, doch die Kugel stak in einer Buche. Der Himmel verfinsterte sich und ein furchtbarer Gewittersturm brach los. Der Geist verschwand, und grelle Blitze durchzuckten die Dunkelheit. Hohnlachend kehrte der Graf zur Burg seiner Väter zurück, Gott und alle guten Geister verachtend. – Drei Tage darauf zu gleicher Stunde stand Graf Heinrich abermals auf der Auerhahnbalz. Wieder stieg ein balzender, prächtiger Urhahn herab, und der Jäger legte schon zum Schusse an. Aber da grinste ihn das Tier mit höhnischem Lachen an und zeigt ein häßliches Teufelsgesicht. Graf Heinrich drückte los, doch die Flinte versagte. Da krachte hinter ihm ein Schuß, und der Hahn wälzte sich am Boden. Zornig wandte sich der Graf um und sprang zurück. Einige Meter hinter ihm stand ein wildfremder Mann in grünem Jägerwams und mit winkender Feder auf dem Hütlein. Der schaute dem Grafen stumm und fest in die Augen. „Hebe Dich hinweg, Elender“, schrie der Graf rasend vor Zorn, „oder ich schicke Dich sofort in die Hölle!“ Da lachte der Mann unheimlich, und seine Augen sprühten Feuer. Außer sich vor Wut legte Graf Heinrich auf ihn an und drückte los. Doch der Hahn knackte nur. Ein zweites und drittes Mal zielte er auf den Fremden, jedesmal vergebens. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Der Hirschfänger flog aus der Scheide, um sich dem verwegenen Gegner ins Herz zu senken. Da aber hob der gelassen seine Flinte an die Backe, ein Schuß ging los und saß Graf Heinrich mitten in der Brust. Brüllend wie ein todwundes Wild stürzte er zu Boden und gab seine Seele auf. Ein teuflisches Lachen gellte weithin durch den stillen Wald, als der fremde Jäger verschwand. Vom Borberge aber klang wieder das Glöcklein, unsagbar bang und traurig.

Im Turme der nahen Pfarrkirche zu Bigge ist heute noch eine Glocke ohne Namen und Inschrift, die aus dem untergegangenen Kloster stammt und jenes Totenglöcklein sein soll.

## Die Nonne vom Borberge

Im Mittelalter stand auf dem Borberge ein Nonnenkloster, in dem auch eine Tochter des Grafen von Bruchhausen den Schleier genommen. Die Burg der Grafen ragte fest und drohend unterhalb der sechs Bruchhauser Steine empor. Und in der Burgkapelle fand einst die festliche Trauung einer Tochter des Grafen, einer Schwester der Nonne Pia, mit dem Prinzen Harold aus Nordland statt. Die beiden Grafentöchter hingen einander mit inniger Schwesterliebe an. Um so härter ward es Schwester Pia, ihre Schwester bald als Gattin mit dem nordischen Prinzen fortreisen zu sehen, ohne ihr ein letztes Mal die Hand zum Lebewohl drücken zu können. Die Ordensregel verbot ihr, die Mauern des Klosters zu verlassen; den Prinzen aus Nordland durfte sie niemals sehen. Und doch brannte in ihrem Herzen die heiße Sehnsucht, am Tage der Trauung der Festfeier beizuwohnen.

Als nun die Nacht auf Berg und Burg sich herabsenkte, legte sie heimlich das Ordenskleid ab, nahm das Gewand einer treuen Magd und stieg beim ersten Morgengrauen zur Burgkapelle hinab. Unbemerkt gelangte sie hinein, während Hunderte von Neugierigen unter dem Klang der Glocken, brausendem Orgelton und festlichem Kirchengesang sich in die weiten Hallen drängten. Auf einer der Bänke kniete unerkannt Schwester Pia. Nun schwiegen die Glocken, und die Orgel spielte zarte Weisen; denn der Hochzeitsschwarm zog in die heiligen Hallen ein. Schüchtern schaute Schwester Pia zur Seite und sah ihre glückstrahlende Schwester und den stolzen, jungen Bräutigam. Stille Seligkeit senkte sich in Schwester Pias Seele, innige Gebete für ihrer Schwester ferneres Glück stiegen aus ihrem Herzen zum Himmel auf. Sie sah und hörte nicht mehr, was um sie vorging. Und erst als die letzten Teilnehmer verschwunden, erhob sie sich müde und schwer, die drückende Zentnerlast schweren Ungehorsams gegen die heilige Ordensregel auf dem Gewissen, die Seele voll Scham und Reue. „Vergib , o Gott“, stöhnte sie, „und nimm mein Leben zur Sühne für meine Sünde!“

Draußen aber lag Gewitterschwüle auf der Landschaft, als Schwester Pia zum Kloster hinaufstieg. Düstere Wolken dräuten Unheil. Und als Schwester Pia an einem der Bruchhauser Steine vorbeischnitt, zuckte der erste grelle Blitz auf, dem ein krachender Schlag folgte. Ein markerschütternder Schrei, dann das Aufschlagen felsiger Trümmer. Einen Augenblick darauf lag Schwester Pia unter den Stücken des zerschmetterten sechsten Felsens begraben. Seitdem zählt man nur noch fünf der Bruchhauser Steine.

### Der Galgen am Borberge

Unterhalb des sagenumwobenen Borberges mit seinem verschwundenen Nonnenkloster zieht sich das stille Rinkental hin, und in ihm liegt ein gar unheimlicher, stets gemiedener Ort, einsamer noch als das andere Tal, an dem noch bis in die jüngere Zeit zwei hohe Galgen grausig in die Lüfte ragten.

Sie erzählen eine schaurige Geschichte. Als auch im Sauerland das Raubrittertum noch in üppiger Blüte stand und der Ruf von dem reichen Nonnenkloster überall hinflieg, beschlossen einige verwegene Raubgesellen, mit ihrem Troß das einsame Kloster zu stürmen. Sie wußten, daß manch frommes Töchterlein hochadeliger Eltern, wenn es im Kloster den Schleier nahm, sein Erbteil zu Gottes Ehre als goldenes, mit Edelsteinen besetztes kirchliches Gefäß oder als brokatseidenes, von Goldfäden durchwirktes Meßgewand, als brillantenbesetzten Reliquienbehälter oder als silbernes Kreuz mit kunstvollem Schmuck dem Kloster geschenkt hatte.

Das reizte die Habgier der beutelüsternen Gesellen. Sie scherten sich nicht um den heiligen Gottesfrieden, der die Stätte des Gebetes umgab, nicht um den Kirchenbann, der jeden Klosterfrevler traf, nicht um Gottes Strafgericht, das oft auf den ruchlosen Räuber gottgeweihter Gegenstände niederfuhr. Beutelüstern und siegesgewiß lagen sie seit Tagen und Nächten vor den festen Mauern des Klosters, in dem das ängstliche Beten und Weinen der Nonnen Tag und Nacht zum Himmel scholl, und das beharrliche Gebet drang durch die Wolken zu Gottes Thron.

Als tiefschwarze Nacht über dem Borberge lag und nur einige Wachtfeuer aus dem Lager der Raubritter halbersterbend emporleuchteten, schlichen rings von allen Seiten Vermummte Ritter mit ihren Mannen, treue Freunde des Klosters, durch Dorn und Dickicht empor. Plötzlich ein schmetternder Trompetenstoß, Waffengeklirr und wirres Geschrei, ein kurzer Kampf und ein fröhlicher Sieg. Bald standen die Raubritter gefesselt am neuentfachten Lagerfeuer, und ein kurzes Gericht verurteilte sie zum sofortigen Tode.

Im Tale errichtete man zwei hohe Galgen, und ehe das Frührot leuchtete, hatte das Raubgesindel sein verwegenes Tun mit schimpflichem Tode gesühnt.

Seit jener Zeit hat man oft gesehen, daß in der ersten milden Maiennacht wilde Geister die Galgen in weitem Bogen schaurig umtanzten. Waren es nicht die Seelen der Gerichteten, so waren es gewiß Hexen, die an dieser unheimlichen Stätte ihren Sabbat feierten.

## 7.

**Kriegerkult im Sauerland – „Mahnruf in der zwölften Stunde“ (1928)<sup>16</sup>**

Von Franz Geuecke

[...] Ich weiß, kostbare, unwiederbringliche Zeit ist verloren; ich schreibe in der zwölften Stunde. Trotzdem sei es gewagt! [...] Fern sei es uns, nach dem Beispiele berühmter Denkmalsredner unsere Kriegerdenkmäler zu Ausgangspunkten von Reden und Feierlichkeiten zu machen, die den Geist des Völkerhasses und der Rache atmen. Wohl mag sich echte Vaterlandsliebe daran entzünden, niemals jedoch der Geist des Hasses und der Rache! Das würde gewiß nicht im Sinne unserer toten Helden liegen; dafür soll uns ihr Andenken zu schade sein. [...]

Nur das eine sei erwähnt, daß die mancherorts [im Sauerland] zur beherrschenden Figur gewählte Gestalt des schwertgewaltigen Himmelsfürsten Michael – es könnte auch Siegfried sein – mit dem Drachen zu Füßen sehr unangebracht erscheint. Seine Darstellung berührt nicht nur darum seltsam, weil sie in peinlichem Gegensatz steht zu der bitteren Tatsache des verlorenen Krieges, sondern – was noch mehr wiegt – jenes der christlichen Ueberlieferung entstammende Bild von dem Heiligen und dem Drachen ist ob seiner symbolischen Bedeutung dazu angetan, den Geist des Hasses zu schüren, der die Völker nicht zur Ruhe kommen lässt. Es entspricht auch nicht der geschichtlichen Wahrheit, insofern als der Weltkrieg [1914-1918] kein Kampf war zwischen Heiligen und Drachen, Guten und Bösen. Vielmehr fochten auf beiden Seiten die Millionen im Glauben an ihr gutes Recht. Und an der Sünde des Weltkrieges waren die Völker und ihre Führer alle, die einen mehr, die andern weniger, beteiligt. Das Maß der Verantwortung kennt nur Gott; uns Menschen steht es jedenfalls nicht zu, es auf die einfache Formel vom Heiligen und dem Drachen zu bringen, auch dann nicht, wenn jenseits unserer Westgrenze dasselbe Bild für den gleichen Zweck beliebt sein sollte – mit umgekehrter Bedeutung natürlich! Hier wird jede theologische Rechtfertigung eines sogenannten „heiligen Krieges“ geradewegs als anmaßende Lästerung verstanden.

[...] Und warum muß das Kriegerdenkmal immer ein Steinblock oder eine Steinfigur sein? Diese heute leider landläufig gewordene Form der Kriegerehrung läßt ja meistens kein christliches Motiv mehr durchklingen, wenn man von dem Bilde des Drachenbesiegers und dem Eisernen Kreuze absieht, von dem das eine nicht paßt, das andere mit Recht kaum mehr als religiöses Motiv empfunden wird. Die moderne Kriegerehrung ist vielmehr rein weltlicher Art, wurzelt letzten Endes im alten Heidentum und ist dem Geist des neuen [d.h. völkischen Heidentums] verwandt. Manche sauerländische Kriegerdenkmäler erinnerten mich an ein anderes, das auf einem deutschen Kriegerfriedhofe in Frankreich stand: eine Wallküre, hoch zu Roß, trägt einen nackten, gelösten Jünglingsleib nach Wallhall. Wenn auch die sauerländischen Kriegerdenkmäler diese Kühnheit der Darstellung natürlich nicht erreichen, so wurzeln manche doch in demselben Grunde und sind dem Charakter unseres katholischen Sauerlandes durchaus fremd. Diese Art des Denkmalbaues ist erst nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 mit dem preußischen Geiste in unsere Berge gekommen, der ja bekanntlich dann erst trotz des Kulturkampfes auch in den Herzen der Sauerländer Wurzel faßte, nachdem er es während eines halben Jahrhunderts [der Zugehörigkeit zu Preußen] umsonst versucht und 1866 offenbar noch nicht erreicht hatte.

Wir aber müssen uns, wenn wir dem Gedanken der Kriegerehrung Gestalt geben wollen, besinnen auf die Art unserer Väter, die noch bodenständige Werke schufen, Werke, die herauswachsen aus ihrem innersten Leben und Glauben. Zwar liegt für die Kriegerehrung im

<sup>16</sup> Überschrift hier redaktionell; Textauszüge aus: *Geuecke, Fr.[anz]: Gedanken über Kriegerehrung im Sauerlande*. In: *Heimwacht* Nr. 6/1928, S. 161-165. [Internetzugang: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht\\_1928.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht_1928.pdf)] [Die Borbergkapelle als Beispiel für ein genuin sauerländisches und friedliebendes Kriegsgedenken]

besonderen keine Ueberlieferung vor, weil in den Dynastenkriegen früherer Jahrhunderte und bei einer anderen Wehrverfassung Volk und Heer sich keineswegs als blutverbundene Gemeinschaft fühlten. Aber wie unsere Vorfahren das Andenken an sonstige Unglücksfälle und Heimsuchungen, an Not- und Todzeiten und ihre Opfer wachhielten, das weiß Gott sei Dank noch jeder Sauerländer, der offenen Auges seine Heimat durchwandert. Davon zeugen noch die Feld- und Wegkreuze, die Kreuzwege und die Heiligenhäuschen mit den Bildern der Patrone, die Rochus-, Vitus-, Johannes- und Marienkapellen, denen wir in unserer Heimat noch auf Schritt und Tritt begegnen, wiewohl manches davon verfallen und von einer weniger frommen und gläubigen Zeit achtlos beiseite geworfen worden ist. – Das Gedächtnis, das unsere Väter ihren Toten bewahrten, war bewußt und betont religiös, katholisch. Ihre Denkmäler wiesen nicht nur wie die meisten unserer modernen Kriegerdenkmäler wesentlich rückwärts, sondern ebenso sehr mahnend vorwärts und – aufwärts.

Wie sehr dieses religiöse Moment unsern meisten Kriegerdenkmälern mangelt, dafür ist das Denkmal des Kreiskriegerverbandes Meschede an der Hennetalsperre ein packendes Beispiel. „Die Helden tot, das Volk in Not!“, ein gellender Aufschrei der gequälten Zeit, gebannt in den kalten Stein, brennt der wuchtige Spruch sich in Auge und Herz des Wanderers; [...] aber Trost, Hoffnung, Erhebung, gehen von dieser Stätte nicht aus.

Als Gegenstück dazu möchte ich die Borbergkapelle bei Brilon nennen, die auf Anregung des Sauerländer Heimatbundes auf dem sagenumwobenen Boden einer alten christlichen Kultstätte gebaut worden ist. „Der laiwen Mutter Guades vam gudden Friäen bugget van den Luien heyrümme“ [Der lieben Muttergottes vom guten Frieden gebaut von den Leuten hier rundum]. Sie ist auch ein Kriegerdenkmal, das zwar des Krieges und seiner teuren Opfer nicht ausdrücklich gedenkt, sondern nur einen Dank darstellt für die Wiederkehr des Friedens; und wenn auch dieser Friede wie ein schweres Joch auf uns lastet, so ersparte er uns doch weiter nutzlose Blutopfer und ist darum doch des Dankes wert. Und wie sinnvoll ist es, daß alljährlich gerade am Himmelfahrtstage, dem Jahrestage der Einweihung, dort oben hoch über den Tälern der Menschen unter den lichten Buchenhallen des Borberges ein feierliches Hochamt gelesen wird für die Toten des Weltkrieges, daß Gott allen, die noch im Reinigungsorte der Erlösung harren sollten, eine baldige Himmelfahrt verleihen möge. Ja, die Friedenskapelle auf dem Borberge ist ein Denkmal im Geiste und im Sinne unserer Väter, ist ein wahrhaft sauerländisches und katholisches Kriegsdenkmal. Diese Tat des Sauerländer Heimatbundes hätte vorbildlich sein können und sein sollen für das ganze katholische Sauerland, ohne daß sie darum hätte sklavisch nachgeahmt werden müssen. [...]

## 8.

### Die Kapelle der Königin des Friedens (1930)<sup>17</sup>

Von Josef Rüther

Die Kapelle zur Königin des Friedens auf dem Borberge bei Brilon dürfte die erste ihrer Art in Deutschland sein, sie wurde 1924 auf Anregung und unter Führung des Vorstandes des „Sauerländer Heimatbundes“ nach den Zeichnungen des Paderborner Dombaumeisters Marten gebaut. Der Plan, eine 600 Meter hohe Terrasse des 690 Meter hohen Borberges, der sog. Borbergskirchhof, hat für die Umgebung geschichtliche Bedeutung als Stelle einer einstigen fränkischen Burg, von der aus mutmaßlich einst das Christentum in die nähere Umgebung kam, und deren Wälle wie die Ruinen eines späteren Klösterchens noch sichtbar sind. Die Kapelle steht im Walle auf einer vorstehenden, weit ins Land schauenden Klippe. Die Kapelle trägt außen am Giebel die Inschrift: „Der leiwen Mutter Guaddes vam gudden Friäen bugget

<sup>17</sup> Quelle: R.[üther, Josef]: Die Kapelle der Königin des Friedens. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt) 6. Jg. (1930), S. 8-10.



van den Luien heyrümme“ („der Muttergottes vom guten Frieden erbaut von den Leuten der Umgebung“). Sie soll nämlich nach der Absicht der Erbauer sein eine weithin ins Land schauende und von geschichtlicher Stätte zu den Heimatgenossen redende Mahnung zum Frieden im Inneren, in der Familie, Gemeinde und im weiteren Zusammenhange, und ein Protest gegen den Unfrieden der Zeit, auch eine Bitte um Frieden für die gefallenen Söhne der Heimat. In diesem Sinne sprechen sich die in den Sockel bei der Grundsteinlegung eingemauerten Urkunden aus.

Alljährlich, anfangs am Tage der Einweihung Christi Himmelfahrt, seit 1929 an dem dem Feste der Königin des Friedens am nächsten liegenden Sonntage, findet unter starker Beteiligung der Umgegend das „Kirchweihfest“ der Kapelle statt, mit dem ein Waldfest – aber ohne jeden Alkohol – verbunden ist. Musik, Gesang, Vorträge, Kinderbelustigung usw. umrahmen den Kern des Festes: Hochamt mit Predigt, Nachmittagsandacht und Tedeum vor dem Abmarsch. Die umliegenden Gemeinden pflegen in Prozessionen hin und wieder heim zu gehen.

Auch von Einzelnen, Familien und Gruppen wird die Kapelle zu allen Jahreszeiten, besonders im Sommer, und an den Muttergottesfesten viel besucht. An den Maisonntagen finden vielfach private Maiandachten statt, deren Teilnehmer sich während der Andacht immer mehr ansammeln. Auch das hl. Meßopfer wird zuweilen – von den festlichen Anlässen abgesehen – dort gefeiert, und es herrscht eine eigenartig andächtige Stimmung, wenn aus der Gruppe der draußen stehenden Teilnehmer die Meßgesänge in den morgenschönen Wald hinausschallen, der wie eine hochgewölbte Kirche vor der Kapelle liegt, und von dem aus bei geöffneten Türen der Kapelle überall der Blick auf den Altar möglich ist.

Auch mit der Friedensbewegung in der Umgegend des Berges ist die Kapelle naturgemäß verbunden. Abgesehen davon, daß die Anhänger des Friedensbundes deutscher Katholiken in der Umgegend sie als ihr besonderes Heiligtum betrachten, fanden hier auch öffentliche Kundgebungen statt. Prinz Max von Sachsen sprach hier anschließend an eine Andacht zu einer beträchtlichen Schar von Friedensfreunden und im vergangenen Jahre wallfahrteten die Ortsgruppen des Friedensbundes deutscher Katholiken aus Paderborn und dem Almetale hierher. Zu ihrer Andacht und Predigt vor der Kapelle hatten sich aus der Umgegend viele Teilnehmer eingefunden.

## 9.

### **Berichterstattung der NSDAP-Zeitung „Rote Erde“ über die Kundgebung des Friedensbundes deutscher Katholiken auf dem Borberg (1931)**

*Vorbemerkung:* Ende August 1931 lud der Friedensbund deutscher Katholiken (FdK) ein zu einer von 1.500 Menschen besuchten deutsch-französische Kundgebung auf dem Borberg unter Teilnahme hochrangiger FdK-Vertreter (Dr. Rudolf Gunst, Generalsekretär Paulus Lenz), „die Josef und Theodor Rüther und Clemens Busch organisierten. Sie sollte sowohl inhaltlich als auch von der Teilnehmerzahl her der Höhepunkt der Friedensarbeit sein – gleichzeitig aber auch das erste deutliche Anzeichen der drohenden Gefahr von rechts. Hunderte deutscher Jugendlicher aus dem Raum Brilon, Büren, Paderborn, Arnsberg und Warstein, unter ihnen auch zahlreiche Schüler Josef Rüthers, trafen sich auf dem Borberg mit einer Gruppe französischer Jugendlicher aus der dortigen katholischen Jugendbewegung ‚Compagnons de Saint François‘. Diese pazifistische und auf Völkerversöhnung bedachte Gruppe war von dem Soziologiestudenten Joseph Folliet gegründet worden und wurde von ihm und einigen französischen Geistlichen begleitet. Darüber hinaus nahm an dem Treffen der Neheimer Franz Stock teil [...]. Ziel der Veranstaltung war, angesichts der sich verschärfenden politischen Spannungen zwi-

schen den beiden Ländern zu einer Verständigung beizutragen.“<sup>18</sup> (→IX) Die NSDAP versuchte, diese Veranstaltung zu sprengen. Der nachfolgende Zeitungsbericht zeigt, wie die NSDAP-Presse das Ereignis bewertete.

**Was in Deutschland alles möglich ist**<sup>19</sup>  
(NSDAP-Organ „Rote Erde“, 03.09.1931)

„Am Sonntag fand auf dem Borberg bei Brilon eine Kundgebung des Friedensbundes deutscher Katholiken mit französischen Jugendbündlern statt. Wie das Paderborner ‚Westfälische Volksblatt‘ in Nr. 202 vom 2. d. M. schreibt, eine ‚erhebende Feier‘. Ob den Leuten von den letzten Ohrfeigen nichts bekannt geworden ist, die Frankreich Deutschland in den letzten Wochen wieder mal erteilt hat? Besonders ‚rührend‘ soll die Schilderung des französischen Abbé Berton gewesen sein, wie ihm die deutschen Priester den ‚Friedenskuß‘ gegeben haben, den er wiederum an andere deutsche Priester weitergegeben habe. Diese Schilderung mag auf weibliche und weibische Gemüter und Tränendrüsen unbedingt rührend gewirkt haben, unter uns Deutschen gilt ein kräftiger Männerhändedruck bei weitem mehr als solch pervernes Geschmuse. Wir werden uns dies ehrlose Handeln des Friedensbundes deutscher Katholiken für die Zukunft merken müssen. Eine Anmaßung sondergleichen ist es überhaupt, wenn das ‚Westfälische Volksblatt‘ den Bericht dieser Kundgebung großspurig überschreibt: ‚Das Volk will Verständigung!‘ Wer ist denn hier überhaupt das ‚Volk‘? Weiß das ‚Westfälische Volksblatt‘ denn gar nicht, daß das Volk längst nicht mehr hinter dem Zentrum, geschweige denn hinter dem Friedensbund deutscher Katholiken steht? Selbst der größte Teil des katholischen deutschen Volkes will mit diesen beiden Verbänden schon lange nichts mehr zu tun haben.“

## 10.

### Die Kundgebung des Friedensbundes deutscher Katholiken 1931 auf dem Borberg als Kapitel der NSDAP-Parteigeschichte Gau Westfalen-Süd (1938)<sup>20</sup>

#### Olsberg

Von Olsberg aus wurde nun die Agitation das Ruhrtal abwärts und aufwärts betrieben. Parteigenosse Everken gründete damals die Ortsgruppen Siedlinghausen, Winterberg und Elleringhausen. Die Bezirksleitung hatte zur damaligen Zeit Fritz Dorls (Brilon), welcher sie von Parteigenossen Heinrich Nierfeld übernommen hatte. Am 1. Februar 1931 wurde für Parteigenossen Dorls durch Gauleiter Wagner Parteigenosse Everken<sup>21</sup> zum Bezirksleiter des Kreises Brilon und eines Teiles des Kreises Meschede eingesetzt. Er gründete die Ortsgruppen Medebach, Eversberg, Ostwig, Elpe und andere mehr. Den Kampfgeist, welcher in jener Zeit unter den Parteigenossen herrschte, zeigt folgender Vorfall, wie er in jener Zeit ähnlich

<sup>18</sup> Blömeke, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüther (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, S. 77; vgl. ebd., S. 77-80.

<sup>19</sup> NSDAP-Zeitung „Rote Erde“ (Verlag „Westfalenwacht“) vom 3. September 1931. – Text hier nach: Kock, Erich: Abbé Franz Stock. Priester zwischen den Fronten. 2. Auflage. Mainz 1997, S. 33. [FDK-Mitglied Franz Stock hatte sich als Teilnehmer des Borberg-Treffens den Hetzartikel und einen weiteren vom 01.09.1931 aufbewahrt!]

<sup>20</sup> Quelle: *Kampf und Sieg. Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Gau Westfalen-Süd von den Anfängen bis zur Machtübernahme*. Im Auftrage des Gauleiters Josef Wagner herausgegeben und geschrieben von Friedrich Alfred Beck. Dortmund: Westfalen-Verlag G.m.b.H 1938. [S. 406-407: Olsberg; zur Friedenskundgebung auf dem Borberg 1931]

<sup>21</sup> [Vgl. zu Albert Everken: *Stelbrink*, Wolfgang: Die Kreisleiter der NSDAP in Westfalen und Lippe. = Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen. Reihe C: Quellen und Forschungen. Band. 48. Münster 2003, S. 229-230. ([www.archive.nrw.de/lav/abteilungen/westfalen/BilderKartenLogosDateien/die\\_kreisleiter\\_der\\_nsdap.pdf](http://www.archive.nrw.de/lav/abteilungen/westfalen/BilderKartenLogosDateien/die_kreisleiter_der_nsdap.pdf))]

fast täglich vorkam. Auf dem Borberg, der altgermanischen Thingstätte, hatte der Friedensbund eine große Kundgebung angesetzt. Als Glanzstück waren 18 kommunistische Franzosen<sup>22</sup>, welche sich auf einer Reise durch Deutschland befanden, anwesend. Etwa 2000 Mann aus Olsberg, Brilon und Umgebung hatten sich zu dieser Kundgebung eingefunden. Die Olsberger Parteigenossen, obwohl nur wenige Mann, waren entschlossen, die Kundgebung nach Möglichkeit zu sprengen. Um einen Redner zu bekommen, fuhr Parteigenosse Everken nach Arnsberg und holte den Parteigenossen Bezirksleiter Husing. Von Arnsberg fuhr noch Parteigenosse Aufderbeck, welcher immer dabei war, wenn irgendwo etwas los war, mit. Als Parteigenosse Everken mit Parteigenossen Husing in Gierskopp, unterhalb des Borberges eintraf, wartete SA-Truppführer Parteigenosse Alwin Schmidt schon mit 15 Parteigenossen auf sie. Da Parteigenosse Husing eine Fußverletzung hatte und schlecht Berge steigen konnte, wurde er abwechselnd auf der Schulter nach der Spitze des Borberges getragen. Als die Parteigenossen auf dem Borberge ankamen, war die Kundgebung schon im Gange. Die SA-Männer drängten sich nun von allen Seiten zwischen die Menschenmassen. Auf ein Zeichen des Parteigenossen Everken sollten dann gleichmäßig über den ganzen Platz verteilt die Störungsrufe einsetzen.

Als nun als Hauptattraktion der Führer des Friedensbundes Gunst aus Hüsten einem schwarzen Franzosen vor der ganzen Volksmenge den Verbrüderungskuß gab, rief Parteigenosse Everken Pfui-Teufel. Nun setzte von allen Seiten aus unentwegt der Ruf „Deutschland erwache“ ein. Der Bürgermeister Sauvigny rief die anwesende bewaffnete Polizei und die Förster zusammen und hetzte diese auf einen Trupp SA-Männer, welche sich in dem allgemeinen Gedränge und Handgemenge zusammengestellt hatten, um sie vom Platze abzuführen. *Parteigenosse Alwin Schmidt* und die übrigen weigerten sich, den Platz zu verlassen und hielten sich mit ihren Spazierstöcken die Bahn frei. Sturmführer Müller aus Rödelstein rief einem Förster, welcher ihm sein Gewehr vor die Brust hielt, zu, er sei ein Lump und Vaterlandsverräter und nicht würdig, den preußischen Adler vor seinem Hut zu tragen. Aber durch die Massen bedrängt und geschoben, mußten die Parteigenossen sich unter den wüstesten Beschimpfungen Schritt für Schritt nach der Olsberger Grenze hin zurückziehen. An der Grenze angelangt, stimmten sie das Horst-Wessel-Lied an und sangen zum Trotz weitere Kampflieder. Am nächsten Tag stand im Briloner Anzeiger: „Wo bleibt der Staatsanwalt, um den Hauptträdelsführer Everken zu verhaften?“



Eine Gruppe auf dem Weg zum Borberg, vorne Franz Stock (1931?)  
(Bild: Franz Stock-Komitee)

<sup>22</sup> [Hier werden die katholischen – friedensbewegten und explizit demokratischen – Gäste aus Frankreich vom NSDAP-Chronisten als Kommunisten vorgestellt!]

## 11. Der Borberg und sein Heiligtum Zum 25. Festtag der Einweihung der Kapelle<sup>23</sup>

Von Josef Rüther

Unter dem Borberg versteht man meistens nicht den in den Karten so benannten gestreckten Berg mit seinem 660 m hohen Gipfel, sondern die diesem in der Richtung nach Olsberg vorgelagerte 600 m hohe Terrasse. Dieser kommt der Name auch ursprünglich zu als der Trägerin einer Burg. Denn das Wort Borberg ist entstanden aus Borgberg. Der gleiche Name findet sich auch an anderen Stätten alter Burgen. Die urkundliche Bezeichnung unseres Berges einmal als Borghardesberg (1360) und einmal als Borrenberg (Anfang des 17. Jahrhunderts) kann nur als Veränderung aus mißverständener Deutung erklärt werden. Die Terrasse, in deren Mitte ein weiter, von hohen Fichten umstandener Platz, der eigentliche „Kirchhof“ liegt, ist heute zumeist mit Buchenwald bestanden. In der Richtung nach Olsberg läuft sie in einer Schieferklippe aus, von der aus man prächtige Fernbilder ins Ruhrknie mit seinen Dörfern und zu den Bruchhauser Steinen hat. Diese 600 m über dem Meere, 226 m über dem Tal der Gierskopp gelegene Klippe trug denn auch nacheinander schon mehrere Schutzhütten für die zahlreichen Besucher des Platzes. Heute grüßt von dieser Stelle das Kapellchen der Friedenskönigin mit seinem weißen Gewande ins Land und sieht außer den Naturfreunden zahlreiche Beter von den drei Bergseiten zu sich heraufsteigen. Von Elleringhausen ist es für einen guten Fußgänger in 50 Minuten, von Olsberg auf dem sog. „Glockenpfade“ in der gleichen Zeit, von Brilon her und von Brilon-Wald in je fünf Viertelstunden zu erreichen.

Wer aufmerksamen Auges die Bergterrasse betritt, bemerkt bald, daß er in eine *Wallburg* schreitet, deren Wälle, einst Mauern, z.B. dort, wo die Kapelle hineingebaut ist, zum Teil stark abgetragen, an den meisten Stellen aber noch beträchtlich hoch sind. An der Nordwestseite des inneren Walles, der sog. Hauptburg, findet er inmitten von Schutt die (1904) ausgegrabenen Grundmauern früherer Gebäulichkeiten, im besonderen eines ziemlich massiven Turmes. Die Größe der Burg beträgt rund drei Hektar, wovon auf die Hauptburg 1,75 Hektar, auf die nach Norden vorgelagerte Vorburg 1,20 Hektar entfallen. Die durchschnittliche Ausdehnung der Hauptburg beträgt von Norden nach Süden 1450 m und von Osten nach Westen 125 m. Die Gesamtlänge des die Hauptburg umschließenden Walles ist 530 m. Die mittlere Ausdehnung der Vorburg beträgt in Nordsüdrichtung 65 und in Ostwestrichtung 170 m, die Gesamtlänge ihres Walles 290 m.

Von der *Vorgeschichte, des Berges* können wir aus der Anlage der Burg und ihrem Vergleich mit anderen Burgen sagen, daß sie erstmals um die Zeit von Christi Geburt oder auch schon einige Menschenalter früher angelegt wurde, und zwar als Erdwall. Der Berg selber war damals kahl gehalten, und um die Wälle müssen wir uns Dornestrüpp, Wolfsgruben und Verhaue denken. Auf den Wällen liefen Pfahlzäune, hinter denen die Verteidiger sich gegen eindringende Bogenschützen und Schleuderer schützen konnten. Es war die Zeit, als erstmals Germanen von Norden in unser Land eindringen. Und vielleicht gehörten die Erbauer der Burg zu dem durch seinen Eisenbergbau und seine Fertigkeit in der Bearbeitung des Eisens bekannten Volk der Kelten. Die Burg diente als Fluchtstätte und auch wohl dem Schutze des durch das Rot<sup>24</sup> führenden alten Heerweges.

<sup>23</sup> Quelle: Rüther, Josef: Der Borberg und sein Heiligtum. Zum 25. Festtag der Einweihung der Kapelle. [Zweite Auflage]. Brilon: Buchdruckerei K. Hecker [1950]. [15 Seiten; Aufdruck: „Der Ertrag ist für die Kapelle“]

<sup>24</sup> [1] Das von den preußischen Landmessern als „Rot“ bezeichnete Tal heißt plattdeutsch „Road“ oder „Rood“, mit langem o, es ist das selbe Wort wie das englische road (gesprochen mit langem Selbstlaut) und heißt: Weg, Straße. Auch der Berghang des Tales zum Eisenberg heißt soviel wie Straße, nämlich „Lied“, zu „leiten“.

Auch was wir für die *geschichtliche Zeit* über den Borberg aussagen können, beruht auf gelegentlichen urkundlichen Bezeugungen in Verbindung mit den Ausgrabungsbefunden<sup>25</sup>. Demnach wurde die Burg in der Zeit Karls des Großen derart erneuert, daß der Wall zu beiden Seiten von Mauerwerk eingefast wurde, wie die noch sichtbaren Reste, zumal an den beiden Toren, zeigen. Die erneuerte Burg diente wohl als Etappenstation, d.h. zur Verteidigung des Passes der Ruhr-Diemel-Straße, zur Unterbringung durchziehender Truppen und deren Verpflegung. Vielleicht hatte davon die flache Stelle oberhalb des Burgplatze[s] noch den Namen „in den Ställen“, und der Borbergskirchhof selber, nach einer alten Stadtrechnung zu schließen, früher den Namen „Einställe“<sup>26</sup>.

Aus dieser karolingischen Zeit wird denn auch das Kirchlein, oder doch dessen vielleicht noch als Holzbau aufgeführter Vorgänger stammen, dessen Grundmauern nach der Ausgrabung wieder sichtbar sind, und das dann wohl die erste Kirche der engeren Umgebung war, auch wenn man der Briloner legendarischen Überlieferung Glauben schenken will, daß bereits der hl. Suitbert († 713) auch auf der Briloner Hochebene gepredigt habe. Die Erinnerung daran, daß einst die Bewohner der Umgebung auf dem Borberge ihre Kirche hatten, scheint in der Bezeichnung des von Olsberg zur Burg aufsteigenden Fußpfades als „Glockenpfad“ und in der Sage, daß die älteste Glocke von Bigge aus der einstigen Borbergskirche stamme, festgehalten zu sein, denn „Glocke“ bezeichnet auch den Glockenruf; und so würde diese Sage bedeuten, daß der Ruf der Glocke an die Gläubigen vom Borberge nach Bigge als an den ältesten Pfarrort des oberen Ruhrtales übergegangen sei.

Die von Karl oder einem seiner Heerführer erneuerte Burg muß schon bald wieder zerstört worden sein, denn die Ausgrabungen zeigen, daß der Burgfried, dessen quadratischer Mauergrundriß heute noch am deutlichsten hervorspringt, in der Zeit der ersten Nachfolger Karls gewaltsam eingenommen und verbrannt worden ist. Geschichtliche Bedeutung scheint die Burg seitdem nicht mehr gehabt zu haben, wenn sie auch weiter bestand im Besitze des in Geseke beheimateten Grafengeschlechtes der Ha holde (Anfang des 10. Jhdts.), von denen denn auch der Berg und sein Wald- und Ackerbesitz an 20 Höfen dem 946 gegründeten Kanonissenstift in Geseke übertragen wurde. Es war die Zeit, in der kurz vorher auch unsere Heimat durch die Fehden der „Brüninge“ und der Franken heimgesucht und in den damals noch nicht besiedelten Bergen Brunsckappel vom hl. Bruno gegründet wurde. Das Kirchlein auf dem Borberge aber oder ein Neubau hat noch im späteren Mittelalter gestanden. Denn in einem Güterverzeichnis des Stiftes Geseke von 1360 ist die Rede von dem Rechte, die Kapelle auf dem Borghardesberge zu vergeben, wobei das Wort Borghardesberg wohl nur als Deutung des Schreibers für Borberg verstanden werden kann. Und ein geschichtliches Werk des Kölner Generalvikars Gelenius aus dem Anfang des 17. Jhdts. sagt, daß die Stadt Brilon auf dem „Borrenberge“ eine Mark und Grafenburg<sup>27</sup> und ein kleines Nonnenkloster besitze.

Von dem Kirchlein hat der Platz denn auch seinen Namen *Borbergskirchhof*, nicht davon, wie die Sage will, daß man dort die Toten begraben habe. Der zum Borberg und den umliegenden Ortschaften gehörige Friedhof lag vielmehr am Einschnitt der Bahn durch den Weg nach Olsberg über die Kienegge und wurde bereits in merowingischer Zeit benutzt. Wann das

<sup>25</sup> [2] Die Ausgrabungen wurden 1904 durch Hartmann mit damals noch unvollkommener Methode vorgenommen. Die Ergebnisse sind niedergelegt in seiner Broschüre: Die Wallburg auf dem Borberge, zusammen mit der von Niemann besorgten 2. Auflage von Becker: Geschichtliche Nachrichten über Brilon und die im Briloner Stadtgebiet untergegangenen Ortschaften und Einzelhöfe. Brilon 1908.

<sup>26</sup> [3] Vgl. Heristall und Herstelle – Heereinstellung.

<sup>27</sup> [4] Der Name „Grafenburg“ scheint noch in dem, unterhalb der Burg zum Rot hin liegenden Klippenzug enthalten zu sein, der dem durch das Rot ziehenden Wanderer als Träger der Burg erscheinen mußte. Diese Klippe heißt nämlich Kronstein. Das Wort ist in sich etymologisch undeutbar, weder von Krone, noch von Krane (Kranich) her, wohl aber als Gron-Growenstein. Growe-Graf, Stein-Burg, also dasselbe wie Grewenstein und Grebenstein.

Kirchlein zugrunde gegangen ist, steht nicht fest. Der Schnaderezess von 1582, in dem es heißt: „unter der Borbergs-Kirchen ein stein gesetzt“, würde an sich nicht beweisen, daß diese damals noch bestand; allerdings in Verbindung mit der Bemerkung des Gelenius, daß die Stadt Brilon dort ein Kirchlein habe, könnte man sie als Beweis nehmen, wenn nicht die letztere Bemerkung überhaupt ungenau wäre, da auch von dem Besitze einer Grafenburg die Rede ist, die hier offenbar nicht mehr wörtlich genommen werden kann. Aber die zuverlässige Bezeugung des an anderer Stelle erwähnten Herrn Weber, daß er in seiner Jugend die Ruine der Kirche noch bis zur Höhe der Fenster und von diesen noch Eisenreste gesehen habe, spricht dafür, daß der Bau noch nicht so überaus lange zerfallen war. Und wenn die in der eben erwähnten Stadtrechnung aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege genannte Kiliansprozession zu den „Einställen“ auf den Borberg zu beziehen ist, kann die Kapelle wohl bis gegen 1700 nicht ganz außer Benutzung gewesen sein.

Eigentliche *Sagen* haben sich an die Stätte nicht geknüpft. Die heute als solche umgehenden, wie die von der Nonne Pia, sind Dichtung und entstammen einem Buche, das ein früherer Geistlicher in Antfeld für die Jugend schrieb.

Von der *Bedeutung des Borberges in alter Zeit* können wir, auch wenn wir einzelnes nicht wissen, doch sagen, daß sie beträchtlich gewesen sein muß. Zwei Jahrtausende menschlichen Schicksals hat die Burg in ihrer Umwallung und in den Ortschaften der Nachbarschaft gesehen, Schicksale, die wir geschichtlich nicht beschreiben können, aber von denen unsere Phantasie sich Bilder zu machen gedrängt wird, von streitwütigen oder auch fürchtenden Kämpfern, von hungernden, dürstenden und sterbenden Menschen in der Zeit des vorge-schichtlichen Heidentums, in der Zeit des ersten, mit Waffengewalt geschützten und mit Waffengewalt wieder vernichteten Christentums, in der Zeit der Einfälle schlimmer Völker wie der Magyaren, deren Schrecken auch bis zu dieser Burg gedrungen sein werden, da wir wissen, daß Horden dieses Volkes auch Marsberg, Werl und die Lippstädter Gegend heimgesucht haben, in der Zeit der Kämpfe zwischen fränkischen und sächsischen Großen unter Otto I. und der Erhebung seiner Brüder gegen ihn, in der Zeit festerer Ordnung, als bei ruhigeren Zeitläufen die Burg in die Hände der Nonnen kommen konnte. Der Berg wird auch oftmals flüchtende Menschen gesehen haben, nicht nur in der Zeit seiner Anlage, sondern auch als die heimischen Städte und Dörfer im 30jährigen Kriege von wechselnden Truppen und strolchenden Banden heimgesucht, geplündert, verbrannt wurden und ganze Ortschaften monatelang in den Wäldern Schutz suchten. Diese Burg hat Heidentum, werdendes, wachsendes und in der Neuzeit wieder verflachendes Christentum gesehen und wie Ortschaften entstanden und wieder verschwanden, wie Wald Feld und Feld wieder Wald wurden; sie hat die Züge von fehdenden und geleitenden Rittern, von Kaufleuten und ihren Wagen, von reitenden und wandernden Reisenden und Wallfahrern und die vom Eisenberge sein Metall abfahrenden Wagen durch das Rottal hinauf und vom Petersborn ins Hoppecketal hinab und umgekehrt ziehen sehen. Und in den letzten Menschenaltern wurde ihre Platte mit der schönen Fernsicht immer mehr aufgesucht von Wanderern und Freunden der Natur und zuletzt, seitdem die Kapelle als Erbin des einstigen Kirchleins dort steht, von Wallfahrern und Betern.

Für die karolingische und auch noch für die spätere mittelalterliche Zeit lag die Bedeutung des Borberges in seiner *strategischen Eigenschaft* als Bergfestung an der wichtigen Straße vom Rhein durch das südliche Sauerland über Eslohe und Bigge zur Hoppecke, Diemel und Weser und unweit auch der Mündung der Ruhr- bzw. Plackwegstraße in den genannten Heerweg. Es ist auch wohl kein Zufall, daß die Burg in der Nähe und im Blickfeld der uralten zyklischen Mauerburg auf dem Istenberge liegt.

In der karolingischen Zeit hatte die Borbergsburg wie alle derartigen Befestigungen eine königliche Besatzung zu beherbergen und zu unterhalten. Ferner nahm sie durchziehende Truppen auf und versorgte sie mit Lebensmitteln. Zu diesem Zwecke wurde dort der Zehnte aus

der Umgegend gesammelt und aufbewahrt für die vorgenannten Zwecke und Belagerungen. Weiter hatte die Besatzung die Aufgabe, Nachrichten aus dem Lande einzuziehen, besonders über dem Christentum und dem Heere drohende Gefahren, und solche schnellstens durch die Linie der Burgen an der Straße weiterzugeben. Ferner hatte die Burg in Notzeiten den umwohnenden christlichen Landleuten Schutz zu gewähren und mußte daher imstande sein, eine kürzere Belagerung auszuhalten. Es ist sehr wohl möglich, daß auch Karl der Große, der ja im Winter 784/85 mit seiner Familie in Obermarsberg wohnte, sei es bei einem Durchzug, sei es auf der Jagd, hier geherbergt hat.

In *kirchlicher Hinsicht* hatte die Burg den Glaubensboten Unterkunft zu gewähren, einen Burggeistlichen zu beherbergen und in der gen. Eigenkirche den Burgzugehörigen und den Umwohnern den Gottesdienst zu halten. Diese ursprünglich königliche Eigenkirche wird also die Mutterkirche für die Umgebung gewesen sein. Aber auch als aus der Eigenkirche der Burg eine Klosterkirche geworden war und die Bewohner des Gierskopptales und des Rotes nach Bigge, die der heute untergegangenen Ortschaften der Hochebene nach Brilon als den beiden ältesten Pfarrorten der nächsten Umgebung ihren Kirchweg nahmen, blieb die Kapelle der religiöse Mittelpunkt der zum Kloster gehörigen Bewohner des Burgbezirkes. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der um 1290 geborene Nachfolger des hl. Dominikus in der Leitung seines Ordens, der sel. Jordan von Sachsen, hier auf dem Borberge geboren wurde, da es von ihm feststeht, daß er in „villa Borberg“ in Westfalen geboren sei<sup>28</sup>. Mit dem Wechsel des Pfarrmittelpunktes und dem Schwinden der Bedeutung des Ortes für die Umgegend, besonders auch nach dem Übergange des Burgbesitzes an die Stadt Brilon und dem fortschreitenden Verfall des Kirchleins ging allmählich die Erinnerung verloren, daß vom Borberg aus die erste seelsorgliche Betreuung und auch wohl Missionierung der Gegend ausgegangen sei. Aber wenn auch das Bewußtsein, daß er für die Umgebung ein „heiliger Berg“ sei, erst wieder der Erneuerung bedurfte, so war er doch immer ein Berg, den man mit Vorliebe aufsuchte, an dessen Namen man die Erzählung von Bestattungen in Pestzeiten knüpfte und überhaupt ein Berg des raunenden Geheimnisses.

Wie es *einst hier ausgesehen* haben mag, das können wir uns mit Hilfe der wenigen geschichtlichen Mitteilungen, der Ausgrabungen, der Lage des Berges und der Anlage der Burg sowie der Kenntnis der näheren örtlichen Umgebung vorzustellen versuchen. Zur Zeit der ersten Burggründung war die Umgebung kaum stärker besiedelt, jedenfalls deutet kein vorgermanischer Ortsname darauf hin, und die als vorgermanisch zu deutenden Bezeichnungen sind anderer Art. Auch bei der Erneuerung der Burg unter Karl d. Gr. war die Besiedelung noch sehr dünn. Die heutigen Dörfer bestanden noch nicht. Es gingen ihnen Einzelhöfe, z.B. am Ruthenberge, im Rot, in der Schmala und an anderen Stellen voraus. Als geschlossene Ortschaft war vielleicht das schon früh erwähnte Bigge (Bya) da, das seinen Ursprung wohl dem Übergange der von Eslohe über Gevelinghausen kommenden und durch das Rot weitergehenden alten Heerstraße über die Ruhr verdankte und seinen Namen von dem dort in die Ruhr fließenden Bach, „Bei-Wasser“ (By-a) hat. Olsberg entstand erst später durch Zusammensiedlung mehrerer kleiner Ortschaften und Höfe, Elleringhausen und das nach Brilon liegende Hilbringhausen, das bereits im 30jährigen Kriege wieder verschwand, wie überhaupt die Ortschaften auf -inghausen weiter in den Bergen, sind wohl etwas später entstanden. Die Mehrzahl der Höfe um den Berg, 20 an der Zahl, war im Besitze der Burg. Vorhanden war wohl schon Altenbüren, wenn auch nicht als geschlossene Ortschaft, sondern als kleine Ansiedlung im Rahmen der um das Suitfeld und die Lederke sich anschließenden Einzelhöfe. In

---

<sup>28</sup> [5] Gründe, die gegen diese Annahme und für einen Borberg im Braunschweigischen angeführt sind, widersprechen der Quellenangabe, daß Jordan aus Westfalen gebürtig sei, und sind auch sonst nicht stichhaltig, weil sie auch für unseren Borberg als zutreffend nachgewiesen werden können. Näheres darüber auszuführen, ist hier nicht der Ort.

den späteren Jahrhunderten aber haben die Burgmauern und das Klösterchen auch noch über Örtchen und Höfe hinweggeschaut, die heute wieder verschwunden sind.

Denn mit freier Sicht blickten sie hinaus ins Land. Den Wald, der heute auch die Burgstätte und ihre nähere Umgebung bedeckt, müssen wir uns für diese Jahrhunderte zumeist fortdenken. Er hätte ja dem Zwecke, der Ausschau und der weitschauenden Verteidigung, widersprochen. Und erst der 30jährige Krieg hat den Berg und einen großen Teil seiner Felder dem Walde wiedergegeben. So mag denn in den Zeiten der Burg und des Klosters die ganze westliche und nordwestliche Seite des Berges, der Kronstein, der Borbergskirchhof, der hohe Borberg als die am weitesten reichende Aussichtswarte, die Umgebung des Papendieks usw. nur mit geringem Wald in den Schluchten, sonst mit Weideflächen, auch für das Vieh der Burg, bedeckt gewesen sein. Auch die Ackerflächen sind hier, wie noch heute vielfach zu erkennen, in früheren Jahrhunderten viel weiter den Berg hinaufgestiegen. So sind die Fluren des einstigen Hilbringhausen und Vreweringhausen z.T. heute noch im Walde zu erkennen.

So lagen Burg und Kloster, von deren Ruinen wir heute nur das Kirchlein und den Burgfried erkennen – einen Turm, in den man sich in äußerster Not zurückziehen und aus den oberen Stockwerken sich verteidigen konnte – in viel freierem Gelände und konnten über das Pfahlwerk des gemauerten, damals beträchtlich höheren Walles die näheren, von der Höhe der Warte auf dem hohen Borberg auch die entfernteren Zugangswege beobachten. Diese Wege führten in die Burg durch zwei Tore, ein südliches nach Elleringhausen und ein nördliches in der Richtung Brilon. Sie gingen in Windungen durch Dornestrüpp und zwischen langen vor dem eigentlichen Walle liegenden Wällen, Wolfsgruben und abschüssigen Felspartien den eigentlichen Graben durch die Toreingänge in Vorburg und Burg. Die Tore wurden durch die nach innen umgebogenen Wallmauern gebildet. Hinter den Mauern müssen wir uns neben Kapelle, Burgfried und späteren zum Kloster gehörigen Räumen auch noch andere, ebenso mit Stroh gedeckte niedrige Gebäude als Wohnhäuser, Speicher und Stallungen denken. Die 1904 vorgenommene Ausgrabung hat nur einen kleinen Teil des in Betracht kommenden Burggeländes erfaßt; eine mit den größeren technischen Erfahrungen und Erkenntnissen von heute ausgeführte würde wahrscheinlich auch weitere, über die erste, vorkarolingische Anlage sich erstreckende Kenntnisse vermitteln können.

Seit Menschengedenken ist der Borbergs-Kirchhof ein von den umliegenden Ortschaften immer wieder aufgesuchtes Ziel für Spaziergänge und Ausflüge gewesen, besonders von Brilon und Olsberg aus, ein Platz, den man, wie Becker sagt, „nicht ohne tiefe, ernstliche Stimmung betritt, zumal wenn man von der Nordseite herkommt“. Es ist eine Stätte, die schon durch die Ferne von menschlichen Wohnungen, durch die Terrassenform seines Bodens, durch den plötzlichen überraschenden Ausblick von der Klippe, durch die geheimnisvollen Gräben, Wälle und Hügel und durch den großen freien Rundplatz mit dem ihn umgebenden ernsten Fichten anders ist als andere Stätten unserer Heimat. Zwischen den Ästen dieses Waldes hat immer ein Hauch des Geheimnisses gehangen, und wen hier keine Stimmung anwandelte, wer an dieser Klippe ohne einen Ruf des Staunens die plötzlich heraufliegende Ferne, den Olsberg und seine Nachbarn, die Orte und Fluren von Bruchhausen, Elleringhausen, Gierskopp, Olsberg, Bigge, Gevelinghausen und fern Eversberg und bis dahin und dahinter Berg an Berg erblickte, der wird vergeblich auf andere Stimmung warten. Die mehreren Schutzhütten, die nacheinander an dem Platze der heutigen Kapelle gestanden haben und wieder zerfallen sind, beweisen an sich schon die Anziehungskraft gerade dieses, auch von Fr. W. Grimme so gern besuchten und wegen seines herrlichen Ausblickes gerühmten Fleckchens.

Es ist nicht zu verwundern, daß auch unter den Angehörigen und Vorstandsmitgliedern des 1921 gegründeten *Sauerländer Heimatbundes* [SHB] sich warme Freunde des Borberges befanden, und daß die Ortsgruppen des Bundes aus der Nachbarschaft des Berges sich auf dem „Borbergskirchhof“ wiederholt zusammenfanden, um bei einer nicht dem Alkohol unterwor-



fenen Geselligkeit sich zu freuen. Bei einer dieser Gelegenheiten fand auch vor der auf dem weiten Rundplatze des „Kirchhofs“ gelagerten Versammlung ein Vortrag über die Geschichte des Berges statt. Die Liebe zum Berge war auch der Anlaß, daß im Herbst 1923 bei einer Vorstandssitzung des SHB in Wennemen der Gedanke auftauchte, dieser ehrwürdigen Stätte, von der mutmaßlich das Christentum zuerst in die umgebenden Täler gekommen sei, eine Kapelle zu bauen.

Dieser Gedanke nahm bald die festere Form an, daß es inmitten des Waldfriedens in friedloser Zeit nach dem ersten Weltkriege, fern und hoch über dem friedlosen Treiben der Menschen eine *Kapelle der Friedenskönigin* sein solle, daß diese stehen solle auf der Klippe und eine Anknüpfung bedeuten solle an die ferne Zeit, als von diesem Platze eine Kapelle zum Gottesdienste rief. Die bei Bekannten und Freunden gemachten Sammlungen, die Beiträge der naheliegenden Dorfgemeinden und der Beifall, den der Plan fand, ermöglichten es, im Sommer 1924 den Dombaumeister Matern in Paderborn mit einem Entwurf zu beauftragen. Und da die nun größer werdenden Spenden auf eine glückliche Überwindung der Schwierigkeiten hoffen ließen, wagte man den Bau und konnte am 24. Oktober 1924 den Grundstein legen. Trotz des regnerischen Wetters hatten sich mehrere hundert Personen, vor allem aus Olsberg, Gierskopp, Elleringhausen und Brilon eingefunden. Die Urkunde in lateinischer, hochdeutscher und plattdeutscher Sprache wurde vor der Bergung in dem Grundstein verlesen. Sie betonte nach den üblichen Zeitfeststellungen, daß die Kapelle der Friedenskönigin gewidmet sein solle als ein Haus des Friedens, mitten im Frieden des Waldes, ein Zeichen des Widerspruches gegen den Unfrieden der Zeit, gegen Völker-, Partei- und Ständehaß, ein Denkmal des Friedens der Gemeinden, durch deren Gaben sie erbaut werde, und denen sie ein Mittelpunkt sein solle, eine Erinnerung an die Heimatgenossen, die im Weltkriege für den Frieden der Heimat gefallen seien, eine dauernde Bitte um Frieden in Vaterland, Heimat, Häusern und Herzen, eine Anknüpfung an fromme Vergangenheit und ein steinerner Dank an den Schöpfer für die Schönheit, die er unserer Heimat so reichlich geschenkt habe.

Der trotz regnerischem Wetter für alle Teilnehmer fröhliche Tag schloß mit einem von den Olsberger Jungfrauen gesungenen „Meerstern, ich dich grüße“ und einer anfangs von manchem mit verlegenem Lächeln, dann aber mit feuchten Augen aufgenommenen plattdeutschen Predigtansprache *Franz Hoffmeisters*.

Vor Winter wurde die Kapelle im Rohbau fertig. Ihre innere Ausstattung konnte sie erst im folgenden Frühjahr erhalten. In der Zwischenzeit gelang es auf einen Hinweis des Herrn Dombaumeisters Matern, der dem Bau ein ganz besonderes Interesse schenkte, einen alten wurmstichigen Altar aus Hachen zu kaufen, der in Paderborn ausgekocht, erneuert und nach den Angaben des Dombaumeisters gemalt wurde. Ebenso wurde von einem Olsberger Malermeister um Gottes Lohn die Kapelle ausgemalt. Zwei Briloner Dachdeckermeister leisteten ebenfalls um Gotteslohn die Dachdeckerarbeiten. Den steinernen Altartisch erhielt die Kapelle vom alten Altar der Olsberger Kirche. Die schönen Schmiedearbeiten gab eine Olsberger Schlosserfamilie.

In den Tagen vor der *Einweihung der Kapelle*, die auf Christi Himmelfahrt, am 21. Mai 1925, stattfand, schafften mehrere Borbergfreunde aus Gierskopp die beiden Kieselblöcke herauf und legten darauf die feste Bank hinter der Kapelle an. Sie entwässerten auch das unterhalb des Kapellenvorsprunges auf der Brilon-Olsberger Grenze liegende Siepen und faßten die Quelle, der sie in Anknüpfung an die Briloner Überlieferung, daß der hl. Suitbert der erste Missionar der Gegend gewesen sei, den Namen Suitbertquelle gaben. Ein alter, aus dem Anfang des 30jährigen Krieges stammender Bildstock mit einer Holzstatuette des hl. Antonius des Einsiedlers, früher am Ausgang des Weges vom sog. Antonius nach Elleringhausen, wurde unter einer der großen Tannen aufgestellt. Die Statuette wurde 1934 [!] gestohlen und durch eine neue ersetzt.

Der 21. Mai war ein schöner Tag. Das Kapellchen in seinem bunten Schmucke, mit seiner Widmung „der laiwen Mutter Guaddes vam Gudden Friäen bugget van den Luien heyrümme“, mit dem von einer ungenannten Persönlichkeit aus Olsberg gestifteten, aus mehrhundertjährigem Eichenholze geschnitzten Giebelbild der Madonna und gegenüber der Wald im Helldunkel des ersten Grüns. Auf 3.000 wurden die Besucher des Festes geschätzt, das in seinem kirchlichen Teil aus der Einweihung der Kapelle durch den Herrn Propst Dr. Brockhoff von Brilon und ein von ihm zelebriertes Hochamt mit Predigt des Herrn Rektors Johannes Hatzfeld aus Paderborn bestand. Der Briloner Cäcilienchor, der Olsberger Jungfrauenverein, die Musikkapelle des Bigger Josefsheimes begleiteten das Hochamt und nachmittags die Maiandacht und verschönten zusammen mit Gruppen verschiedener Vereinigungen aus den Ortschaften auch das übrige volkstümliche Fest durch musikalische und gesangliche Vorträge, Reigen, Kinderspiele usw. Ein von Lehrer Brauer verfaßtes Festspiel „Die Nonne Pia“ war in gewisser Hinsicht der Höhepunkt der außerkirchlichen Feier. Der Olsberger Frauenbund sorgte für das leibliche Wohlbefinden. In dieser volkstümlichen Form wiederholten sich die Kirchweihfeste bis 1933. Es war ein echtes Volksfest, wie es Beispiel sein sollte, ohne Lärm und Alkohol, aber voll echter, aus Religion, Natur, Gesang, Musik, Spiel von Kindern und Jugendlichen stammender Freude. So lebt es in der Erinnerung aller, die daran teilgenommen haben. Freilich wurde zu Anfang der Versuch gemacht, gegen den Sinn des Festes und der Kapelle und den Willen der Gründer und trotz vorhergehender Verwarnung ein Fuder alkoholischer Getränke zum Festplatz zu bringen. Die erst mit Hilfe der Polizei durchführbare Abwehr dieses Versuches hat die Einigkeit, die mit dem Kapellenbau beabsichtigt war, und die in der allgemeinen Teilnahme am „Kirchweihfeste“ sich zeigen und stärken sollte, bis heute (!) empfindlich gestört. Die betreffende starke Gruppe feierte fortan unter Absonderung von dem allgemeinen Fest zu verschiedenen Zeiten ihre eigenen Borbergfeste, und zum Jahre 1930 notierte die Kappellenchronik des Küsters zum Dreifaltigkeitsfeste: „In diesem Jahre das erstmal, daß bei Wallfahrten der ... Bier zu haben war.“ Übrigens wurde bei der Übertragung des kleinen Kapellengrundstückes durch die Stadt an die Pfarrkirche Brilon im Kataster auch eine Eintragung vorgenommen, daß im Bereiche der Umwallung keine Veranstaltungen stattfinden dürften, die dem Geiste der Kapelle widersprächen. Der Geist der Kapelle aber ist der der religiösen Besinnung zur Einigkeit in der Heimat, zum Frieden. Der Festprediger [Johannes Hatzfeld] drückte diesen Sinn am Schlusse seiner Predigt [am 25. Mai 1925] mit folgenden Worten aus: „M. A.! Das also, meine ich, sollte der Sinn und die Sendung dieses Kirchleins sein, daß es als Sinnbild dastehe für einen Geist des Ja, jenen neuen Geist, der einmal der alte war und vor vielen Jahrhunderten auch hier an dieser Stelle wohnte und von diesem Punkte aus in die umliegenden Berge und Täler ausstrahlte. Eine Mahnung soll es sein und ein Gelöbniß, daß jedes Haus und jede Hütte unseres lieben Ländchens wieder abschüttele allen Krampf und alle Dumpfheit und Ohnmacht des Neinsagens, alle Lähmung des Mißtrauens gegen sich selber, und an seine Stelle die heimliche stille Kraft einer gesammelten Hingabe an das Große und Gute, das wir dem Christentum verdanken, trete. Schaut hin, eure Enkel sagen wieder Ja zu dem guten Geiste ihrer Väter. Sie reichen euch über die Jahrhunderte hinweg die Hand. Nun tretet neben sie, denn ihr gehört wieder zu ihnen, wie sie zu euch.“

Daß die Kapelle, wohl als erste im weiten deutschen Lande, der Friedenskönigin geweiht wurde, hatte seinen Grund nicht nur in dem Entsetzen über den ersten Weltkrieg, sondern lag auch in der kirchengeschichtlichen Entwicklung. In Rom gibt es auf dem Marsfeld seit langem eine Kirche „Maria della pace“ (Maria vom Frieden). Es gibt auch ein Fest „Regina pacis“ (Königin des Friedens), das mancherorts am 9. Juli lange schon gefeiert wurde. Während des Weltkrieges baten mehrere Bischöfe den Papst, der Lauretanischen Litanei die Anrufung „Königin des Friedens, bitte für uns“ hinzuzufügen. Das damals, 16. November 1918 [1914?], für die Dauer des Weltkrieges vom Oberhaupt der Kirche Freigestellte wurde durch päpstliches Dekret vom 5. Mai 1917 dauernd und allgemein befohlen. Die Päpste Benedikt

XIV. und Pius XI. haben je in einer Encyklika die Arbeit für den Frieden und die Versöhnung der Völker allen dringend ans Herz gelegt. Der erstere ließ in der Basilika „Santa Maria Maggiore“ ein großes Marmorbild der „Regina pacis“ aufstellen<sup>29</sup>.

Alljährlich fanden in der Kapelle häufiger private heilige Messen mit größeren oder kleineren Gruppen von Andächtigen und Sonntagnachmittags-Andachten statt. Der Platz wurde der beliebteste Ausflugsort der Umgebung, vor allem für katholische Familien und Jugendgruppen. Herr Kather aus Gierskopp, der ehrenamtliche treue Küster der Kapelle, hat im Laufe der Jahre zahllose Gänge auf den Berg gemacht, wenn dort eine hl. Messe, oft mehrere hintereinander, gelesen wurde und er dabei seines Amtes waltete, auch zur Besorgung des Schmuckes und der Ordnung in der Kapelle, und im Sommer jeden Sonntag nachmittag, um die Kapelle für die zahlreichen Besucher offen zu halten. Er hat sich mit Gierskopper Freunden auch um den im betonierten Boden eingelassenen, aus einem U-Eisen gearbeiteten Opferstock und die 1928 beschaffte, 1939 beschlagnahmte und heute wieder neu angeschaffte Glocke besonders bemüht. In der Zwischenzeit wurde eine von dem verstorbenen Borbergsfreunde, Herrn August Weber, Brilon, besorgte und gesägte Kartusche als Glocke benutzt. Der treue Herr Weber hat auch nach langem Suchen durch Abstechen mit einer Eisenstange den alten Brunnen der Burg und des Klosters wiedergefunden, in welchem sich Scherben aus dem 14. Jahrhundert fanden, hat ihn dann mit ausgemauert und für die Zwecke des [der?] von den katholischen Frauen und Jungfrauen der Nachbargemeinden erbauten Küche und Bleibe instandgesetzt.

Am 21. September 1926, einem herrlichen Herbstsonntage, ließ der Friedensbund Deutscher Katholiken Herrn Professor Max Herzog zu Sachsen zu einer großen Schar Besucher des Kapellchens von dessen Treppe aus sprechen. Die Predigt des geistlichen Prinzen legte als Grundbedingung allen Friedensstrebens die Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit dar, betonte die Pflicht des Christen, alles zu meiden, was den Krieg verherrliche und die Kriegsgesinnung fördere, die Pflicht der Mütter, ihre Kinder im Geiste des Friedens zu erziehen, die Pflicht der Väter, in ihren Familien eine Gesinnung zu pflegen, die von unten her den Geist des Krieges überwinde.

1929 wurde das „Kirchweihfest“ zum ersten Male im Juli gefeiert, weil man erfahrungsgemäß im Mai wenig mit gutem Wetter rechnen konnte. Und zwar sollte das Fest fortan gefeiert werden an dem Sonntag, der dem Feste der „Königin des Friedens“, dem 9. Juli, am nächsten liegt. Damals nahmen noch etwa 800 Personen teil. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß damit das Fest und die Prozession zur Kapelle ungefähr auf den gleichen Tag verlegt war, der, wie sich durch einen Fund im städtischen Archiv in Brilon herausstellte, auch schon vor Jahrhunderten die Vorfahren zu St. Kilianstag (8. Juli), zu den „Einstellen“, d.h. zum Borberg geführt hatte. Und so knüpft dieses Fest an uralte Überlieferung der Heimat an.

1931 fand am 13. September eine große Kundgebung des Ostwestfälischen Bezirkes des Friedensbundes Deutscher Katholiken auf dem Borberge statt, wozu mehrere Hundert Personen aus der Umgebung des Berges, aber auch aus der Paderborner und Bürener Gegend, vor allem auch Jugendliche, sich eingefunden hatten. Auch eine Gruppe französischer Studenten aus der von Josef Folliet, dem heutigen Professor der Sozialwissenschaften in Lyon, begründeten Vereinigung der „Gefährten des hl. Franz“, nahm teil, geführt von diesem und dem später in Paris als Seelsorger der Deutschen und als Freund und Betreuer der durch die Gestapo zum Tode verurteilten französischen Widerstandskämpfer bekanntgewordenen und infolge der seelischen Leiden früh verstorbenen Dr. [Franz] Stock aus Neheim, damals noch Diakon. Auch der erst im vergangenen Jahre verstorbene, durch sein großes priesterliches Wirken in

<sup>29</sup> [6] Vgl. P. Franziskus Stratmann O.P. „Regina pacis“. Augustinus-Verl. Berlin 1927.

Frankreich und Deutschland weitbekannte Pfarrer Laurent Remillieux<sup>30</sup> aus Lyon, ferner Professor Berton aus Reims sowie der Vorsitzende des [Friedens-]Bundes Deutscher Katholiken, Dr. Gunst, und der Generalsekretär Paulus Lenz, heute, nachdem er 1934 mit seiner Familie zur Auswanderung gezwungen war, Professor in Paris, nahmen daran teil und hielten Ansprachen. Trotz der Störung durch eine Gruppe von Nationalsozialisten zu Beginn des Nachmittagsgottesdienstes war der Eindruck dieses Festes erhebend. Junge Menschen Frankreichs spielten hier zusammen mit jungen Deutschen, Studenten, „Kreuzfahrern“ und anderen jungen Friedenfreunden, „Völkerball“ und wechselten ab im Vortrag ihrer heimischen Lieder.

In den folgenden Jahren verstummte die Festfreude auf dem Berge, nur der feierliche und trotz allem, wenn auch nicht mehr wie früher, so doch gut besuchte Gottesdienst fand an den Kirchweih Tagen statt; und hin und wieder las im Sommer ein Geistlicher für einen kleineren Kreis eine hl. Messe. Im Volke fürchtete man die Vernichtung der Kapelle, aber zahlreich zogen Einzelne und Gruppen zum Berge. 1945 beim Einmarsch der Amerikaner wurde der Borberg auch in die Kämpfe hineingezogen: in der Nähe der Küchenbleibe schlugen zwei Luftbomben tiefe Löcher. Die dort und an anderen Stellen in der Nähe stehenden deutschen Volkssturmlaute wurden von amerikanischer Artillerie beschossen. Der Wald trug davon starke Spuren, aber die Kapelle erlitt auch nicht den kleinsten Schaden, und auch die Bleibe blieb unbeschädigt, wurde allerdings nachträglich von deutschen Plünderern aufgebrochen und ihrer Geräte und Gefäße beraubt. Seitdem ist der Besuch der Kapelle, vorallem auch durch die Jugend, wohl noch stärker geworden. Es fehlt nur, daß zusammen mit den religiösen Kirchweihfeiern auch die Volksfeste der ersten Jahre wieder erstehen, wozu allerdings Einigkeit [in der Alkoholfrage? P.B.] unter den verschiedenen in der Festleitung wechselnden, aber gemeinsam gestaltenden Pfarrgemeinden erste Voraussetzung ist.

Im Herbst 1949 wurde auch die 25jährige Erinnerung an die Grundsteinlegung der Kapelle gefeiert. Der einstige Begründer und Führer des Friedensbundes Deutscher Katholiken, der auch als theologischer Schriftsteller bekannte Dominikanerpater Franziskus Stratmanns<sup>31</sup> hielt in dem unter starker Beteiligung der Borbergfreunde aus den verschiedenen Ortschaften gefeierten Hochamt die Festpredigt über die Friedenskönigin.

Möge auch im folgenden Vierteljahrhundert die Kapelle auf dem Borberge ein Ort der Erinnerung sein an die Toten der beiden Weltkriege, an das Leid, das die Zwietracht über die Völker gebracht hat, eine Mahnung zum Frieden, der zwischen den Einzelnen, den Familien, den Gemeinden beginnen muß, wenn die Völker ihn besitzen sollen, ein Ort der Verehrung der „Königin des Friedens“ und der Freude religiös gestimmter Herzen auch in der herrlichen heimischen Natur und am heimatlichen Menschentum. Dazu

„Guatt help Uch!“ [„Gott helfe Euch!“]

<sup>30</sup> [7] Über die vorbildliche Wirksamkeit dieses vom Generalvikar von Lyon als „unvergleichlicher Priester“ bezeichneten Mannes berichtet das für ernste Christen, vor allem aber für die Priester höchst lehrreiche Buch: H. Ch. Chery „Pfarrgemeinde und Liturgie“, deutsch, bei Schnell in Warendorf.

<sup>31</sup> [8] Es gelang ihm, während der deutschen Besatzung in Belgien, sich von dort vor der Gestapo zu verbergen. In dieser Zeit begann er ein umfangreiches Werk: „Christus und der Staat“, von dem bisher 2 Bände, Jesus Christus und Die Heiligen und der Staat (enthaltend die Martyrzeit) erschienen sind. (Verlag J. Knecht, Frankfurt) Man kann diese Bücher in einem Volke, das unter einem falschen Staatsgedanken litt, nicht genug empfehlen.

## 12.

Ein Geschichtchen vom Borberg (1956)<sup>32</sup>

Von Fritz Hillebrand

Aer ick nau saun Junge wor, liäwere in user Nohwerskopp en alt Menske, dat hette Threstante. Düse Threstante kam et Owens fake met der Strickhuase noh usem Höüse, satte sick up et Holtkisteken tiger em Kacheluawen un hell met user Großmutter en Pröhleken. Threstante wußte ok wunderfäine Vertellekes, besonders sau schoine grusselige Geschichten, bai alle „richtig wohr“ wuren, un wann se't imme herre, vertallte se us Kingern stunnenlank.

Häi is sau ent van diän Geschichtekes, bat ik grade behallen häwwe:

Swickers Oihme un Schulten Kaspar kamen mol et Owens late üöwern Buarbiärg. De Mone schien helle un wies ne 'n Wiäg dör en Biärg. Van Bräilen her horten se de Niegene lüen, süs wur alles stille. Dei beiden hällen sik tegange, dat se balle heime kämen; kenner saggte en Wort. Do kummet se an Buarberges Kiärkhuaff, se sett all diän Graspläß tüsker en Boimen noge vör sik leen. „Dunerjo“, siet Kaspar, „bat is et mäi warme wurden, soffe us nit eis en wennig int Gras – Oihme, Oihme, – do – bat is dat?“ De Oihme is auk stohn bliewen un kucket stur int Gras. Un do sittet do im Grase ne graute witte Gaus mit swarten Flügeln un swarten Sterte, un ümme sik rümme hiät se ne Krans van witten Eggern.

Dei Gaus fluiget up metsamt en Eggern un fluiget lanksam up dei beiden tau, un dei – hastdumichnichtgesehn – laupet, bat se laupen konnt, dör Holt un Heide un halt eis wier Ohm, bo se de Hilbrinkser Bieke vor sik sett. De Oihme kucket sik ümme, öwer niks is mehr te seihn.

Up em Muilere meint dann Swickers Oihme: „Väi härren doch nit forts sau öütnäggen söllen, bai weit – me soll werhaftig nau mol ümmgohn un –“ „O Heer, Oihme, swäiget ümme Guatteswillen stille van diäm Diere, mäi biewet nau alle Knuaken, wür ik terheime!“

Et wur stiekeduister, bo se in Bräilen ankämen. De Oihme wur moihe taum Uemmefallen un konn doch nit slopen. Dai Geschichte genk em imme Koppe rümme. Bat wur dat met diär Gaus ewiäst? Een wirklich Dier? Ne Stuark vlichte? Oewwer dei seltsame Blick, diän dat Dier hat harre, sau trurig, sau gans anders ärre bäi me richtigen Diere! – Einerlei! Moren woll hei gohn un dei Sake ungersäuken!

Et andern Dages giegen Owend nahm hai säinen Isel un riere nom Buarbiäрге. Richtig, dei Gaus sat do wier, hei soh se all tüsker en Boimen. Nöü öwwer drup tau, Oihme, nit bange sien! Jä wuall! De Oihme woll wuall, öwer de Isel woll nit. Aer hei dei Gaus soh, bleif hei stille stohn. (Grade ärre säin klauke Vedder, dei domols Kauwes op der Reise noh Potterbuarn diän schlechten Streich spielt hiät.) De Oihme konn anfangen, bat hei woll, de Isel bleif stohn. Diäm Oihmen geng de Geduld öüt. Hei kümmert sik ümme kenn Gespenst un kennen Buarberges Kiärkhuaff, niemt en Knüppel un „Döü scheiwe Drache, verfluchte Misthucke, geste nöü!“ roipet hei in heller Bausheit un högget, bat hei kann, up diän armen Isel. De Isel blitt stohn, öwwer de Gaus bört sik hauge in de Luft, fluiget bit jewwer en Oihmen un fänget an te söchten, dat et em Oihmen heit und kalt wert, un siet: „O döü! Iselsloen is kenn Bittgankgohen! De Eckerte sittet nau am Baume, un öüt diär Eckerte wasset ne Eike, un öüt diär Eike werd ne Weige snien, un in diär Weige slöpet en Junge, bai Sundtages unger der Haumisse junk ewuren is, un wann dei Junge sau alt ewuren is, ärre döü nöü bist, dann eis

<sup>32</sup> Quelle: *Hillebrand, Fritz* (†): Ein Geschichtchen vom Borberg [Mundartprosa]. In: *De Suerländer. Heimatkalender für das kurkölnische Sauerland* [für das Jahr] 1957, S. 117-118. [Erneut abgedruckt in: *Sauerlandruf* 1-2/1961, S. 13-14.] – Vgl. zu Fritz Hillebrand auch: *Bürger, Peter*: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S. 261-262.

kann hei mik erloisen. O dat döü sau eflauket un eslagen hiäst!“ Un dann fluiget dat Dier wiäg un is un blitt verschwunden. Swickers Oihme öwwer harre säit diäm Dage sneiwitte Hoore.

Sau vertellte Threstante.

„Hu, Großmutter, bat is et duister! Stick doch de Lampe an!“ „Dumme Blagen, gäi konnt uge Geld nau imme Duistern tellen. Binget ug ne Katte vör't Knei!“

### 13.

## Symbol Sauerländer Friedensgesinnung: Der Borberg (1994)<sup>33</sup>

Von Karl Förster

Über den 600 m hohen Borbergs-Kirchhof bei Brilon/Olsberg haben kompetente Leute geschrieben, die Kraft ihres Amtes und Wissens mehr als der Chronist im Jahre 1994 bieten können. Deshalb sollen hier nur einige Fakten und zeitgeschichtliche Daten als Erinnerung für die Zukunft festgehalten werden.

Die frühgeschichtliche Bedeutung des Borbergs mit seiner ehemaligen Klosterkirche hat dazu beigetragen, daß er immer wieder ins Bewußtsein der Historiker und der Öffentlichkeit getreten ist. Vor allem seine frühmittelalterliche kulturelle Bedeutung hat den Bogen ins 20. Jahrhundert gespannt. „Die historischen Quellen zum Borberg sind“, wie der Historiker Homberg schreibt, „ausgesprochen spärlich“. Aber ausgegrabene Gebrauchsgegenstände aus Bronze und Eisen lassen erkennen, daß der Berg vermutlich bereits von den Kelten – vielleicht schon vor Christi Geburt – bewohnt war.

Der strategisch und geographisch wichtige Berg bot sich zum Schutz und zur Verteidigung an. Die auf der Höhe des Berges ausgebaute Flihbürg bot den Bewohnern Sichtverbindungen über das Ruhrtal, vor allem zur Wallburg an den nahegelegenen Bruchhauser Steinen. Und so ergab es sich, daß fromme Klosterfrauen später im Schutz der entstandenen großen Wallanlagen ein Kloster errichteten, welches urkundlich nachgewiesen ist. Lange Zeit lag der Schleier des Geheimnisses über dem Berg und seinem Kloster. Aber die Sagen wurden über Generationen von Mund zu Mund überliefert. Dr. Groeteken, Fredeburg, hat sie bereits 1926 in seinen „Sagen des Sauerlandes“ festgehalten. Darin fehlt auch nicht – entsprechend mittelalterlicher Gerichtsbarkeit – „der Galgen am Borberg“.

Mitte des vergangenen und Anfang unseres Jahrhunderts wiesen Wissenschaftler wieder auf die geschichtliche und kulturelle Bedeutung des Borbergs hin. Was mit Akribie gesucht und gefunden wurde, überraschte weithin. Die Verniedlichung eines „Klösterchens“ war kaum noch zu halten. Die Freilegung der Mauerwerke aus der Karolingerzeit in den Jahren 1904/05 und die von 1983 bis 1987, die unter sachkundiger und persönlicher Schirmherrschaft von Architekt Wolfgang Nickolay, Brilon, durchgeführt wurden, brachten beachtliche Erkenntnisse. Auf einige wichtige Ergebnisse sei nur kurz hingewiesen: Gesamtlänge der Kirche 27,50 m, dazu ein Dreiapsischor mit einer mittleren Spannweite von 3,50 m, Keramikscherben, bronzene Ketten – und man staune – eine kleine Sakristei zur Aufbewahrung der Hostien. 16 vorgefundene Bestattungen konnten nicht identifiziert werden. Nach Fertigstellung der Arbeiten wurde ein tonnenschwerer Block aus Wrexener Sandstein als Zeitzeugnis auf das Kopfnischengrab gesenkt.

Diejenigen, die Josef Rüter, Studienrat am Briloner Gymnasium, und durch das „Erlebnis Weltkrieg“ zum erbitterten Pazifisten geworden, noch kennengelernt haben, werden zustimmen, daß Rüter, als er 1923 seinen Vorschlag zur Errichtung einer Friedenskapelle auf dem Borberg machte, dieses vor dem geistigen Hintergrund des inzwischen verfallenen Klosters tat. Rütters Vorschlag wurde im Herbst 1923 auf der Vorstandssitzung des Sauerländer Hei-

<sup>33</sup> Quelle: Förster, Karl: Symbol Sauerländer Friedensgesinnung. Der Borberg. In: Jahrbuch HochSauerland-Kreis 1995, S. 59-62.

matbundes angenommen, und bereits am 24. Oktober 1924 fand die Grundsteinlegung statt. Die in dreifacher Ausführung, in lateinischer, plattdeutscher und hochdeutscher Sprache geschriebene und eingemauerte Urkunde betont, daß die Kapelle Maria, der Friedenskönigin, geweiht sei. Ein historisches Foto zeigt, wie je ein Exemplar der Urkunde von Josef Rüter, Vikar Hoffmeister und dem ersten Küster des Borberges, Josef Kather, getragen wird.

Am Fest Christi-Himmelfahrt, am 21. Mai 1925, wurde die Kapelle unter großer Anteilnahme der Bevölkerung eingeweiht und durch Dr. Brockhoff, Brilon, und Rektor Hatzfeld, Paderborn, der Propsteigemeinde Brilon übergeben. Die Geschichte des Borberges hatte ihre zweite Geburtsstunde. Dieser Geschichte soll der zweite Teil der Biographie des Borberges gelten, dessen Symbol „Frieden“ bedeutet.

Schon bald nach der Einweihung der Kapelle zog es viele Menschen zum Borberg. Hier war ein Ort des Gebetes und der Feier, ein Ort der Besinnung und der geistigen Auseinandersetzungen. Nach dem schicksalhaften Weltkrieg folgten Jahre des geistigen Suchens und Ringens nach neuer Orientierung für einen weltweiten Frieden. Namhafte Mahner für den Frieden kamen zu Maria, der Königin des Friedens, zum Borberg.

Am 21. September 1926 forderte der geistliche Prof. Max Herzog von Sachsen von den Teilnehmern des „Friedensbundes deutscher Katholiken“ Rückkehr und Einfachheit und Natürlichkeit als Grundbedingung allen Friedenstrebens. Die Pflicht der Christen sei es, alles zu meiden, was den Krieg verherrliche.

Die Mütter bat er, „ihre Kinder im Geist des Friedens zu erziehen“, und die Väter ermahnte er, „in ihren Familien eine Gesinnung zu pflegen, die von unten her den Geist des Krieges überwinde“. Pater Franziskus Maria Stratmann, O.P., bereits als fundierter theologischer Friedensforscher bekannt, erklärte 1929, daß es nach dem damaligen Stand der Waffentechnik (1929!) keinen gerechten Krieg mehr gebe.

Höhepunkt und historisches Datum in der neueren Geschichte des Borberges war der 13. September 1931 [30. August 1931?], als weit über 1.000 Menschen der Einladung Josef Rütters folgten und zum Borberg kamen: Freunde des Friedensbundes, Quickborner, Kreuzfahrer und Gymnasiasten. Mit Dr. Gunst, Bürgermeister von Hüsten und Vorsitzender des Friedensbundes, und Franz Stock aus Neheim, damals Diakon und später Regens des Gefangenen-Priester-Seminars in Chartres, kam eine Gruppe französischer Freunde der „Compagnons de Saint Francois“ (Gefährten des heiligen Franziskus) mit. Unter ihnen ein Farbiger von der Insel Martinique, Karibik, Louis Achille. Diakon Franz Stock gab dem farbigen Achille den historischen Friedenskuß, der von randalierenden SA-Männern mit „Pfui Teufel“ geschmäht wurde.

Louis Achille kam später noch zweimal zum Borberg, er ist emeritierter Professor in Lyon und unterhält heute [?] noch Verbindung zu Freunden im Sauerland. Die 1931 gepflanzte Friedenseiche auf dem Plateau des Borberges erinnert an die Kundgebung im Jahre 1931. Prof. Achille starb 1994.

Die Tradition des schon im Juli 1933 verbotenen „Friedensbundes deutscher Katholiken“ hatte inzwischen die in Frankreich entstandene „Internationale katholische Friedensbewegung Pax Christi“ übernommen. Zur ersten Friedenskundgebung nach dem Zweiten Weltkrieg kam wieder Pater Stratmann, der den Krieg im Untergrund in Belgien überlebt hatte. 1965 kam Pater Manfred Hörhammer, Geistlicher Beirat und unermüdlicher Prediger für Pax Christi; er erinnerte an den großen Friedensförderer im Sauerland und Wegbereiter deutsch-französischer Verständigung, Abbé Franz Stock. 1983 fand eine Friedenswallfahrt des Kolpingwerkes, Diözesanverband Paderborn in Zusammenarbeit mit den Bezirksverbänden Arnsberg, Brilon-Süd und St. Michael Neheim zu Ehren von Franz Stock statt. Mit einer großen Menschenmenge beteten Michel Kuehn und Pierre André aus Chartres, ebenso Weihbischof Drewes aus Paderborn.

Von den Politikern kamen der Vizepräsident des Europäischen Parlamentes, Pierre Pflimlin, Meinolf Mertens, Mitglied des Europäischen Parlamentes, sowie die Mitglieder des Deutschen Bundestages, Ferdi Tillmann und Gerhard Reddemann.

Am 24. September 1988 lud das Franz-Stock-Komitee zur Erinnerung an den 40. Todestag von Franz Stock zum Borberg ein. Morgens fand eine würdige Feierstunde im Sitzungssaal des Briloner Rathauses statt, zu der namhafte Vertreter aus Politik und Gesellschaft kamen. Unter ihnen waren drei Männer, die bereits 1926 an dem großen internationalen Friedenskongress mit Marc Sangier in Bierville bei Paris teilgenommen hatten. Zu dieser Friedenskundgebung wurde eigens das schwere „Aachener Friedenskreuz“ geholt, welches bereits an vielen Stellen Europas für den Frieden aufgeboten worden war. Es wurde im Wechsel von je sechs Personen – u.a. von französischen Pfadfindern und Ordensfrauen aus dem Sauerland – zum Borberg getragen.

Zu einer Feierstunde auf dem Borberg am 14. September 1991 lud[en] das Franz-Stock-Komitee und Pax Christi aus Anlaß der 60jährigen Wiederkehr des Treffens von 1931 ein. Professor Heinz Missalla, Bochum, Geistlicher Beirat von Pax Christi und einstmals Schüler von Franz Stock im Gefangenen-Priesterseminar in Chartres, sprach während des Wortgottesdienstes. Mahnend endeten Missallas Worte: „Es ist noch nicht entschieden, was Spätere über uns sagen werden.“

Es geziemt sich, an dieser Stelle vier Männern zu danken, die über lange Jahre mit Liebe und unermüdlichem Eifer den Borberg, die Kapelle und den Wirtschaftsraum pflegten bzw. pflegen, „die Küster des Borbergs“: Josef Kather, Theodor Fuchte, Vinzenz Stratmann und der „amtierende“, Heinz Körner. Letzterer führt den immer prall gefüllten Terminkalender für die Veranstaltungen auf dem Borberg.

Der Borberg mit seiner Friedenskapelle ist gemäß der Initiatoren Josef Rüter und Dr. Theodor Rüter mit allen Förderern und Freunden des Borbergs zu einem bedeutenden Ort des Friedens geworden, weit über die Grenzen der Sauerländer Berge hinaus.

## 14.

### Aus den Aufzeichnungen des Sekretärs Ferdinand Tönne (1995)<sup>34</sup>

Von Dr. Erika Richter

[...] Ferdinand Tönne, 1904 in Bestwig geboren, gehörte zu den vielen Junglehrern zur Zeit der Weimarer Republik, die nach dem Examen keine Anstellung erhielten und andere „Jobs“ suchen mußten. Seine erste berufliche Tätigkeit endete schnell, weil die Firma in Düsseldorf, die ihn angestellt hatte, zusammenbrach. Nach einem Gespräch mit Franz Hoffmeister wurde der Einundzwanzigjährige Sekretär des Heimatbundes und trat am 1. Mai 1925 seinen Dienst in der damaligen Geschäftsstelle des Heimatbundes in Bestwig an. Tönne hat in einer bis heute erhaltenen Kladde über die Ausgaben des Bundes akribisch Buch geführt, zeitweise auch tagebuchartige Eintragungen über seine Arbeit gemacht. [...]

Für die Motivation des jungen Sekretärs war es bestimmt sehr wichtig, daß eine erfolgreiche Aktion des SHB gleich in den ersten Wochen seines Dienstes ihre Krönung fand: die Kapelle auf dem Borberg bei Brilon, vom Heimatbund errichtet, wurde am 21. Mai 1925, dem Himmelfahrtstag, unter starker Beteiligung der Bevölkerung eingeweiht. Dazu bringt das Tagebuch am 6. Juni folgende Eintragung: „Ich habe in diesem Monat tüchtig gearbeitet, aber trotzdem: Heil dem Tag, der mir diese Stelle brachte. Besser konnte ich es nicht treffen. Am 21. Mai haben wir die Borberg-Kapelle eingeweiht. Es war großartig.“

Vielleicht hat der junge Mann auch daher das plattdeutsche Programm der Einweihungsfeier bis heute aufgehoben, das in seiner herzerfrischenden Direktheit anrührt und eine volle

<sup>34</sup> Quelle: Richter, Erika: Alltagsarbeit im Sauerländer Heimatbund 1925/26. Aus den Aufzeichnungen des Sekretärs Ferdinand Tönne. In: Sauerland Nr. 3/1996, S. 90-92. – Vgl. zu F. Tönne auch: Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S.673-675.



Wiedergabe wert wäre. Hier ein paar Kostproben. Zum Preis: „Düt Bläeken kostet twäi Grosken. Do kann kaimes wat giegen hewwen. Me draf ok mehr giewen.“ Aus der Festfolge: „Muorgens 11 Uhr weert de Kapelle vam Geistl. Rot Dr. Brockhoff inwigget. Donoh is Haumisse. Dät is et äistemol sier draihundert Johren, dät oppem Borberge wier Misse dohn weert. No der Haumisse is ne Priäke. Dai weert nit lank. Sau ümme äine weert Middag macht. De Aulwerske Frauenbund kuacket Iärftensoppe un füdür jeden en Stück Wuarst. Dät kostet auk de Welt nit. Bai ne Liepel läihnt, mott 'ne terügge giewen ...“ Nachdem viele nachmittägliche Programmpunkte aufgezählt sind bis hin zu den geplanten Kinderbelustigungen heißt es: „Me draf nit alles sau neype seggen, süß gaiht der de Schmant van. Half siewene singe vey ‚Großer Gott wir loben dich‘ un dann goh vey alle nette häime; un ik denke, vey segget alle: Bät was dät schoine!“

Anschließend berichtet der Sekretär, daß bereits am 5. Juni eine Vorstandssitzung auf dem Borberg stattgefunden habe mit einem Frühstückskaffee, „den die Briloner Damen, darunter die lebenswürdige Frau Studienrat Rüter, gekocht hatten.“ [...]

## 15.

### Die Kapelle auf dem Borberg wird 75 Jahre alt (2000) Jubiläumsfeier am 21. Mai<sup>35</sup>

Von Wolfgang Nickolay

Bei der Vorstandssitzung des Sauerländer Heimatbundes vor Weihnachten 1923 regte Herr Körling an, auf dem Borberg eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes zu bauen – aus Dankbarkeit für die Heimkehr aus dem großen Kriege der Völkerschlachten.

Kurz nach dem Weihnachtsfest standen die Herren Hoffmeister, Wrede, Koch, Körling und der Briloner Studienrat Josef Rüter auf dem Borberg und stellten einmütig fest: Dort auf dem Felsen mit der wunderschönen Aussicht ins Ruhrtal, ins Sauerland, hat die Kapelle den richtigen Standort. Dieses wurde auch von dem Paderborner Dombaumeister bestätigt. Nach Westen hin plante er einen fensterlosen Chor und nach Osten hin gestaltete er die Kapelle einladend gemäß dem Marienlied „Unter deinem Schutz und Schirm“. Bereits am 24. Oktober 1924 konnte der Grundstein gelegt werden.

Es kamen Handwerker von Olsberg, Bigge, Antfeld, Elleringhausen und nicht zuletzt von Brilon. Auch von der alten Kloster- und Kirchenruine des Borbergs nahm man Steine und mauerte sie mit ins Fundament. Im Winter 1924/24 wurde es still um die Baustelle, die nun Sturm, Regen und Schnee über sich ergehen lassen mußte. Sobald der Frühling ins Land zog, regte es sich wieder am Bauplatz, und im Nu nahte der Christi-Himmelfahrtstag. Große Freude herrschte weit und breit, als man am 21. Mai 1925 die Einweihung vornahm. Weit über tausend Menschen kamen und freuten sich über das Werk.

Der Borberg ist in 75 Jahren ein Hort des Friedens und des Gebetes geworden. Voller Ehrfurcht lesen die Besucher die Balkeninschrift: „Der laiwen Mutter Guoddes vam Guden Friäen, bugget van den Luien heyrümme“.

#### Treffpunkt für Friedensfreunde über viele Jahrzehnte hinweg

1926 fand auf dem Borberg eine Kundgebung des „Friedensbundes deutscher Katholiken“ statt. Zu den Teilnehmern zählte der geistliche Professor Max Herzog zu Sachsen. 1929 trafen sich die Friedensfreunde dort erneut, unter ihnen der Franziskaner-Pater [Dominikaner!]

<sup>35</sup> Quelle: Nickolay, Wolfgang: Die Kapelle auf dem Borberg wird 75 Jahre alt. – Jubiläumsfeier am 21. Mai. In: Sauerland Nr. 1/2000, S. 20.

Franziskus Maria Stratmann, der später nach Belgien flüchtete und die Zeit des Dritten Reiches dort im Untergrund verbrachte.

Am 13. September 1931 versammelte man sich zur größten und gleichzeitig als geschichtsträchtig zu bezeichnenden Kundgebung auf dem Borberg und es trafen sich mehr als tausend französische, deutsche und Friedensfreunde aus aller Welt an dieser heiligen Stätte. Bei diesem Anlaß pflanzte mein Vater Josef Nickolay, der Förster vom Borberg, die sogenannte „Friedenseiche“. Unter den Teilnehmern war auch Franz Stock aus Neheim, damals junger Diakon, der später in den Jahren des Zweiten Weltkrieges als deutscher Militärfarrer in Paris wirkte. Dort begleitete er mehr als 2000 Mitglieder des französischen Widerstandes zur Hinrichtungsstätte auf dem Mont Valérin. Ihm zu Ehren erhielt nach dem Kriege ein großer Platz in Paris den Namen Place de l'Abbé Franz Stock.

1949 feierte man das „Friedensfest“ mit Franziskaner-Pater [Dominikaner!] Stratmann, und 1965 war das Friedenstreffen von „Pax Christi“ auf dem Borberg. Schon bei diesem Treffen wurde daran erinnert, daß man das Erbe und den Auftrag von Abbé Franz Stock nicht vergessen dürfe.

Das Kolpingswerk traf sich 1983 an der Kapelle – mit dabei waren Bischof Kuehn aus Chartres und Pierre Pfimlin, ehemaliger Präsident des Europa-Parlaments. 1988 gedachten wir des 40. Todestages Franz Stocks mit einer würdigen Feier auf dem Borberg unter dem Motto: „Auf dem Wege zu einem christlichen Europa“. 1991 veranstalteten die Friedensfreunde nach 60 Jahren ein weiteres Friedenstreffen zur Erinnerung an das geschichtsträchtige Ereignis von 1931.

1998 beginnen die Borbergfreunde mit einer würdigen Gedenkfeier den 50. Todestag von Abbé Franz Stock und aus Anlaß des 50-jährigen Bestehens der internationalen katholischen Friedensbewegung „Pax Christi“. Bei dieser Veranstaltung wurde eine Gedenktafel enthüllt unter dem Thema: „Frieden leben und Freundschaft feiern“.

### **Europaberg – Berg des Friedens**

Seit einiger Zeit trägt der Borberg den Ehrentitel „Europaberg“, aber für uns alle ist er der „Berg des Friedens“, der Besinnung und des guten Miteinanders. So bin ich überzeugt, daß der Sauerländer Heimatbund den 21. Mai, an welchem wir das Jubiläum „75 Jahre Weihe der Borbergkapelle“ feiern, besonders würdig begehen wird, zählen doch die damaligen Mitglieder des Bundes zu den „Vätern“ dieser Kapelle über dem Ruhrtal. Selbstverständlich werden auch die Mitglieder der Franz-Stock-Bewegung an dieser Veranstaltung teilnehmen sowie alle Dörfer und Gemeinden, die damals bei der Errichtung mitgeholfen haben. Alle mögen sich eingeladen wissen durch die Patronin der Kapelle, die wir nennen

„De laiwe Mutter Guoddes  
vam Gudden Friäen“.

## 16. Zum Bau der Borbergkapelle (2000)<sup>36</sup>

Von Paul Hennecke

Ihrem Artikel „Die Kapelle auf dem Borberg wird 75 Jahre alt. – Jubiläumsfeier am 21. Mai“ von Wolfgang Nickolay im Sauerland-Heft Nr. 1/2000 möchte ich erläuternd doch noch folgendes hinzufügen:

Es ist richtig, wie es eingangs des Artikels heißt: „Bei der Vorstandssitzung des Sauerländer Heimatbundes vor Weihnachten 1923 regte Herr Körling an, auf dem Borberg eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes zu bauen“ pp. – Auch wird die vorherige Ortsbesichtigung durch den benannten Vorstand des Heimatbundes, u.a. Josef Rüter, so stattgefunden haben.

Aus der Formulierung – „regte Dr. Körling an“ – muß aber der unbefangene Leser den Eindruck bekommen, daß der genannte Dr. Körling der Initiator des Kapellenbaues auf dem Borberg gewesen sei.

Insider wissen, daß dies nicht so ist. – Eigentlicher Urheber und Betreiber war zunächst einzig und allein der Briloner Stud.Rat Josef Rüter, der übrigens zur Finanzierung des Kapellenbaues später ganz erheblich beigesteuert hat. – Erster Mitförderer der Idee des Kapellenbaues war sein geistlicher Bruder Dr. Theodor Rüter.

Im Vorstand des Sauerländer Heimatbundes gab es in den ersten 20er Jahren zwischen den beiden Mitgliedern Hoffmeister und Rüter starke politische Gegensätze. Der erstere war Nationalist und Militarist, Josef Rüter „Links-Katholik“ und Pazifist. Beide waren sie eigenwillige und bestimmende Persönlichkeiten, die mit deutlicher Kritik nicht zurückhielten. Letztlich kam es zwischen ihnen zu einer nicht mehr zu behebenden auch persönlichen Gegnerschaft (s. auch S. Blömeke „Nur Feiglinge weichen zurück – Josef Rüter (1881-1972)“ Seite 59ff).

Bei diesem auch der Sache nicht dienlichen Zustand hatte Jos. Rüter vor der Versammlung 1923 in Wennemen seinen vertrauten Vorstandskollegen Rechtsanwalt Körling aus Olsberg, der als ausgleichender Typ „zwischen den Polen“ stand, gebeten, für ihn den Kapellenbau auf dem Borberg formell zu beantragen, um eine offenbar wichtige Einstimmigkeit zu erreichen. – Damit wollte Rüter seinem erwünschten Bauprojekt eher zum Erfolg verhelfen – was denn auch so geklappt hat.

Meine Aussagen kann ich wie folgt belegen:

1. In den Jahren 1930-34 bin ich im Hause Rüter in der Briloner Marktstr. 14 ein- und ausgegangen, weil mein Bruder während seiner dortigen Gymnasialzeit im Haushalt Dr. Th. Rüter wohnen durfte. So ist mir die Entstehung der Borbergkapelle und ihrer Umstände aus frühester Jugend erhalten geblieben. Auch am internationalen Jugendtreffen 1931 nahm ich teil.
2. Zudem hatte ich in den fünfziger und sechziger Jahren auch noch Kontakt zu Josef Rüter.

---

<sup>36</sup> Quelle: Hennecke, Paul: Zum Bau der Borbergkapelle [Leserbrief]. In: Sauerland Nr. 2/2000, S. 102. [Anmerkung P.B.: Dass Hoffmeister und Rüter für unterschiedliche Richtungen in der Heimatarbeit standen, ist gut belegt. Indessen scheinen sich die Konflikte doch erst in den späten 1920er Jahren zugespitzt zu haben.] – Vgl. zu Paul Hennecke (1909-2006) auch per Suchfunktion weitere Beiträge in dieser Dokumentation sowie: Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010, S. 253-254. – Franz Hoffmeister, priesterliche Leit- und Gründungsgestalt des Heimatbundes, hat die *Friedensdimension* der Borbergkapelle nicht betont und ließ diese z.B. in einem Radiovortrag vom 25.1.1931 ganz unerwähnt; vgl.: Pröpper, Theodor: Franz Hoffmeister, der Wächter sauerländischen Volkstums. Leben und Werk. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1949, S. 111-112 (die Kapelle als „Symbol der Ehe zwischen der Mutter Niederdeutschland und der [...] christlichen Bildung“).

3. Noch vor etwa fünf Jahren hat mir ein ehemaliger Mitschüler des Briloner Gymnasiums, ein leider schon verstorbener, aber glaubhafter Beamter des höheren Justizdienstes den Hergang des Kapellenbaues auf dem Borberg, wie ihn Josef Rütter schildert, bestätigt. Einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit Rütters wird es nicht einmal bei seinen Gegnern geben.
4. Die Nacherbin der Brüder Rütter, Frau Gertrud Rütter, Wulmeringhausen, hat meine Aussage hinsichtlich der Initiative für den Bau der Borbergkapelle für zutreffend befunden. Auch sie ist vertrauenswürdig.

## 17.

**Literatur zum Borberg und zur Friedenskapelle [P.B.]**

Die mit einem Sternchen\* gekennzeichneten Titel sind auch im Internet abrufbar.

**Auf zum Borberg 1926** = *Auf zum Borberg*. In: Sauerländer Zeitung (Brilon) vom 16. September 1926. [bibliographiert nach: Blömeke 1992.]

**Beck 1938** = *Kampf und Sieg. Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Gau Westfalen-Süd von den Anfängen bis zur Machtübernahme*. Im Auftrage des Gauleiters Josef Wagner herausgegeben und geschrieben von Friedrich Alfred Beck. Dortmund: Westfalen-Verlag GmbH 1938. [S. 406-407: Olsberg; zur Friedenskundgebung auf dem Borberg 1931]

**Berkenkopf 1981** = *Berkenkopf*, Karl: Kreuze im Sauerland. Hg. KAB-Bezirksverband Brilon-Meschede-Waldeck. Mit freundlicher Unterstützung der beiden Mescheder KAB-Vereine St. Walburga und Maria Himmelfahrt. Brilon: Selbstverlag November 1981, S. 22-24. [KAB-Kreuz auf dem Borberg „Zur Erinnerung an das Konzil – 1965 – errichtet von den Männern der KAB des oberen Sauerlandes“]

**Blömeke 1992** = *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, bes. S. 43-44, 49, 76-80 [!], 84, 109-110.

**Blömeke 1995** = *Blömeke*, Sigrid: Der FDK im Sauerland. Regionale katholische Friedensarbeit – Programmatik, Personen, politische Arbeit und die Bedeutung für den Gesamtverband. In: Pax Christi Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. Idstein 1995, S. 95-115. [mehrere Passagen zur Geschichte der Borbergkapelle]

**Capelle 2010** = *Capelle*, Torsten: Wallburgen in Westfalen-Lippe. Herausgegeben von der Altertumskommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe. (=Frühe Burgen in Westfalen, Sonderband 1). Münster 2010. [nicht eingesehen]

**Die Friedenskapelle 1924\*** = *Die Friedenskapelle auf dem Borberge*. In: De Sauerländer [für das Jahr] 1925. Heimatkalender für das kurkölnische Sauerland, S. 122-123. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/De\\_Sauerlaender\\_Heimatkalender\\_1925.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/De_Sauerlaender_Heimatkalender_1925.pdf)] [Erscheinungsjahr 1924; mit einer Zeichnung zum geplanten Kapellenbau von Josef Rüter.]

**Die Kapelle 1925\*** = *Die Kapelle auf dem Borberge*. In: Beilage zur Trutznachtigall“: Nachrichtenblatt des Sauerländer Heimatbundes September 1925, S. 8-9. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Nachrichtenblatt\\_1922\\_08.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Nachrichtenblatt_1922_08.pdf)]

**Dokumentation Friedenstreffen 1988** = *Dokumentation über das Friedenstreffen aus Anlaß des 40. Todestages von Abbé Franz Stock*. Brilon u.a.[: Alfred Delp Haus] 1988. [Privatarchiv Arno Klönne, Paderborn (heute: Dokumentationsstelle des BdkJ in Hardehausen); bibliographiert nach: Blömeke 1992.]

**Förster 1995** = *Förster*, Karl: Symbol Sauerländer Friedensgesinnung. Der Borberg. In: Jahrbuch HochSauerlandKreis 1995, S. 59-62.

**Föster/Rosen 2008** = *Föster*, Karl / *Rosen*, Heinz: Brilon/Olsberg – Borberg. In: Pax Christi. Orte des Gedenkens, Betens und Handelns. Hg. deutsche Sektion von pax christi. Zusammenstellung: Johannes Schnettler. Kevelaer: Butzon & Bercker 2008, S. 31-32.

**Friedenskundgebung auf dem Borberg 1931** = *Friedenskundgebung auf dem Borberg*. In: Sauerländer Zeitung (Brilon) vom 1. September 1931. [bibliographiert nach: Blömeke 1995]

**Friedenskundgebungen in Westfalen 1931** = *Friedenskundgebungen in Westfalen*. In: Der Friedensfreund (Frankfurt) 3. Jg. (1931), S. 11-12. [bibliographiert nach: Blömeke 1995]

**Gedaschke 1989** = *Gedaschke*, Volker: Archäologische Funde auf dem Borberg. In Der Petriner 47. Jahrgang. Brilon: Druckerei Karl Hecker 1989. [nicht eingesehen]

**Geuecke 1928\*** = *Geuecke*, Fr.[anz]: Gedanken über Kriegerehrung im Sauerlande. In: Heimwacht Nr. 6/1928, S. 161-165. [Internetzugang: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht\\_1928.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht_1928.pdf)] [Die Borbergkapelle als Beispiel für ein genuin sauerländisches und friedliebendes Kriegsdenken]

**Groeteken 1926/1983** = *Groeteken*, Friedrich Albert (Bearb.): Sagen des Sauerlandes [Erstausgabe 1921; zweite vermehrte Auflage: Schmallenberg 1926]. Neu herausgegeben von Magdalena Padberg. Fredeburg: Grobbel 1983. [S. 100-104: Sagen vom Borberg]

**Hachmann 1989** = *Hachmann*, Ernst: Friedenskapelle auf dem Borberg und Ausgrabungsfunde auf Silber- und Goldmedaillen. In: Sauerland Nr. 4/1989, S. 136.

**Hatzfeld 1925\*** = [*Hatzfeld*, Johannes]: Predigt des Herrn Rektor Hatzfeld bei der Einweihung der Borbergkapelle. In: Trutznachtigall Nr. 4 (Mai-Juni)/1925, S. 86-90. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall\\_01\\_08\\_1925.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall_01_08_1925.pdf)]

**Hennecke 2000\*** = *Hennecke*, Paul: Zum Bau der Borbergkapelle [Leserbrief]. In: Sauerland Nr. 2/2000, S. 102. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland\\_2000\\_2.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland_2000_2.pdf)]

**Hillebrand 1956\*** = *Hillebrand*, Fritz (†): Ein Geschichtchen vom Borberg [Mundartprosa]. In: De Suerlänner. Heimatkalender für das kurkölnische Sauerland [für das Jahr] 1957, S. 117-118. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/De\\_Suerlaender\\_Heimatkalender\\_1957.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/De_Suerlaender_Heimatkalender_1957.pdf)] [Erneut abgedruckt in: Sauerlandruf 1-2/1961, S. 13-14.]

**Hoffmeister 1925\*** = *Hoffmeister*, Franz: Niu is use Kapelle inwigget [über die Borberg-Kapelle; von „f.h.“]. In: Trutznachtigall Nr. 4 (Mai-Juni)/1925, S. 90-92. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall\\_01\\_08\\_1925.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall_01_08_1925.pdf)]

**Hömberg 1998** = *Hömberg*, Philipp R.: Borbergs Kirchhof bei Brilon, Hochsauerlandkreis. Herausgegeben von der Altertumskommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe. (= Reihe Frühe Burgen in Westfalen 2). Zweite, ergänzte Auflage. Münster 1998. [23S.; nicht eingesehen]

**Koch 1960** = *Koch*, A.: Die Borbergkapelle. Manuskript 1960. Propstei-Pfarramt Brilon. [bibliographiert nach Riesenberger 1983; dort mit der Angabe: „, unsigniert, nicht paginiert“.]

**Kock 1997** = *Kock*, Erich: Abbé Franz Stock. Priester zwischen den Fronten. 2. Auflage. Mainz 1997, S. 33-34. [Friedenskundgebung auf dem Borberg 1931]

**Loonbeek 2015** = *Loonbeek*, Raymund: Franz Stock. Menschlichkeit über Grenzen hinweg. Übersetzt von Elisabeth Steinfort. Sankt Ottilien: Eos Verlag 2015, S. 89-94. [Französische Originalausgabe: „Franz Stock (1904-1948): La fraternité universelle“, 1992/2007.]

**Nickolay 2000\*** = *Nickolay*, Wolfgang: Die Kapelle auf dem Borberg wird 75 Jahre alt. – Jubiläumsfeier am 21. Mai. In: Sauerland Nr. 1/2000, S. 20. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland\\_2000\\_1.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland_2000_1.pdf)]

**Plattdeutsche Messe 1993** = *Plattdeutsche Messe*. Für die Wallfahrt der Plattdeutschen Arbeitskreise des H.S.K. am 30. Juni 1993 auf dem Borberg. [8S.; Din A5: Christine-Koch-Mundartarchiv am Museum Eslohe]

**Pröpfer 1925\*** = [Pröpfer, Theodor]: Aus Th. Pröpfers Rede bei der Arnberger Tagung [des Sauerländer Heimatbundes]. In: Trutznachtigall Heft 7 (Oktober)/1925, S. 207-208. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall\\_01\\_08\\_1925.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall_01_08_1925.pdf)] [Abschnitt zur Kriegerehrung im Sauerland]

**Richter 1995\*** = Richter, Erika: Alltagsarbeit im Sauerländer Heimatbund 1925/26. Aus den Aufzeichnungen des Sekretärs Ferdinand Tönne. In: Sauerland Nr. 3/1996, S. 90-92. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland\\_1996\\_3.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland_1996_3.pdf)] [S. 90: Erinnerungen an die Einweihung der Borbergkapelle am 21.5.1915; plattdeutsches Programmheft]

**Richter 2000** = Richter, Reinhard: Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik. (= Theologie Band 29). Münster – Hamburg – London: Lit 2000, S. 136-137.

**Richter 2007** = Richter, Erika: Sauerländer Heimatbund 1921-2006. Kultur als Erbe und Auftrag. Hg. Sauerländer Heimatbund. Meschede 2007, S. 13-16, 21. [Fehlannonce beim Thema „Borbergkapelle“ hingegen in: *Tochtrop*, Theodor: Chronik des Sauerländer Heimatbundes e.V. 1921-35 und 1950-75. Brilon 1975!]

**Riesenberger 1983** = Riesenberger, Dieter: Der Friedensbund Deutscher Katholiken in Paderborn – Versuch einer Spurensicherung. = Paderborner Beiträge zur Geschichte Nr. 1. Paderborn: Verlag des „Vereins für Geschichte an der Universität – GH-Paderborn“ 1983, S. 14, 22-23, 26-28. [mehrere Passagen zur Geschichte der Borbergkapelle; berücksichtigte ungedruckte Quellen u.a.: „*Chronik der Borbergkapelle*. Buch 2. Propstei-Pfarramt Brilon, unsigniert und nicht paginiert“]

**Rüther 1925** = Rüther, Josef u.a.: Der Borberg. Bigge 1925. [Nach: Blömeke 1992]

**Rüther 1926\*** = [Rüther, Josef]: Von der Friedensbewegung im Sauerlande. In: Trutznachtigall Heft 2 (Februar-März)/1926, S. 60-62. [[http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall\\_01\\_08\\_1926.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Trutznachtigall_01_08_1926.pdf)] [Autorenzuordnung nach: Blömeke 1992] [Vorangestellt ist ein Auszug „Vaterlandsliebe“ aus dem Buch „Weltkirche und Weltfriede“ von Franziskus Stratmann.]

**Rüther 1927** = [Rüther, Josef]: Der Borberg. In: Rüther, Josef (Hg.): Das Land der roten Erde. Ein Heimatbuch 1927, S. 42-46. [bibliographiert nach: Blömeke 1992]

**Rüther 1930** = R.[üther, Josef]: Die Kapelle der Königin des Friedens. In: Der Friedenskämpfer (Frankfurt) 6. Jg. (1930), S. 8-10.

**Rüther 1950** = Rüther, Josef: Der Borberg und sein Heiligtum. Zum 25. Festtag der Einweihung der Kapelle. [Zweite Auflage]. Brilon: Buchdruckerei K. Hecker [1950]. [15 Seiten; Aufdruck: „Der Ertrag ist für die Kapelle“]

**Salinger 1946** = Salinger, Alois: Klade ohne Titel „1946“ mit Widmung „Für meinen Nachbarn ... Josef zum Andenken“ [29Bl., hdt. Gedichte, Themenkreis: Borbergkapelle] [Kopiensatz: Christine-Koch-Mundartarchiv am Museum Eslohe]

**Salinger 1962** = Salinger, Alois: Gedicht o.T. [zum Bau des neuen Kreuzwegs zur Borbergkapelle]. In: Pfarrbrief Olsberg, 18.11.1962.

**Salinger-Borberg** = Salinger, Alois: Klade „Borberg“ [33Bl.; hdt./ndt. Gedichte, darunter ein plattdeutscher Kreuzweg] [Kopiensatz: Christine-Koch-Mundartarchiv, Eslohe]

**Stambolis 2013\*** = Stambolis, Barbara: *Jugendbewegt-christliche Völkerverständigung* der Zwischenkriegszeit und ihr Nachwirken: „Wir, die Jugend aller Völker, wir glauben an den Frieden ..., allen zum Trotz.“ = Vortrag im Jugendhaus des Erzbistums Paderborn in Hardehausen, 10.10.2003. [http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill\\_Vortrag.pdf](http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill_Vortrag.pdf)

# Meschen und Lebenswege



## VI.

### „Eine Stadt neben der Stadt“

Über 25.000 Menschen waren während des 1. Weltkrieges zeitweilig im Kriegsgefangenenlager Meschede interniert.

Als Gefangenenseelsorger ging Rektor  
Ferdinand Wagener (1871-1931) bis an seine Grenzen

Von Peter Bürger

Schon um 1830 soll der mit dem „zweiten Gesicht“ begabte Mescheder Peter Korte gesehen haben, wie das sogenannte Galiläer Feld am Rande der Stadt von fremden Soldaten nur so wimmelte. Tatsächlich wurde schon bald nach Beginn des ersten Weltkrieges am Ort ein riesiges Kriegsgefangenenlager für Menschen aus zahlreichen Nationen errichtet. Zeitweise betrug die Zahl der in dieser „Stadt neben der Stadt“ untergebrachten Menschen das Fünf- oder Sechsfache der Einwohnerschaft von Meschede. Im Rahmen der Regionalforschung liegen hierzu u.a. neuere Beiträge von Ulrich Hillebrandt, Bernd Schulte und Josef Georg Pollmann vor.<sup>1</sup> Zwei Augenzeugenberichte von ehemaligen Kriegsgefangenen – aus der Feder des Franzosen M. Charrier<sup>2</sup> und des kanadischen Armeeingehörigen Baron Richardson Racey<sup>3</sup> – hat der Mescheder Heimatforscher Hans-Peter Grumpe in Übersetzungen auf seiner Internetseite zugänglich gemacht.

---

<sup>1</sup> UIHi [Hillebrand, Ulrich]: Kriegsgefangenenlager Meschede [1. Weltkrieg]. In: Stadt-Anzeiger für Meschede und die Gemeinde Bestwig und Eslohe Nr. 98 vom 15.09.1983 [nicht eingesehen: Nr. 102 vom 10.11.1983]; Schulte, Bernd: Meschede – Zeitzeugen 1899-1999. Band I. Meschede 1999. [S. 25: Kriegsgefangenenlager Meschede]; Pollmann, Josef Georg: Das Kriegsgefangenenlager Meschede 1914-1918. In: Sauerland Nr. 4/2007, S. 196f. [www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift\_archiv]; Brandt, Hans Jürgen / Häger, Peter (Hg.): Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848-1945. Paderborn: Bonifatius 2002, S. 867 [knapp]; Pollmann, Josef-Georg: Kriegsgefangene des Ersten Weltkrieges 1914-1918 in den Altkreisen Arnsberg, Brilon, Meschede und Olpe. In: SüdWestfalen Archiv 8. Jg. (2008), S. 255-279; Schulte, Bernd: Meschede. historisch – druckfrisch. Band 2. Meschede o.J. [2012]. [Zum Kriegsgefangenenlager Meschede 1914-1918: S. 82-84, 88, 90]. Bürger, Peter: Eine Stadt neben der Stadt. Im Kriegsgefangenenlager Meschede waren im Ersten Weltkrieg zeitweilig mehr als 25.000 Menschen interniert. Um sie zu betreuen, ging der Mescheder Rektor Ferdinand Wagener bis an seine Grenzen. In: Landwirtschaftliches Wochenblatt Westfalen-Lippe (Regionalausgabe Südwestfalen) Nr. 39 vom 11.09.2014, S. 68IIIb-69IIIb. – Vgl. auch folgende regionalgeschichtliche Darstellungen für 1914-1918: Bürger, Peter: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe 2012, S. 423-552 [auch einige Passagen zu Kriegsgefangenen / Zwangsarbeitern im Weltkriegskapitel 1914-1918]; Hahnwald, Jens: Die „Heimatfront“ während des Ersten Weltkrieges im Sauerland. Erscheint in: SüdWestfalen Archiv 14. Jg. (2014 [2015]).

<sup>2</sup> Charrier, M.: Unsere Flucht aus Deutschland [„Notre Evasion d’Allemagne“; übersetzt von Hans-Peter Grumpe und Pál Novelly aus Velbert]. Abgerufen am 27.08.2014. <http://www.hpgrumpe.de/meschede/lager/Unsere%20Flucht%20aus%20Deutschland.pdf> [Originalquelle: <http://prisonniers-de-guerre-1914-1918.chez-alice.fr/campsm.htm>]

<sup>3</sup> Racey, Richard (Baron): WW1 Escape Recipe – Stealth, Torn, Trousers and Skinny Dipping in the Dark. [Englische Originalquelle über <http://www.hellfire-corner.demon.co.uk/racey.htm>] Als Übersetzung durch Hans-Peter Grumpe: Augenzeugen-Berichte ehemaliger [Mescheder Kriegs-]Gefangener [erster Weltkrieg] <http://www.hpgrumpe.de/meschede/lager/augenzeugen.htm> [abgerufen am 26.08.2014] [Baron Richardson Racey „diente“ in der kanadischen Armee, geriet 1915 vor Ypern in Gefangenschaft und kam u.a. in das Kriegsgefangenenlager Meschede]

## 1. Ein Lager wie im Bilderbuch?

Bereits bis Ende Oktober 1914 hatten Handwerker unter Beteiligung verschiedener sauerländischer Firmen in kürzester Zeit den Grundstock der Anlage im Norden Meschedes errichtet. Für die Erschließung (Straßen, Wasser, Strom) war die Stadtverwaltung aufgekommen. Die Einrichtung fiel in den Zuständigkeitsbereich des „Wehrbereichs Armeekorps XVIII“ (Kriegsgefangenenlager in Darmstadt, Gießen, Wetzlar, Worms, Meschede). Ursprünglich dachte man bei der Planung an 10.000 oder 12.000 Plätze in hundert Barracken auf einem Gelände von 200 x 500 Meter, welches der Graf von Westphalen verpachte. Doch diese Belegungszahl wurde in der Folgezeit weit überschritten. Eine 1921 veröffentlichte Studie von Wilhelm Doegen zählt für den 10. Oktober 1918 insgesamt 28.290 Mescheder Kriegsgefangene auf, darunter 12.023 Franzosen, 258 Russen, 32 Belgier, 390 Engländer, 3 Rumänen, 15.546 Italiener, 14 Portugiesen und 25 Amerikaner (zusätzlich 3 Zivilgefangene).

Eine vermutlich noch vor Kriegsende in der Mönchen-Gladbacher Verlags- und Kunstanstalt A. Riftarts erschienene Fotobroschüre „*Kriegsgefangenenlager Meschede*“ gewährt imponierende Bildeindrücke. Gezeigt werden unter anderem: Essenausgabe, Kantine, Einrichtungen für Sanitäres und Gesundheitsversorgung (Wäscherei, Trockenmangel, Brausebad, Lazarett, Operationssaal, Zahnstation, Apotheke), vielfältige Verwaltungseinrichtungen (u.a. Paketstellen, Briefpostzentrum, Geldverkehrsstelle, Französisches Hilfskomitee), Werkstätten (Schneiderei, Schuhmacherei, Besenbinderei, Bildhauerei) sowie Freizeit- und Kulturangebote (Boxen, Fußballspiel, Turnen, Theater, Orchesterkonzert, Bücherei). Mit höchster Wahrscheinlichkeit gehört diese gedruckte Fotosammlung zu den amtlichen Aktivitäten, mit denen eine Behandlung der Kriegsgefangenen nach humanitären Gesichtspunkten und internationalen Rechtsstandards dokumentiert werden sollte.

Durch den Bericht von M. Charrier, der am 23. Dezember 1914 in einem Viehwaggon als Kriegsgefangener Meschede erreichte, wissen wir, dass zumindest in der Anfangszeit die Verhältnisse alles andere als ideal waren: „Das Gefangenenlager liegt auf einem die Stadt beherrschenden Hügel. Es ist ein rechteckiger Platz; zwei Barackenlager aus Brettern, jedes für einhundert Gefangene [...]. Rundherum mehrere Reihen Stacheldraht, sehr dicht und sehr hoch. Dann fing für uns ein Leben tiefen Elends an. Unsere Hemden waren Lumpen, unsere Schuhe waren durchlöchert oder hatten keine Sohlen. Ich hatte nur eine Hose aus Drillich. [...] Hygiene war unbekannt; jede Sauberkeit war unmöglich. Ein Liter Wasser wurde uns für drei Tage verteilt. Er stillte kaum unseren Durst und machte es uns erst recht unmöglich, auch noch unsere Unterwäsche zu waschen, die Einzige, die wir hatten. Die Latrinen waren auch jämmerlich. Sie bestanden aus einem ein Meter tiefen und ein Meter breiten Graben, der von einem Brett versperrt wurde. Nach einigen Tagen waren sie eine riesengroße Kloake, ein ekelhafter Abgrund, Erzeuger von Würmern und Läusen. Bald überfiel das Ungeziefer unsere Strohsäcke, Decken und Kleidung.“ Die Todesrate unter den Franzosen war in der Folgezeit sehr hoch.

Irgendwann Mitte 1915 kehrt M. Charrier nach „Einsätzen“ an anderen Orten zurück ins Mescheder Lager. Nun findet er Baulichkeiten, sanitäre Einrichtungen etc. vor, die sich mit den Bildern der oben genannten Broschüre schon viel eher vereinbaren lassen. Der Augenzeuge vermerkt: „Warum so viele Änderungen? Bestimmt, um ausländische Kommissionen, die beauftragt sind, die Gefangenen zu besuchen, zu beeindrucken.“ Allerdings ist zwischenzeitlich auch ein gewaltiges Sicherheits-System entstanden (4 Meter hohe Holzzäune, zusätzlich 3 Meter hohe Stacheldrahtumzäunung, über 8 Meter hohe Wachtürme, nächtliche Beleuchtung durch starke Lampen, Feldhaubitzen auf Anhöhen um das Lager herum). In mindestens zwei Quellen sind Ausbruchsversuche beschrieben. Die Gefangenen versuchen mit Hilfe von Konservenbüchsen heimlich unterirdische Gänge auszugraben. Stets fliegen diese Aktivitäten durch Verrat auf oder werden von der deutschen Wachmannschaft entdeckt.

Zum idealen Bild passt das Bestehen einer selbstverwalteten französischen Lageruniversität für die Dauer des Jahres 1916. Hier sollen bis zu 25 „Professoren“ (Studenten, Lehrer, Kaufleute etc.) ungefähr 2.500 „Studenten“ in den Fächern Lesen, Schreiben, Rechnen, Landwirtschaft, Buchführung, Handelsrecht, Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch und Italienisch unterrichtet haben.

## 2. Ernährungslage und Zwangsarbeit

Fotos mit freundlichem Küchenpersonal oder Schweinen vor der lagereigenen Metzgerei sowie die Chroniknotiz über eine der deutschen Soldatenkost entsprechende Verpflegung vermitteln vermutlich kein zutreffendes Bild über die Versorgungslage. Zumindest in den beiden vorliegenden Augenzeugenberichten ist der Hunger ein zentrales Thema. M. Charrier schreibt für die Zeit bis März 1915: „Nahrung war unzureichend und scheußlich. Brot war ein Agglomerat aus Gemüseabfällen, Kartoffelschalen, Schrot, Gerste, Mais, durch Holzsägemehl gewürzt! Schweine hätten das nicht gemocht! Kaffee setzte sich aus Gerste und gerösteten Eicheln zusammen. Zucker war nur ein abscheulicher Aufguss aus Tierknochen. Die Ration war sehr kärglich. Am Morgen ein winziger Blechnapf mit Kaffee. Mittags ein Essgeschirr mit einer unsäglichen Brühe. Am Abend eine Scheibe Käse oder scheußlicher Wurst, ungefähr so groß wie ein fünf Franc Stück.“ Trotz dieser Unterversorgung mussten die Gefangenen in einem nahen Steinbruch arbeiten, was deutlich an die Schrecken „moderner“ Lagersysteme erinnert: „Das war eine Arbeit von Galeerensträflingen. Bestimmte Gefangene, die nicht mehr konnten, wurden mit Gewehrkolben geschlagen oder mit Bajonetten gestochen. Viele von uns wurden auch wegen Entkräftung zum Krankenhaus und bald ... zum Friedhof gebracht.“

Nur wenig vorteilhafter fallen die Erinnerungen von Richardson Racey aus: „Die Deutschen weigerten sich [zu Anfang], uns mit Löffeln auszustatten [...]. Wir arbeiteten gewöhnlich bis etwa 11 Uhr 30, dann wurden wir für das Mittag-„Essen“ entlassen. Dieses bestand aus Suppe, die aus schwarzen Bohnen und Kartoffeln, oder getrocknetem Fisch und Kartoffeln, oder Sauerkraut und Kartoffeln bestand [...]. Gelegentlich fanden wir einen kleinen Klumpen einer Art Fleisch; niemand bekam heraus, was es war. [...] Eine halbe Stunde nach dem Füllen unserer Bäuche mit dieser Brühe waren wir so hungrig wie immer, weil sie größtenteils aus Wasser bestand. [...] Um 16:30 Uhr war die Tagesarbeit beendet. Das Abendessen bestand gewöhnlich aus einem Salz-Hering, absolut roh, und uns wurde nicht erlaubt, Feuer zu machen um ihn zu kochen, so musste man es lassen oder ihn roh essen. Manchmal bekamen wir [...] einen kleinen hohlen Ring des angeblichen Käses, der mit einer gelben Substanz bedeckt war, deren Geruch einen Ackergaul hätte umwerfen können. An Sonntagen bekamen wir gewöhnlich ein kleines Stück grober Wurst in der Größe eines Centstücks [...]. Gelegentlich bekamen wir eine Schüssel dünner Hafergrütze, was als großer Luxus betrachtet wurde. Jeder von uns bekam einen halben Laib Brot, das vier Tage vorhalten sollte – was eine Brotscheibe pro Tag bedeutete.“ Bezeichnend sind in diesem Bericht auch Mitteilungen über Willkür und Schikanen bezogen auf den persönlichen Briefverkehr.

Bereits Mitte 1915 sollen sich unter den bis dahin 5.000 Mescheder Häftlingen auch „einige hundert Zivilgefangene aus den Ardennen“ (Greise, Frauen und Kinder) befunden haben. Für die Zeit der geschlossenen „Lageruniversität“ und der verstärkten Arbeitseinsätze teilt U. Hillebrand auf der Grundlage von Rektor Wagens Bericht mit: „Von nun an gab es im Lager ein ständiges Kommen und Gehen. Täglich zogen Arbeitskommandos hinaus. Die Belegung ging auf 3.000 Mann zurück, bis zu Ende des Jahres 1916 mehr als 7.000 belgische Zivilarbeiter ankamen, die ein Jahr später ebenso vielen Italienern Platz machten. Dazu kamen noch zahlreiche andere Nationen.“ Bei den Außenkommandos waren Einsätze in der Landwirtschaft aus naheliegenden Gründen besonders beliebt. 92 Gefangene arbeiteten unter Bewachung im Ramsbecker Bergbau.

### 3. Seelsorge im Kriegsgefangenenlager

Schon bald nach Gründung des Mescheder Lagers hatte der leitende Kommandant Oberstleutnant Kropff von Rektor Ferdinand Wagener die Zusage bekommen, dass dieser sich um die Seelsorge für die Gefangenen kümmern würde. Über diesen Priester, der die Höhere Stadtschule leitete, heißt es in einem Nachruf: „Bei aller Arbeit in der Schule und in der Öffentlichkeit war er stets bereit, in der Seelsorge und als Redner zu helfen, wo man seiner bedurfte. Dem politischen Geschehen brachte er lebhaftes Interesse entgegen, und nimmermüde trat er mit Wort und Schrift in den Streit der Meinungen.“ (Aus Meschedes Vergangenheit, 1932) Friedenspapst Benedikt XV. hatte die Herrschenden gefragt, warum sie den Menschen, die doch an der Mühsal des Alltags ohnehin schon genug zu tragen hatten, zusätzlich die Schrecken des Krieges auferlegen würden.<sup>4</sup> Seine – politischen Appelle zu Frieden, Abrüstung und Ersetzung der nationalen Militärapparate durch ein internationales Schiedsgericht blieben ungehört. Auf ein Echo stießen hingegen seine humanitären Bemühungen zugunsten der Kriegsgefangenen – auch in Meschede. In späteren Zeugnissen heißt es, Ferdinand Wagener habe seinen Dienst für die Kriegsgefangenen „mit hohem Seeleneifer und unermüdlicher Pflichttreue“ versehen und sei dabei „bis an seine Grenzen“ gegangen (Wiese 1932).

Rektor Wagener war auch deshalb für die Arbeit als Lagergeistlicher prädestiniert, weil er fünf Sprachen beherrschte. Während des Krieges arbeitete er mit insgesamt 36 gefangenen Geistlichen aus Frankreich und sieben aus Italien zusammen. Wagener berichtet, dass ein französischer Feldwebel trotz Spott mancher Kameraden den römisch-katholischen Katechismus lernte und sich taufen ließ. In der Lagerkapelle wurde täglich die Messe gelesen; sonntags mussten mehrere Gottesdienste gefeiert werden.

Richardson Racey schreibt: „Es schien mir sehr gut zu tun, den vertrauten Gottesdienst zu hören, obwohl in der Baracke immer eine große Anzahl von Deutschen mit aufgesetzten Bajonetten unter uns war.“ Zur Seelsorge gehörte die Betreuung der Kranken im Lazarett, das bis zu 800 Betten umfasste. Ein junger, schwerkranker Wallone, der seit seiner Erstkommunion keine Kirche mehr von innen gesehen hatte, zeigte sich nach mehreren Besuchen – und der Gabe von *vier Tafeln Schokolade* – bereit, zu beichten. Hernach kommunizierte er an zwei Tagen und starb.

F. Wagener und der Küster von St. Walburga übernahmen die Beerdigungen auf dem eigens eingerichteten Lagerfriedhof. Eine Tagesnotiz lautet: „Gestern war Beerdigung. Ein Franzose und ein Russe wurden zur letzten Ruhe gebettet. Dem Leichenzuge voran gingen das Kreuz und der Geistliche im Chorrock und Stola. Abwechselnd sangen die Franzosen das Miserere, und die Russen ihre Sterbegebete in altslawischer Sprache.“

Insgesamt wurden auf dem Waldfriedhof Fulmecke, den die Leute später „Franzosenfriedhof“ nannten, 935 Gefangene beerdigt: 361 Franzosen, 102 Belgier, 116 Russen, 305 Italiener, 49 Engländer, 1 Rumäne und 1 Amerikaner. (Zahlreiche Verstorbene überführte man nach dem Krieg in die Heimat.) Französische Steinmetze im Lager gestalteten ein – heute nur noch unvollständig erhaltenes – Eingangsportale des Friedhofs und ein Denkmal. Die Italiener errichteten ihren Verstorbenen ein Eichenkreuz mit der Aufschrift „Die Brüder den Brüdern“.

Nach Ende des 1. Weltkrieges kamen ab dem Frühjahr 1919 tausende deutsche Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft am Mescheder Bahnhof an, wo sie von Landrat Mallinckrodt

<sup>4</sup> Vgl. Benedikt XV. schrieb am 8. September 1914 kurz nach Amtsantritt in seinem „Mahnruf an alles Katholiken des Erdkreises“: „Diejenigen aber, die die Völker leiten, bitten und beschwören Wir, schon die Gedanken darauf zu richten, all ihre Streitfragen dem Heile der menschlichen Gesellschaft nachzustellen; zu bedenken, daß dieses sterbliche Leben schon in sich übergenuß an Elend und Trauer hat. Als daß es noch elender und trauriger gestaltet werden sollte; sie mögen es genug sein lassen an dem, was an Ruinen schon geschaffen, was an Menschenblut schon geflossen ist; sie mögen also dem Friedensgedanken und der Aussöhnung näher treten.“ (Zitiert nach: Lätzel, Martin: Die Katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen. Regensburg: Pustet 2014, S. 150-153; vgl. ebd., S. 150-179 die Darstellung zu den Initiativen des Friedenspapstes und den deutschen Reaktionen darauf.)

begrüßt wurden. In dieser Zeit nutzte man die Baracken auf dem Galiläer Feld als Heimkehrerlager, in dem man die rückkehrenden Soldaten registrierte, entlauste und mit Entlassgeld nebst Freikarte für die Heimfahrt ausstattete. Ein großer Teil des Geländes diente bald danach als Grundlage für die Gründung eines neuen Stadtteils von Meschede, den die „Alteingesessenen“ der Kernstadt bisweilen verächtlich „Lager“ nannten und in den man noch heute über die „Lagerstraße“ fährt.

#### 4. Der Lagergeistliche: Ferdinand Wagener (1871-1931)



Über seine Erfahrungen als Lagergeistlicher während des 1. Weltkrieges hat Rektor Ferdinand Wagener u.a. im „Heimatkalender des Kreises Meschede“ von 1921 berichtet.<sup>5</sup> U. Hillebrandt weist darüber hinaus auf Wageners handschriftliche Aufzeichnungen über das Mescheder Kriegsgefangenenlager hin, die rund 200 Seiten umfassen sollen und sich im Archiv der Pfarrgemeinde St. Walburga befinden. Der Sunderner Historiker Werner Neuhaus plant, diese Quelle im Rahmen seiner Studien zum 1. Weltkrieg gründlich in Augenschein zu nehmen. Außerdem scheint die Mescheder Stadtarchivarin Ursula Jung jetzt eine Transkription und Veröffentlichung der Handschrift auf den Weg bringen zu wollen.

Anhand der Aufzeichnungen könnte man den sozial engagierten Priester vielleicht noch eindrucksvoller als Vorbild der Heimat vermitteln<sup>6</sup>: Ferdinand Wagener wurde am 8. Mai

<sup>5</sup> Nicht eingesehen: *Wagener*, Ferdinand: Erfahrungen als Lagerseelsorger. In: Heimatkalender des Kreises Meschede. Meschede 1921. [bibliographiert nach: Pollmann 2008]

<sup>6</sup> Vgl. zu Ferdinand Wagener (1871-1931) auch: *Wiese*, Peter: Aus Meschedes Vergangenheit. Hg. F. Wagener. Meschede: Verlag Fr. Drees 1932, S. 72. [<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de>]; Weggartner, Hermann O.S.B.: Rektor Ferdinand Wagener. In: Jahressgabe der Vereinigung der ehemaligen Schüler des Gymnasiums der Benediktiner in Meschede. Rundbrief 1954. Folge 3, S. 8-10. [Zitiert nach: [www.koenigsmuenster.de](http://www.koenigsmuenster.de); dort ebenfalls als Quelle aufgeführt: Stadtanzeiger Meschede Nr. 272 vom 20.12.1990.]; *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe 2010, S. 706-707.

1871 in Röhrenspring (Sundern-Endorf) als fünftes Kind des Leinwebers Joseph Wagener und der Franciska geb. Beulke geboren und in der Pfarrkirche zu Schliprüthen getauft. Er besuchte das Gymnasium zu Attendorn, nahm anschließend ein Studium der Theologie in Paderborn auf und erhielt am 19. März 1896 die Weihe zum Priester. Während seiner zweijährigen Kaplanzeit in Hagen unterrichtete er bereits gleichzeitig als Lehrer. Am 24.10.1898 trat Wagener sein Amt als Rektor an der Höheren Stadtschule in Brakel (Kreis Höxter) an, und am 15. November 1912 übernahm er die Leitung der Höheren Stadtschule zu Meschede. Besonders am Herzen lag ihm die Unterstützung armer Schüler.

Nach Ende des 1. Weltkrieges wurde der Priester 1919 als Zentrumsabgeordneter für vier Jahre in die Stadtvertretung gewählt. Hier fand er jedoch kein Echo auf seine weitsichtigen Pläne zum sozialen Wohnungsbau, weshalb er 1924 gerne ausschied (Rundbrief Gymnasium der Benediktiner 1954). Zeitweilig gehörte Wagener dem Westfälischen Provinziallandtag an. Auf der Gründungsversammlung des Sauerländer Heimatbundes 1921 wurde der engagierte Rektor in dessen Vorstand gewählt. Für 1929 wird er als Kreisvorsitzender der Zentrumspar- tei genannt. Durch Beiträge in der Mescheder Zeitung, einen plattdeutschen Mundartschwank im Heimatkalender 1923, seine 1925 erschienene Kulturkampf-Biographie über den Mescheder Kaplan Norbert Fischer (1925) und die Herausgabe des Bandes „*Aus Meschedes Vergangenheit*“ von Peter Wiese ist er auch als Schriftsteller der Heimat in Erscheinung getreten. (Ein von ihm geförderter Neffe gründete gegen Ende der Weimarer Republik den be- kannten Heimatverlag Dr. Wagener.) Daneben war Ferdinand Wagener Mitglied des Westfä- lischen Provinziallandtages und ab 1929 Kreisvorsitzender der Zentrumspar- tei. Bis zu seinem Tod am 19. Februar 1931 blieb er Schulleiter in Meschede. Sein Nachfolger wurde der Bene- diktinerpater Hermann Weggartner.

## 5. „Grausige, aber lehrreiche Zahlen“

*Nach dem 1. Weltkrieg erschien in einer sauerländischen Zeitung folgender Text („Grausige, aber lehrreiche Zahlen“), der in einem alten Exemplar des „Fotobandes“ zum Mescheder Kriegsgefangenenlager aus dem Archiv von H.-P. Grumpe (<http://www.hpgrumpe.de>) ein- geklebt ist:*

„Der Weltkrieg dauerte 4 Jahre, 3 Monate und 10 Tage = 1.560 Tage. Es blieben tot im Felde 12.990.570 blühende Menschenleben. Jeden Tag fielen im Durchschnitt 8.327, in jeder Mi- nute 6 Männer. Ebenso oft ging ins Hinterland das inhaltsschwere Wörtchen „Gefallen“, dort unsägliches Leid, Ströme von Tränen erzeugend. Sämtliches Eisenbahnrollmaterial Preußens würde nicht ausreichen, allein die losgetrennten Köpfe der Gefallenen zu transportieren. Wür- den die Köpfe der Getöteten in einen Eisenbahnzug verpackt, so daß dieser ganz gefüllt wäre, so würde der Zug vom Hauptbahnhof Berlin bis zum Bahnhof München reichen. Das Blut der Gefallenen hat 52 Millionen Liter betragen, eine rätselhafte Menge, die der ungeheuren Was- sermenge des Niagarafalles für einen Tag gleichkommt. Würden die Leichen Kopf an Kopf, Fußende an Fußende liegen, so ergäbe sich eine Strecke von 16.000 km, d.i. mehr als 35mal von Meschede bis Berlin. – Verwundet wurden rund 20 Millionen. Etwa 10 Millionen davon sind heute Invaliden. Der Krieg gab Deutschland allein 2.900 vollkommen Erblindete, 5.400 Geistesranke, 44.357 Krüppel mit einem Bein, 20.952 Krüppel mit einem Arm, 1.269 Krüp- pel ganz ohne Beine, 135 ohne beide Arme. – Die direkten täglichen Kosten des Krieges be- trugen 758 Millionen Goldmark, insgesamt 1,37 Billionen = 1/9 des Gesamtvermögens der Erde. Man hätte für diese gewaltige Summe jeder Familie in Deutschland, Oesterreich, Ruß- land, Belgien, Frankreich, England, Italien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ka- nada und Australien ein Haus im Werte von 10.000 Goldmark mit einer Einrichtung im Werte von 4.000 Goldmark und einen Garten im Werte von 2.000 Goldmark beschaffen können. Die Tötung jedes Kriegers kostete über 100.000 Goldmark.“

## VII.

### „Ich bin Pazifist, das gebe ich offen zu“

Egon Matzhäuser (1876-1947) aus Altenhundem wurde wenige Wochen nach Beginn des 2. Weltkrieges wegen „deutsch-feindlichem Denken“ inhaftiert und kehrte aus dem Zuchthaus als gebrochener Mann zurück



*„Unsere Familie hat treu zu den Juden [Familie Neuhaus, Altenhundem] gehalten. [...] Onkel Egon – er war Uhrmacher am Bahnhof – wurde Anfang des Krieges für ein Jahr eingesperrt. Er hatte offen gesagt, Deutschland habe ohne Grund den Krieg angefangen. Es war uns allen bewußt, wenn die Nazis am Ruder bleiben, werden sie nach dem Kriege mit uns nicht viel Federlesen machen.“*

Mia Stipp, Nichte von Egon Matzhäuser

Schon in der späten Weimarer Republik hatten Pazifisten einen äußerst schweren Stand, doch im 3. Reich wurden sie regelrecht als Staatsfeinde betrachtet. Erschütternd ist die Geschichte von Egon Matzhäuser aus dem Kreis Olpe, die Paul Tigges in seinem Buch *„Jugendjahre unter Hitler“*<sup>1</sup> (1984) unter Heranziehung einer Gerichts-Archivalie erzählt: E. Matzhäuser wird 1876 in Altenhundem als Sohn eines Schuhmachers und Landwirtes geboren. Nach sei-

---

<sup>1</sup> Tigges, Paul: *Jugendjahre unter Hitler. Auf der Suche nach einer verlorenen Zeit. Erinnerungen – Berichte – Dokumente.* Iserlohn: Sauerland-Verlag 1984, S. 91-96 (auf S. 129 das vorangestellte Zitat von Mia Stipp). Dieses Buchkapitel ist Grundlage der folgenden Darstellung. – Zum Verfasser Paul Tigges (1922-2006), der ein wirklich früher Pionier der kritischen „Heimatliteratur“ über das 3. Reich im Sauerland gewesen ist, vgl. *Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten.* Eslohe 2010, S. 668-669.

ner Schulzeit erlernt er in Schwerte das Uhrmacherhandwerk und arbeitet hernach für verschiedene Meister in Hannover, Hamburg, Hohenlimburg und Bückeburg. Nach seiner Rückkehr in den Heimatort (1900) macht er sich selbstständig und kauft 1905 die alte Pastorat, die er mit einem Geschäftsanbau erweitert. Der Handwerker bleibt unverheiratet, weil er – so jedenfalls eine spätere Selbstaussage von 1940 vor Gericht – Angst gehabt hat, „bei der Wahl einer Lebensgefährtin eine falsche Wahl zu treffen“. Freundschaftliche Loyalität ist für ihn jedoch ein wichtiges Lebensthema. Hierzu zitiert P. Tigges seinen Eintrag im Schulhauptbuch anlässlich der Schulentlassung zu Ostern 1890: „Ein treuer Freund ist ein starker Schirm, und wer ihn gefunden, hat einen Schatz gefunden.“ Während des 1. Weltkrieges war der Uhrmacher 1915/16 an der Front in Galizien und dann noch bis zur Rückkehr nach Altenhundem bei Kriegsende als Munitionsarbeiter der Firma Krupp in Essen eingesetzt.

Egon Matzhäuser, der sein Geschäft bis 1937 führen wird, engagiert sich als Vorsitzender des SGV-Bezirks Oberlenne in ungewöhnlichem Ausmaß für seine Heimat und gehört zum Gründungskomitee für den Bau des Aussichtsturms „Hohe Bracht“. Den ersten Spatenstich auf dem 580 m hohen Gipfel zwischen dem Hundem- und Veisedetal überlässt man Egon Matzhäuser, der wohl ganz im Sinne der Jugend- und Wanderbewegung den Plan einer Gastronomie am Turm ohne Alkoholausschank begrüßt. Zur Einweihung des Turms am 11. Oktober 1930 trägt er ein heimatbewegtes Gedicht mit 20 Strophen vor, in dem seine „gemäßigt“ pazifistische Einstellung durchscheint:

[...] Am Tage der Toten mag jährlich dies Haus  
Ein Stündlein der Helden gedenken einmal.  
Auf dass uns verschone allzeit Krieges-Graus,  
Gott gebe den Völkern Vernunft und Moral.

[...] Den Wanderer offenen Auges laß schaun  
Die herrliche Gotteswelt ringsum im Kreis.  
Woran man sich kann die Seele erbaun  
Und singen dem Schöpfer zum Lob und zum Preis:

Ehre sei Gott in der Höhe!

Matzhäuser sympathisiert während der Weimarer Republik mit dem katholischen Zentrum und ist vier Jahre lang auch Mitglied dieser Partei. Nach 1933 tritt er – abgesehen von der fast zwangsläufigen Mitgliedschaft in der NS-Volkswohlfahrt – keiner NSDAP-Gliederung bei. Anonym hängt er nach einer gleichgeschalteten Wahl am Markt einen Zettel auf: Es könnten höchstens 90 % Ja-Stimmen gewesen sein, „da man genügend Leute kenne, die die Nationalsozialisten nicht gewählt hätten“. Die langjährige, treue Haushälterin Paula Petri vermutet später, dass Matzhäuser auch jener Unbekannte gewesen ist, der nach einer Feier am Soldatendenkmal nachts die Hakenkreuz-Schleife der SA vom Kranz abgeschnitten hat. Direkt nach Kriegsbeginn will der Uhrmacher sich ein zutreffendes Bild verschaffen und hört trotz Verbot französische und englische Sender. Er redet zu vertrauensselig über seine Erkenntnisse und wird deshalb am 28. September 1939 von der Gestapo gefangengenommen.

Gut vier Monate später tagt – unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Eckhard – ein eigens eingereistes Dortmunder Sondergericht im Amtsgericht Kirchhundem. Die Anklage übernimmt Staatsanwalt Dr. Göke. Der Richter befragt Matzhäuser nach seiner Einstellung zur Politik und zur Rolle Deutschlands in Europa. Paul Tigges gibt die Antworten des Angeklagten so wieder: „Nun, er sei Pazifist, das gebe er offen zu. Krieg sei immer ein Übel. Er sei gegen den Angriffskrieg, nicht gegen den Verteidigungskrieg. Den Zuhörern verschlägt es den Atem, wie kann er so offen seine Meinung sagen und sich den NS-Richtern ausliefern. Und als ihn der Vorsitzende [...] von einem zu offenen Geständnis abhalten will – ja, das habe er vor 1933 gemeint, heute denke er doch wohl anders –, da wehrt er ab, ein Angriffskrieg sei



immer ein Unrecht. Das habe er schon 1914 vertreten, als Deutschland wider alles Völkerrecht in Belgien einmarschiert sei. Ob er denn den gegenwärtigen Krieg als gerecht ansehe? Matzhäuser schaut, verwirrt von dem Fragespiel, in den Saal, sieht die ängstlichen Gesichter der Angehörigen. ‚Ja, ja‘, versucht er auszuweichen, ‚sicher, das schon‘.“

Doch Gerichtsakten und Zeugenaussagen ergeben ein anderes Bild zu Äußerungen Matzhäusers nach dem 1.9.1939: „Er habe behauptet, der Krieg gegen Polen sei nicht nötig gewesen. Man hätte sich mit Polen auf irgendeine Weise einigen können, durch Ländertausch und Umsiedlung von Ortschaften. Wegen des Korridors nach Ostpreußen brauche es keinen Krieg zu geben. Deutschland sei groß genug und habe es nicht nötig gehabt, einen Krieg anzufangen, um andere Gebiete zu erobern.“ Der Bürgermeister von Kirchhundem nennt ihn einen „notorischen Querulanten“ und hat offenbar vergessen, dass der Uhrmacher im Umkreis „als Vorsitzender des SGV-Bezirks Oberlenne auf 20 Strecken Wanderwege in einer Länge von insgesamt 180 km angelegt“ und sein Geschäft stets zugeschlossen hat, wenn für einen ankommenden Bus ein erprobter Fremdenführer zur Stelle sein musste. Leute, denen Matzhäuser gutmütig und freundschaftlich vertraut hat, belasten ihn jetzt: „Einen von ihnen hat er einmal in jungen Jahren aus den Fluten der Lenne gerettet.“ (Tigges)

Am Ende des Verfahrens spricht der Richter von „Zersetzung der deutschen Widerstandskraft, von innerer Ablehnung des Nationalsozialismus, von Untergrabung des Vertrauens in den Führer, von undeutschem Verhalten, von deutsch-feindlichem Denken, von ehrloser Gesinnung, vom Verstoß gegen die Gesetze, von Abschreckung für die anderen“. Der Angeklagte wird am 13.2.1940 zu Zuchthaus und „Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte für 3 Jahre“ verurteilt. Auf fünf Blättern einer Abschrift des Gerichtsurteils ergänzt Matzhäuser in seiner Gefängniszelle jene Informationen, die der Darstellung von Paul Tigges zugrundeliegen.<sup>2</sup>

Nach insgesamt eineinhalb Jahren Haft (28. September 1939 bis 28. März 1941) in Dortmund, Münster und Hamburg kehrt Egon Matzhäuser nach Altenhundem zurück. Weinend fragt die Mutter von Paul Tigges, wie es ihm ergangen sei. Die Antwort: „Ach, Mütterchen, darüber darf ich nicht sprechen!“ Nur der geistige und körperliche Zustand des Uhrmachers lässt die Mitmenschen erahnen, wie schlimm die Zeit in den Zuchthäusern gewesen sein muss. Vor allem aufgrund einer „Schädigung des Zentralnervensystems“ infolge der Haftumstände, so schreibt Hausarzt Dr. Hesse im März 1947, sei zuvor gesunde Mann „völlig arbeitsunfähig“ und „ständiger Pflege und Beaufsichtigung“ bedürftig. Am 20. September des gleichen Jahres stirbt Egon Matzhäuser. – Wäre es nicht eine gute Idee, wenn der Sauerländische Gebirgsverein eine Wanderwegstrecke nach diesem SGV-Aktivisten benennen würde?

P.B.

---

<sup>2</sup> Zu dieser Quelle schreibt Tigges 1983, S. 95: „Ich habe die Gerichtsverhandlung rekonstruiert. Als Unterlage diente mir eine fünfseitige Abschrift des Gerichtsurteils vom 13.2.1940 mit der blasphemischen Einleitung: ‚Im Namen des deutschen Volkes‘. Einiges habe ich ergänzt und zusammengefügt, um ein abgerundetes Bild zu bekommen. Das Schriftstück hat Matzhäuser im Zuchthaus bei sich getragen, dünnes Schreibmaschinenpapier, vergilbt und zerknittert, an den Knickstellen teilweise durchlöchert und kaum noch lesbar. Auf der Rückseite stehen Notizen mit Bleistift in aufrechter Sütterlinschrift, stellenweise gestrichen, eingeklammert, mit Fußnoten versehen. Es war wohl das einzige Stück Papier, das ihm in der Zelle zur Verfügung stand. Er richtet die Zeilen an den Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Schneider – dieser hat sie aber wohl nie erhalten. Matzhäuser setzt sich mit der Anklage, dem Urteil und den Zeugenaussagen auseinander und verrät dabei das, was ich oben verwertet habe.“

## VIII.

### „Sie nannten den Kühnen einen Revolutionär ...“

Der linkskatholische Pazifist und Heimatforscher Josef Rüter (1881-1972) gehörte in der Weimarer Republik zu den frühesten Warnruffern, die die Gefahr von rechts erkannten

Josef Rüter ist der mit Abstand bedeutendste Vertreter des katholischen Pazifismus im Sauerland. Indessen ist ihm mitnichten „nur eine regionale Bedeutsamkeit“ zuzuschreiben, denn: Während der Weimarer Republik haben nur wenige Katholiken so früh und weitsichtig wie er vor den völkischen – und namentlich auch den rechtskatholischen – Feinden der Demokratie gewarnt.

Die maßgebliche Rüter-Biographie (→IX) liegt noch in kleiner Auflage vor und kann zum Preis von 14,80 Euro bei der Herausgeberin bestellt werden (Demokratische Initiative e.V., Kapellenstr. 10, 59929 Brilon, Tel. 02961/4615):

*Blömeke, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992. [180 Seiten] [Herausgeber und Verlag: Demokratische Initiative. Verein zur Förderung sozialer, kultureller und politischer Bildung e.V.]*

Kostenlos zugänglich ist außerdem die folgende Internet-Dokumentation, die u.a. auch die plattdeutschen Beiträge Rüthers und sein hochpolitisches Fabelbuch „*Taten und Meinungen des Herrn Fuchs*“ (1931) enthält:

*Bürger, Peter (Bearb.): Josef Rüter (1881-1972) aus Olsberg-Assinghausen. Linkskatholik, Heimatbund-Aktivist, Mundartautor und NS-Verfolgter. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 61. Eslohe 2013. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)*

Im Alter bereute Josef Rüter die Arbeit vieler Lebensjahre, die er auf seinem Weg der sauerländischen Heimatbewegung zur Verfügung gestellt hatte. Gewiss, man lobte – z.T. in den höchsten Tönen – seine großen Verdienste um Heimatbund und Regionalforschung. Doch in seinen drängendsten Anliegen sah er selbst sich unverstanden. Man könnte leicht auf die Idee kommen, dass das Trauma der politischen Verfolgung durch die Nationalsozialisten Rüthers Wahrnehmung an dieser Stelle zu sehr verdüsterte. Wer jedoch ein wenig nachforscht, merkt, dass der „Unverstandene“ die Dinge wohl richtig wahrgenommen hat. So liest man z.B. noch 1990 im Nachschlagewerk „*Sauerländer Schriftsteller*“ folgende Vermutung zum ausbleibenden Erfolg seiner weltanschaulichen Bücher: „Vielleicht waren seine philosophischen Gedanken für den Laien zu kompliziert, für den Fachmann jedoch zu simpel.“ Ein Mann aus Rüthers Heimatgemeinde teilte mir noch im letzten Jahrzehnt am Telefon mit, Rüthers Widerstand gegen die Nazis sei töricht und unverantwortlich gewesen. Erst die gründliche Rüter-Biographie „*Nur Feiglinge weichen zurück*“ (1992) von Sigrid Blömeke hat den unbeugsamen katholischen Antifaschisten wieder für das öffentliche Gedächtnis erschlossen (→IX). Die Gedankenwelt dieses Sauerländers war alles andere als „simpel“!

Geboren wurde Josef Rüter am 22. März 1881 in Assinghausen als ältestes von vier Kindern des Wanderhändlers („Hausierers“) Theodor Rüter und seiner Ehefrau Elisabeth, geb.

Rothemann. Der Vater war 1888 im Alter von nur 35 Jahren während einer Verkaufstour gestorben. Danach hat sich die Mutter, unterstützt von einem Bruder ihres toten Ehemannes, „miserabel durchschlagen müssen“.

Nach Volksschulzeit und Vorbereitung durch den Ortspfarrer besuchte Rüther das Gymnasium in Paderborn. Er verfolgte das Ziel, Priester zu werden. Nach dem Abitur (1901) begann er ein Theologiestudium an der Paderborner Akademie, welches er 1904 abschloss. Wegen seiner Zweifel hinsichtlich der geistlichen Berufswahl folgte ein Studium der Altphilologie in Münster. Er setzte sich weiterhin sehr stark mit theologischen und philosophischen Fragen auseinander. Nach der ersten Lehrprüfung 1906 und einer Ausbildungszeit am Gymnasium Paderborn trat Rüther 1909 eine Hilfslehrerstelle am Gymnasium Brilon an, wo er im Folgejahr als Oberlehrer, später als Studienrat unterrichtete. 1911 heiratete er Maria Potthast.

Als junger Akademiker dachte Rüther antimodern und autoritär. Es gab sogar rassistische Einflüsse in seinem Denken. Doch noch während des ersten Weltkrieges zerbrach sein nationalkonservatives, z.T. extrem reaktionäres Weltbild. Er vollzog eine Wandlung hin zum katholischen Kapitalismuskritiker und Pazifisten, hernach auch zum entschiedenen Anwalt der Demokratie. Maßgebliche Impulsgeber für diese Entwicklung waren eigene Erfahrungen beim Militär sowie das Friedensengagement von Papst Benedikt XV., welches 1917 auch in Teilen der Zentrumsparterie auf ein nachhaltiges Echo stieß.

## 1. Engagement in der Sauerländer Heimatbewegung

Schon 1913 hat Rüther für die neugegründete Briloner Abteilung des Vereins für Geschichte und Altertumskunde die Schriftleitung der Zeitschrift „*Die Heimat*“ übernommen, die als Beilage zur „Sauerländer Zeitung“ erschien. 1919 wird er dann Schirmherr der Briloner Schülergruppe von Franz Hoffmeisters „Vereinigung studierender Sauerländer“, welche in der frühen Weimarer Republik als wichtigste Basis für die sauerländische Heimatbundgründung betrachtet werden muss. Nach Erscheinen seiner „*Geschichtlichen Heimatkunde des Kreises Brilon*“ (1920) entwickelt Rüther ein eigenes „Heimatprogramm“. Er ist stark föderalistisch eingestellt und lehnt staatlichen Zentralismus entschieden ab. Sein Konzept ist sehr zivilisationskritisch und wertkonservativ. Es gibt noch immer viele Berührungspunkte mit der Westfalenideologie. Abgelehnt werden das bloße „Konservieren“ im Sinne einer Museumsheimat und mit besonderem Nachdruck die völkische Richtung der Heimatbewegung. „Echte Heimatliebe“, so meint Rüther, führt zu „echt internationaler Menschenliebe“. Außerdem hält er fest an tradierten antipreußischen und antimilitaristischen Mentalitäten der katholischen Landschaft.

Seit Gründung des Sauerländer Heimatbundes am 26.9.1921 ist Rüther – jahrelang auch als Vorstandsmitglied – aktiv für diesen neuen Verband tätig. Von 1923 bis Ende 1928 übernimmt er die Schriftleitung der Heimatbundorgane *Trutznachtigall* und *Heimwacht*. Hier bringt er die Anliegen fortschrittlicher Katholiken ein, insbesondere den Friedensgedanken und den Einsatz für soziale Gerechtigkeit.

Wie alle Heimatbundfunktionäre setzt sich Josef Rüther stark für die plattdeutsche Muttersprache ein, wobei jedoch höchst unterschiedliche Phasen zu beobachten sind. Dem Briloner Altertumsverein liefert er ab 1913 zunächst ganz sachbezogene Forschungsbeiträge zur Sprache des Sauerlandes. 1920 schreibt er unter dem Vorzeichen eines „sauerländischen Volkstumsgedankens“ ziemlich harsch: „Wer in plattdeutscher Gegend ohne Grund hochdeutsch spricht, der entfremdet sich nicht nur seinen Volksgenossen, er vergibt sich auch der wichtigsten seelischen Verbindung mit ihnen.“ Im Heimatbund ist Rüther ausgewiesener Fachmann für den Mundartdichter Friedrich Wilhelm Grimme aus seinem Geburtsort Assinghausen, den er überhaupt als den „Wegbereiter der sauerländischen Heimatbewegung“

versteht. Noch bevor die späteren Nationalsozialisten Georg Nellius und Josefa Berens-Totenohl die Mundartlyrikerin Christine Koch „entdecken“, ermutigt J. Rüter diese am 26.3.1923, ihre *Trutznachtigall*-Beiträge doch namentlich zu zeichnen. Rütters eigene Briefe „vamme Oihmen Fritz out Amerika“ und andere Mundarttexte für die Heimatzeitschrift werden immer politischer. Er wendet sich plattdeutsch gegen Träume von der kleinen Heimat, die eine neue Weltkriegsgefahr ausblenden, ebenso gegen Autoritätshörigkeit, Judenhetze und „welthassenden Patriotismus“. Viel später – nach 1945 – hat Rüter diese Linie mit einer bemerkenswerten Reihe „Plattduitsk taum Nohdenken“ (Plattdeutsch zum Nachdenken) fortgesetzt. Nur wenige Vertreter des sauerländischen Mundart-Metiers haben mit solcher Eindringlichkeit moralische und gesellschaftskritische Anfragen gestellt wie er.

## 2. Wegbereiter des Friedensbundes deutscher Katholiken im Sauerland

Nach dem ersten Weltkrieg engagiert sich Josef Rüter – neben seiner schriftstellerischen Arbeit – politisch zunächst im katholischen Zentrum (Stadtverordneter, Mitglied des Provinziallandtags). Er gehört dem Sozialflügel der Partei an und steht überregional mit namhaften katholischen Politikern in Kontakt. Die Zentrumsjugend aus den Windthorst-Bünden holt ihn als Redner, wenn die alte Parteigarde an nationalistischen Phrasen festhält und die Weimarer Republik ablehnt.

Maßgeblich beteiligt ist Rüter 1923 an der Initiative zum Bau der Friedenskapelle auf dem Borberg bei Olsberg. Dieses neue „Wallfahrtsheiligtum“ wird nicht nur für den Heimatbund ein bedeutsames Symbol, sondern für alle Sauerländer und westfälischen Nachbarn, die sich in christlichem Geist für Völkerverständigung einsetzen. 1924 gelingt die Gründung einer Briloner Ortsgruppe des Friedensbundes deutscher Katholiken (FdK), wobei J. Rütters Priesterbruder Theodor den Vorsitz übernimmt. Der Friedensbund wird von fortschrittlichen Zentrumspolitikern unterstützt, von vielen Bischöfen jedoch – besonders auch wegen der Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Friedensgruppen – beargwöhnt. Das Sauerland gilt bald als eine regelrechte Hochburg des FdK. Herausragende Persönlichkeiten sind neben den Brüdern Rüter in Brilon: Eberhard Büngener (Arnsberg), Clemens Busch (Warstein), Dr. Rudolf Gunst (Hüsten) und der später so berühmte Priester Franz Stock aus Neheim. 1931 wird auf dem Borberg ein internationales Friedenstreffen mit mehr als tausend Teilnehmern organisiert. Gewaltbereite Nazis aus Olsberg wollen diese Begegnung von versöhnungsbereiten Deutschen und Franzosen sprengen. Im Gegensatz zur Bischofskonferenz protestiert der Friedensbund deutscher Katholiken später im April 1933 bei einem Treffen in Düsseldorf gegen den ausgerufenen Boykott von jüdischen Geschäften. Sehr viele FdK-Mitglieder werden in den Jahren danach verfolgt oder sogar – wie der rheinische Föderalist Benedikt Schmittmann, der Priester Max Josef Metzger und andere – von den Nazis ermordet.

Als ab 1928 der Rechtsschwenk im Zentrum schon weitgehend vollzogen ist, engagiert sich Josef Rüter fortan für die „Christlich-Soziale-Reichspartei“ des Linkskatholiken und Pazifisten Vitus Heller. In den späten 1920er Jahren kommt es auch im Sauerländer Heimatbund zu Konflikten. Rechtsradikal gesonnene Persönlichkeiten wie der Musiker Georg Nellius, Josefa Berens und Maria Kahle versuchen, über den Künstlerbund zunehmend Einfluss auszuüben. Josef Rüter wirft dem Heimatbundgründer Pfarrvikar Franz Hoffmeister vor, den völkisch-nationalistischen Kräften gegenüber aus opportunistischen Gründen viele Zugeständnisse zu machen. Er tritt deshalb von der Schriftleitung der „*Heimwacht*“ zurück. Ein Hindernis für Rütters Wirken ist sein „lebensreformerischer Moralismus“. Er lehnt z.B. den Alkoholrausch und somit die verbreitete Festkultur der kleinen Leute in der Landschaft rigoros ab. Damit stößt er jedoch auch solche „Liebhaber von Schützenfesten“ vor den Kopf, die mit dem erstarkenden Nationalismus gar nichts am Hut haben.

### 3. Wider den neuheidnischen Abfall vom Christentum

Im Rahmen einer Reihe für die Zentrums-Zeitschrift „*Germania*“ bescheinigt Josef Rüter bereits 1923 den völkischen Katholiken einen neuheidnischen Abfall vom Christentum. Diese im ganzen Land nachgedruckte Serie ist überhaupt die früheste Aufklärung zum Problembereich „Rechtskatholizismus“ mit Breitenwirkung. Rüter nennt als Beispiele auch zwei Sauerländer, den Priester Lorenz Pieper (NSDAP-Mitglied seit 1922) und die Buchautorin Maria Kahle. In ihren Gedichten hat Kahle z.B. einen „Deutschen Gott“ (!) erfunden und diesen gebeten, „*seinem Volk*“ lieber Untergang als demütige Knechtschaft zu geben.

Gegen die Feinde der Weimarer Republik engagiert sich Josef Rüter später im Rahmen des „Reichsbanners“ und auch weiterhin als Publizist. Unter dem Pseudonym „J. van Hilbrinxen“ veröffentlicht er 1931 sein populäres Buch „*Taten und Meinungen des Herrn Fuchs und andere Fabeln*“<sup>1</sup>. Manche Stücke daraus liest man heute als schreckliche Vorahnungen für die nachfolgenden Jahre:

#### Die Hauptsache

Die Wahlen zum Tierlandtag standen bevor, und die Kandidaten sollten aufgestellt werden. Manche Vertreter waren mit den bisherigen Abgeordneten nicht zufrieden und schlugen neue vor. – Da erhob sich Herr Fuchs und setzte auseinander, das höchste Ziel sei die Einigkeit, und es sei unverantwortlich, diese zu stören. Ein grüner Neuling entgegnete ihm: „Herr Fuchs, mir scheint, dass nicht die Einigkeit die Hauptsache ist, sondern das, worin man einig ist.“ Aber da erhoben sich alle wider ihn und erklärten, es sei ihnen unbegreiflich, wie ein anständiger Mensch nicht die Einigkeit an erste Stelle setzen könne.

#### Einigkeit macht stark

Der Habicht berief eine Versammlung zwecks Gründung eines Interessensverbandes der Vögel ein. In der Gründungsversammlung wurde er, wie zu erwarten war, zum ersten, und sein Vetter, der Sperber, zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Und zwar einstimmig. – Nur der Spatz wagte zu bemerken, dass die Interessen der Raubvögel doch wohl andere seien als die der kleinen Leute. Aber da fuhr die Versammlung über ihn her und erklärte stürmisch, die Größe begründe keinen Wesensunterschied, und man rechne es sich zur Ehre an, mit Herren von so altem Adel der gleichen Vereinigung anzugehören. – Und der Spatz wurde hinausgeflogen.

#### Der Erbfeind

Der Fuchs begegnete dem Hahn. „Unsere Stämme“, sagte er, „leben seit uralter Zeit in Fehde. Du bist mein Erbfeind.“ „Aber ich tue Dir doch nichts zuleide“, erwiderte der Hahn. „Kann ich Dir bei unserer alten Feindschaft trauen?“ antwortete der Fuchs. „Die beste Verteidigung ist der Angriff.“ Und er stürzte sich auf den Erbfeind und zerriss ihn.

#### Tradition

Eine Herde Ochsen wurde zum Schlachthof getrieben und ahnte, was ihr bevorstehe. Ein junger Ochse kam auf den Gedanken, sich mit vereinten Kräften zur Wehr zu setzen und den Gang in das blutduftende Haus zu verweigern. Er trug diesen Plan den Schick-

<sup>1</sup> Vollständig zugänglich in: *Bürger*, Peter (Bearb.): Josef Rüter (1881-1972) aus Olsberg-Assinghausen. Linkskatholik, Heimatbund-Aktivist, Mundartautor und NS-Verfolgter. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 61. Eslohe 2013. www.sauerlandmundart.de – Das Pseudonym „J. van Hilbrinxen“ hängt offenbar zusammen mit einer Ortsbezeichnung am Borberg (wo Rüter eine Waldhütte hatte); vgl. *Hillebrand*, Fritz: Ein Geschichtchen vom Borberg. In: *De Suerländer* [für das Jahr] 1957, S. 117-118: „Hilbrinkser Bieke“ (Plattdeutsch „Hilbrinksen / Hilbringesen“ = Hilbringhausen; laut Rüthers Borbergfestschrift von 1949/50 ein „bereits im 30jährigen Kriege wieder“ verschwundener Ort).

salsgenossen vor. Aber sie verwarfen ihn mit Entrüstung: Erstens sei dies der ehrenvollste Tod für einen Ochsen. Zweitens sei es nicht ausgemacht, dass sie ALLE sterben müssten. Drittens sei es immer so gewesen und werde immer so sein. – Und sie nannten den Kühnen einen Revolutionär und wollten keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben.

Mit diesem trefflichen Fabelbuch möchte der Autor nicht durch komplizierte Philosophie, sondern in Form allgemein verständlicher „Gleichnisse“ aufklären über Führerkulte und militaristische Verführung der Massen. Rüter veröffentlicht aber auch politischen Klartext, so etwa 1932 einen Beitrag „*Nationalsozialismus und Friedenserziehung*“. Im Rückblick urteilt sein ehemaliger Schüler Paul Hennecke: „Die sich durch den Nationalsozialismus anbahnende Katastrophe sah Joseph Rüter bereits Anfang 1930 fast präzise voraus.“

#### 4. Verfolgung durch die Nationalsozialisten und Nachkriegszeit

Der unermüdliche Warner erleidet entsprechend schon 1931 massive Anfeindungen durch örtliche Faschisten (→IX): Nächtliches Kesseltreiben vor dem Wohnhaus zermürbt die Nerven, anonyme Drohbriefe werden geschickt, und schließlich brennt sogar die Waldhütte der Rüthers. 1932 schießt ein Unbekannter durch das Schlafzimmerfenster. Die ankommenden Hakenkreuz-Karten ohne Absender enthalten nunmehr klare Morddrohungen: „Wenn dich jetzt meine Kugel trifft, wirst du verrecken!“

Die Briloner Nazis lassen schon vor dem 30. Januar 1933 die Brüder Theodor und Josef Rüter von Schülern bespitzeln und sammeln das Denunziations-Material. Sie beantragen am 22. Februar 1933 zunächst eine Amtsenthebung Josef Rüthers. Dessen Suspendierung vom Schuldienst, die mit einem amtlichen Berufsverbot einhergeht, folgt auch prompt Anfang April 1933. Ein erhaltener Schriftsatz<sup>2</sup> zur eigenen Verteidigung lässt erkennen, dass Rüter den totalitären Charakter der „neuen Zeit“ noch nicht zur Gänze durchschaut und noch immer mit einer Wirkmächtigkeit von Argumenten rechnet:

[...] IV. *Mein Pazifismus*: Er gründet sich auf die Weisungen der Päpste, im besonderen die beiden einschlägigen Enzykliken Benedikt XV. und Pius XI., und deckt sich in seinen Aufstellungen betr.[effs] des modernen Krieges mit den Aufstellungen der (freilich nicht nach der verfälschten Form, in der die deutschen Zeitungen sie brachten, zu betrachtenden) Rede des Bischofs Schreiber von Berlin bei der Tagung des „Friedensbundes deutscher Katholiken“ 1931, nach der Predigt des Kardinals Faulhaber in der Bonifatiusbasilika. Es wird meinen politischen Gegnern nicht unbekannt sein, daß auch Friedrich II. in seinem „Antimacchiavelli“ über den Krieg ähnlich urteilt. [...]

Von nun an findet das Ehepaar Rüter bis 1945 keine innere und äußere Ruhe mehr. Über mehrere Jahre gibt es noch geheime Kontakte mit jugendbewegten, kritischen Katholiken, die bei ihrem älteren Mentor Rat suchen. 1938 ist das Schreibverbot für Rüter endgültig besiegelt. 1939, kurz nach Kriegsbeginn, beginnen Verhöre und eine systematische Beobachtung durch die Gestapo. Rüter verschärft die eigene Situation, weil er an seinen schon 1933 zu Protokoll gegebenen Überzeugungen festhält.

Nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 kommt es zu Rüthers Verhaftung. Ein ärztliches Attest bewirkt die vorläufige Entlassung. Von September 1944 bis Kriegsende muss J. Rüter sich vor der Staatspolizei in Waldhütten bei Brilon verstecken. Die Befreiung erlebt er „als körperlich vollkommen ausgezehrter Mensch“.

<sup>2</sup> Blömeke: Nur Feiglinge weichen zurück. 1992, S. 96-97.

Nach 1945 bleibt Josef Rüter bei seinem Bekenntnis zu einem christlichen Sozialismus, das zunächst auch von maßgeblichen Mitbegründern der CDU geteilt wird. Sein kirchentreuer Katholizismus hat sich nicht verändert, aber er kritisiert – ähnlich wie Konrad Adenauer – das Verhalten der allermeisten Bischöfe während der Nazizeit und überdies die allgemeine Geschichtsverdrängung. Spätestens ab 1949 bringt sich Rüter an maßgeblicher Stelle in die dann 1950 vollzogene Wiederbegründung des Sauerländer Heimatbundes ein. Mitte der 1950er Jahre zieht er sich dort ein zweites Mal – wie Ende 1928 – ganz zurück. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die stillschweigende Rehabilitation von nazitreuen „Größen“ wie Maria Kahle im Heimatbund. Die religiösen, friedenspolitischen und auf das Wirtschaftssystem bezogenen Anliegen Rüthers werden in der Landschaft selten thematisiert. Eine 1969 erfolgte Auszeichnung mit dem Ehrenring des Kreises Brilon gilt seinen außerordentlichen Verdiensten um die Heimatforschung.



Das Ehepaar Josef und Maria Rüter um 1968  
(Aus „Blömeke: Nur Feidlinge weichen zurück“)

Durch die Forschungen Sigrid Blömekes wissen wir, wie rege Josef Rüter in der jungen Bundesrepublik an der überregionalen Vernetzung von Linkskatholiken und religiösen Sozialisten beteiligt gewesen ist. Im Alter hat sich der Gegner von Wiederbewaffnungs- und Aufrüstungspolitik über friedenspolitische Impulse ebenfalls sehr aktiv in die pax christi-Bewegung eingebracht, die im Bistum Paderborn wohl auch dank seiner Wortmeldungen vor einem allzu zahmen „Gebetscharakter“ bewahrt blieb.

P.B.

## IX.

### „Nur Feiglinge weichen zurück“

#### Josef Rütter (1881-1972): Politische Betätigung am Ende der Weimarer Republik – Verfolgung und Widerstand zur Zeit des Nationalsozialismus

Von Sigrid Blömeke



Josef Rütter um 1920

Vorbemerkung (P.B.): Die nachfolgenden Buch-Auszüge stammen aus der Rütter-Biographie der Verfasserin (alle Literatur-/Quellenangaben sowie die zahlreichen, in die Darstellung – dokumentarisch – eingebauten Originalquellen entfallen an dieser Stelle und sind nur in der Druckausgabe zu finden; Nummerierung der Zwischenüberschriften hier neu). Das für die Erkundung der sauerländischen Regionalgeschichte insgesamt bedeutsame Werk liegt noch in kleiner Auflage vor und kann zum Preis von 14,80 Euro bei der Herausgeberin bestellt werden (Demokratische Initiative e.V., Kapellenstr. 10, 59929 Brilon, Tel. 02961/4615):

*Blömeke, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rütter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992. [180 Seiten; reichhaltig illustriert; zahlreiche Quellentexte aus dem Nachlaß] [Herausgeberin und Verlag: Demokratische Initiative. Verein zur Förderung sozialer, kultureller und politischer Bildung e.V.]*

#### 1. „Hüte Dich!“ – Politische Tätigkeit am Ende der Weimarer Republik und Bedrohung durch Nationalsozialisten

[Josef Rütter:] „Für meine Mitbetätigung im Streit der Geister und der Zeit, die ich nicht nur als eine moralische Verpflichtung, sondern auch als einen geschichtlichen Drang verspürte, blieb mir, nachdem ich 1928 aus der Zentrumspartei und aus der Betätigung im SHB [Sauer-



länder Heimatbund] ausgetreten war, außer der in meinem Berufe als Lehrer kaum eine andere Möglichkeit als die im Friedensbund deutscher Katholiken und in der Presse, in erster Linie in Thrasolts ‚Frohem Leben‘.“ Damit benennt Rüther zwei herausragende Schwerpunkte seines politischen Engagements in den Jahren 1929 bis 1932. Unter dem Eindruck des Aufschwungs antidemokratischer Ideen, die sich vor allem in einem aggressiven Militarismus äußerten, wurde er zu einem der bedeutendsten Friedenspolitiker Westfalens und über diese Region hinaus bekannt. Als Redner auf Kongressen und Tagungen, als Verfasser von -zig Aufsätzen und als Organisator des FdK machte er sich einen Namen – und gleichzeitig bei der extremen Rechten immer mehr verhaßt. In dieser Zeit traten die vorher so zahlreichen heimatkundlichen Aufsätze, Naturbeschreibungen und rein theologischen Abhandlungen fast vollständig in den Hintergrund. Für die letzten vier Jahre der Weimarer Republik lassen sich bei weit über 50 Aufsätzen gerade acht bis zehn solcher Berichte nachweisen.

Zunächst mühte Rüther sich, die Schlagkräftigkeit und Bedeutung des FdK in Ostwestfalen zu erhöhen. Nachdem Mitte 1929 nach zehn Neugründungen im ersten Quartal des Jahres so viele Ortsgruppen in diesem Raum existierten, schlossen sich die drei Verbände Paderborn, Brilon und Büren auf seine Initiative hin zu einem FdK-Bezirk zusammen. Auf der Gründungsversammlung hielt Rüther das Hauptreferat über „Unsere Aufgaben in der katholischen Friedensbewegung“, in dem er die Notwendigkeit betonte, „durch Ausspracheabende, Vorträge und Pressearbeit die Aktivitäten für den Frieden zu intensivieren“. Der Aufschwung wurde von den Ortsgruppen als so dauerhaft angesehen, daß man beschloß, die nächste Jahrestagung des FdK-Reichsverbandes in Paderborn organisieren zu wollen.

Diese fand dann vom 30. August bis 2. September 1930 tatsächlich in Paderborn statt und stand unter dem Motto „Erziehung zum Frieden“. Sie wies ein außerordentlich umfangreiches Programm auf: Neben zahlreichen Kurzansprachen öffentlicher und kirchlicher Würdenträger – wobei auch der Paderborner Bischof seine Berührungsgänge ablegte und als erster hoher Amtsträger den FdK in einer Stadt begrüßte – waren eine große Kundgebung vorgesehen sowie mehrere Arbeitskreise. Josef Rüther hielt in einem davon ein Referat, über das „Der Friedenskämpfer“, die FdK-Bundeszeitschrift, groß berichtete: „Ein ausgezeichnetes Referat folgte: Studienrat J. Rüter aus Brilon berichtete aus der Fülle seiner Erfahrungen über Erziehung zum Frieden in der höheren Schule. Ihre Aufgabe sei, den jungen Menschen in die abendländische Kultur einzuführen. Herrschaft des Geistes, Zurückdrängen des materialistischen Heldenideals. [...] Was hätten wir für eine Begeisterung gehabt, wenn uns auf dem Gymnasium das Weltbild von dieser Warte aus gezeigt worden wäre! Der Redner schloß mit der Forderung, den falschen Helden den Heiligenschein herunterzunehmen und den Krieg zu demaskieren. Es gelte, die Hemmungen des Reserveoffiziers, die Hemmungen des Divisionspfarrers, die Hemmungen des Elternhauses zu überwinden. Die Jugend wird kritischer und offener. Die Arbeit der Schule kann die Jugend zu selbständigem Urteil führen. Ein Hoffnungszeichen sei der Rückgang des Alkoholgenusses bei den Jugendlichen.“

Rüter war es dann auch, der die schulische Friedenserziehung im FdK etablierte. [...] Die Kontakte wurden schließlich im September 1931 zu einer „Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft“ im FdK ausgebaut. [...] Sie wollte zunächst die Geschichts- und die Lesebücher der Schulen auf „unchristlichen, friedensfeindlichen Gedankeninhalt“ hin überprüfen, weiterhin aber auch die Erdkunde- und Biologiebücher einbeziehen, „erstere wegen der vielfach schiefen und gehässigen Darstellungen der Nachkriegsverhältnisse, letztere Wegen der Rassenfrage“. Als positive Gegenstücke sollten Vorschläge für eine Neugestaltung der Lehrbücher „im christlich-deutschen Sinne, vor allem eine Beseitigung der Kriegs- und Militärromantik“, ein Verzeichnis „guter pazifistischer (im weitesten, ethischen Sinne) Jugend- und Volksliteratur“ und eine Sammlung von Bildern zum „christlichen Heldenideal“ erstellt werden. [...]

Auf den Tagungen wurde auch eine große Aktion des Friedensbundes deutscher Katholiken zu Weihnachten 1931 vorbereitet, nämlich der Protest gegen den Kauf von Kriegsspielzeug: „Der Vorstand des FDK soll gebeten werden, in der Zeit vor Weihnachten durch die

Kirchenzeitungen und auf andere ihm mögliche Weise auf den verderblichen Einfluß der heute wieder auftauchenden sog. Soldatenspielzeuge hinzuweisen, die Eltern vor ihnen zu warnen und die Bundesmitglieder zum Kampfe gegen diesen Spielwarenhandel aufzurufen.“ Die Arbeitsgemeinschaft intensivierte ihre diesbezüglichen Bemühungen im Herbst, indem sie eine Resolution formulierte, die auf der FdK-Generalversammlung desselben Jahres verabschiedet werden sollte. In dieser wurde deutlich auf den Zusammenhang zur bevorstehenden Abrüstungskonferenz hingewiesen und in scharfer Form die Qualität der Spielzeuge hervorgehoben, „die im Hinblick auf die entsetzliche moderne Kriegsmaschine einen romantischen Betrug an der Jugend darstellen“. Hellsichtig sagten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer voraus, daß – was auch immer Ergebnis der Abrüstungskonferenz sei – „die Aufrüstung Deutschlands der Beginn der europäischen Katastrophe“ sei.

Neben diesen organisationsbezogenen Aktivitäten berichtete Rüther im „Friedenskämpfer“ regelmäßig über pazifistische Aktivitäten im Raum Brilon bzw. notierte, was er für den FdK als relevant ansah. Sein eigentliches Veröffentlichungsorgan aber, von dem „Friedenskämpfer“ als FdK-Zeitschrift einmal abgesehen, war in diesen Jahren die Zeitschrift „Vom frohen Leben“. Sie wurde herausgegeben von Alfons Erb. Schriftleiter war Ernst Thrasolt. Thrasolt (1878-1945), der den Charakter der Zeitschrift prägte, war Geistlicher und radikaler Pazifist. Aus seiner Kritik an der militaristischen Politik des Zentrums heraus unterstützte Thrasolt die CSRP, großen Raum gab er auch der „Großdeutschen Volksgemeinschaft“, einer katholischen Jugendorganisation, die sich zur Neulebensbewegung bekannte. Alfons Erb dachte weniger gesinnungsethisch, sondern formulierte eine teilweise entschiedene Kapitalismuskritik, in der er sich auf Karl Marx, vor allem aber auf Sombart stützte. Rüther entsprach mit seiner Gesamtschau von Friedenspolitik als Kampf gegen Militarismus, Kapitalismus, Alkoholkonsum und Verfall christlicher Sitten ganz der Linie der Thrasolt-Erb-Zeitschrift. Neben längeren Abhandlungen über einzelne Elemente dieser Sicht – Kapitalismus und Christentum, die Rolle Preußens – setzte er sich auch in unzähligen kurzen Notizen und Gedankensplittern mit friedenspolitisch relevanten Begriffen und Phänomenen auseinander. In Buchbesprechungen stellte er aktuelle pazifistische Literatur vor, wobei er sich nicht scheute, „heilige Kühe“ des Katholizismus zu schlachten, wenn sie militaristische oder nationalistische Elemente enthielten. Dem bedeutenden „Staatslexikon der Görres-Gesellschaft“, dessen Band 4 er 1931 und dessen Band 5 er 1933 jeweils kurz nach Erscheinen rezensierte, bescheinigte er beispielsweise, „so sehr in der Vergangenheit“ zu stehen sowie „willkürlich erscheinende Begriffsbestimmungen“ vorzunehmen. Und: „Die Darstellung über den polnischen Korridor betrachte ich als Musterbeispiel, wie solche Fragen nicht behandelt werden sollten.“

Reichsweite Bedeutung erhielt eine Initiative Josef Rüthers, in der es ihm gelang, seine FdK-Aktivitäten mit seinem bevorzugten Veröffentlichungsorgan zu kombinieren: Für November 1931 erhielt er eine Zusage Alfons Erbs, daß die pädagogische Arbeitsgemeinschaft des FdK eine komplette Ausgabe der Zeitschrift „Vom frohen Leben“ gestalten dürfe. [...]

Die beiden führenden Personen der AG, Konrektor Erpenstein aus Borghorst und Rüther, setzten sich in ihren Leitartikeln sorgfältig mit Theorie und Praxis des modernen Krieges sowie der christlichen Lehre dazu auseinander. Es gelang ihnen, die Unterschiede des Ersten Weltkriegs zu allen früheren Kriegen herauszuarbeiten und daraus entsprechende Folgerungen abzuleiten. Erpenstein: „Die Legende von dem ‚verjüngenden Stahlbad‘ des Krieges ist gründlich zerstört. [...] Er kennt keine Fronten mehr: Frauen, Kinder und Greise werden ebenso hingemordet, verbrannt oder vergiftet wie Väter und Söhne. Mit dem christlichen Sitengebot ist der moderne Krieg auch nicht im entferntesten mehr in Einklang zu bringen.“ Und Rüther ergänzte: „Der christliche Pazifismus sieht in der Menschheit nach ihrer einheitlichen Abstammung und ihrem gleichen Ziele einen Organismus.“

Darüber hinaus machte Rüther deutlich, daß es zwar Unterschiede in Motivation, Begründung und praktischer Arbeit zwischen dem christlichen Pazifismus und dem humanistischen Pazifismus der Atheisten gebe, diese aber „nicht absolut“ seien: „Wenn der Weltfriede die

Kultur- und Bildungsaufgabe der Zeit ist, dann können und müssen beide Richtungen zusammenarbeiten.“ Angesichts der menscheitsbedrohenden Entwicklung der Kriegstechnologie gewichtete Rüter also die Zusammenarbeit unterschiedlicher ideologischer Systeme höher als die trennenden Merkmale, wobei es ihm ausdrücklich nicht nur um die „Duldung von Andersdenkenden“ ging, sondern auch um „Zusammenarbeit mit ihnen in allen lebenswichtigen Fragen“. An dieser Position ist hervorzuheben, daß Rüter sowohl die neue Qualität der kriegerischen Auseinandersetzungen erkannte, die zu seiner Zeit die Mehrheit der Bevölkerung nicht wahrhaben wollte, als auch – daraus ableitend – die katholische Diskussion aus ihrer Haltung der absoluten Alleingültigkeit herausführen wollte. Eine ähnliche Diskussion fand in der Bundesrepublik von den 50er Jahren an – im Zusammenhang mit der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik – bis in die 80er Jahre statt, als um die atomare Aufrüstung der Ersten und der Zweiten Welt erbitterte Auseinandersetzungen geführt wurden. Konnten, sollten und durften Kapitalismus und Sozialismus in „Gattungsfragen“ zusammenarbeiten?, lautete die entscheidende Frage.

Die FdK-Arbeitsgemeinschaft entwickelte in dem Sonderheft weiterhin „Gesichtspunkte pazifistischer Erziehung“ für alle nur denkbaren Bereiche: von der Familie über die Volksschule hin zum höheren Schulwesen und zur außerschulischen Jugendarbeit. Hier dominierten jeweils – nicht erstaunlich – religiöse Ansätze, deren Ziele jedoch durchaus außerhalb des Christentums unterstützenswert waren: „Verständnis für andere Stände, Völker und Rassen“ und ein „Gefühl der Solidarität“ mit ihnen ebenso wie „V.[ölker]B.[und]-Gesinnung“, angesichts der Hugenberg-Macht „Mißtrauen gegenüber der Presse“ und „Kriegsdienstverweigerung“. Die Lehrerinnen und Lehrer setzten sich damit auseinander, wie diese Ziele zu erreichen seien, indem sie für alle Schulfächer methodische Ansätze und spezielle Unterrichtsinhalte überlegten. Vor allem Josef Rüter engagierte sich hier stark [...]. Überwiegend findet sich hier wieder, was er bereits seit Jahren selber im Unterricht am Briloner Gymnasium praktizierte: in den alten Sprachen beispielsweise die Bevorzugung von Thomas Morus vor kriegerischen Texten, die kritische Diskussion von „Heldenquatsch“ wie Caesars „Dulce et decorum est“, die Herausarbeitung von Differenzen zwischen früheren Kriegen und den modernen und schließlich die „Ausnutzung der positiven Anknüpfungspunkte wahrer Humanität“ wie Hektor als neues Heldenideal statt Achilleus oder frühe Hinweise auf das Völkerrecht. Rüthers Ausführungen zur Philosophie lassen erkennen, warum er in der Schule so polarisierte: So wollte er nicht nur „Erziehung zu selbsttätigem Denken, also zur Überwindung der Phrase, also auch der nationalistischen und kriegerischen“, sondern propagierte auch eine Erziehung „zum Bekenntnis, auch wenn die Wahrheit nicht gefällt“.

Rüter gewann durch seine friedenspolitische Tätigkeit zahlreiche Jugendliche für den Pazifismus. Vor allem das starke Engagement der regionalen „Kreuzfahrer“-Jugend ist auf ihn zurückzuführen. Die „Kreuzfahrer“ waren Teil der katholischen Jugendbewegung. 1922 gegründet, lehnten sie jegliche Uniformierung, Abzeichen und Fahnen ab und bekannten sich demonstrativ zur Weimarer Republik. Stark beeinflusst waren die Jugendlichen, die sich als „werk tätige Jugend“ von den konservativen akademischen Gruppen abgrenzten, von den Schriften Joseph Wittigs, obwohl dieser 1926 aus der katholischen Kirche ausgeschlossen wurde und seine Schriften zeitweise auf dem Index standen. Großen Wert legten die Jugendlichen auf ein ausgeprägtes Freiheitsempfinden, eine Gehorsamspflicht lehnten sie sowohl gruppenintern als auch gegenüber der Amtskirche ab. Als die deutschen Bischöfe 1927 die Unterstellung unter die kirchliche Autorität forderten, löste sich die Bewegung auf. Die Jüngeren gründeten kurze Zeit später eine „Kreuzfahrer-Jungenschaft“ wieder, die weniger radikal demokratisch, aber immer noch antiautoritär eingestellt und sozial engagiert war. Bodenreform und Völkerversöhnung wurden zu ihren Hauptanliegen, reichsweit gehörten sie von daher auch zu den Trägern des FdK. Die westfälischen Mitglieder dieser Jugendorganisation gingen in Rüthers 1929 am Borberg erbauten Waldhütte ein und aus und besuchten ihn in seiner Wohnung in der Marktstraße. Auch verbrachte er mit ihnen manches Wochenende in

der Briloner Jugendherberge, wo sie über „Fragen unserer geistigen Situation“ diskutierten. Die Kontakte intensivierten sich, als der Leiter der Warsteiner „Kreuzfahrer“-Gruppe, Clemens Busch, 1930 eine Berufstätigkeit in Brilon begann. Arnsberger und Warsteiner Jugendliche wanderten und kamen mit dem Rad hierher, wobei die Friedenskapelle am Borberg einen besonderen Anziehungspunkt darstellte, bzw. Rüter und Busch besuchten sie in Warstein und Arnsberg. Ein Arnsberger Sturmschärler berichtet: „Ich erinnere mich eines Treffens in der Gärtnerischen Berufsschule an der Teutenburg in Arnsberg – im Jahre 1932 –, als Josef Rüter zu uns sprach. Josef Rüter – wir Jüngeren nannten ihn ‚Onkel Josef‘ – sprach über die politische Entwicklung, warnte vor den Wolken, die sich am politischen Himmel türmten.“

Sie entwickelten auch praktische Vorhaben. Stark beeinflusst von der Neulebensbewegung interessierten sich sowohl Josef Rüter als auch die Warsteiner Kreuzfahrer bereits frühzeitig für eine neue, aus der Schweiz kommende Idee: die gärungslose Fruchteverwertung. Diese erschien ihnen als praktische Konsequenz ihres Ideals, ohne Alkohol und Fleisch zu leben. „Mit Hilfe einer selbstgebauten Presse und mit einem kleinen Gerät aus Obererlenbach [wo sich eine Versuchsanstalt befand] für die fachgerechte Erhitzung – ‚Mostmax‘ war nach meiner Erinnerung der Name desselben – wurde 1931 in Warstein das erste ‚Flüssige Obst‘ gewonnen.“ Die Kreuzfahrer gründeten noch im selben Jahr eine Arbeitsgemeinschaft, die eine hauptamtliche Produktion vorbereiten sollte. Ein Problem war jedoch, da viele Kreuzfahrer in der großen Wirtschaftskrise seit 1929 arbeitslos geworden waren, die Finanzierung des Baus. Hier sprangen Josef und Theodor Rüter ein, indem sie den Warsteinern das notwendige Geld liehen, so daß von Oktober 1932 an Obstsäfte ohne Alkoholentstehung haltbar gemacht werden konnten.

Die gemeinsame Herkunft aus dem Katholizismus, die Treffen am Borberg, die Fahrten mit dem Fahrrad und die gesellschaftlichen Interessen der Jugendlichen führten für Rüter zu einer idealen Kombination der gemeinsamen Diskussionsansätze. „Es ergab sich so von selber auch eine innere Begegnung vom Heimatgedanken, vom politischen Neuwollen, dem sozialen und dem Friedensgedanken, die alle bei der ‚Friedenskönigin‘ ihre religiöse Tönung erhielten“, beschreibt Rüter den gedanklichen Horizont der Zusammenarbeit zwischen ihm und den Kreuzfahrern. Und der ehemalige Kreuzfahrer Theodor Köhren erinnert sich an die Zeit Anfang der 30er Jahre: „Josef Rüter war bei den Kreuzfahrern der geistige Vater im Hintergrund“ (Auskunft Köhren).

Rüter war Anfang der 30er Jahre aber nicht nur Lehrer für engagierte Jugendliche, sondern bemühte sich auch, die gesellschaftspolitische Diskussion im linken Katholizismus seiner Zeit anzutreiben. Hierbei behinderte ihn jedoch sehr stark seine örtliche Abgeschiedenheit. [...] Dennoch hielt er Kontakt zu einer Gruppe reformorientierter Katholiken aus dem Rheinland und Westfalen, die den Schwerpunkt auf Pazifismus-Diskussionen und Gesellschaftskritik legten. Angehörige dieser Gruppe waren neben Josef Rüter Walter Dirks, Redakteur der Rhein-Mainischen-Volkszeitung, Johannes Droste, Geschäftsführer des „Kreuzfahrer-Landbundes“ und Mitherausgeber der „Werkhefte junger Katholiken“, Nikolaus Ehlen, Herausgeber der „Lotsenrufe“ und ehemaliger CSRP-Spitzenkandidat, und Josef Rossaint, Kaplan in Oberhausen und führender Kopf der katholischen Jugendbewegung im Rheinland. Sie trafen sich in Essen im Haus Nazareth, einer Anlaufstelle der katholischen Jugendbewegung. Bis auf Nikolaus Ehlen waren die Gruppenmitglieder deutlich jünger als Rüter. Während dieser – mittlerweile 50jährig – im Kaiserreich aufgewachsen war und seine oppositionelle Haltung erst mit 35 Jahren infolge der Kriegserfahrung ausgebildet hatte, waren die übrigen typische Träger der Jugendbewegung: nach 1900 geboren, war der Erste Weltkrieg für sie die erste prägende Erfahrung und bildeten sie in der Weimarer Demokratie ihre politischen Überzeugungen heraus.

Guten Kontakt hatte Rüter auch zu Klara-Marie Faßbinder, deren Schwester Katharina Leiterin der höheren Mädchenschule in Brilon war. Wie für Rüter war der Erste Weltkrieg

für Faßbinder der Auslöser für den Wandel von einer Nationalistin zu einer Pazifistin gewesen. Aktiv im FdK, gehörte sie seit 1931 dem Bundesvorstand an. Rüther vergleichbar wurde sie allerdings in Brilon abgelehnt, und zwar „total“, wie Pollmann formuliert, sie habe als „extrem“ gegolten (Auskunft Pollmann).

Einen Wendepunkt in der Geschichte des ostwestfälischen FdK stellte dann eine deutsch-französische Kundgebung Ende August 1931 dar, die Josef und Theodor Rüther und Clemens Busch organisierten. Sie sollte sowohl inhaltlich als auch von der Teilnehmerzahl her der Höhepunkt der Friedensarbeit sein – gleichzeitig aber auch das erste deutliche Anzeichen der drohenden Gefahr von rechts. Hunderte deutscher Jugendlicher aus dem Raum Brilon, Büren, Paderborn, Arnsberg und Warstein, unter ihnen auch zahlreiche Schüler Josef Rütters, trafen sich auf dem Borberg mit einer Gruppe französischer Jugendlicher aus der dortigen katholischen Jugendbewegung „Compagnons de Saint François“ [„Gefährten des heiligen Franz“]. Diese pazifistische und auf Völkerversöhnung bedachte Gruppe war von dem Soziologiestudenten Joseph Folliet gegründet worden und wurde von ihm und einigen französischen Geistlichen begleitet. Darüber hinaus nahm an dem Treffen der Neheimer Franz Stock teil, der seit einigen Jahren in Frankreich Theologie studierte. Ziel der Veranstaltung war, angesichts der sich verschärfenden politischen Spannungen zwischen den beiden Ländern zu einer Verständigung beizutragen.

Theodor Rüther hielt zunächst einen Gottesdienst, bevor der Generalsekretär des FdK, Paulus Lenz, und der französische Professor Abbe Berton aus Reims redeten. Vor 1.500 Zuhörern hob Berton besonders hervor, daß er nur aufgrund einer privaten Einladung in Deutschland sei, er verdanke den Besuch keiner offiziellen Mission. Die Bedeutung lag für ihn vor allem darin, sehen zu können, daß es in Deutschland auch relevante Kräfte gebe, die sich für einen deutsch-französischen Ausgleich aussprächen: „Mit gemischten Gefühlen haben wir das nationalistische Treiben in Deutschland beobachtet, das einer Annäherung nicht dienlich ist.“ Der Franzose setzte vor allem auf den nationenüberschreitenden Katholizismus als völkerverbindende Kraft, weil der Protestantismus „mehr an nationale Grenzen gebunden“ sei. Er gestand jedoch ein, was aufgrund der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nicht erstaunen kann, daß die katholische Friedensbewegung in Frankreich „zunächst auf große Schwierigkeiten gestoßen“, mittlerweile jedoch stärker geworden sei.

Der Generalsekretär des FdK, Paulus Lenz, nahm vor allem Stellung gegen die deutsche Rede von der „Erbfeindschaft“ zwischen den beiden Nachbarländern Frankreich und Deutschland: „Waren es nicht anfangs die Dynastien, die um irgendwelcher privater Vorteile und aus selbstüchtigem Eigennutz die beiden Völker in Kriege verwickelten? Später kamen die Zeiten, wo die Industrie habgierig ihre Hände nach Gebieten ausstreckte, wo vielleicht Erze, Kohlen usw. zu finden waren.“ Lenz sah dagegen als Ziel an, daß Rechte, die man für sich fordere – wie Liebe zur Heimat, zur eigenen Sprache – auch anderen zugestanden werden müßten. Das hatte für ihn auch aktuelle Bedeutung: Die Reparationszahlungen für die Schäden des Ersten Weltkriegs belasteten Deutschland in der Wirtschaftskrise der 30er Jahre schwer, Frankreich hätte durch einen teilweisen Verzicht oder Aufschub der Zahlungen Erleichterungen gewähren können. „Aber welches Volk wird einem anderen behilflich sein, das nicht in allen seinen Teilen unbedingt den Frieden will?“, hob Lenz hervor. Und er zog die ernüchternde Bilanz: „Im Jahre 1917 hätte Deutschland auf Grund der Friedensverhandlungen des Papstes den Frieden haben können: aber es hat den Frieden nicht gewollt.“ Auf französischer Seite berichteten schließlich noch der Pfarrer von Lyon, Remillieux, von den Friedensaktivitäten der Lyonnaiser Arbeiterschaft und zwei Studenten von ihren Erfahrungen in Frankreich und Deutschland. Auf deutscher Seite forderten der Bundesvorsitzende Gunst sowie der Paderborner Tölle auf, Vertrauen zwischen Frankreich und Deutschland zu schaffen.

Das Friedenstreffen auf dem Borberg war für die Teilnehmer ein außerordentlich prägendes Ereignis – vor allem für die Jugendlichen. So formulierte einer der Warsteiner Kreuzfahrer, Hugo Blessohl, viele Jahre später, daß die Veranstaltung das „Schlüsselerlebnis seiner

Jugend“ gewesen sei. 50 Jungen waren von Warstein zum Borberg gewandert, andere kamen von weit her mit dem Fahrrad. Eine deutsch-französische Begegnung stellte in der angespannten Atmosphäre Anfang der 30er Jahre eben eine Sensation dar.

Da sich die antidemokratische Rechte und ihr Militarismus wieder deutlich im Aufschwung befanden, mußte die Veranstaltung auf dem Borberg aus dieser Richtung als „Provokation“ aufgefaßt werden, zumal sich unter den Franzosen auch ein schwarzer Student aus Martinique befand, der spätere Lyonnaiser Professor Louis Achilles. Die Veranstaltung verlief dementsprechend nicht mehr so ungestört, wie die Friedensgruppen das von früher kannten. Eine Gruppe Olsberger Nazis erstürmte in SA-Uniform den Borberg und versuchte – unter der Führung des NSDAP-Bezirkvorsitzenden und Juniorchefs der Olsberger Hütte, Albert Everken –, die Redner zum Abbruch zu zwingen.

„Die SA-Männer drängten sich nun von allen Seiten zwischen die Menschenmassen. Auf ein Zeichen des Parteigenossen Everken sollten dann gleichmäßig über den ganzen Platz verteilt die Störungsrufe einsetzen. Als nun als Hauptattraktion der Führer des Friedensbundes Gunst aus Hüsten einem schwarzen Franzosen vor der ganzen Volksmenge den Verbrüderungskuß gab, rief Parteigenosse Everken ‚Pfui-Teufel‘. Nun setzte von allen Stellen aus unentwegt der Ruf ‚Deutschland erwache‘ ein“, beschrieben die NS-Anhänger ihre Störaktion. Gunst versuchte, sich zu wehren, indem er entgegnete: „Deutschland ist bereits erwacht!“, doch die Nazis ließen sich auf keine Diskussionen ein. Um die Störer zu vertreiben, schoß der Förster vom Borberg, Josef Nickolay, einige Male in die Luft, und die Polizei entfernte schließlich die Olsberger, die sich mit Stöcken wehrten, mit Gewalt vom Versammlungsplatz. Unter Ausstoß „verschiedene[r] Drohungen“ sammelte sich die Gruppe neu unterhalb des Borbergs, sang da noch eine Weile Nazi-Lieder, bevor sie endgültig abzog.

Der Vorfall zeigte drastisch das Vorhandensein und die Aktivitäten größerer NSDAP-Gruppen im Briloner Raum lange vor der Machtübergabe und belegte damit die französischen Sorgen und die Kritik des FdK, die auf der Veranstaltung deutlich geworden waren. Es sollte der Auftakt einer Reihe weiterer Angriffe gegen pazifistische Bestrebungen und vor allem gegen die Person Josef Rütters sein. In der „Sicherheit“ des Dritten Reichs erklärte der Anführer der Olsberger Nazis, Everken, nun Propagandaleiter der NSDAP im Kreis Brilon: „Jahre hindurch war Rütter der gehässigste Verfolger der Nationalsozialisten im Kreise Brilon. U.a. inszenierte er auf dem Borberg bei Olsberg eine große pazifistische Kundgebung mit einem französischen Professor. An dieser Kundgebung nahmen ca. 2.000 Menschen teil. Hierbei küßte Rütter sich mit dem Franzosen vor allen Menschen. Wir Nationalsozialisten, die damals noch schwach waren, versuchten mit 30 Mann, diese üble Szene zu verhindern. Rütter aber hetzte die Masse gegen uns auf und ließ uns durch Polizei und Förster abtransportieren“ (PSK MS, Personalakten).

Everken, der von sich selber sagte, daß er „die Ideen und Ziele der Friedensgesellschaft für falsch hielt“, und Rütter waren 1928 schon einmal Kontrahenten gewesen, als Rütter von Everken – „absichtlich“, wie Rütter behauptete und Zeugen dafür nennen konnte – mit dem Auto angefahren worden war. Erneut standen sie sich gegenüber, als Rütter in der Öffentlichkeit behauptete, Everken habe als Anhänger der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ nicht das Recht, sich auf die Arbeiterschaft zu berufen, da er als Juniorchef der Olsberger Hütte die Arbeiter „trieze und schikaniere“: „Mit den armen Leuten, die von ihm abhängig seien, könne er das machen“, hatte Rütter weiter ausgeführt. Everken hängte Rütter dafür eine Beleidigungsklage an, deren Ausgang leider nicht bekannt ist.

Die Angriffe auf demokratisch eingestellte Personen erfolgten zu diesem Zeitpunkt überwiegend von Olsberger Nazis. Hier hatte die NSDAP eine besonders starke Ortsgruppe, doch auch in Brilon existierte bereits seit 1927 eine solche. Gegründet worden war sie durch die NSDAP-Mitglieder Heinrich Nierfeld und Josef Wagner, sie konnte im ersten Jahr des Bestehens jedoch nur zehn Mitglieder und bei der Reichstagswahl im Mai 1928 nur ein Prozent der Stimmen verzeichnen. Bald bekam die Partei jedoch Aufwind und konnte mit Fritz Dorls,

Willi Hartmann und Elmar Lerchner populäre Aktivisten gewinnen, die später Funktionärsaufgaben wahrnahmen.

Die Septemberwahl 1930 machte die NSDAP mit 7,3% zur zweitstärksten Partei im Kreis und mit 7,2% zur drittstärksten in der Stadt Brilon. Den höchsten Stimmenanteil vor der Machtübergabe erzielte sie im Juli 1932 mit 12,4%. Josef Rüter betätigte sich als unermüdlicher Warner vor der NSDAP. Sein ehemaliger Schüler Paul Hennecke erinnert sich: „Die sich durch den Nationalsozialismus anbahnende Katastrophe sah J.[osef] R.[üter] bereits Anfang 1930 fast präzise voraus.“ (Auskunft Hennecke)

Eine Folge der erfolgreichen FdK-Veranstaltung auf dem Borberg war auf jeden Fall eine sich steigernde Hetze in der NSDAP-Zeitung „Rote Erde“. Nachdem bereits am 1. September einmal auf die deutsch-französische Veranstaltung auf dem Borberg eingegangen worden war, erschien nur vier Tage später unter der Überschrift „Was in Deutschland alles möglich ist!“ ein ausführlicher Bericht. Die NS-Zeitung polemisierte vor allem gegen den „Friedenskuß“, der zwischen deutschen und französischen Katholiken ausgetauscht worden war. Daß der Zeitungsbericht nicht das letzte Wort sein sollte, wird deutlich an der Drohung am Schluß des Artikels: „Wir werden uns dieses ehrlose Handeln des Friedensbundes deutscher Katholiken für die Zukunft merken müssen.“

Brilon war um diese Zeit als Treffpunkt pazifistischer Aktivitäten in Westfalen gut bekannt. Dafür hatten nicht nur die Borberg-Kapelle und Josef Rüter gesorgt, sondern auch die Bereitwilligkeit der Jugendherbergseltern, solchen Veranstaltungen Raum zu geben. Wiederholt fanden Treffen friedenspolitisch engagierter Gruppen in der neuen Jugendherberge am Hölsterloh statt. Ein weiterer beliebter Treffpunkt in Ostwestfalen war die Wewelsburg, auf der häufiger FdK-Veranstaltungen stattfanden. Zu einem Vortrag von Theodor Rüter „Mit Christi Lehre für den Weltfrieden“ mit anschließendem Diavortrag über den Ersten Weltkrieg fanden sich beispielsweise etwa 300 Personen ein. Der Kreis Büren hatte die Burg vom preußischen Staat übernommen und nutzte sie ab 1925 als „Zentrum der Jugend- und Heimatpflege“. Vorgesehen war eigentlich nur die Ermöglichung „unpolitischer“ Veranstaltungen, auf Fürsprache des Bürener Landrats Solemacher-Antweiler erhielt jedoch auch der FdK Tagungsräume. Die Wahl dieses Ortes hatte insofern nahegelegen, da der Pfarrer von Wewelsburg, Johannes Pöppelbaum, aktives Mitglied des Bundes war.

Wenige Tage nach der Veranstaltung auf dem Borberg fand dementsprechend eine große FdK-Kundgebung auf der Wewelsburg statt, die neben der deutsch-französischen auch der deutsch-polnischen Versöhnung gewidmet war. Auch dieses Treffen war – trotz der räumlichen Nähe zu Brilon und demselben Interessentenkreis – mit 600 Zuhörern außerordentlich gut besucht. Das Hauptreferat hielt der Bürener Lehrer Wiepen, Redakteur der populären FdK-Zeitschrift „Der Friedensfreund“. Er forderte vehement eine Verständigung zwischen Deutschland und Polen, weil sonst „ein Krieg an der Weichsel unbedingt einen solchen am Rhein zur Folge [hätte] und damit einen solchen für ganz Europa“. Aus heutiger Sicht erscheint diese Aussage in der Tat „als in beklemmender Weise die Zukunft vorwegnehmend“, wie Jakobi-Reike formuliert.

Der Bürener Landrat wollte solche Veranstaltungen jedoch nicht zum Regelfall werden lassen, weil sonst auch „anderen Parteien zu gleichen Zwecken“ die Benutzung erlaubt werden müsse. Und: „Ich möchte auch daran erinnern, daß eine ähnliche Friedenskundgebung in Brilon stattgefunden haben soll, bei der es zu erheblichen Ruhestörungen gekommen ist, mit denen in Wewelsburg unter Umständen auch zu rechnen sein wird.“

Zwischen den beiden Großveranstaltungen in Büren und Brilon organisierte der FdK noch kleinere Treffen in Arnsberg, Geseke und Hagen, so daß schließlich innerhalb einer Woche fast 3.000 Personen erreicht wurden und „jedesmal Neuaufnahmen bzw. Neugründungen vorgenommen werden konnten“ (Lettermann).

Neben seinem Engagement für den FdK unterstützte Rüter weiterhin auch die Christlich-soziale Reichspartei (CSRP), da Pazifismus für ihn nicht von allgemeiner Gesellschaftspolitik

zu trennen war. Dieses setzte ihn aber weiteren Anfeindungen aus – verstärkt auch innerhalb des Katholizismus. Die stetig wachsende Akzeptanz der linkskatholischen Partei und ihrer Zeitung „Das Neue Volk“ veranlaßte die Amtskirche 1929 einzugreifen. Zunächst reagierte der Erzbischof von Freiburg mit einem Erlaß, der deutlich macht, wie das Episkopat bemüht war, konservative gesellschaftliche Strukturen zu bewahren und Kritik aus den eigenen Reihen zu unterdrücken. Der Erzbischof beschuldigte „Das Neue Volk“, Artikel zu veröffentlichen, die „direkt der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zuwiderlaufen“. Die folgende Aufzählung konkreter Punkte zeigt, wie stark auch fundamentale Überzeugungen Josef Rüthers von dem kirchlichen Bannstrahl betroffen waren: Der Erzbischof verwarf nämlich vor allem die „einseitige“ Ableitung „der Nächstenliebe und des Pazifismus“ aus dem Christentum sowie die Kritik der Redakteure, das Festhalten am traditionellen christlichen Eigentumsbegriff sei „Begünstigung des Kapitalismus und aller Ungerechtigkeiten, die mit diesem wirtschaftlichen System in Zusammenhang gebracht werden“. Genau diese beiden Punkte hatte Rüther aber wiederholt formuliert.

„Zum Schutz der Einheit und der Liebe innerhalb der anvertrauten Herde“ griff der Erzbischof zu drakonischen Mitteln gegen die christlichen Sozialisten, indem er zum einen katholischen Geistlichen „unter dem kanonischen Gehorsam“ jegliche Mitarbeit an der CSRP-Zeitung verbot und zum anderen die Katholiken vor ihrer Lektüre „dringend“ warnte. Die Bischöfe bzw. Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Rottenburg übernahmen diesen Erlaß.

Auf Initiative eines Lippstädter Zentrumsabgeordneten, der wohl die Popularität des CSRP-Kandidaten Kleffmann fürchtete, reagierte schließlich kurz vor den Wahlen zum Landtag der Provinz Westfalen auch der Erzbischof von Paderborn. 2.000 Geistliche lud er zu einer Seelsorgertagung, auf der ein eindeutiger Wahlaufruf für das Zentrum verabschiedet wurde: „Die Seelsorgertagung der Diözese Paderborn erblickt im Zentrum die einzige Partei, die nach ihrem Wesen und ihrer Geschichte die katholischen Grundsätze und Belange in politischen Angelegenheiten vertreten hat und vertritt.“ (Eine bedeutsame Entschließung) Zudem ließ er mehrfach in den Zeitungen der Provinz Warnungen vor der CSRP und ihrer Zeitung abdrucken. Er befürchtete wohl einen weiteren Einbruch der Partei in die Zentrumswählerschaft.

Bei Josef Rüther hatten diese Appelle jedoch nicht den erhofften Erfolg. Er setzte sich im Gegenteil um so stärker für die Vitus-Heller-Partei ein. Zur Reichstagswahl im September 1930 verfaßte er angesichts der regierenden autoritären Präsidialkabinette eigenhändig ein Flugblatt, in dem er – neben aktuellen örtlichen Mängelrügen – den neuen Militarismus des Zentrums angriff und stattdessen formulierte, Soldaten seien Menschen, „die auf Befehl von Mördern unschuldige Menschen dahinnorden“. Und weiter: „Verfluchter als verflucht ist der Soldat, wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt ...“ Trotz der massiven Eingriffe der Kirchenleitung gelang es der CSRP auf diese Weise, in Brilon beachtliche 13,5% der Wählerstimmen zu erzielen. Dieses Ergebnis ist um so höher zu werten, als im Kreis Lippstadt – dem zweiten Schwerpunkt der CSRP – bereits im Jahr zuvor bei den Wahlen zum Provinziallandtag der Anteil der linkskatholischen Partei auf sieben Prozent abgesunken war. Da sie hier mit eigenen Kandidaten zur parallel stattfindenden Kreistagswahl antrat, gelang es ihr allerdings, mit einem nur unwesentlich höheren Ergebnis (7,5%) zwei Mandate zu erringen, die von Kleffmann und Bernhard Brinker besetzt wurden.

Der Rechtsruck des Zentrums war allerdings nicht aufzuhalten. Eine Großveranstaltung vor 2.000 Zuhörern in der Briloner Schützenhalle mit dem ehemaligen Reichskanzler Marx zeigt diese Tendenz deutlich. Im September 1931 folgten die Zuhörer zunächst der Analyse Theodor Rüthers als örtlichem Vorsitzenden, der auf Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Armut hinwies, bis Marx dann auf die autoritäre Politik des Reichskanzlers Heinrich Brüning (Zentrum) zu sprechen kam. Entscheidend war dabei für ihn nicht, wie gerecht oder ungerecht, wie demokratisch oder undemokratisch diese war, sondern entscheidend für ihre Unterstützung war die Konfessionszugehörigkeit Brünings: „Es gab nur einmal einen Kanzler, der



der katholischen Kirche angehörte, und nur wenige Katholiken sind in den vielen Jahren Minister gewesen. Das ist jetzt anders geworden.“ Deutlich schimmert hier noch das Erleben der Kulturkampfzeit durch, ein unbedingter Regierungswille war die Folge – egal um welchen Preis. Nach Fehrenbach, Wirth und Marx trug man nun eben auch Brüning mit, wenn auch seine Notverordnungen „fast unerklärlich“ erschienen. Daß der Ausnahmezustand einer Präsidialregierung zur Phase der „Diktaturgewöhnung“ werden könnte, wie der Bonner Historiker Manfred Funke es formuliert, wurde dabei in Kauf genommen. Zu dieser Position paßten auch die wiederholten Worte, daß kein Katholik sich vor der „Bürde der schweren Ämter“ der Regierung drücken würde. Das Problematische dieser Staatsfixiertheit wurde von der Mehrheit der deutschen Katholiken nicht erkannt. Marx verwahrte sich im Gegenteil gegen jede Art von Kritik: „Schimpfen und Kritisieren ist in unserer Zeit so furchtbar leicht.“ Diese gefährliche, tief in deutschem Denken verankerte Tendenz, wurde verstärkt durch einen Hang zu deutschnationaler, militaristischer Auffassung, die sich in der Verehrung Hindenburgs äußerte, dem General des Ersten Weltkriegs.

Die Briloner NSDAP reagierte auf die Veranstaltung mit einem Flugblatt, das sie in der Stadt verteilte. Der für den Inhalt verantwortliche Fritz Dorls hielt der katholischen Partei dabei ihre eigene Widersprüchlichkeit im Umgang mit der Weimarer Republik vor, deren Anerkennung Marx in seiner Rede verlangt hatte: daß sich nämlich beispielsweise – in der Tat – die Fuldaer Bischofskonferenz 1919 nicht vorbehaltlos auf den Boden der Weimarer Reichsverfassung gestellt und – anspielend auf die Isolierung und Diffamierung der Katholiken in anderen Parteien als dem Zentrum – daß Pius XI. drei Jahre zuvor ausdrücklich jeglichen aus dem katholischen Glauben abgeleiteten Zwang zu einer Partei eine Absage erteilt hatte. Mit dem populistischen Schlagwort „Arbeit, Freiheit und Brot“ versuchte Dorls nun, daraus Kapital für die NSDAP zu schlagen: „Wir National-Sozialisten sind es gewohnt, immer und von allen Seiten und mit allen Mitteln diskreditiert zu werden. Man greift uns an, aber bringt dann nicht den Mut auf, unsere Entgegnungen zu hören. Uns stört das nicht. Wir wissen, daß all dieses die letzten Zuckungen eines absterbenden Systems, einer an sich selbst verfaulenden Welt sind.“ An dieser Kontroverse wird deutlich, was das Grundübel der Weimarer Zeit – und nicht nur des Zentrums, sondern eigentlich aller Parteien – war: Die NSDAP konnte von der weitverbreiteten Abneigung rechts wie in der Mitte wie links gegenüber der Demokratie oder einzelner ihrer Elemente profitieren, indem sie einfach immer nur den Finger in die vielen offenen Wunden legte. Die übrigen Parteien waren nicht in der Lage, diesen Angriffen ein überzeugendes Konzept entgegenzusetzen, so sehr sich einzelne Teile auch immer bemühten.

Angesichts der Wirtschaftskrise und der vermeintlichen internationalen Demütigung Deutschlands hatten viele Hoffnungen im Katholizismus auf der autoritären Politik des Reichskanzlers Brüning geruht, so daß sein Sturz Ende Mai 1932 durch den prominenten Rechtskatholiken Franz von Papen trotz dessen „richtiger“ Konfessionszugehörigkeit zunächst Unmut in der Zentrumsführung auslöste. Josef Rütger schrieb aus diesem Anlaß eine ironische Polemik, in der er auf die Scheinheiligkeit dieser Empörung hinwies, da sich von Papen kaum von Brüning unterscheiden würde: „Es wird den Ministern des ‚feudalen Herrenklubs‘ (RMV) nicht schwerer fallen als den vorausgehenden, Not zu verordnen.“ Im übrigen gebe es in der Partei doch viele, die ähnlich wie von Papen dächten: „Man horche einmal umher, wie Westfälische Landräte und die Zentrumsleute des Westfälischen Bauernvereins zu der Sache stehen, ob sie v. Papen gram sind.“ Das Zentrum solle lieber über sich selber empört sein: „Den Reichskanzler Herrn v. Papen aber wird es schon schlucken, wie es alles andere geschluckt hat, was man ihm von rechts vorsetzte“, sagte Rütger richtig voraus. Teile der Zentrumsführung wollten sogar noch weiter gehen und führten im Herbst des Jahres 1932 Koalitionsverhandlungen mit der NSDAP.

Die CSRP hatte indes viel politisches Kapital verspielt. Wiederholte Namensänderungen und eine allzu enge Bündnispolitik mit der KPD trieben die Mehrheit der linkskatholischen

Wähler in die Arme des Zentrums zurück. In Brilon stieg dessen Anteil wieder über die gewohnte 60%-Marke, während die CSRP unter ein Prozent fiel. Eine Minderheit der ehemaligen CSRP-Wähler entschied sich – wie bereits Anfang der 20er Jahre – direkt für die KPD, so daß diese nun bei 16,2% lag. Welche Partei Rüter in diesem Jahr wählte, ist leider nicht bekannt. Insgesamt läßt sich der überraschende Befund festhalten, daß das Wahlergebnis vom Juli 1932 – mit Ausnahme der NSDAP – denen von 1920 und 1924 sehr nahe kam. Die Hitlerpartei erreichte am Ende der Weimarer Republik in Brilon 12,4%, die sie gleichmäßig allen Mitte-Rechts-Parteien abzog.

Neben seinem parteipolitischen Engagement sowie der Tätigkeit für den FdK verlor Rüter in dieser Zeit auch den Zusammenhang seiner pazifistischen Ideen mit den sozialen Gegebenheiten im Deutschen Reich nicht aus dem Auge. Er schrieb weiterhin zahlreiche Aufsätze zu gesellschaftspolitischen Themen, sei es in der Zeitschrift der Katholischen Weltjugendliga „Erwachende Jugend. Zeitschrift für Völkerfrieden und Klassenverständigung“, die sich unter der Parole „Keine Stimme den Nazis und ihren großkapitalistischen Geldgebern“ für einen gemeinsamen Kampf aller Pazifisten gegen die NSDAP einsetzte, sei es in Friedrich Wilhelm Foerstlers „Die Zeit“. Nicht erstaunen kann angesichts seines Schwerpunkts auf der Friedenspolitik in dieser Zeit, daß der Militarismus des preußischen Staates dabei zu seinen wiederkehrenden Themen gehörte. Er knüpfte hier an früher entwickelte Positionen an und legte Wert auf eine deutliche Trennlinie zwischen „Ostelbien“ und „Westelbien“.

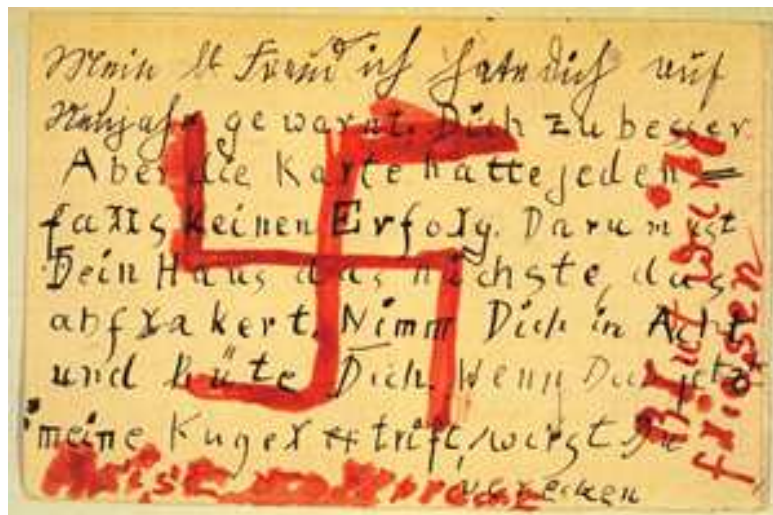
Deutliche Kritik übte er in diesen Jahren auch an der katholischen Kirche und hier vor allem an ihren hohen Amtsträgern, die er von ihrer luxuriösen Lebensweise her als abgehoben von der Masse der Bevölkerung erkannte: „St. Paulus jedenfalls wollte lieber niemals Fleisch essen als seinen Brüdern Ärgernis geben.“ Und gegenüber seinen Schülern sagte er oft: „Ich möchte den Bischof ’mal sehen, der mit einer Spendenbüchse da steht und für die Armen sammelt.“ Was die Gestaltung der Gesellschaft betraf, wollte er die Bischöfe ebenfalls nicht aus der Verantwortung entlassen. Rüter kritisierte insbesondere ihre Bindung an die alten Eliten sowie die Blindheit, was rechtsextreme Bestrebungen betraf. Statt allgemeine Grundsätze zu vertreten, würden die Kirchenoffiziellen die politische Linke vehement bekämpfen und „ganz offen parteipolitische Propaganda“ für das Zentrum betreiben. Darüber hinaus verurteilte Rüter den tiefsitzenden Antijudaismus der Bischöfe. Für diesen hatte er aus politischen und theologischen Gründen kein Verständnis. Jesus sei Jude gewesen und Maria Jüdin. Sein großes Vorbild war Abraham, der gemeinsame Stifter der drei Weltreligionen Christentum, Judentum und Islam.

Rüter stieß in seinen Analysen sogar bis zu Kritik an den Strukturen der Amtskirche vor und blieb nicht bei der Auseinandersetzung mit einzelnen Personen stehen. Er wertete dabei vor allem den internen Autoritarismus als gefährlich, der „von vielen Menschen heute nicht nur nicht mehr verstanden, sondern nicht ohne Grund verabscheut“ würde. Bezüglich der Titulierungen formulierte er sarkastisch: „Damals hatte seine Eminenz, der Apostel Paulus, zu seiner Eminenz, dem Apostel Johannes, gesagt, seine Heiligkeit, unser Apostel Petrus ...“. Nichtsdestotrotz blieb Rüter ein überzeugter Christ und strenger Katholik. Fast tägliche Messebesuche und häufige Kommuniongänge heben übereinstimmend alle Zeitzeuginnen und Zeitzeugen hervor. Beim Angelusläuten haben die Gespräche unterbrochen werden müssen für ein kurzes Gebet, und unterwegs sei von Rüter jedes Wegekreuz ehrfürchtig begrüßt worden.

1931 erschien von Rüter in diesem Zusammenhang ein Buch, das außerordentlich populär wurde und deshalb den offiziellen Katholizismus schmerzhaft traf: „Taten und Meinungen des Herrn Fuchs und andere Fabeln“. Ausdrücklich betonte Rüter im Vorwort: „Ich bin katholisch. Nicht nur mit dem Taufschein!“ Dennoch – oder deswegen? – wählte er aus Angst vor Angriffen erneut das Pseudonym. In der eingängigen Form von Tiergeschichten sinnierte Rüter in dieser Veröffentlichung über Militarismus und Nationalismus, soziale Gegensätze und Einheitsbeschwörungen, Autoritätsstrukturen und Zivilcourage. Zurecht kann man die

Fabelsammlung wohl als „die Quintessenz seines geistigen Denkens“ bezeichnen, wie Pollmann es tut.

Seit 1931 eskalierte das Kesseltreiben, das von seiten der Nazis gegen Rüther in Gang gesetzt worden war. Zunächst blieb es bei nächtlichen Beschimpfungen unter seinem Schlafzimmer, die im Sommer begannen und bei denen sich die NSDAP vor allem der Schüler Josef Rüthers bediente. Rüther erwischte zwei von ihnen und zeigte sie an, wonach erst einmal wieder Ruhe einkehrte. In der Nacht zum 1. Dezember 1931 ging dann allerdings seine Waldhütte am Borberg in Flammen auf. Daß es sich dabei um Brandstiftung handelte, war offensichtlich. Der Ausgang des daraufhin eingeleiteten Strafverfahrens ist leider nicht bekannt. Noch im selben Monat erhielt Rüther schließlich die ersten Drohbriefe. Ein Beispiel: „Benim dir wie ein mensch u. nicht wie ein Schwein. Beserre dich im öffentlichem Leben wie im privaten. Aus Rache habe ich dir deinen Schweinestall angestochen. Wenn Du dich nicht bessers wird es deinem Hause nicht besser ergehen. Ganz Brilon ist dir hinter der Buchse. Darum nim dich in Acht. Auf widersehen.“ Im Umschlag lag noch ein Hakenkreuz-Abzeichen bei mit der Losung „Helft Hitler zur Macht – Wählt Liste 2“, auf das handschriftlich hinzugefügt worden war: „Rot Front kaput Bolschewist kaput.“ Es blieb nicht bei schriftlichen Drohungen. Wenige Tage später – in den frühen Morgenstunden des 1. Januar 1932 – schoß ein Unbekannter in das Schlafzimmer der Eheleute Rüther. Zum Glück wurde bei diesem Anschlag niemand verletzt.



Angriffen ausgesetzt waren neben Rüther offensichtlich auch noch andere republikanisch orientierte Briloner. So ist in den Akten des Staatsarchivs Münster einmal die Rede davon, daß ein Gymnasialschüler die schwarz-rot-goldene Fahne des Schreinermeisters Schieferecke, erster Vorsitzender des lokalen Reichsbanners, heruntergerissen habe. Bei Rüther nahmen die Bedrohungen jedoch kein Ende. Es handelte sich offenbar um dieselben Personen, die bereits die Hütte in Brand gesteckt und die Drohbriefe verfaßt hatten oder zumindest genaue Kenntnis davon hatten, wie erneute Drohbriefe ein knappes Jahr später zeigten. Im September 1932 erhielt Rüther beispielsweise folgendes Schreiben: „Mein lb. Freud ich hate dich auf Neujahr gewarnt. Dich zu besser. Aber die Karte hatte jedenfalls keinen Erfolg. Darum ist Dein Haus das nächste, das abflakert. Nimm Dich in Acht und hüte Dich. Wenn Dich jetzt meine Kugel trifft, wirst Du verecken. Nimm Dich in Acht. Dein Haus ist das 5. Die Hütte das 6. Rache !!!! Rache, Rache, Rache !!!!!!!!!!!!! Hüte Dich. Rache. Deine Budde brennt sehr gut!“ Über diese Seiten war mit roter Farbe ein großes Hakenkreuz gemalt sowie mit rot „Es ist vollbracht. Blut wird fliesen. Alles aus Rache!“ geschrieben. Dabei lag wiederum ein Hakenkreuz-Abzeichen, auf dem dieses Mal das Wort „Vaterlandsverräter“ stand.

Rüther ließ sich durch diese unverhüllten Morddrohungen nicht von seiner Friedensarbeit abschrecken. So hielt er noch im Oktober 1932 auf einer Bezirkskonferenz des FdK Rheinland und Westfalen das „höchst interessante und ungemein richtige“ Hauptreferat über „Psychologie und Pädagogik in der Friedensarbeit“. Zur selben Zeit veröffentlichte er im „Friedenskämpfer“ einen Aufsatz, in dem er sich explizit mit dem Thema „Nationalsozialismus und Friedenserziehung“ auseinandersetzte und der NS-Bewegung Irrationalität, Führertum mit blindem Gehorsam und Gewaltverherrlichung vorwarf. Doch machte er sich trotz seiner deutlichen Analyse – wie wir heute wissen – Illusionen über den Charakter der NS-Ideologie. Er forderte nicht nur „kämpferische Auseinandersetzung“, sondern auch „innere, pädagogische Überwindung des im NS liegenden Irrtums“.

Sein überaus großes Engagement und die Bedrohungen durch Nationalsozialisten hatten zur Folge, daß sein nervlicher Zustand immer labiler und seine körperliche Gesundheit immer schlechter wurden. Übereinstimmend berichten die Zeitzeugen, daß Rüther zunehmend Maßnahmen ergriff, um sich vor erwarteten Überfällen zu schützen: Er trug nun ständig einen Knüppel, später sogar eine dreischüssige Tränengaspistole bei sich. Den Förster Josef Nickolay aus Brilon-Wald beauftragte er mit der Bewachung seiner neuen Hütte am Borberg. Bei Besuchen dort verriegelte Rüther Türen und Fenster immer mehrfach, und Gäste hatten nur Zutritt, wenn sie die täglich wechselnden Losungen kannten. Beigetragen hatte zu dieser Situation, daß viele Brilonerinnen und Briloner Rüther mittlerweile feindlich gegenüberstanden und er nur noch wenige politische Weggefährten hatte, die ihm den Rücken stärkten. Pollman berichtet, daß – wenn Rüther ihn nach der Schule zum Bahnhof begleitete – dieser von niemandem begrüßt wurde. Andere Zeitzeugen, hiernach befragt, geben eine ähnliche Situationsbeschreibung und nennen nur wenige Namen von hiesigen Freunden (Lothar Becker, Jakob Brauer, Josef Nickolay, Anton Schieferecke, Steineke/Amtsgericht, Weber/Wasserstraße).

## 2. „Wir kamen in allem zu spät“ – Letzte Bemühungen um Rettung der Demokratie

Das erste Jahr der NS-Herrschaft bedeutete für Rüther einen lebensgeschichtlichen Bruch, dessen Folgen kaum hoch genug eingeschätzt werden können.

Kurz vor der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 gelang es Josef Rüther, Mitte Januar ein zweites Sonderheft der Zeitschrift „Vom frohen Leben“ zur pazifistischen Erziehung herauszubringen. Die Ausgabe, wiederum erarbeitet von den Lehrerinnen und Lehrern im FdK, stand ganz im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem deutschnationalen und nationalsozialistischen Militarismus und versuchte, ihm unter dem Motto „Um ein neues Deutschland“ etwas entgegenzusetzen. Der Schwerpunkt der Bemühungen lag dabei darauf, ein christlich-pazifistisches Heldenideal zu schaffen, das attraktiv genug sein sollte, die Jugendlichen aus der Faszination von Krieg und Gewalt herauszulösen: „Der Glaube an das heute nihilistisch gewordene Heldentum des Krieges muß in den jungen Menschen überwunden werden durch den Glauben an das neue Heldentum des Friedens, das seinem Volk in aller Hingabe und Liebe dient, das aber andere Mittel und Methoden für das Leben und den Schutz und die Ehre seines Volkes einsetzt als das Untergangsmittel des Krieges.“ (Erb) Die Autorinnen und Autoren griffen zu diesem Zweck auf die Dichtung der deutschen Klassik und Romantik zurück sowie auf Gestalten der christlichen Geschichte. Ernst Thrasolt propagierte beispielsweise das Reiterstandbild im Dom zu Bamberg als „Vision eines Heldentums, das kein Schwert kennt“, das siege „durch den Geist und die Güte und die Hoheit“ (Thrasolt), während Albin Ortmann das Leben eines katholischen Kaplans des 18. Jahrhunderts schilderte, der dafür verhaftet und hingerichtet worden war, daß er zwei Deserteuren der preußischen Armee die Beichte abgenommen hatte.

Josef Rüther setzte sich in mehreren Artikeln mit bekannten Künstlern auseinander. Homer, Schiller und Dürer wählte er dafür aus, deren militaristische Vereinnahmung er kritisierte und stattdessen ihre auf den Frieden zielenden Ansätze vorstellte. Selbst Homers „Ilias“, sonst als Musterbeispiel einer Verherrlichung von Krieg und Gewalt gelesen, interpretierte Rüther anders: „Freilich, da steht es ja: ‚Den Zorn, Muse, besinge des Peliden Achilleus‘, aber es heißt weiter, und das ist wesentlich: ‚Den verderblichen, der den Ach ern ungez hltes Leid brachte und zahlreiche kraftvolle Heldenseelen in den Hades hinabwarf‘.“ Dementsprechend erschien ihm auch der getötete Hektor als Held und nicht der Sieger Achilleus. Rüther sah als Ursache der unterschiedlichen Sichtweisen: „Aus großen Büchern, nicht nur aus der Hl. Schrift, liest jedes Zeitalter seinen eigenen Geist heraus; und so ist es nicht zu verwundern, daß die Schulmeister der letzten Jahrhunderte auch deren Geist in diesem des echten Menschentums so vollen Buche wiederfanden.“

Die FdK-Mitglieder beließen es nicht bei diesen Diskussionen, sondern äußerten sich auch zu den konkreten politischen Ereignissen der letzten Monate. Sie protestierten gegen versteckte Absichten der deutschen Regierung, eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen, und traten stattdessen für einen internationalen Zivildienst ein. Besonders scharf gingen sie ins Gericht mit dem Beitritt der katholischen Jugendverbände zum Reichskuratorium für Jugendertüchtigung: „Wenn man die innere und äußere Aufrüstung ablehnt, dann kann man nicht für Wehrhaftmachung und derartige Jugendertüchtigung sein.“ (Erb) Der FdK könne trotz aller Beschwörungen der Einigkeit des katholischen Lagers diese Entscheidung nicht mittragen. Alfons Erb erklärte: „Es gibt eine Treue, die uns verpflichtet, die Heiligkeit unseres Zieles, das wir als Aufgabe erkannt haben, höher zu stellen als die Einigkeit auf einem Weg.“ In erstaunlicher Scharfsichtigkeit wies er auf die Parallelen zum Ersten Weltkrieg hin: „Mit Jugendertüchtigung fing es auch einst an, und es endete bei den Massengräbern der 11 Millionen.“ Und Josef Rüther ergänzte: „Man schwärmt anscheinend in Düsseldorf überhaupt für derlei [militärische] Bezeichnungen: Sturm, Sturmschar, Front, Junge Front usw.“ So kritisierte er die Sprache der katholischen Jugendorganisationen.

Damit wies er auf ein grundsätzliches Problem beim Übergang von der Weimarer Demokratie zum Dritten Reich hin. Die Militarisierung der Gesellschaft hatte nämlich vor den katholischen Verbänden nicht haltgemacht. Uniformierung, Marschordnung, Kleinkaliberschie en und soldatische Ideale erzeugten Schnittmengen zur NS-Ideologie, die deren Akzeptanz nach der Machtübergabe leichter machten. Die Freiburger Historikerin Irmtraud Götz von Olenhusen kommt in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, daß von einer „inneren Faschisierung“ der katholischen Jugend gesprochen werden müsse. Der Militarismus sei nur ein weiterer Punkt in einer Reihe von Gemeinsamkeiten mit der NS-Ideologie gewesen: Nationalismus, Antiparlamentarismus und Autorit tsfixierung hätten den Boden bereits vorher bereitet.

Josef Rüther und Ernst Thrasolt suchten nach weiteren Möglichkeiten, in das politische Geschehen gegen den anwachsenden Nationalismus und Militarismus einzugreifen. Trotz aller Enttäuschungen in bezug auf das Verhalten der Amtskirche gegenüber der Weimarer Demokratie hofften sie doch auf ein Eingreifen derselben. Angesichts der Regierungsbeteiligung der NSDAP planten Rüther und Thrasolt unmittelbar nach dem 30. Januar, eine Eingabe an die deutschen und  sterreichischen Bischöfe zu senden und sie zu offensiven Stellungnahmen dagegen aufzufordern. Rüther formulierte die Eingabe und sandte sie am 8. Februar 1933 an einen Kreis von Gesinnungsgenossen mit der Bitte um Durchsicht und Unterschrift. In dem Entwurf versuchte er im wesentlichen, den Bischöfen die Mitverantwortung des katholischen Bevölkerungsteils für die gesellschaftliche Entwicklung deutlich zu machen, und legte ihnen nahe, allein schon aus Interesse an der Bestandserhaltung der katholischen Kirche aktiv zu werden: „Nur Feiglinge und Zweifler an der Glaubenswahrheit weichen vor dem Feinde zurück oder verstummen, wenn man auch von allen Seiten her mit lautem Geschrei die Unterdrückung der Wahrheit fordert“.

Die Initiative kam jedoch nicht mehr zum Zuge, sondern wurde von den Ereignissen überrollt. Wie Josef Rüter gerieten bald alle führenden pazifistischen Katholiken in Bedrohung durch die eskalierenden Maßnahmen des NS-Regimes. „Wir kamen in allem zu spät, weil die Mächte, mit denen wir zu kämpfen hatten, nicht nur stärker waren, sondern auch unsichtbare Arme in der Dunkelheit hatten, mit denen sie in Staat und Kirche zu verhindern vermochten, was hätte geschehen müssen, und so auf negative Weise durchsetzten, was nicht hätte geschehen dürfen“, stellt Rüter dazu rückblickend resignativ fest.

Mitschuld warf er vor allem Ludwig Wolker (1887-1955), seit 1926 Generalpräses des Katholischen Jungmännerverbands (KJMV), vor. Dieser hatte vor 1933 – im Interesse einer starken Stellung katholischer Repräsentanten in der Reichswehr – maßgeblichen Anteil an der Schwächung pazifistischer Ansätze in den katholischen Jugendverbänden und an deren Militarisierung gehabt, die ihren Abschluß fand in seinem Votum für den Beitritt zum Reichskuratorium für Jugendertüchtigung. In den letzten Jahren der Republik versuchte Wolker, die katholische Jugend als „Ornament der Masse“ (Kracauer) für den Machterhalt des Reichskanzlers und Frontoffiziers Heinrich Brüning einzusetzen. Nach dem Machtantritt der Nazis war es wiederum Wolker, der die katholische Jugend in die „nationale Revolution“ einzufügen suchte: „Solange die Institution der katholischen Kirche nicht gefährdet zu sein schien, war Wolker auch zunächst 1933 bereit, am Aufbau des Dritten Reichs mit Hilfe des Katholischen Jungmännerverbandes mitzuarbeiten.“ „Den Namen durfte man nicht erwähnen, dann ging er hoch“ (G. Rüter), beschreibt Gertrud Rüter die Reaktion ihres Verwandten auf die Politik des KJMV-Generalpräses. Ebenso verurteilte Rüter es, wenn sich jemand wie Kardinal Bertram mit Hitlergruß fotografieren ließ, wie ihm überhaupt die deutschen Bischöfe „auf der weichen Linie mit den Nazis“ zu weit gingen. Dementsprechend kritisierte er auch das Konkordat, das dem NS-Staat zur ersten Legitimation verhalf. Er war „von Anfang an überzeugt, daß die Nazis das Konkordat ebenso brechen würden wie andere Verträge“.

### **3. „... bietet nicht die geringste Gewähr für politische Zuverlässigkeit“ – Erste Reaktionen des NS-Regimes 1933/34**

#### **Entlassung aus dem Schuldienst**

Die entscheidende Denunziation Josef Rüthers, die 1933 zu seiner Verfolgung durch die neuen nazistischen Behörden führte, kam aus der Schule. Die Initiative hierzu hatte die Briloner NSDAP ergriffen. Schon in der Weimarer Republik war es in den Klassen Rüthers eine häufig geübte Praxis, daß er seinen Schülern Lesemappen zusammenstellte, die sie während des Unterrichts durchsehen durften. In der Regel enthielten diese Mappen Zeitschriften der Friedensbewegung, katholische Zeitschriften oder Gesellschaftskritisches. Diese Praxis setzte Rüter – trotz der Gefahr, die für ihn davon ausging – nach der Machtübergabe an die NS-Regierung fort. So gab er am 17. Februar 1933 insgesamt etwa zehn verschiedene Zeitschriften durch seine Klassen: von den „Werkheften Junger Katholiken“ über den „Friedenskämpfer“ bis hin zu Damaschkes „Bodenreform“. Die Mehrzahl der Zeitschriften stand zu diesem Zeitpunkt bereits kurz vor dem Verbot, was Rüter sicherlich nicht unbekannt war. Aber ebensowenig, wie er sich hier beirren ließ und seine eigentlich selbstverständlichen Rechte wahrnahm, hielt er sich mit Meinungsäußerungen zur politischen Lage zurück.

Unter Federführung des Ortsgruppenvorsitzenden Wilhelm Hartmann machte sich die NSDAP diese Tatsachen zunutze und funktionalisierte Schüler der elften Klasse in ihrem Sinn. Sie ließ diese im Schuljahr 1932/33 – übrigens bereits vor dem 30. Januar 1933 – vermeintliche oder tatsächliche Äußerungen ihres Lehrers sammeln und auf fast fünf Seiten zusammenfassen. Am 22. Februar sandte sie dann einen „Antrag auf Dienstenthebung des Studienrats Josef Rüter, tätig am Gymnasium Petrinum zu Brilon“ an das preußische Kultusmi-

nisterium, also lange vor dem Erlaß des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933, das die Ausschaltung politischer Gegner im öffentlichen Dienst möglich machen sollte. Der an der Aktion beteiligte Albert Everken habe sogar die Absicht gehabt, Rüther „ins K.Z. zu bringen“, sagte später einer von Everkens Bekannten aus. Es muß noch einmal hervorgehoben werden, daß diese Vorstöße so schnell nur möglich wurden, weil die NSDAP bereits vor ihrem Machtantritt entsprechendes Material gegen Rüther gesammelt hatte!

Da man im Hinblick auf Wortwahl und Tendenz nach allem, was über Rüther bekannt ist, davon ausgehen kann, daß ein großer Teil der denunzierend mitgeteilten Äußerungen authentisch war, geben sie ein Bild von Rüthers Engagement für Frieden und Völkerverständigung auch im Unterricht, aber darüber hinaus auch ein drastisches Beispiel dafür, welche ideologischen Vorstellungen in der Briloner NSDAP verbreitet waren. Diese denunzierte in einem geharnischten Begleitschreiben die Formulierungen nämlich als „Anpöbelungen des Deutschtums, des deutschen Heeres und nicht zuletzt der deutschen Freiheitsbewegung“: „Alles was dem deutschen Menschen heilig ist, wird von diesem Manne seit 1918 in den Dreck gezogen.“ Die Schüler würden sich aber gegen „derartige Besudelungen des Deutschtums“ auflehnen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Hartmann sich in seinem Schreiben auf eine Unterstützung der NSDAP-Forderung nach Rüthers Entlassung durch die Briloner Bevölkerung beruft. „Seit Jahren geht der stumme Aufschrei durch die Bevölkerung: ‚Rüther muß dort [fort].‘ Dieser stumme Aufschrei wird heute, nach Erlangung der Macht durch unseren Führer, zur energischen Forderung.“ Inwieweit dieses wirklich der Fall war, läßt sich nur schwer rekonstruieren. Deutlich ist jedoch, daß nur ein verschwindend geringer Teil der Briloner Bevölkerung Rüther gegen die Angriffe verteidigte. Dazu gehörten sein Bruder Theodor, der Geistliche Theodor Flörken und zwei ehemalige Lehrer des Gymnasiums, die mittlerweile im Ruhestand waren, Theodor Cruse und Dr. Franz Heine. Sie formulierten couragiert Protestschreiben an das Provinzialschulkollegium und beschwerten sich über die Behandlung Josef Rüthers.

Dieser ließ sich durch die Ereignisse nicht einschüchtern. Als auch am Briloner Gymnasium der Antritt der neuen Regierung am 21. März mit dem „Tag von Potsdam“ gefeiert wurde und Schüler und Lehrer in der Turnhalle eine Versammlung abhielten, verhielt er sich wie folgt: „Der ‚Tag von Potsdam‘ war der Anlaß des letzten Schulfesttags, den ich zu erleben gezwungen war. Beim Absingen des ‚Deutschland D.[eutschland] über alles in der Welt ... Von der Maas (in Belgien) bis an die Memel (in Litauen), von der Etsch (in Italien) bis an den Belt (in Dänemark)‘ habe ich mich so gestellt, daß alle mein Gesicht im Profil sehen und feststellen konnten, daß ich auch diesmal dieses Lied nicht sang.“

Folge der Denunzierungen war, daß Rüthers vorgesetzte Behörde, die Abteilung für höheres Schulwesen beim Oberpräsidium der Provinz Westfalen, am 1. April 1933 ein Dienststrafverfahren gegen ihn eröffnete und ihn (unter Kürzung seines Einkommens um die Hälfte) mit sofortiger Wirkung vom Dienst suspendierte. An die Zeitung ging die Nachricht, er sei „wegen Krankheit einstweilen beurlaubt“ (vom Gymnasium).

Begründet wurde diese Maßnahme so: Zum einen habe er sich Handlungen und Äußerungen zuschulden kommen lassen, „die eine Beschimpfung oder Verletzung der nationalen Ehre darstellen und durch die die Pflicht der Pflege vaterländischer Gesinnung unter den Schülern gröblichst verletzt worden ist“; zum anderen habe er sich generell den Schülern gegenüber „unpädagogisch verhalten und sie mit verletzenden Äußerungen und Schimpfworten belegt“. Letzteres ging auf Anschuldigungen von Schülern Rüthers zurück, die sich jedoch in der anschließenden förmlichen Untersuchung sehr bald zumeist als „nicht erwiesen“ bzw. zumindest als „ungeklärt“ herausstellten. So haben selbst die beiden NSDAP-Mitglieder D. und M. „sich ausdrücklich dahingehend ausgesprochen, daß sie sich durch Rüther nicht ungerecht behandelt fühlten“. Es blieb bei diesem Punkt der Vorwurf, daß Rüthers Verhalten gegenüber den

schwächeren Schülern unpädagogisch gewesen sei, indem er beispielweise die guten Schüler seiner Klasse sich nach vorne setzen ließ und die schwächeren nach hinten verwies mit der Maßgabe: „Sie können sich hinten hinsetzen und Skat spielen; nur stören dürfen Sie nicht“, oder formulierte: „Ich will lieber Steine klopfen, als Euch unterrichten“.

Rüther gab zu beiden Anklagepunkten eine schriftliche Erklärung ab, in der er zu den Vorwürfen Stellung nahm. Was den Vorwurf der antideutschen Hetze betraf, ließ er klar und eindeutig zu Protokoll nehmen, daß er „auch ungute Eigenschaften an unserem Volke als deutsch“ bezeichne. Und: Diese „muß ich an meinem Volke wie an mir selber bekämpfen“. Ein „unterschiedsloses Hervorheben deutscher Art – das folgerichtig auch die seit Tacitus im deutschen Volke bekannte Trunksucht verherrlichen müßte – kann ich daher nicht mitmachen“. Bezüglich des Vorwurfs unpädagogischen Verhaltens bat er um Verständnis: „Die Äußerungen, die geeignet waren, die Schüler der jetzigen OII [Obersekunda, elfte Klasse] zu entmutigen, sind in der Zeit gefallen, als ich unmittelbar unter dem Druck des Erlebnisses mit W. [die Familie des Schülers behauptete, Rüther habe ihn vorsätzlich durchs Abitur fallen lassen; sie nahm diese Behauptung später in einer schriftlichen Erklärung zurück, die in den Klassen der Oberstufe verlesen wurde], der vorausgehenden Brandstiftung, Drohung und des Schusses in mein Schlafzimmer stand.“

Die politischen Äußerungen Rüthers wogen in den Augen des Oberpräsidiums sehr viel schwerer, was auf das dahinterstehende Denken schließen läßt. In der Untersuchung vor Eröffnung des Dienststrafverfahrens wurden bezeichnenderweise neben einigen Schülern Rüthers auch der Kreisleiter der NSDAP Alwin Schmidt, der Kreispropagandaleiter Albert Everken sowie der örtliche Sturmführer in Brilon Elmar Lerchner vernommen, die mit der Schule und dem Unterricht Rüthers – noch handelte es sich schließlich um ein „Dienst“-strafverfahren – nun wirklich nichts zu tun hatten. Die Untersuchungen bestätigten im wesentlichen die von den Schülern H. und D. notierten Äußerungen und dienten zur Begründung der Eröffnung des Verfahrens.

Daß es explizit um Rüthers Verhalten in politischer Hinsicht ging, zeigte dann auch eine Aktennotiz des Untersuchungsrichters einige Zeit später: „Die gegen Studienrat Jos.[ef] Rüther, Brilon, erhobenen Vorwürfe sind zu einem ganz überwiegenden Teile politischer Art. Der Fall ist daher m.E. auch unter dem Gesichtspunkte des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.33 zu beurteilen, das bei der Einleitung des förmlichen Dienststrafverfahrens gegen Rüther noch nicht erlassen war.“ Dieses Gesetz gab dem NS-Staat die Möglichkeit, nichtgenehme Beamten zu entlassen, „auch wenn die nach dem geltenden Recht hierfür erforderlichen Voraussetzungen nicht vorliegen“. Paragraph 3 legalisierte die Ausschaltung der Juden aus der öffentlichen Verwaltung, und nach Paragraph 4 konnten „Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten“ aus dem Dienst entlassen werden. Letzteres zielte vor allem auf kommunistische und sozialdemokratische Beamte, wie die ersten Durchführungsverordnungen und Erlasse zeigen. Insgesamt sind ca. 30.000 Personen im Deutschen Reich – überwiegend Juden – aufgrund des Gesetzes entlassen worden. Darunter befanden sich allerdings nur 3.000 Lehrer, wiederum überwiegend Juden.

Der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Freiherr von Lüninck, der schon im Frühsommer den § 4 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ im Fall Josef Rüthers in die Diskussion gebracht hatte, teilte die Auffassung des Untersuchungsrichters, so daß die Angelegenheit dem nun zuständigen Staatlichen Untersuchungsausschuß beim Oberpräsidenten der Provinz Westfalen übergeben wurde. Damit war das Verfahren endgültig zu einem rein politischen Prozeß geworden. Der Abschlußbericht des Untersuchungsausschusses kam im August 1933 zu dem Ergebnis, daß „Rüther sich gegen Vaterland und Staat, gegen Krieger- und Heldentum, Soldatenehre in gehässiger und für die Schüler verheerender Weise geäußert hat“. Und weiter: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rüther nach seiner bisherigen politischen Einstellung nicht die geringste Gewähr bietet für die politische Zuverlässigkeit im



Sinne der nationalen Regierung. Der Untersuchungsausschuß schlägt daher vor, den Studienrat Josef Rüter aus dem Dienst zu entlassen.“ Der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Rust, entschied am 23. August 1933 in diesem Sinne, was den unwiderruflichen Rausschmiß Rüthers bedeutete. Er wurde zwangsweise in den Ruhestand versetzt, was – neben allen anderen Folgen – für ihn angesichts seiner erst 52 Jahre auch eine herbe finanzielle Einbuße bedeutete. Zudem wurde sein Pensionsanspruch strafweise um ein Viertel gekürzt.

Entscheidend mitbeteiligt an dem Verfahren war übrigens – neben den örtlichen Nazigrößen Everken, Hartmann, Lerchner und Schmidt – der konservative Katholik und Oberschulrat Dr. Karl Josef Schulte, mit dem Rüter in der Weimarer Republik näher bekannt gewesen war und der sich dennoch nicht für ihn einsetzte. Schulte nahm Anfang Mai 1933 auch die Amtseinführung des neuen Direktors des Briloner Gymnasiums vor. Dabei zeigte er sich – wie der wörtlichen Wiedergabe in der Sauerländer Zeitung wenige Tage später zu entnehmen ist – begeistert von der „Revolution“, die Deutschland seit dem Machtantritt Hitlers erlebe. Er sagte: „Diese Zeit wird mit starker Kraft den deutschen Menschen zurückführen zu den hohen sittlichen Werten der Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland. [...] Es werden in unsere Zeit Zucht und Ordnung wieder einziehen müssen, Hingabe an die hohen Ideale, Opfersinn, Ehrfurcht vor Deutschlands großer Vergangenheit.“ Schulte, der auch noch NSDAP-Mitglied geworden war, konnte nach 1945 unbehelligt weiter Karriere machen. Er wurde 1946 Leiter der Abteilung höheres Schulwesen beim Oberpräsidium der Provinz Westfalen.

Obwohl mit Josef Rüter doch einer ihrer Kollegen politisch verfolgt wurde, setzte sich nicht einer der damaligen Lehrer des Gymnasiums Petrinum für ihn ein. Im Gegenteil hatte der neue Schulleiter in seiner Antrittsrede unter Anspielung auf Rüter eindeutig formuliert: Die Vaterlandsliebe müsse alle umfassen, die es „ehrlich meinen mit ihrem deutschen Volke. Sie muß aber auch willensstark und entschlußkräftig genug sein, den klaren Trennungsstrich zu ziehen allen denjenigen gegenüber, die sich im Fühlen, Denken und Wollen bewußt lossagen von dem Lande, das sie gebar, von dem Volke, dem sie entsprossen (Schoo). Das Verhalten der Kollegen Rüthers war durchweg von Distanz geprägt. „Auf Weisung des Herrn Direktors Dr. Schoo“ mieden sie ihn derart, daß sie, „wenn sie mich von weitem erblickten, in Seitenwege einbogen und dort solange stehenblieben, bis ich fort war“. Ihr Nationalkonservatismus prädestinierte die Lehrer dazu, Maßnahmen wie den Ausschluß Rüthers, dessen Ansichten sie ja schon immer mißtraut hatten, zumindest zu akzeptieren, wenn sie auch nicht mit fliegenden Fahnen zur NSDAP überliefen. Das Bewußtsein, daß damit grundlegende demokratische Prinzipien preisgegeben wurden, fehlte ihnen offensichtlich.

Eine typische Scharnierfunktion für die Verständigung zwischen NS-Ideologie und dem konservativen Nationalismus nahm im Lehrerkollegium der Studienrat Keuker ein: Offizier im Ersten Weltkrieg, unterstützte er – wie so viele „Frontsoldaten“ – die NS-Bewegung und wurde erster Vorsitzender des Briloner NS-Lehrerbundes. Für November 1933 organisierte er eine Veranstaltung mit dem Religionslehrer Dr. Heimes und dem Pfarrvikar Dr. Pieper zum Thema „Katholizismus und Nationalsozialismus“, auf der – so die Sauerländer Zeitung – der Versuch gemacht werden sollte, „endgültig alle Bedenken der Katholiken gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung zu zerstreuen, sie für eine fruchtbare, freudige Mitarbeit am Werk Adolf Hitlers zu gewinnen“. Keuker führte dann in der Versammlung im Anschluß an die Vorträge der beiden katholischen Nazis aus: „Alle Bedenken, die wir gegenüber der Nationalsozialistischen Bewegung hatten, sind nun zerstreut. Jetzt ist es aber auch unsere Pflicht, uns restlos hinter Adolf Hitler zu stellen. Dazu verpflichtet uns nicht nur die Dankbarkeit für all das, was unser Führer schon geleistet hat, sondern unser katholisches Gewissen.“

Welches Klima 1933 am Gymnasium Petrinum herrschte, zeigt ein Vorfall in der Waldhütte des Briloner Reichsbanner-Vorsitzenden Anton Schieferecke. Ein Schüler des Gymnasiums brach zusammen mit seinen Brüdern im Juli in die Waldhütte des noch immer republikanisch gesinnten Schreinermeisters ein. Sie zerstörten dort Fenster, Türen, Werkzeug und

Kleidung. Schieferecke ging zu dem neuen Leiter der Schule, Dr. Schoo: „Ich grüßte beim Eintreten mit: ‚Guten Tag, Herr Direktor!‘ Darauf kam er mit erhobener Hand, die er über meinem Kopf hielt, auf mich zu und schrie dreimal: ‚Heil Hitler, Heil Hitler, Heil Hitler!‘ Als ich meine Beschwerde vorzubringen versuchte, sagte er: ‚Ich kann Ihnen nur raten: Sehen Sie zu, daß Sie eine andere Einstellung zur Jugend bekommen! [...] Für Verhandlungen war Herr Dr. Sch. [oo] nicht zu haben, obwohl der zerfetzte Schuh auf dem Tische stand. Ich erklärte ihm, daß ich an die Tausend Jahre dieses Reiches nicht glaubte und sicher sei, mit ihm noch einmal über diese Angelegenheit zu sprechen.“ Schoo war es auch, der die Schüler seiner Schule wiederholt dazu aufforderte, Eltern und Geschwister zu denunzieren, wenn diese etwas Negatives über die NS-Regierung äußern würden. So kann es nicht erstaunen, daß der Schulleiter 1934 voller Stolz registrieren konnte, daß bereits über 90 Prozent der Schüler einem NS-Verband angehörten, während in konfessionellen Verbänden die Mitgliederzahlen stark zurückgingen. Und zu Josef Rüter vermerkte der Jahresbericht der Schule von 1933/34 nur lakonisch: „Am 1. April schied aus dem Lehrkörper der Schule aus: Studienrat Josef Rüter auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums.“

Die heftigen Angriffe von allen Seiten – sowohl auf politischem als auch auf dienstlichem Weg – hatten zur Folge, daß Rüter einen schweren Nervenzusammenbruch erlitt, der eine Behandlung in einer Klinik notwendig machte. Der Aufenthalt dort bedeutete gleichzeitig Ruhe vor weiteren Verfolgungen. Anschließend flüchtete das Ehepaar Rüter aus Angst vor der Gestapo und einer Verhaftung Josef Rüthers monatelang von einem Ort zum anderen durch West- und Süddeutschland. Seine Frau Maria, die die ganze NS-Zeit hindurch hinter Josef Rüthers Entscheidungen stand, begleitete ihren Ehemann. Ab Mitte Mai hielten sie sich für einige Wochen in einem Hotel in Lügde auf. Josef Rüter wartete noch immer auf eine Entscheidung in dem Dienststrafverfahren. Ein Brief vom 28. Juni an seine Schwägerin Hilde Potthast gibt Auskunft über seine damalige Verfassung: „6 Wochen sind wir nun schon hier. Es ist doch manchmal recht bitter, wenn man an das Heim denkt und an die alte Mutter. Aber wer weiß, was noch alles bevorsteht. Die lange Dauer scheint mir kein gutes Zeichen zu sein, und ich mache mir allerlei Sorge um das Kommende.“ Rüter nahm allerdings auch wahr, daß andere unter dem NS-System noch weit mehr zu leiden hatten als er.

Das Umherziehen und Warten auf eine Entscheidung belasteten Josef Rüter stark. Sein Bruder Theodor schrieb Mitte Juli 1933 in einem Brief an Verwandte: „Ich glaube, es gibt für Josef nicht eher eine Erholung bei seinem nervösen Zustande, als bis er irgendwo wieder Wurzel gefaßt hat.“ Die Nazis hätten mit ihren Repressalien seinen „Lebensnerv getroffen“ (Potthast), urteilt Josef Rüthers Neffe Bruno Potthast über die Lage seines Onkels. Und: „Er hat sehr oft richtig Angst gehabt, daß sie ihn verhaften würden.“ Als es darum ging, für das Verfahren eine erneute Stellungnahme abzugeben, wie er die Vorwürfe beurteile, entschuldigte Rüter sich daher bei seinem Rechtsanwalt und Schwager Bruno Potthast [dem Vater des eben genannten Bruno Potthast], daß „ich so lange nicht die Kraft zur endlichen Fertigstellung aufbrachte“. Und weiter: „Für die schlechte Schrift bitte ich um Verzeihung; ich bringe es anders nicht mehr fertig.“

Trotz aller psychischen Belastungen wurde seine Verteidigungsschrift zu einem Dokument des Standhaltens gegenüber der NS-Diktatur. Das ist allein schon deswegen erstaunlich, weil in einer solch bedrängten Situation, in der Rüter sich befand, nur wenige den Mut zu offenem Bekenntnis zu ihren politischen Grundüberzeugungen gehabt hätten. Im Fall Josef Rüthers überrascht es umso mehr, als er allein auf sich gestellt ohne direkten Kontakt zu seinen politischen Weggefährten aus der Weimarer Republik war. Lediglich zu dem ehemaligen Vorsitzenden des FdK, Pater Franziskus Stratmann, hatte er Kontakt aufnehmen können. Stratmann wurde auf Befehl der Gestapo von seinen Ordensbrüdern in Klausur gehalten. Später gelang ihm die Flucht nach Italien.

Ein befreundeter Geistlicher brachte das Ehepaar Rüter schließlich bis Ende des Jahres 1933 in einem katholischen Krankenhaus in Balve unter. Dort erlebten sie die „Volksabstim-

mung“ und „Reichstagswahl“ vom 12. November 1933, bei denen über die nationalsozialistische Regierungspolitik abgestimmt und die NSDAP in den Reichstag gewählt werden sollte. Ihnen wurde deutlich, wie fatal die Haltung der katholischen Kirche zur NS-Regierung immer noch war: Die Schwestern des Krankenhauses seien „bis zu Tränen unglücklich gewesen, daß sie von der Zentralstelle die Weisung des Bischofs erhalten hatten, im Sinne Hitlers zu wählen“. Währenddessen fuhren die Rütters zur Wahl nach Menden, um „nicht noch weiter kontrolliert zu werden“. Ende des Monats kehrten sie dann nach Brilon zurück, ohne hier jedoch Ruhe zu finden: „Daß man auch nach meiner Rückkehr in die Heimat im November noch die Absicht hatte, mich ins KZ zu bringen, [...] wurde mir durch dauernde Beobachtung durch die Gestapo im Bewußtsein gehalten.“

#### 4. Das Umfeld Josef Rütters

Josef Rütter war nicht der einzige in Brilon, der politisch verfolgt wurde. Parallel zu seiner Dienstenthebung kam es zu umfangreichen Verhaftungen von Kommunisten und Sozialdemokraten: 21 Personen in Brilon sowie zwölf in Madfeld und Rösenbeck wurden wegen Verdachts „kommunistischer Umtriebe“ verhört, 13 von ihnen kamen ins Konzentrationslager nach Werl. Rütter blieb jedoch der einzige Lehrer in weitem Umkreis, der behelligt wurde. Bei den übrigen Opponenten handelte es sich zumeist um Arbeiter und kleine Selbständige. Zum gleichen Zeitpunkt trug die Stadtverordnetenversammlung Adolf Hitler die Ehrenbürgerschaft der Stadt Brilon an, kurze Zeit später wurde die Gartenstraße in Adolf-Hitler-Straße und der Weg zum Kreishaus in Hermann-Göring-Straße umbenannt. In der ersten Jahreshälfte wurden auch zahlreiche NS-Organisationen gegründet sowie die Vorstände der örtlichen Vereine gleichgeschaltet, d.h. mit NS-Anhängern besetzt. Leicht hatte es die NSDAP jedoch nicht, sich durchzusetzen; zumindest anfänglich schlug ihr vielfach Reserve entgegen, da für die Gleichschaltung manchmal altbekannte Zentrumsmitglieder abgesetzt werden mußten. Gleiches galt für das Schicksal der Stadtverordneten, die nicht der NSDAP angehörten: Sie protestierten gegen ihre Zurückdrängung, standen nach der Selbstauflösung des Zentrums dem NS-Druck jedoch hilflos gegenüber. Ende des Jahres 1933 hatte sich die NSDAP dann auch im „Zentrumsturm“ Brilon durchgesetzt: „Mehrheitlich gelang es dem Dritten Reich doch auch hier, den gesellschaftlichen Alltag linientreu zu formen und auch das katholische Milieu zu durchdringen.“ (Klönne)

Die Beobachtung durch die Gestapo machte Josef Rütter deutlich, daß seine politische Verfolgung mit der Entlassung aus dem Schuldienst noch lange nicht beendet war. Er wurde an allen Ecken und Enden bedrängt, Ämter aufzugeben, Beeinflussungen zu unterlassen. Die Stadt Brilon forderte von ihm am 1. Februar 1934 beispielsweise selbst das Ernennungsschreiben zurück, das ihn zum „Pfleger für kultur- und naturgeschichtliche Bodenaltertümer für die Stadt Brilon und das Amt Thülen“ bestellt hatte. Rütter hatte diese Aufgabe für das Soester Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte jahrelang engagiert und mit viel Zeitaufwand ausgeübt, Archäologie war schließlich sein Steckenpferd. Seine Antwort auf die Rückforderung wenige Tage später war couragiert und entsprach seiner Gesamthaltung, keinen Schritt zurückzuweichen: „Das mit Schreiben vom 1. d.M. zurückgeforderte Ernennungsschreiben zum Pfleger für kultur- und naturgeschichtl. Bodenaltertümer ist mir schon seit Jahren verlorengegangen. Ich habe Kraft, Zeit und Geld auf die Vorgeschichte der Umgegend [...] verwandt nicht wegen einer schriftlichen Ernennung, sondern aus Liebe zu der Sache und werde auch in Zukunft die Gelegenheit, die zuständigen Personen auf etwaige Entdeckungen aufmerksam zu machen, wahrnehmen.“

Daß es sich bei der Behauptung, das Schreiben „verloren“ zu haben, um eine vorgeschobene Aussage handelte, zeigt ein Schreiben Rütters mehr als 25 Jahre später. Mittlerweile 79

Jahre alt trat Rüter nun wirklich von seinem Amt zurück, da er nicht mehr wandern könne. Und er ergänzte: „Wenn es Ihnen recht ist, schicke ich meinen Ausweis zurück.“

Manchmal schien Rüter nach 1933 zu verzweifeln, wie aus dem resignativen Unterton einiger Briefe deutlich wird. Ein Halt war sein starker Glaube. So bat er den Küster der Borberg-Kapelle, Josef Kather: „Beten Sie bitte für mich bei U.[nserer] l.[ieben] Frau vom Borberge. Ich habe es nötig.“ Rüter kam offenbar nicht auf die Idee, Deutschland zu verlassen. Angesichts seiner Befürchtungen, verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden, ist das bemerkenswert.

Von Rüter selbst existieren – abgesehen von den Unterlagen seines Strafverfahrens und den zitierten Briefen – keine authentischen Aussagen zu seiner Verfolgung. Rückschlüsse lassen sich aber aus Briefen von Personen in ähnlicher Situation wie er ziehen. So findet sich in seinem Nachlaß eine umfangreiche Korrespondenz mit Albin Ortmann aus den Jahren 1922 bis 1946. Ortmann war vermutlich ein FdK-Mitstreiter aus der Weimarer Republik. Nach 25 Amtsjahren wurde auch er von den Nazis als Lehrer entlassen, und zwar zum 1. Oktober 1933, und wie Rüter mit einer auf 75 Prozent gekürzten Pension zwangsweise vorzeitig in den Ruhestand geschickt. Wie so viele Entlassene gab Ortmann lange nicht die Hoffnung darauf auf, sich „die volle Pension doch noch [zu] erkämpfen“. Die Hoffnung auf rechtsstaatliche Prinzipien hielt sich also zunächst noch im Unrechtsstaat des Dritten Reichs. Diese Tatsache ist sicher auch ein Grund dafür, daß nicht alle NS-Gegner das Land verließen.

Hinzu kam im Fall Ortmann (und vielleicht galt das ja auch für Josef Rüter) eine typisch katholische Haltung zu weltlichen Ereignissen. So schrieb Ortmann am 8. Oktober 1933: „Ich bin ganz Deiner Gesinnung, ich nehme alles ohne jeden Groll nicht als Bosheit der Menschen, sondern als Gottes Fügung hin und suche mich für die Zukunft zurechtzufinden.“ Daraus spricht die Position, bedrückende geschichtliche Entwicklungen zu „tragen“, da auf diese Weise der Gläubige geprüft werden solle. Angesichts der NS-Verbrechen war dies problematisch. Das sah Ortmann mit fortschreitender Gewißheit über den Charakter des Nationalsozialismus offensichtlich auch so. Voller Zweifel fragte er sich angesichts der Anpassung des Episkopats in den ersten Jahren der NS-Zeit und der kirchlichen Loyalität im Zweiten Weltkrieg im August 1940: „Hätte ich z.B. freiwillig das Opfer bringen können, was ich gezwungen geleistet habe?“ Und er fuhr realistischerweise fort: „Bei solchem Vorbild hätte man sich sicher auch auf letzte Positionen zurückgezogen und die Zeit abgewartet.“

Rüthers ehemaliger Schüler Josef Pollmann, der zu ihm in der NS-Zeit noch engen Kontakt hatte, bestätigt für seinen Lehrer ansatzweise eine Sichtweise, wie sie von Ortmann dargestellt wurde. Rüter habe die konkrete politische Situation „als vorläufig nicht änderbar“ angesehen, da die Nazis „so eingefressen bis in die einfachsten Strukturen“ gewesen seien (Pollmann). Von daher habe er die Meinung vertreten, nicht so sehr von vordringlich politischen Dingen zu sprechen, sondern von Hintergrundfragen, aus denen sich dann die aktuellen Dinge beurteilen ließen. Wobei Rüter allerdings trotz aller Angst, die er hatte, manchmal das Temperament durchging und er gegen die selbstaufgestellte Regel verstieß: „Unter guten Bekannten konnte es Josef Rüter kaum lassen, bei jedweder passenden Gelegenheit treffliche Seitenhiebe gegen das neue Regime auszuteilen.“ (Hennecke)

Auch wollte Rüter das politische Geschehen wohl doch nicht so ganz unbeeinflusst laufen lassen. Vielleicht handelte er nach dem Rat, den er Pollmann gab: Sie müßten sich so verhalten, daß die Gestapo bei Verhören immer nur auf einzelne Personen stoßen könne, nicht auf ein ganzes Netz von NS-Gegnern. Josef Rüter meinte dazu: „Man darf nicht zuviel voneinander wissen. Ich kenne eine Reihe von Leuten, die dagegen sind, Sie kennen eine Reihe. Und wenn die Gestapo fragt, dann dürfen wir nicht mehr Namen wissen als drei bis fünf.“ Jedenfalls bemühte er sich, seine Kontakte zu Linkskatholiken der Weimarer Republik nach 1933 wieder aufzubauen, obwohl von diesen jeder einzelne ebenso bedroht war wie Rüter. So diskutierte er bald wieder und so lange wie möglich mit den FdK-Angehörigen und mit jenen Einzelpersonen aus dem Rheinland und Westfalen, mit denen er sich vor der Macht-

übergabe an die Nazis getroffen hatte: Joseph Rossaint, Walter Dirks, Ernst Thrasolt etc. Als Katholiken waren sie vor allem über das Verhalten ihrer Bischöfe betroffen. Mitte 1933 waren in fast allen deutschen Ländern die Geschäftsstellen des FdK ebenso durchsucht und geschlossen worden wie die des Windhorstbundes und der CSRP. Unter dem „Verdacht staatsfeindlicher Umtriebe“ waren mehrere kritische Katholiken wie Dirks und Vitus Heller festgenommen worden. Von den Bischöfen hatte dagegen nicht einer protestiert – auch nicht der Protektor des FdK, Kardinal Faulhaber.

Dabei waren aus dem deutschen Katholizismus gerade die Antimilitaristen und Gegner des Nationalismus besonders stark von den NS-Repressionen betroffen und hätten des Schutzes durch die Amtskirche bedurft. Aus Rütters Umkreis sei das Schicksal folgender Personen kurz skizziert, um Beispiele zu geben:

- *Nikolaus Ehlen*, „Siedlungsvater“, radikaler Pazifist und 1928 Spitzenkandidat der CSRP, wurde 1933 von der Gestapo verhaftet. Nach einiger Zeit wieder entlassen, blieb seine Zeitschrift „Lotsenrufe“ verboten.
- *Vitus Heller*, CSRP-Gründer und radikaler Antikapitalist, wurde bereits am 31. Januar 1933 verhaftet. Seine Zeitschrift „Das Neue Volk“ erlitt das Verbot zwei Monate später. Nach Hellers Entlassung folgten weitere Verhaftungen und eine Einlieferung ins KZ Dachau 1938. Drei Monate hielten die Nazis ihn dort fest, ehe er entlassen wurde. Bis zur Befreiung schlug er sich mit Arbeit als Verchromer durch.
- *Paulus Lenz*, seit 1931 hauptamtlicher Generalsekretär des FdK, wurde von Mitte Juni 1933 bis zum Herbst in sogenannte „Schutzhaft“ genommen, bevor ihm die Flucht nach Frankreich gelang. Rütter spricht in seinen Erinnerungen davon, daß er im Herbst 1938 von einem Tagesausflug in die Schweiz noch einmal einen Brief an Lenz schreiben konnte. Auf diesen antwortete Lenz' Frau aus Belgien, bevor der Kontakt infolge des Kriegs ganz abbrach. Lenz erhielt in Frankreich eine Professur und kehrte nicht mehr nach Deutschland zurück.
- *Theophil Ohlmeier*, Franziskanerpater und Gründer von 45 Ortsgruppen des FdK in der Weimarer Republik, saß 1940 nach Beschlagnahme seines gesamten Schrifttums in Hannover 44 Tage im Gefängnis wegen „zersetzender Broschüren“. Er wurde entlassen mit der Auflage, nicht mehr zu schreiben und der Gestapo stets den Aufenthaltsort zu melden.
- *Joseph Rossaint*, FdK-Angehöriger und Präses im Katholischen Jungmännerverband, versuchte, aktiven Widerstand zu leisten. Der katholische Kaplan wurde am 26. Januar 1936 verhaftet und 1937 in Berlin vor dem Volksgerichtshof im sogenannten „Katholikenprozeß“ wegen „hochverräterischer Beziehungen zu Funktionären des ehemaligen kommunistischen Jugendverbandes mit dem Ziel der Gründung einer katholisch-kommunistischen Einheitsfront“ zu elf Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt. Diese saß er bis zur Befreiung 1945 ab. In einem Gutachten für den Prozeß war über Rossaint zu lesen: „Sein Christentum war praktisch und radikal.“
- *Franziskus Stratmann*, Dominikanerpater und letzter Vorsitzender des FdK, wurde am 5. Juli 1933 verhaftet und wegen Landesverrat angeklagt. Ihm gelang die Flucht nach Rom und schließlich nach Holland, wo er sich nach Kriegsbeginn in Klöstern versteckt hielt.
- *Aus der pazifistischen CSRP* gingen einige jüngere Leute in den aktiven Widerstand und verloren dabei – wie z.B. *Theodor Hespers* – ihr Leben.

Einen anderen Weg wählte Ernst Thrasolt. Der radikale Pazifist und CSRP-Anhänger stellte 1933 einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP, „um auch im Dritten Reich im Geiste der Menschlichkeit und der Bergpredigt Jesu Christi zu dienen – ist abgelehnt worden“. Seine idealistische Fehleinschätzung des Charakters der NS-Bewegung half ihm also nicht: Antimilitaristen und Kapitalismuskritiker wollte die NSDAP nicht in ihren Reihen haben.

In Brilon wurde Josef Rütter – neben den Familien Weber/Wasserstraße und Johannes Sommer – zu einer zentralen Anlaufstelle katholischer Jugendlicher, die dem NS-Regime kritisch gegenüberstanden. Bis Mitte der 30er Jahre trafen sich in seiner Waldhütte Warsteiner Kreuzfahrer, Paderborner Neudeutsche und Briloner Jugendliche. Sie suchten bei ihm Rat, was sie von der gegenwärtigen Situation zu halten hatten, „aber weniger in aktueller Form – was kann man jetzt tun – als vom Grundsätzlichen her, um die Struktur des NS-Systems durchschaubarer zu machen“ (Köhren). Rütter veranstaltete für sie von daher ein längeres Seminar zum Thema „Europäische Kultur und deutsche Geschichte“, in dem er seine Kritik an preußisch-deutscher Politik darlegte. Das Seminar wurde fortgesetzt bis etwa 1935: „Die Zusammenkünfte mußten entsprechend ‚heimlich‘ sein.“ Für die Jugendlichen waren solche Darlegungen immens wichtig und in religiöser wie auch in politischer Hinsicht neu, da ihnen sonst niemand solche Inhalte vermittelte. Theo Köhren formuliert beispielsweise über die Situation der Warsteiner Kreuzfahrer in der NS-Zeit: „Politisch fühlten ‚wir‘ uns von ‚der Kirche‘ allein gelassen (um nicht zu sagen, manchmal verraten). [...] Meinem Vater wurde als kleinem Beamten mit Entlassung gedroht, weil keines seiner 4 Kinder in einer NS-Organisation, wie Jungvolk, HJ, SA, SS, BDM, war. Mir wurde von meinem sehr katholischen Lehrherrn, der sich auf den NS-Pastor Pieper, Prov. Heilanstalt Warstein, berief, mit dem Abbruch der Drogistenlehre gedroht.“

Doch die Kreuzfahrer hielten stand, nicht zuletzt aufgrund der Ermutigung durch solche Personen wie Josef Rütter. Dabei hatten sie schon gar keine Organisation mehr. Als 1933 die Ansprüche der NS-Regierung an den Verband zu drückend geworden waren, löste sich dieser im Sommer demonstrativ auf. Alle Kreuzfahrer erhielten ein Rundschreiben der Bundesleitung, in der diese ihren Schritt begründete: „Das Ende der Fahrt. Die in Deutschland immer weiter fortschreitende nationale Revolution hat ein anderes Zielbild vom kommenden und zu erstrebenden Staat und von dem Menschen, der darin leben soll, als wir es uns erarbeitet haben. Sie tritt mit dem Anspruch auf Alleinherrschaft ihrer Idee auf und hat die Macht und den Willen, jede anders geartete und begründete Bildung auszuschalten. Es ist deshalb der Führer der Hitlerjugend, Baldur von Schirach, zum Führer eines jeden Jugendbundes ernannt worden. Er wird alle Bünde auf den Nationalsozialismus ausrichten müssen. Das würde unserer Art und unserer Geschichte vollkommen widersprechen. – Als Jugendgemeinschaft können wir der Vereinheitlichungsarbeit der Regierung keinen Widerstand leisten; aber gemäß unserer Auffassung von Ehrlichkeit dürfen wir auch nicht unseren Bund sich in sein Gegenteil verkehren lassen. Wir sehen darum keine Möglichkeit mehr, weiter zu bestehen.“

Ein letztes Mal trafen sich Josef Rütter und Arnsberger und Warsteiner Kreuzfahrer 1935 in der „Callers Schweiz“ unter dem Wallenstein bei Meschede. Sie berieten die politische Lage und faßten den Entschluß, an den Münchener Kardinal Faulhaber zu schreiben und ihn zu bitten, öffentlich für die katholische Friedensidee einzutreten. Rütter griff hier also ein zweites Mal seine 1933 gescheiterten Bemühungen auf, die deutsche Amtskirche zu einer Stellungnahme gegen die NS-Regierung zu bewegen. Wegen der Gefahr, die mit dem Vorhaben verbunden war, löste man unter den Teilnehmern der Versammlung aus, wer das Schreiben unterzeichnen sollte. Das Los fiel auf den Arnsberger Eberhard Büngener, der dann auch unterschrieb. Eine Antwort erhielt er nie. Stattdessen kam einige Zeit später die Gestapo, die das Büro durchsuchte, in dem Büngener als Bürovorsteher tätig war. Er konnte einen Durchschlag des Papiers jedoch im letzten Augenblick vernichten.

Clemens Busch hatte an dem Treffen ebenfalls teilgenommen. Er führte zu Josef Rütters Lage in dieser Zeit aus: Rütter habe unter „Überwachung durch die Nazis“ (Clemens Busch) gestanden. „Nur wenige Briloner – ich gehörte dazu – wagten es, Rütter bei Tage in seinem Haus aufzusuchen.“ Die Kontakte der Kreuzfahrer zu Josef Rütter mußten schließlich abgebrochen werden, als „durch Unvorsichtigkeit der Schwester eines der jungen Leute unmittelbare Gefahr daraus entstand“.

Wie sein Bruder Josef hatte auch Theodor Rüter unter der NS-Regierung zu leiden. Im September 1933 wurde gegen ihn ebenfalls ein Verfahren nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ eingeleitet, offenbar wie bei seinem Bruder auf eine Denunziation seiner Schüler hin. Vom Untersuchungsausschuß beim Oberpräsidium erhielt er folgendes Schreiben mit der Aufforderung, dazu Stellung zu nehmen: „Sie sollen mehrfach im Unterricht abfällige Bemerkungen über den Nationalsozialismus gemacht haben, z.B. hätten Sie häufiger gesagt: Der Nationalsozialismus sei der größte Götze der Zukunft.“ Theodor antwortete, daß er den Nationalsozialismus wie andere Strömungen der Zeit im Unterricht charakterisiert habe. „Solche Kennzeichnungen sind gemacht aus meinem katholischen Glaubensbewußtsein heraus mit dem Bemühen um eine Sachlichkeit, wie sie dem Religionsunterricht entspricht, und ohne Gehässigkeit.“ Er habe jedoch niemals Politik in der Schule getrieben, die angeführte Bemerkung sei von daher nicht von ihm gebraucht worden.

Formulierte er hier noch recht zurückhaltend, so äußerte Theodor Rüter sich in einem Schreiben an den Erzbischof, dem er den Vorfall mitteilte, bereits im Oktober 1933 klar und eindeutig zu seiner Einschätzung des NS-Regimes, dem er – nicht zuletzt wohl aufgrund der Erfahrungen mit seinem Bruder – jegliche Mitarbeit verweigern wollte: „Es besteht nach meiner Meinung die Möglichkeit, daß ich im Verlauf der Untersuchung aus dem öffentlichen Schuldienst entlassen werde. Da der Totalitätsanspruch des heutigen Staates meinen Anschauungen von den Rechten der Persönlichkeit widerstreitet und die für eine ersprißliche religiöse Erziehungsarbeit notwendige Freiheit allzu sehr einzuengen scheint, so möchte ich nichts tun, um weiter in der Stellung eines beamteten Religionslehrers zu bleiben.“ Der Erzbischof war mit diesem Vorgehen einverstanden.

Die Konflikte Theodor Rütters mit der NS-Ideologie und deren Umsetzung an der Schule nahmen Anfang 1934 weiter zu. Zu diesem Zeitpunkt kam ein Erlaß des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen heraus, der es „den Leitern und Lehrern der höheren Schulen zur Pflicht [machte], die Werbung für die Hitler-Jugend mit allen Kräften zu unterstützen“. Als Folge hieraus verlangte der Leiter des Briloner Gymnasiums, Schoo, von Rüter, die Leitung der katholischen Schülergruppe „Neudeutschland“ niederzulegen. Theodor Rüter hielt beides für nicht mit seinem Gewissen vereinbar, „weil ich die nationalsozialistische Bewegung für gefährlich halte und leider umso mehr von ihrer Gefährlichkeit überzeugt werde, je mehr ich ihr Schrifttum kennenlerne“. Konsequenterweise beabsichtigte er, aus dem Schuldienst auszuscheiden: „Ich möchte deshalb, so schwer mir das Scheiden aus liebgewordener Arbeit wird, unter Darlegung meiner Gründe bei dem Provinzialschulkollegium beantragen, daß man mich mit der mir zustehenden Pension aus dem öffentlichen Schuldienst entlasse.“

Während Theodor in den Ruhestand versetzt werden wollte, hatte seine vorgesetzte Behörde bereits das Verfahren nach Paragraph 5 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vorangetrieben. Ende Januar erging der Bescheid, daß Theodor Rüter versetzt werden solle. An der neuen Schule, einem Mädchengymnasium in Gelsenkirchen, sollte er nur Religionsunterricht geben, für die anderen Fächer bekam er Lehrverbot. Die Reaktion des Erzbischofs hierauf war, als er davon erfuhr, sehr defensiv. Er beabsichtigte nicht, dagegen vorzugehen, sondern nahm die Entscheidung der NS-Behörden hin: „Fiat voluntas Dei!“ [„Gottes Wille geschehe!“]

So schnell folgte Theodor Rüter seiner „Verbannung“ aus Brilon durch die NS-Behörden jedoch nicht. Wenn die Versetzung an das Gelsenkirchener Realgymnasium auch zum Schuljahresbeginn 1934 wirksam wurde, kam er doch der damit verbundenen formellen Verpflichtung zum Umzug an den Dienort über Jahre nicht nach. Immer wieder fand er neue Gründe für seine Weigerung: Er könne nicht umziehen, da er seine Mutter pflege, der in ihrem Alter ein Umzug nicht mehr zugemutet werden könne, er finde keine Wohnung in Gelsenkirchen etc. Die Folge war, daß ihm das Oberpräsidium schließlich mit dem Argument, er bemühe sich nicht ernstlich, seinen Anspruch auf eine Wohnungsbeihilfe strich. Jetzt zog Theodor selbstverständlich erst recht nicht um. Erst zum 1. Oktober 1936 – mehr als zwei Jahre nach

seiner Versetzung – konnte er sich den immer drängender werdenden Forderungen nicht mehr entziehen und nahm sich eine Wohnung in Gelsenkirchen.

1939 kehrte Theodor Rüter nach Brilon zurück. Die Nazis hatten ihn als „nicht mehr dienstfähig“ (Auskunft G. Rüter) zwangspensioniert. Für kurze Zeit gab er dann noch einmal aushilfsweise katholischen Religionsunterricht an der Aufbauschule in Rütthen, bevor er im August 1944 durch den Briloner Lehrer Dr. Karl Brocke ersetzt wurde. Die Befreiung erlebte Theodor Rüter in Brilon.

## 5. „Mit Schweigen Stellung nehmen“ – Publizieren in der NS-Zeit

Im Mai 1933 verbot die NS-Regierung „im Interesse der öffentlichen Sicherheit“ die Zeitschriften „Vom frohen Leben“ und „Der Friedenskämpfer“. Diese Maßnahme beraubte die Mitglieder des mittlerweile verbotenen FdK ihres Diskussionsforums sowie Rüter seiner Möglichkeiten, politische Artikel zu veröffentlichen. In publizistischer Hinsicht war er somit zurückgedrängt auf die kirchlich-theologischen Organe des Katholizismus, zu denen er aber als kritischer Katholik bereits vor Jahren den Kontakt abgebrochen hatte. Nach seiner Flucht durch das Deutsche Reich 1933 und den drohenden Repressalien boten sie jedoch die einzige Chance, sich überhaupt äußern zu können. Die Thematik seiner Veröffentlichungen mußte er allerdings notgedrungen reduzieren, um im Spektrum der Zeitschriften zu schreiben und somit als Autor überhaupt akzeptiert zu werden. Darüber hinaus blieb ständig das Problem der Zugehörigkeit zur Reichsschrifttumskammer. Seit September 1933 existierte nämlich aufgrund des „Gesetzes über die Bildung der Reichskulturkammer“ als Abteilung eine „Reichsschrifttumskammer“, in der alle Schriftsteller Mitglied sein mußten, wenn sie veröffentlichen wollten. Die Mitgliedschaft konnte verweigert werden, „wenn Tatsachen vorliegen, aus denen sich ergibt, daß die in Frage kommende Person die für die Ausübung ihrer Tätigkeit erforderliche Zuverlässigkeit und Eignung nicht besitzt“. Rüter wußte also, daß er niemals Mitglied werden konnte.

Da in den ersten Jahren der NS-Zeit die Kontrollen jedoch noch nicht allumfassend waren, gelang es ihm, bis 1938 zumindest vereinzelt zu publizieren. Eine Monographie sowie durchschnittlich zwei Aufsätze pro Jahr konnte er in den Jahren 1934 bis 1938 unterbringen. Enthielten die 1934 erschienenen Veröffentlichungen trotz ihrer eher religiösen Thematik noch deutliche Anspielungen auf seine pazifistische und gesellschaftskritische Überzeugung, blieben später mit der Konsolidierung des NS-Regimes nur noch rein theologische Abhandlungen übrig. 1934 veröffentlichte er beispielsweise zum 7. November eine Kurzbiographie des Heiligen Engelbert, der um 1200 Dompropst von Köln war und als Stifter der Stadt Brilon gilt. Deutlich hob Rüter dessen Leitmotiv „Pax Vobis“ hervor und kritisierte amtskirchlichen Prunk und Gewaltanwendung. Noch eindeutiger gelang es ihm zu formulieren in „Boden und Volk“, wo er gegen jede imperialistische Bestrebung anscrieb. Die Warnung: „Im freien Verhältnis des Menschen zum Boden liegen die Elemente seiner sittlichen Aufgaben; und der Boden selbst ist für ihn eine solche Aufgabe von Gottes Gebote: ‚Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Acker!‘“, setzte er fort mit: „Es ist wider die Natur und darum unrecht und falsch, eine Außenpolitik zu machen, die nicht den geographischen Verhältnissen entspricht.“ Und die Kritik an den seit Ende 1933 massenhaft stattfindenden Straßenumbenennungen zugunsten Adolf Hitlers, Hermann Görings oder sonstiger NS-Idole – wie es ja beispielsweise auch in Brilon geschah – war für Zeitgenossen aus der Aufforderung, die örtlichen Straßen nur nach topographischen Besonderheiten der Umgegend oder lokalen historischen Besonderheiten zu benennen, sicher leicht herauszuhören.

1937/38 beharrte Rüter zwar weiter auf strikter Frömmigkeit, durfte aus ihr jedoch nicht mehr die früheren Folgerungen ziehen: „Wie die Menschen beten“ oder „Die wesentlichen Voraussetzungen der Kirche“ lauteten die Titel. Es blieb ihm wohl nur die Hoffnung, daß



seine Leserinnen und Leser, die ihn ja vermutlich noch aus der Weimarer Republik kannten, ihre Schlüsse selber ziehen würden. Als charakteristisch mag folgende Passage gelten, die sich mit Maria als katholischer Gestalt beschäftigt, einem häufigen Thema Rüthers in diesen Jahren: „Die Christenheit verherrlicht Maria so als das Feldzeichen im apokalyptischen Kampfe, aber auch im persönlichen Kampfe des Glaubens und um den Glauben. Sie war ja die erste, die glaubte und die unter dem Kreuze in ihrem Glauben nicht wankte.“ Hier wird jene Haltung deutlich, die Rüther einnahm, nachdem er von allen politischen Freunden isoliert und aus seinem Amt gedrängt war: vollständiger Rückzug aus der Gesellschaft mit dem Ziel der Bewahrung der eigenen Integrität.

In seiner Monographie über den Heiligen Bruno von Köln formulierte er dies eindeutig. Den Einsiedler stellte er als Vorbild für die Gegenwart dar: „Der Heilige des Schweigens und der Verschollenheit hat auch unserer Zeit und uns selber manches zu sagen.“ Was er an Bruno herausstellte, läßt also einige Rückschlüsse auf seine Beurteilung der NS-Zeit und das erforderliche Verhalten hierzu zu. Seine Analyse ist klar und eindeutig: „Alle diese christlichen Heldengestalten waren der Einsatz der ewigen Kirche gegen eine Zeit, die unter den verschiedenen Formen, bald der Simonie [Kauf von geistlichen Ämtern], bald der Gewalttat gegen Recht und Kirche, bald unsittlicher Lebensführung auch hoher kirchlicher Personen, bald der Rauf- und Fehdelust oder der Treulosigkeit, doch immer zuletzt an ein und derselben Krankheit litt. Diese Krankheit war der Widerspruch zwischen Bekenntnis und Leben, der Mangel an innerem Durchdrungensein von der Wirklichkeit und letztlich alleinigen Bedeutung jener anderen Welt des Glaubens.“

War Rüther unter demokratischen Bedingungen zu einer tiefgehenden politischen und ökonomischen Kritik in der Lage gewesen, so zog er sich nun angesichts der Aussichtslosigkeit seiner Lage auf das Letzte zurück, was seinem Leben Halt gab: die Besinnung auf die Grundwerte des Christentums, von denen seiner Überzeugung nach die Mehrheit der deutschen Gesellschaft abgefallen war. Seine Bewältigung der Situation sah so aus: „Darum waren alle diese Mängel letztlich nicht im politischen Kampfe zu überwinden, sondern nur durch Vertiefung des ganzen Christenlebens.“ Bennos Einsiedlerleben sollte dabei ein Beispiel sein.

Was sich unpolitisch anhört, war aber doch immens politisch gemeint: „Die Weltflucht [...] glaubt daran, daß der Mensch auch mit Fliehen und Schweigen zu den Dingen der Welt und ihrem Verlauf Stellung nehmen kann, eben aus der Welt des Geistes und der Gnade. In einer Welt, in der christliche Politik nicht möglich ist, muß erst ihre Voraussetzung, christliches Denken, geschaffen werden.“ Man stelle sich vor, alle Christen hätten in der NS-Zeit diese Erkenntnis gewonnen und wären dieser in ihrem Leben gefolgt. Die Konsequenzen wären drastisch gewesen, da dem NS-System die Millionen Helfer und Mitläufer, Weggucker und Beifallspender gefehlt hätten, die das christliche Milieu doch lieferte.

1938 war es dann für Rüther mit den Veröffentlichungsmöglichkeiten endgültig vorbei. Seitdem sich die Kontrollen durch eine Neuorganisation der Reichsschrifttumskammer drastisch verschärft hatten, blieb für ihn keine Lücke mehr. Er unternahm einen letzten Versuch, doch noch publizieren zu können, indem er sich von der Mitgliedschaft befreien lassen wollte. Diese Ausweichmöglichkeit konnte gewährt werden, wenn triftige Gründe vorlagen, nicht Mitglied zu werden, z.B. Geistlicher zu sein. Das Vorhaben scheiterte selbstverständlich, „da bei Ihnen die erforderliche Voraussetzung der politischen Zuverlässigkeit nicht gegeben ist“, wie ihm der Kammerpräsident Hanns Johst am 13. Juli 1938 bescheinigte. Rüther sei 1933 wegen Gegnerschaft zum NS-Regime entlassen worden und habe sich in der Zwischenzeit „noch nicht bemüht, irgendwelche Änderungen in diesem Verhalten eintreten zu lassen“.

Für Rüther bedeutete diese Mitteilung das endgültige publizistische Aus bis zur Befreiung 1945. Als ein einziges Mal von seiten der Kreis-NSDAP der Wunsch nach einer Veröffentlichung kam – die „Geschichtliche Heimatkunde des Kreises Brilon“ von 1920, die bereits nach wenigen Jahren vergriffen war, sollte neu aufgelegt werden –, lehnte Rüther diese Art der Unterstützung ab: „Eine mir von den Nazis nahegelegte Neuauflage habe ich damals auf die

lange Bank geschoben, und ich habe durch ‚Überlegen‘ meine innere Weigerung durchsetzen können.“ Was Rütther von nun an schrieb, produzierte er für die Schublade in der Hoffnung, es nach einem Wandel in der politischen Entwicklung einmal veröffentlichen zu können.

Bei der Durchsicht von Rütthers Korrespondenz der NS-Zeit hat man nicht immer den Eindruck, daß seine Briefpartner von seiner mißlichen Lage wußten oder sie gar richtig einschätzen konnten. Beispielsweise grüßte ein Freiherr von Groenestyn bei seinen Nachfragen bezüglich der Geschichte sauerländischer Familien meist mit „deutschem Gruße“ oder der Archäologe Dr. A. Stieren vom Landesmuseum der Provinz Westfalen ab 1933 gar mit „Heil Hitler“. Letzterer machte denn auch Karriere im Dritten Reich: 1935 zum Honorarprofessor an der Universität Münster ernannt, wurde er wenige Jahre später Direktor des Landesmuseums. Das Ende der NS-Zeit tat seinem Aufstieg keinen Abbruch – im Gegenteil: 1946 wurde er ordentlicher Universitätsprofessor für deutsche Vor- und Frühgeschichte in Münster.

Selbst Schreiben engerer Bekannter erscheinen angesichts der Verfolgungen und Bedrohungen, denen Rütther ausgesetzt war, (ungewollt) zynisch. So wünschte der Konrektor der Rütthener Volksschule und Heimatkundler Eberhard Henneböle Rütther zu Weihnachten 1941: „Möge Ihnen an den Tagen nicht der wahre Herzensfrieden fehlen, dann sind Sie reicher, glücklicher, zufriedener und fröhlicher als alle diejenigen, denen alles nach ihrem Willen geht.“

Bemühungen in heimatkundlicher Hinsicht lassen sich bei Josef Rütther in seinen Unterlagen während der NS-Zeit nicht nachweisen. Ein interessantes Licht auf die Situation der Heimatbewegung im Dritten Reich wirft aber ein Briefwechsel zwischen Rütther und Robert Keuthen, Münster, der für den Westfälischen Heimatbund eine Bibliographie sauerländischer Schriftsteller erstellen wollte und deswegen 1937 Kontakt mit Rütther aufnahm. Dieser – „vorsichtig, wie ich geworden bin“ – erkundigte sich zunächst nach Keuthen und schrieb in der Folgezeit aufgrund der offensichtlich positiven Ergebnisse seiner Nachforschungen recht offen. Er bat Ende 1937, nicht alle seine Schriften in die Bibliographie aufzunehmen, und schloß die kritische Frage an: „Ist der Zeitpunkt für die Herausgabe günstig? [...] Glauben Sie nicht, daß es heute mehr sauerländische Schriftsteller gibt, die wie ich in der Lage sind, manches, was sie früher mit gutem Gewissen geschrieben haben und dessen sie sich auch heute vor Gott und sich selber nicht schämen, doch nicht auf Ihre Anfrage hin mitteilen? Ich würde die dadurch bedingte Unvollständigkeit Ihrer Bibliographie bedauern, aber zu vermeiden wäre sie m.E. nicht.“

Rütther sah bereits zu diesem Zeitpunkt voraus, daß es wegen einer Reihe von Schriftstellern – als Beispiel nannte er Wilhelm Hohoff – für dieses Werk „verlegerische Schwierigkeiten“ geben könne. Drei Jahre später mußte Keuthen ihm dann auch mitteilen, daß die Bibliographie nur als Kartei in Arnsberg und Münster aufgestellt werden würde: „Zum Druck konnte man sich nicht entschließen, weil das Werk zu viele Theologen enthält.“ Erstaunen kann dieses Verhalten des Heimatbundes nicht, da der damalige Landeshauptmann, Karl Friedrich Kolbow, zu den „alten Kämpfern“ der NSDAP gehörte. Kolbow war bereits am 18. Februar 1921 [!] in die NSDAP eingetreten und hatte in der Folgezeit zahlreiche Ortsgruppen gegründet. Bevor der SA-Oberführer im April 1933 zum Leiter des Westfälischen Heimatbundes aufstieg, war er lange Jahre NSDAP-Kreisleiter in Siegen gewesen. Rütther war die Brisanz dessen bewußt, er bat Keuthen, seine Unterlagen zu entfernen. Offensichtlich fühlte er sich durch sie gefährdet. Am 10. April 1941 konnte ihm Keuthen mitteilen, seinem Wunsch gefolgt zu sein.

## 6. „Ich soll den Rüter verhaften“ – Verschärfte Verfolgung 1939 bis 1945

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs verschärfte sich Rütters Situation deutlich: „Dieses Jahr 1939 war ein wahrhaft dämonisches“, formulierte er rückblickend. Trotz seiner Entlassung und zwangsweisen Pensionierung sollte er keine Ruhe vor Verfolgungen bekommen. Abgesehen von „dauernder Beobachtung“ durch die Gestapo stellte sich als besonders gravierend unter anderem eine Vorladung der Dortmunder Gestapo für den 13. November 1939 heraus. Vorher hatte sie bereits eine Hausdurchsuchung vorgenommen. Zu diesem Zeitpunkt – gut zwei Monate nach Kriegsbeginn – war Rüter weder Mitglied der NSDAP noch überhaupt irgendeiner ihrer Gliederungen oder ihrer angeschlossenen Verbände. Das war knapp sieben Jahre nach Machtantritt der NS-Regierung sehr ungewöhnlich. Selbst viele Gemaßregelte waren 1937 und 1938, den Jahren offensiver „Werbe“kampagnen, notgedrungen Mitglied der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV), des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ (VDA) oder einer ähnlichen Organisation geworden.

Konkreter Anlaß der Vorladung war eine erneute Denunziation aus der Briloner Bevölkerung bezüglich angeblicher Versammlungen von Angehörigen der mittlerweile verbotenen katholischen Jugendverbände in Rütters Waldhütte. Angesichts der Verhörsituation und der – Rüter sicher bewußten – politischen Gefährdung, die für ihn mit seinen Aussagen verbunden war, liest sich das von einem Kripobeamten angefertigte Protokoll des Verhörs als couragierte Stellungnahme Rütters.

Während er den Vorwurf unerlaubter Versammlungen in seiner Hütte strikt verneinte, führte er zu seiner politischen Einstellung aus, daß er in der Weimarer Republik Vorstandsmitglied im Reichsbanner und innerhalb des FdK Vorsitzender eines Ausschusses gewesen sei, „der sich zum Ziel gesetzt hatte, bei den Völkern für die Verständigung zu werben und einzutreten“. Dafür sei er auch als Redner aufgetreten und habe Artikel verfaßt. Josef Rüter: „In meinen Aufsätzen habe ich mich gegen den völkischen Gedanken in christlichem Sinne gewandt.“

Zu seiner politischen Haltung seit 1933 führte er aus: „Wenn ich gefragt werde, ob ich dem nat.[ional]soz.[ialistischen] Staat bejahend gegenüberstehe, so muß ich darauf sagen: Ich stehe dem Staat loyal und legal, aber nicht begeisternd gegenüber und muß bestimmte Einschränkungen aufgrund meiner religiösen Einstellung gegenüber dem Staat einnehmen. Wenn ich gefragt werde, warum ich Einschränkungen und welcher Art die Einschränkungen sind, in denen ich mich gegen den Staat stelle, so muß ich darauf sagen: Es sind die Einschränkungen, die ich mir vorhalten muß, wenn der Staat etwas von mir verlangen würde, was nicht in Einklang zu bringen ist mit meiner religiösen Überzeugung. Wenn ich gefragt werde, warum ich bei meinem Eintritt nicht mit dem deutschen Gruß begrüßt habe und ob ich im öffentlichen Leben diesen auch nicht gebrauche, so muß ich darauf sagen: Ich halte den Deutschen Gruß für einen Parteigruß und weil ich der Partei nicht angehöre, gebrauche ich denselben auch nicht. Auf die Frage, warum ich der NSV nicht angehöre, trotzdem mir bekannt sein müßte, daß dies das größte Hilfswerk des deutschen Volkes und das sozialste Werk des Führers Adolf Hitlers ist, muß ich sagen: Ich gehöre dem kath. Vinzenzverein als Mitglied an und glaube, daß diese beiden sich ergänzen, es somit gleich sein dürfte, welchem der Vereine ich angehöre.“

Wie gefährdet Rüter zu diesem Zeitpunkt war, macht der anschließende Bericht des Gestapo-Beamten deutlich, der das Verhör geführt hatte. Er glaubte Rütters Auslassungen zu der Waldhütte, hielt aber fest, daß dieser dem NS-Staat noch immer „feindlich“ gegenüberstünde. Insbesondere stieß sich der Beamte daran, daß Rüter nichts „Nützliches“ arbeite: „In letzter Zeit wurde verschiedentlich der Versuch gemacht, R.[üter] für irgendeine nützliche Arbeit zu gewinnen. Dieses wurde aber immer mit der Begründung von ihm abgelehnt, daß er nervenkrank sei und keine Arbeit übernehmen könne. Es erscheint jedoch gerade in der jetzigen Zeit untragbar, daß ein noch voll einsatzfähiger Mann wie R. sich weigert, seinen staatsbür-

gerlichen Pflichten nachzukommen, andererseits aber von diesem Staat sein Ruhegehalt empfängt und sein Leben durch Nichtstun verbringt. Ich habe daher für den Fall, daß R. es erneut ablehnen sollte, eine ihm zugewiesene Arbeit zu verrichten, seine Vorführung vor einen Amtsarzt veranlaßt, um feststellen zu lassen, ob R. entgegen seinen Angaben nicht doch arbeitsfähig ist und dienstverpflichtet werden kann.“

Rüther lehnte auch die nächste Arbeitsaufforderung ab und wurde deshalb tatsächlich zwangsweise dem Amtsarzt vorgeführt. Dieser stellte eine teilweise Arbeitsfähigkeit fest; es wurde jedoch keine passende Stelle für ihn in Brilon gefunden. Aus diesem Grund forderte die Gestapo von ihm, zumindest Mitglied einer Untergliederung der NSDAP zu werden. Rüther „wählte“ die NSV, die am wenigsten politisch agierende NS-Massenorganisation. „Ich wurde durch Zitierung vor die Gestapo und ihre Drohung zum vorl. Beitritt gezwungen“, sagte er später über den Hergang Ende 1939 aus.

Der Zweite Weltkrieg offenbarte das ganze Dilemma und die Hilflosigkeit gegenüber dem NS-System selbst so deutlich antimilitaristisch eingestellter katholischer Jugendlicher wie der Warsteiner Kreuzfahrer. Hatten sie in der Weimarer Republik noch unbekümmert gesungen: „Nie, nie woll'n wir Waffen tragen; nie, nie zieh'n wir in den Krieg“, und dokumentierten sie 1935 ihre Ablehnung der allgemeinen Wehrpflicht noch, indem sie ihre Fahnen auf Halbmast hielten, kämpften nun auch sie als Hitlers Soldaten in der deutschen Wehrmacht. Der ehemalige Kreuzfahrer Theo Köhren: „Manchem war es möglich, im Sanitätsdienst tätig zu sein, der persönliche Grundkonflikt mit Nazi-Regime und kriegerischem Einsatz war damit jedoch nicht gelöst. Die vermittelten Wertvorstellungen, daß ‚jede Obrigkeit von Gott‘ sei und die Lehre vom ‚gerechten Krieg‘ machten den Gewissenskonflikt nicht leichter. Kontakte, ‚Galen-Briefe‘ und Texte von Reinhold Schneider – ‚Allein den Betern kann es noch gelingen...‘ – gaben Trost, Ermutigung und Hoffnung.“ Die Kreuzfahrer zogen sich damit ähnlich wie Rüther auf ihren Glauben zurück. Rüther unterstützte seine politischen Weggefährten aus der Weimarer Republik in diesen Jahren, indem er ihnen Briefe schrieb, die ihre Lage aus philosophisch-theologischer Sicht beleuchteten, und ihnen Bücher (z.B. Josef Piepers „Vom Sinn der Tapferkeit“, das in der Nazizeit mehrere Auflagen erlebte und auch nach 1945 noch weitverbreitet war) schickte (Köhren).

Daß Rüther im Zuge der verschärften Kontrolle seit 1939 ständig in Gefahr stand, erneut verhört oder verhaftet zu werden, zeigte dann noch einmal eine Anfrage der Gestapo Meschede beim Briloner Bürgermeister bezüglich seiner Person im November 1943. Wer einmal als NS-Gegner registriert war, war niemals vor Nachstellungen sicher. Als nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 in ganz Deutschland NS-Gegner verhaftet wurden, konnte auch Rüther seinen Häschern nicht mehr entgehen. In der Nacht vom 19. auf den 20. August wurden er und die Brüder Schieferecke in Haft genommen. Josef Rüther: „Den Abschied von meiner Frau und den Meinigen, im besonderen auch von meiner Mutter, hielt ich für endgültig.“ Mit Hilfe eines ärztlichen Attests, in dem ihm der Chefarzt des Briloner Krankenhauses, Dr. Dorls, auf Veranlassung des Hausarztes Dr. Karl-Josef Hüttenbrink Haftunfähigkeit bescheinigte, konnte er allerdings bereits nach drei Tagen seine vorläufige Entlassung erreichen. Danach floh er in seine Hütte am Borberg, wo er dann unter teilweise erbärmlichen Umständen lebte. Der Sohn des Besitzers der Nachbarhütte, Lothar Becker, berichtet davon, daß Rüther zusehends abmagerte, weil er sich oft tagelang nur von Kräutern, Pilzen und Beeren ernähren konnte. Und: „Studienrat Rüther hatte immer sehr viel Angst. Er ist aber dennoch allem treu geblieben, was er früher gesagt hat – bis zum Schluß.“ Trotz allem Hunger ging Rüther auch nicht von seinen Ernährungsgrundsätzen ab. Als Lothar Becker einmal das schönste Stück von einem unter abenteuerlichen Umständen erworbenen Schaf zu Rütters Hütte brachte, brüllte dieser ihn an, was er sich denn um Himmels willen nur dabei gedacht habe, ihm Fleisch zu bringen!

Wolfgang Nickolay, dessen Vater als Förster vom Borberg mit Rüther befreundet war und diesen fast täglich besuchte, berichtet über Rütters Zeit im Versteck, daß dieser sich nur im

Dunkeln aus dem Wald getraut habe, „um Brilon zu sehen“ (Nickolay). Auf „Pirschpfaden“ habe er von den Bewohnern der Umgegend gepflegt werden müssen. Der Küster vom Borberg, Josef Kather, und der Bauer Schreckenberger aus der Derkeren Straße hätten Milch gebracht. Nickolay: „Die Menschen, die halfen, redeten nicht viel. Sie handelten.“ Auch er habe Rüter als Junge oft Lebensmittel hochbringen müssen, die sein Vater beim Rott-Bauern dafür gehamstert habe.

Die Hauptlast der Verpflegung aber trugen Rüthers Hüttennachbar Becker und dessen dreizehnjähriger Sohn Lothar. Letzterer mußte stundenlang arbeiten und mehrmals täglich laufen, um beide Hütten zu versorgen: Holz für den ganzen Winter hacken, Milch und Molke aus der Stadt holen, Brot von der Bäckerei Schladoth – alles ohne Marken! Überhaupt kümmerte sich die Familie Becker stark um Josef Rüter. So versteckte sie ihn in den ersten Wochen nach der Entlassung aus dem Gefängnis bei Bedarf im Keller ihrer Hütte, um ihn vor dem Zugriff der Gestapo zu schützen. Hier befanden sich schon zwei andere Verfolgte, die sich verstecken mußten: der Italiener Ezio Bolongaro, der auf der Dominit gearbeitet hatte und wegen Kartoffeldiebstahls erschossen werden sollte. Ihn hatte die Tochter Lothar Beckers, die aus dem Büro in die Fabrik wegen Lesens verbotener Literatur strafversetzt worden war, aber zur Hütte am Borberg mitgenommen. Und August Weber, der in Münster als Angestellter gearbeitet und dort 1941 den Gestellungsbefehl erhalten hatte, aber desertiert war.

Nickolay beschreibt den alten Becker, der fast das ganze Jahr auf der Hütte verbrachte, als einen „sehr draufgängerischen, aber gutmütigen Menschen“ (Nickolay). Zu Josef Rüter habe er immer gesagt: „Ich hab’ die Flinte hier, Jupp. Wenn einer kommt, dann wird er erschossen.“ Nickolay ist der festen Überzeugung, daß Becker das im Notfall auch getan hätte. Sein Sohn Lothar bestätigt diese Aussage. Immer wenn Polizei oder Gestapo gekommen sei, habe der Vater die Familie hinausgeschickt und sich selbst mit einer Handgranate in der Hand auf die Klappe zum Keller gesetzt, in dem sich die Versteckten aufhielten. Lothar Becker zu den Konsequenzen, wenn die Beamten mit Gewalt einen hätten mitnehmen wollen: „Unten denen wäre nichts passiert, aber oben wären alle mit ihm hochgegangen.“ (Becker)

Im Winter 1944/45 schien dann die Gefahr für Josef Rüter vorbei zu sein, und er zog im Dezember wieder in die Stadt in sein Haus an der Marktstraße. Die Dortmunder Gestapo hatte in den Wochen nach seiner Flucht ein paar Mal in seiner Wohnung und der Hütte nachgesehen, ob er da sei. Als sie ihn jedoch nicht fanden, waren die Beamten unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Doch Anfang 1945 erhielt die Briloner Polizei erneut den Befehl, Josef Rüter festzunehmen. Er sollte mit den übrigen NS-Gegnern aus der Umgebung, die bisher noch verschont worden waren, in das Konzentrationslager nach Wewelsburg gebracht werden. Der Ortspolizist Heinrich Kannengießer fuhr schnurstracks an der Marktstraße vorbei und kam schnellstmöglich mit dem Fahrrad hoch zu Beckers Hütte. Dort teilte er mit: „Ich soll den Rüter verhaften, den Josef. Was machen wir denn jetzt?“ Der alte Becker schickte in Panik seinen Sohn Lothar los, Josef Rüter zu warnen und wieder zum Borberg zu holen. Lothar Becker: „Ich dann auf so ’nem Damenfahrrad hier ’runter, und dann durch die Gassen durch. Dann hat der [Josef Rüter] angefangen, Sachen zu verbrennen. Dann hat er noch ’was geschrieben. Dann mußte noch ’was in den Postkasten geschmissen werden.“ Er habe ihn immer wieder angefleht mitzukommen. Nachdem sie endlich losgegangen waren, trafen sie unterwegs den zurückkehrenden Kannengießer. Becker: „Doch der hat mich angeschrien, den Rüter kannte er gar nicht, den hat er gar nicht gesehen. Und dann hat er ... Mir ging sowieso die Muffe 1:100.000. Dann hat er sich wieder auf sein Fahrrad geschwungen und ist davon geradelt wie so’n wildgewordener Handfeger.“

So entging Josef Rüter knapp doch noch einer weiteren Verhaftung. Seine Waldhütte war jetzt allerdings nicht mehr sicher genug, mit einer erneuten Anreise eines Gestapoaufgebots mußte jederzeit gerechnet werden. Da wegen der akuten Gefährdung auch die Beckersche Hütte als Versteck nicht in Frage kam, baute der junge Lothar Becker Anfang 1945 im Schutz eines etwa einen Kilometer entfernten Berges eine weitere Hütte aus Holz. Ganz klein, hinter

einem Felsen versteckt, nicht einsehbar von den weiter weg vorbeiführenden Feldwegen und umgeben von dichten Fichten bot sie größtmögliche Sicherheit. Becker: „Es war so versteckt, die Hütte konnte keiner sehen, er hätte zwei Meter davorherlaufen können.“ Als weitere Vorsichtsmaßnahme zog Becker, der auf dem Weg zu Rüthers Versteck immer einen weiten Umweg machte, damit die Schneespuren ihn nicht verriet, ein neun Meter langes Ofenrohr von der Hütte durch den Fichtenwald. Der Rauch kam so an einer anderen Stelle aus dem Rohr und stieg – nunmehr abgekühlt – auch nicht gleich senkrecht in die Höhe. Rüthers Frau Maria, die derweil in der Waldhütte am Borberg blieb, sollte bei Nachfragen der Gestapo eine falsche Fährte legen und angeben, ihr Mann sei in Brilon.

Selbst in dieser bedrängten Situation und in seiner provisorischen Behausung gab Josef Rüter das Schreiben nicht auf. Er verfaßte Manuskript um Manuskript, in der Hoffnung auf eine spätere Veröffentlichungsmöglichkeit. Überwiegend handelte es sich um religionsphilosophische Reflexionen, die er in tagebuchartiger Form festhielt; er begann aber in dieser Zeit auch schon mit den ersten Entwürfen für sein späteres Geschichtswerk „Der Weg ins Verderben“, in dem er sich mit den Bedingungen der Machtübergabe an die NSDAP 1933 auseinandersetzte. Darüber hinaus beendete Rüter ein mehrbändiges Buch über „Das Wort in der Welt. Philosophische Betrachtungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis“, das er unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Schuldienst und der Rückkehr nach Brilon 1934 begonnen hatte.

Da mit der Zeit trotz größter Sparsamkeit das Papier ausging, schnitt Becker für Rüter entsprechend große Stücke aus Tapetenrolle. In der allgemein schlechter werdenden Versorgungslage des letzten Kriegsjahres mangelte es jedoch nicht nur an Papier, sondern vor allem an Nahrungsmitteln. Darunter hatte verständlicherweise vor allem Josef Rüter zu leiden, dessen Versorgung nun noch eingeschränkter war als vorher schon. Die Folge war, daß Josef Rüter die Befreiung als körperlich vollkommen ausgezehrt Mensch erlebte.

\*

Zusammenfassend ist festzuhalten: Josef Rüter stellte sich bewußt gegen den Nationalsozialismus – unter Inkaufnahme beruflicher Nachteile und gravierender Verfolgungsängste. 1939 riskierte er noch weitere Repressionen, als er in der Vernehmung durch die Gestapo weitgehend auf seinen alten Überzeugungen beharrte und diese recht offen vertrat, nachdem er in dem gegen ihn laufenden Verfahren bereits 1933 eine offensive Stellungnahme zu seinen politischen Äußerungen der Vergangenheit abgegeben hatte.

Was Rüthers vollständiger Rückzug aus dem öffentlichen Leben (einschließlich der Berufsaufgabe) in der Zeit des Nationalsozialismus bedeutete, wird deutlich, wenn man sich das Funktionieren des Gesamtsystems ansieht: In einer derart arbeitsteiligen Organisation des Verbrechens, wie sie zwischen 1933 und 1945 herrschte, wurde praktisch jeder mitschuldig, der weiterhin als „Rädchen im Getriebe“ tätig war – an welcher Stelle es auch immer gewesen sein mag. Hannah Arendt prägte hierfür das Wort von der „Banalität des Bösen“, die Raul Hilberg am Beispiel der Beschäftigten bei der Reichsbahn eindrucksvoll belegt. In „Was heißt persönliche Verantwortung unter einer Diktatur?“ stellt Hannah Arendt fest: „In Wahrheit war es so, daß nur diejenigen, die sich völlig vom öffentlichen Leben zurückzogen und jede Art von politischer Verantwortung ablehnten, es vermeiden konnten, in politische Verbrechen verwickelt zu werden.“ Und weiter: „Wir brauchen uns nur einen Augenblick lang vorzustellen, was mit dieser Art von Regierungen passieren würde, wenn genügend Leute ‚unverantwortlich‘ handelten und die Unterstützung verweigerten, sogar ohne aktiven Widerstand oder Aufruhr, um zu sehen, welche eine wirkungsvolle Waffe dies sein könnte.“

# X.

## Heinrich Thöne (1895-1946)

### Ein katholischer Geistlicher im Kampf um Frieden, Völkerverständigung und gegen reaktionär-restaurative Kräfte im Eichsfeld in der Weimarer Republik

Von Paul Lauerwald

Die honrarfreie Aufnahme dieses Beitrages in den vorliegenden Sammelband erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verfassers. Erstveröffentlichung der Arbeit: *Lauerwald, Paul: Heinrich Thöne, ein katholischer Geistlicher im Kampf um Frieden, Völkerverständigung und gegen antikatholische Kräfte im Eichsfeld während der Weimarer Republik. In: Eichsfeld-Jahrbuch 21. Jg. (2013), S. 279-301.*

Die sauerländische Zeit H. Thönes (ab 1936) ist noch nicht hinreichend erforscht. Ein knapper Beitrag enthält Hinweise auf Maßregelungen, aber auch auf Konzessionen (sonst „geriete ich in arge Not“): *Kotthaus, Eckhard (Red.): Die höheren Schulen Arnshergs im Dritten Reich. Schulalltag am Staatlichen Gymnasium Laurentianum, am Evangelischen Lyzeum und an der Städtischen Oberschule für Mädchen (1933 bis 1945). Arnsherg 2001. S. 180-181.*

#### 1. Vorbemerkung

Durch den verlorenen Ersten Weltkrieg ging das deutsche Kaiserreich unter und mit ihm alle Monarchien und Fürstentümer in den deutschen Bundesstaaten. Das Ende dieses Krieges, die erzwungene Abdankung der das Kaiserreich tragenden Kräfte führte am 9. November 1918 zur Ausrufung der Republik, einer demokratisch verfassten parlamentarischen Regierungsform. Nach dem ersten Tagungsort ihrer verfassungsgebenden Nationalversammlung ist sie als Weimarer Republik in die Geschichte eingegangen. Vom ersten Tage ihrer Existenz an war sie keineswegs nur geliebt, rechte und linke Kräfte versuchten sie aus unterschiedlichen Gründen zu beseitigen. So hatte sie von Anfang an nicht nur mit den unmittelbaren Kriegsfolgen und den ihr im Versailler Vertrag aufgebürdeten Lasten gegenüber den Mächten, die den Krieg gewannen, zu tragen und die sich in diesem Gefolge entwickelnde und im Herbst 1923 ihren Höhepunkt erreichende Hyperinflation zu bewältigen. Auch zahlreiche Umsturzversuche von rechten und linken Kräften und politische Morde gehörten zur Tagesordnung der ersten Jahre ihrer Existenz. Es sei nur an den Kapp-Putsch, den Hitler-Putsch von rechten Kräften oder an den Hamburger Aufstand der KPD erinnert. Erst ab 1924 schloss sich eine Phase relativer Stabilität an, die dann in der Weltwirtschaftskrise 1929 ihr Ende fand.

Wie diese Kämpfe sich auf das katholische Eichsfeld, das politisch von der Zentrumspartei dominiert wurde, auswirkten, ist bis heute noch nicht genügend erforscht. Auf jeden Fall lassen erste Erkenntnisse die Annahme zu, dass in der Tagespolitik auch hier der Kampf um Demokratie und Republik zu heftigen Auseinandersetzungen führte. Immerhin hatten auch genug Eichsfelder mit der Waffe in der Hand auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges für die Expansionspolitik des Kaiserreichs gekämpft und auch einen beträchtlichen Blutzoll entrichtet. Da fiel die damals weit verbreitete Auffassung über den verlorenen Krieg, an dem die sogenannte „Heimatfront“ schuld war, auf fruchtbaren Boden. Schlagworte wie „im Felde unbesiegt“ oder die sogenannte „Dolchstoßlegende“ fanden auch hier Gehör und Verbreitung.

Gerade in den bestehenden Kriegervereinen, die es quasi in jedem Eichsfelder Ort gab, konnte man sich mit den Ergebnissen dieses Krieges nicht abfinden. Und so kam es, dass auch die neu gegründeten Wehrverbände wie der „Stahlhelm“ und der „Jungdeutsche Orden“ ihre Anhänger auch auf dem Eichsfeld fanden. So hatte sich in Heiligenstadt eine Bruderschaft des Jungdeutschen Ordens gebildet, die natürlich stark um die Anerkennung durch die Gremien der Katholischen Kirche kämpfte, um auch eine große Anhängerschaft unter den Katholiken zu erlangen.<sup>1</sup> Dagegen trat mit Vehemenz und äußerster Konsequenz ein junger katholischer Geistlicher, der 1. Kaplan an der S. Aegidii-Gemeinde, Heinrich Thöne, auf.

## 2. Wer war Heinrich Thöne?<sup>2</sup>

Heinrich Thöne erblickte am 29. Mai 1895 in Bielefeld als Sohn des Post-Assistenten Hermann Werner Thöne und dessen Ehefrau Anna-Maria Thöne geborene Kleine-Schware das Licht der Welt. Er hatte zwei Brüder und drei Schwestern, von denen eine Schwester früh verstarb. Er besuchte in Bielefeld die katholische Volksschule und das dortige Gymnasium. Am 8. August 1914 verließ er das Gymnasium nach erfolgreich bestandener Reifeprüfung, dem Abitur. Im Wintersemester 1914 begann er das Studium der Theologie und Philosophie an der Theologischen Fakultät in Paderborn, für ein Semester an der Universität München, um dann seine Studien in Paderborn zu beenden. Am 10. August 1919 wurde er durch den Paderborner Diözesanbischof Karl Josef Schulte<sup>3</sup> im Dom zu Paderborn zum Priester geweiht.<sup>4</sup>

Schon vor seiner Priesterweihe war er von August 1917 bis 1918 als Erzieher in der katholischen Fürsorgeanstalt in Klausheide bei Paderborn tätig.<sup>5</sup> Bereits hier legte er im Umgang mit dem teils schwer erziehbaren Zöglingen großes pädagogisches Geschick an den Tag und entdeckte so seine Vorliebe zur Arbeit mit der Jugend, die ihn sein weiteres Leben begleiten sollte.<sup>6</sup>

Nach seiner Priesterweihe wurde er vom September 1919 bis zum 1. Dezember 1921 als Studienpräfekt an das Bischöfliche Knabenseminar in Heiligenstadt, das damals noch zum Bistum Paderborn gehörte, berufen.<sup>7</sup> Am 1. Dezember 1921 wurde ihm die vakant gewordene 2. Kaplaneistelle an der Heiligenstädter Pfarrkirche ad S. Aegidium übertragen, am 30. Juni 1922 die 1. Kaplaneistelle an dieser Pfarrkirche.<sup>8</sup>

<sup>1</sup> Der Jungdeutsche Orden, der sich nach dem Vorbild des Deutschen Ordens strukturierte, gliederte sich in „Bruderschaften“ als unterste Ebene (Ortsgruppen), „Balleien“ und „Großballeien“. An der Spitze der Organisation stand der „Hochmeister“, als Geschäftsführer stand ihm der „Ordenskanzler“ zur Seite. Die „Bruderschaften“ wurden von einem Großmeister geleitet. Sie konnten noch weiter in „Gefolgschaften“ und „Scharen“ untergliedert werden. Ob das auch für die „Bruderschaft Heiligenstadt“ zutrifft, kann gegenwärtig nicht gesagt werden, ist aber eher unwahrscheinlich.

<sup>2</sup> Zu Heinrich Thöne gibt es bisher nur zwei kleinere biographische Artikel. Das sind: *Guske*, Hubertus: Die Friedensbewegung war sein größtes Anliegen. Auf den Spuren eines früheren Kaplans in Heiligenstadt. In: *Begegnung. Zeitschrift progressiver Katholiken* 19, 1979, Heft 6, S. 13-15 und *Lauerwald*, Paul: Heinrich Thöne – Kaplan und Streiter für den Frieden in Heiligenstadt. In: *Eichsfelder Heimatzeitschrift* 56, 2012, S. 132-134.

<sup>3</sup> Karl Josef Schulte, geb. am 14. September 1871, gestorben am 10. März 1941, Bischof von Paderborn von 1910-1920, danach bis zu seinem Tode Erzbischof von Köln. Zum Kardinal im März 1921 ernannt.

<sup>4</sup> Archiv des Bischöflichen Geistlichen Kommissariats Heiligenstadt (künftig *Kommissariatsarchiv*): Acta personalia betreffend des Geistlichen Heinrich Thöne aus Bielefeld, Blatt 1: Curriculum vitae vom 2. Juni 1926

<sup>5</sup> Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (BBF) des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung Berlin, Archivdatenbank. Personalblatt A für (Ober)-Studien-Direktoren, (Ober)-Studienräte, Studienassessoren und Studienreferendare für Thöne Heinrich, S. 1. <http://bbf.dipf.de/kataloge/archivdatenbank>

<sup>6</sup> *Guske*, Hubertus (Anm. 2), S. 13 nach Informationen der Schwester Gertrud Thöne.

<sup>7</sup> Kommissariatsarchiv (Anm. 4), Blatt 1; BBF Anm. 4.

<sup>8</sup> Kommissariatsarchiv (Anm. 4), Blatt 1; Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Paderborn, LXV, 1922, Stück 17 vom 31. Oktober 1922, S. 94.



Seiner Bestätigung für die erste Kaplaneistelle ging eine Anfrage des Bischöflichen Generalvikariats Paderborn an das Bischöfliche Kommissariat in Heiligenstadt voraus, wo dieses um seine Meinung gebeten wurde, ob die 1. Kaplaneistelle dem frisch von Nordhausen nach Heiligenstadt versetzten Kaplan Mues oder dem die 2. Kaplaneistelle innehabenden Heinrich Thöne übertragen werden soll. Die Antwort des Kommissariats an den Generalvikar ist eindeutig: „... und bitten ihm (Mues-P.L.) die zweite Kaplaneistelle zu übertragen und als Sekretair unseres Kommissariates zu berufen, da Herr Kaplan Thöne sich schon gut in seine Stellung eingefunden hat, dürfte ihm die erste Kaplaneistelle zuteil werden. Im Einkommen stehen beide Stellen gleich, als Sekretair wird der Stelleninhaber der zweiten Kaplanei einen angemessenen Zuschuß erhalten. Herr Kaplan Thöne wird sich im Verwaltungswesen nicht wohl fühlen; ihm liegt die Tätigkeit unter der männlichen Jugend zusagender. ...“<sup>9</sup>

Sein Talent für die Arbeit unter der katholischen Jugend wurde in Heiligenstadt von seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde, dem Bischöflichen Kommissariat nicht nur erkannt, sondern auch gewürdigt. In der Folge wurde Thöne 1922 zum Bezirkspräses der katholischen Arbeiter- und Männervereine des Dekanats Heiligenstadt<sup>10</sup> und ein halbes Jahr später zum Bezirkspräses für die Gesellenvereine für den Bezirk Eichsfeld<sup>11</sup> berufen. Außerdem war er auch Geistlicher Beirat der 1919 in Heiligenstadt gegründeten Jugendabteilung des Katholischen Deutschen Frauenbundes, kurz „Jugendbund“ genannt.<sup>12</sup> In seiner Tätigkeit als Kaplan und als geistlicher Berater der katholischen Jugend- und anderen Verbände sah er seine Hauptaufgabe, die ihm anvertrauten Gläubigen im Geiste ihres Glaubens, im Sinne des Friedens und der Völkerverständigung zu erziehen, wobei für ihn alles untrennbar miteinander verbunden war. Entschieden verurteilte er die Trennung von Politik und Moral und betrachtete den Krieg als im schärfsten Gegensatz zum Christentum stehend. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtete er kritisch die Entwicklung und beobachtete mit zunehmenden Misstrauen die sich immer weiter verbreitenden militaristischen und antidemokratischen Organisationen, zu denen er auch den Jungdeutschen Orden zählte. Dieser begann mit der Gründung einer Bruderschaft in Heiligenstadt, über die wir leider derzeit nur wenig wissen, auch auf dem Eichsfeld Fuß zu fassen. Heinrich Thöne, der merkte, dass der Jungdeutsche Orden aus dem Kreise der katholischen Jugend Mitglieder rekrutieren wollte, ging gegen diese Bemühungen im Rahmen seiner Möglichkeiten vor. Allerdings scheute er dabei die Öffentlichkeit, zumal die maßgebenden Gremien der katholischen Kirche in der Weimarer Republik, die Bischofskonferenzen, dazu noch nicht Stellung genommen hatten. Ganz im Gegensatz dazu gab es aber entsprechende Stellungnahmen gegen linksgerichtete Organisationen, sogar gegen die freien Gewerkschaften, seitens dieser Gremien. So beschäftigte er sich in seiner mutmaßlich ersten Publikation mit dem Thema „Katholizismus, Krieg und Völkergemeinschaft“. Diese Arbeit erschien zuerst in der in Paderborn erscheinenden katholischen Monatsschrift „Das heilige Feuer“<sup>13</sup>, aber unmittelbar nach der Zeitschriftenveröffentlichung auch als Sonderdruck. In ihr verurteilte er die Trennung von Politik und Moral, die das Recht des Stärkeren hervorhebt. Er schrieb „*Es gibt keine doppelte Moral, eine Privatmoral für den einzelnen und eine Staatsmoral für den Politiker.*“ und stellte fest: „*Der Geist des Krieges steht im schärfsten Gegensatz zum Geist des Christentums*“. In diesem Zusammenhang wandte er sich gegen den Rüstungswahn und schilderte dessen Auswirkungen auf das Leben in der Gesellschaft: „*Vor 1914 dienten 49 Prozent aller Staatsausgaben in Europa Rüstungszwecken, wogegen nur 2,7 Prozent für Rechtspflege und 5,6 Prozent für den öffentlichen Unterricht ausgesetzt*

<sup>9</sup> Kommissariatsarchiv (Anm. 4):, Blatt 3 Verso und Recto.

<sup>10</sup> *Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Paderborn*, LXV, 1922, Stück 18 vom 23. November 1922, S.132.

<sup>11</sup> Ebenda, LXVI, Stück 6 vom 23. Juni 1923, S.56.

<sup>12</sup> *Guske*, Hubertus (Anm. 2): S. 13.

<sup>13</sup> *Das heilige Feuer*. Monatsschrift für naturgemäße deutschvölkische und christliche Kultur und Volkspflege, Paderborn, Junfermann. Die Zeitschrift konnte vom Verfasser nicht genutzt werden. Das in der UB Erfurt vorhandene Exemplar war im Jahrgang 1922 nicht vollständig, die Jahrgänge von 1919 bis 1921 enthielten den Beitrag von Thöne nicht. Die Zitate sind dem Beitrag von *Guske*, Hubertus (Anm. 2) entnommen.

waren. *Die gesamten Leistungen des deutschen Reiches für die Arbeiterversicherung ... be-  
trugen nicht mehr als die Kosten eines einzigen modernen Riesenpanzers. Eine ganze Univer-  
sität kostet den Staat nur soviel wie ein Kavallerieregiment.*“ Zugleich wandte er sich gegen  
die militärische, sprich: kriegerische, Lösung von Konflikten: *„Konflikte bleiben, aber daß sie  
nicht ewig mit Waffengewalt entschieden werden, das ist das Ziel der Friedensbewegung,  
Mittel und Wege zu finden, nationale Interessengegensätze auf eine gerechtere und men-  
schenwürdigere Art beizulegen, als es der Krieg ist.“*

Das waren Töne, die den rechten Organisationen und Kräften, die offen zur Revision des  
„Schanddiktats von Versailles“ aufriefen, nicht in ihr Konzept passten und in deren Folge sie  
Heinrich Thöne bald als einen ihrer Gegner ausmachten. Auch die wohl 1923 bei F.W. Cor-  
dier gedruckten Predigt: „Pfingsten und Völkerfriede: eine Pfingstpredigt.“<sup>14</sup> bewegte sich in  
diesem Rahmen. Er musste feststellen dass ein „*schrankenloser Nationalismus*“ die Einheit  
der Kirche „*bedenklich gelockert*“<sup>15</sup> habe. Er verwies in diesem Zusammenhang besonders  
auf die Tatsache, dass während des Ersten Weltkrieges die führenden Kirchenmänner aller  
kriegsführenden Mächte den einen Gott nur für ihr eigenes Land und gegen die anderen in  
Anspruch zu nehmen versuchten. Im Namen des gleichen Gottes wurden die Waffen der  
Kriegsgegner gesegnet und Gott um deren Erfolg, den Sieg, gebeten. *„Ist das noch katho-  
lisch? Ist das noch die Einheit der Kirche Gottes?“*<sup>16</sup> fragte er. Zugleich betonte er, dass es  
nicht mehr sein darf, *„daß die Friedensbewegung von so vielen bei uns wie bei den anderen,  
gerade auch von Katholiken mit einem mitleidigen Lächeln abgetan wird“*<sup>17</sup>. Und er stellte in  
diesem Zusammenhang betrubt die Frage: *„Warum überlassen wir die tatkräftige Förderung  
dieser großen Menschheitsaufgabe nichtchristlichen Organisationen? Ist es nicht tieftraurig,  
daß der Friedenspapst seine überzeugtesten Anhänger bei Sozialisten, Freimaurern und  
christlichen Sekten finden mußte?“*<sup>18</sup>

Bleibt Thöne hier noch im Allgemeinen, nennt noch nicht Ross und Reiter mit Namen, än-  
dert sich das bald, zumal es endlich seitens des Episkopats auch zu klaren Stellungnahmen  
gegen die rechten Kräfte, wie beispielsweise die Nationalsozialisten und den Jungdeutschen  
Orden, kam.

### 3. Heinrich Thöne und seine Auseinandersetzungen mit dem Jungdeutschen Orden

Wie bereits gesagt, beobachtete er mit kritischen Blicken die Entwicklung und Ausbreitung  
des Jungdeutschen Ordens, insbesondere als dieser mit der Gründung einer Bruderschaft in  
Heiligenstadt Fuß zu fassen begann. Diese Organisation bestand aus einer Mischung von  
rechten und nichtrechten Kräften, vielfach Frontsoldaten des Weltkrieges, die antisemitisch  
und elitär und, wenn auch nicht monarchistisch, für ein Wiedererstarken Deutschlands auf-  
traten. In seiner Satzung vom 17. März 1920 nannte der Orden unter anderem folgende Ziele:  
Schutz des „*Wiederaufbaus*“ des Vaterlandes, Kampf für die „*sittliche Wiedergeburt des  
deutschen Volkes*“, Erziehung der heranwachsenden Jugend im „*Geist des Frontsoldaten-  
tums*“, ein von Partei- und Standesgegensätzen freies Wirken „*für die gegenseitige Wieder-  
achtung aller gut deutsch gesinnten Bürger*“.<sup>19</sup> In den Anfangsjahren war der Orden trotz sei-

<sup>14</sup> Thöne, Heinrich: Pfingsten und Völkerfriede: Eine Pfingstpredigt. Heiligenstadt, Cordier, o.J. (1923),  
15 Seiten.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 4.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 5

<sup>17</sup> Ebenda, S. 5

<sup>18</sup> Ebenda, S.12.

<sup>19</sup> Zitiert nach Vogel, Wieland: Katholische Kirche und nationale Kampfverbände in der Weimarer Republik.  
Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B, Forschungen; Band 48, Mainz 1989, S. 10.

ner Absichtserklärung, für die „Sicherung der Verfassung“ von Weimar einzutreten, „ideologisch verwurzelt in der nationalistisch-völkischen Ideenwelt eines bündischen Frontsoldatentums“ und „konnte auch ... sein antirepublikanisches und antiparlamentarisches Ressentiment nicht verbergen.“<sup>20</sup>

Er vertrat vielfältiges rechtsradikales Gedankengut. Das führte zu einem zweimaligen Verbot des Ordens vom August 1920 bis Februar 1921 und vom Juli 1922 bis zum Januar 1923.<sup>21</sup> Außerdem forderte er einen völkischen Nationalismus, der von kirchlicher Seite als antikatholisch angesehen werden musste, verstand sich doch die katholische Kirche als weltumspannend und übernational.

Als dann am 24. März 1924 das Bistum Paderborn eine Verlautbarung „Zur Frage einer Stellungnahme zu einzelnen neuen Organisationen“ veröffentlichte<sup>22</sup>, war für Thöne der Bann gebrochen. Nunmehr konnte er sich offen mit dem Jungdeutschen Orden auseinandersetzen. Als erstes ließ er den Wortlaut der Verlautbarung in der „Eichsfeldia“ publizieren. Sie soll hier im vollen Wortlaut wiedergegeben werden:

*„In den letzten Monaten ist mehrfach das Ersuchen ausgesprochen, es möge kirchlicherseits der Beitritt zu einzelnen neuen Organisationen als unbedenklich für Katholiken erklärt werden (eine Erklärung, die dann trotz aller vorsichtigen Abfassung voraussichtlich wohl zur Werbetätigkeit benutzt werden würde). Solche Wünsche wurden laut für den Jungdeutschen Orden, für Stahlhelm u.a.m. Es wurde hingewiesen auf Vorzüge des Programms, auf Ausschluß politischer Parteibestrebungen und konfessionellen Zwistes, auf Notwendigkeit der Förderung patriotischen Sinnes, sittlicher Tätigkeit, Ueberwindung ungesunden Klassengeistes usw.; auch wurde bemerkt, daß Entgleisungen in einzelnen Gruppen nicht dem Programm zur Last fallen u.dgl.m.*

*Nach Einholung von Gutachten kann eine Erklärung vorgedachter Art nicht gegeben werden. Es wird vielmehr erwartet, daß der Klerus vorsichtige Zurückhaltung übe, zumal die weitere Verwirklichung der Sätze des Programms noch abzuwarten ist. Dazu sei folgendes bemerkt:*

*Dem katholischen Volk ist genügend bekannt, mit welcher hingebender Liebe und Opferfreudigkeit Klerus und Volk in friedlichen und schlimmen Zeiten die Treue zum Vaterlande betätigt haben, und daß diese Tugend wie alle sittlichen Tugenden ihren festesten Halt in den Grundsätzen unserer hl. Religion, im kirchlichen Geiste finden.*

*Ebenso ist dem katholischen Volke bekannt, wie harmonisch kirchliche und vaterländische Gesinnung im Pflichtbewußtsein aller treuen Katholiken verbunden, in ihren Herzen tief eingewurzelt und stets im gesamten katholischen Vereinswesen auf das Wirksamste gefördert sind. Die Ausbreitung und Wirksamkeit des katholischen Vereinswesens verlangt vom Klerus eine solche Summe von Zeit und Arbeit, daß diese nicht durch Teilnahme an interkonfessionellen Bestrebungen gedachter Art zersplittert werden kann.“<sup>23</sup>*

Der anonyme Einsender (es heißt: „von geschätzter Seite wird uns geschrieben“)<sup>24</sup> fährt dann fort:

<sup>20</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>21</sup> Finker, Kurt: Jungdeutscher Orden (Jungdo). In: Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch zur Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahr 1945. Band II, Berlin 1970, S. 227.

<sup>22</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Paderborn, LXVII, 1924, Stück 4 vom 24. März 1924, S. 43, Nr.95.

<sup>23</sup> Eichsfeldia, Mitteldeutsche Volkszeitung. 104. Jg., Nr. 59 vom 8. April 1924.

<sup>24</sup> Es handelt sich um Heinrich Thöne, wie er später mitteilte.

*„Mit dieser Erklärung ist die so oft von jungdeutscher Seite aufgestellte Behauptung widerlegt, das Generalvikariat von Paderborn stehe dem Jungdo wohlwollend gegenüber. Das Gegenteil ist nunmehr der Fall. Schon vorher hatte der Bischof dem Vikar Dr. Pieper sowie dem Kaplan Dröder die weitere Arbeit im Orden untersagt. Die obige Erklärung bringt nun endlich Klarheit. Im einzelnen:*

*1. Der Bischof lehnt es ab, den Beitritt zum Jungdeutschen Orden als unbedenklich für Katholiken zu erklären.*

*2. Vom Klerus erwartet der Bischof vorsichtige Zurückhaltung.*

*Es müssen schwere, sehr schwere Bedenken sein, wenn die Bischöfliche Behörde so klar sich gegen eine Organisation ausspricht. Sie deutet sie selbst an: Mag das Programm des jungdeutschen Ordens noch so harmlos sein, die Praxis ist anders. Es wäre ungerecht, einzelne Entgleisungen dem ganzen Orden zur Last legen zu wollen. Wer indes den Geist in den jungdeutschen Gruppen kennt, wer die Auslassungen im ‚Jungdeutscher‘ liest, der muß sagen: **Dieser völkische Geist ist unvereinbar mit dem Katholizismus.** [Hervorhebung im Artikel]*

*Wir freuen uns über den nationalen Zug, der heute noch durch unser Volk und unsere Jugend geht und uns zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschließen will. Aber die völkische Vaterlandsliebe ist eine schwere Gefahr für unser Vaterland und für unseren Glauben. Das nationalistische Germanentum stürzt unser Volk in unheilvolle Kämpfe mit eigenen Volksgenossen wie mit den übrigen Völkern. **Das romfeindliche Deutschtum des Jungdo verbietet jedem Katholiken, der noch mit der Kirche fühlt, den Eintritt.** [Hervorhebung im Artikel]. Wird denn bei uns Vaterlandsliebe so vernachlässigt, dass wir interkonfessionelle Organisationen nötig haben? Niemals sei das zugestanden! Mit Recht darf der Bischof darauf hinweisen, ‚wie harmonisch kirchliche und vaterländische Gesinnung im Pflichtbewußtsein aller treuen Katholiken vorhanden, in ihren Herzen tief eingewurzelt und stets im gesamten katholischen Vereinswesen aufs wirksamste gefördert wird‘.*

*Das sind die Gründe, die die bischöfliche Behörde zur Ablehnung des Jungdeutschen Ordens bewogen haben: er zersplittert das katholische Vereinsleben, sein völkischer Nationalismus ist eine Gefahr für unser Vaterland, sein romfeindlicher Geist ist unvereinbar mit katholischer Kirchentreu.“*

Hier nennt nun Thöne erstmals die Namen der katholischen Kapläne, die für den Jungdeutschen Orden wirken und sich in seiner Gegnerschaft befinden. Es handelt sich zum einen um den Kaplan Dr. Lorenz Pieper in Wehrden und zum anderen um den Kaplan Johannes Dröder in Letmathe, die nicht nur Mitglied im Jungdeutschen Orden waren, in Wort und Schrift den Geist des Ordens proklamierten, sondern sogar leitende Funktionen bekleideten. So war Johannes Dröder Großmeister der Bruderschaft Letmathe des Jungdeutschen Ordens. Gerade letzterer war sicherlich mit Kaplan Thöne in Heiligenstadt in Streit gekommen. Dröder, der am 14. Oktober 1874 als Sohn eichsfeldischer Eltern in Berlin-Spandau geboren wurde, kam in frühester Jugend mit seinen Eltern zurück auf das Eichsfeld, wo sein Vater für 28 Jahre das Amt als Stadtsekretär in der Stadtverwaltung Heiligenstadt übernahm. In Heiligenstadt besuchte er auch das Gymnasium, um anschließend bei den Hünfelder Oblaten in Valkenburg (Holland) in den geistlichen Stand einzutreten. Sein Lebenslauf soll an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Auf dem Eichsfeld ist er als Pfarrer in Jützenbach ab 1928 bekannt geworden und wird hier zu den christlichen Glaubenszeugen in der Zeit des Nationalsozialismus gerechnet, eine etwas zweifelhafte Ehre, die im Kontext seiner gesamten Persönlichkeit einer gesonderten Untersuchung bedarf.<sup>25</sup>

<sup>25</sup> Die Kurzbiographien von Bernhard *Opfermann* zu Johannes Dröder in: ‚Gestalten des Eichsfeldes, Kirchliche Opfer des Faschismus im Bischöflichen Amt Erfurt-Meiningen‘ und ‚Das Bistum Fulda im Dritten Reich (Ostteil und Westteil). Priester, Ordensleute und Laien, die für Christus Zeugnis ablegten‘, aber auch die anderen

Dröder ist jedenfalls 1923, wahrscheinlich bei einem Besuch seiner Familie in Heiligenstadt, auch in der Bruderschaft Heiligenstadt des Jungdeutschen Ordens aufgetreten und hat sich damit ganz offen in den Gegensatz zu seinen Amtsbruder in Heiligenstadt Heinrich Thöne gesetzt. Dröder nahm auch bei seinen Besuchen in Heiligenstadt an anderen Veranstaltungen teil, so an einer Versammlung des Zentrums, wo er sich nach eigenen Angaben gegen die Angriffe der Sozialdemokratie gegen das Zentrum eingesetzt habe.<sup>26</sup> Im Sinne des Jungdeutschen Ordens trat auch ein anderer katholischer Geistlicher auf dem Eichsfeld auf, der Mühlhäuser Kaplan Franz-Josef Kaufmann, der gebürtig aus Kreuzebra stammte.<sup>27</sup> Dieser verstand sich als Dichter, war stark rechtslastig und dem Jungdeutschen Orden sowie dem Stahlhelm stark zugeneigt.<sup>28</sup>

Mit der bischöflichen Verfügung als Rückenhalt konnte nunmehr Kaplan Thöne in die Offensive gehen. Am 7. April 1924 erscheint eine neue Zuschrift an die „Eichsfeldia“, noch anonym:

*„Man schreibt uns:*

*Dem Programm nach erstrebt der Jungdo ‚die deutsche Volksgemeinschaft auf christlicher Grundlage.‘ Ein wertvolles Ziel, das alle einen könnte – wenn es ehrlich gemeint wäre. Was der Jungdo will, das sagt uns sein Hauptorgan ‚Der Jungdeutsche‘. Da lesen wir immer wieder von ‚christlich-germanischer Weltanschauung‘. Mahraun, der Hochmeister des Ordens, schreibt in Nr. 19 vom 8. Julimond 1923 anlässlich des Hitlerputsches: ‚wie ein heiliger Kreuzzug der deutschen, christlichen Weltanschauung hat das jungdeutsch-völkische Erwachen begonnen‘. In Nr. 30 vom 22. Julimond schreibt Mahraun: ‚Nachstehendes Wort des Generals Ludendorff soll uns Leitstern sein: **Zum Kampf für christlich-germanische Weltanschauung, für unsere nordische Edelrasse ... hat der Jungdeutsche Orden Kräfte zu sammeln**‘ [Hervorhebung im Text]. **Damit ist Ludendorff als geistiger Führer des Ordens bezeichnet, und Ludendorff hat erst kürzlich den Jungdo für ‚die beste Organisation‘ erklärt. Was aber dieser vom Orden vergötterte General unter christlich-germanischer Weltanschauung versteht, das weiß man heute seit dem Münchener Prozeß mit gründlicher Deutlichkeit. Für den Katholiken gibt es keine christlich-germanische Weltanschauung** [Hervorhebung im Text]. **Christliche Religion gilt für alle Völker. Eine völkische Religion ist dem Katholiken eine glatte Formlehre** [Hervorhebung im Text]. Die Entwicklung der letzten Wochen zeigt – die Wahlen haben den Orden zu dem klaren Bekenntnis gezwungen –, daß im Jungdo der völkische Geist immer stärker wird, jener Geist, der in den Katholiken ‚vaterlandslose Ultramontanen‘ sieht. Und da sollen wir Katholiken eine Organisation unterstützen, die unsere katholische Gesinnung verhöhnt ?? [Hervorhebung im Text] Das wäre würdelos.“<sup>29</sup>*

Auch diese Zuschrift stammt mit hoher Sicherheit aus der Feder von Heinrich Thöne.

---

eichsfeldischen Autoren, die auf sein Wirken eingingen, sind sehr einseitig. Das mag daran liegen, dass die Paderborner Unterlagen ob des Bistumswechsels des Obereichsfelds nach Fulda nicht beachtet wurden. Eine solide Einschätzung seines Wirkens unter Einschluss seines Wirkens nach seiner Versetzung 1928 als Pfarrer nach Jützenbach lieferte unlängst Trotier, Peter: „Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Vaterlande, was des Vaterlandes ist“. Der Letmather Vikar Johannes Dröder im Spannungsfeld zwischen Kirche, Jungdeutschem Orden und Nationalsozialismus. In: Der Märker. Landeskundliche Zeitschrift für den Bereich der ehem. Grafschaft Mark und den Märkischen Kreis 48, 1999, S. 74-85 und S. 120-127.

<sup>26</sup> Vogel, Wieland (Anm. 19), S. 60.

<sup>27</sup> Vogel, Wieland (Anm. 19), S. 108.

<sup>28</sup> Zu dieser recht dubiosen Persönlichkeit siehe besonders Rademacher, Edgar: Einst gefeiert, längst vergessen. Zum 30. Todestag des Heimatdichters Josef Kaufmann. In Eichsfeld-Jahrbuch 2, 1994, S. 253-261. Eine Kurzbiographie auch bei Opfermann, Bernhard: Gestalten des Eichsfeldes, 2. Aufl. Heiligenstadt 1999, S. 185, der auf seine politische Haltung allerdings nicht eingeht.

<sup>29</sup> *Eichsfeldia*. Mitteldeutsche Volkszeitung. 104. Jg. Nr. 59 vom 8. April 1924.

Auf diesen Artikel gab es eine Reaktion der Katholiken der Bruderschaft Heiligenstadt des Jungdeutschen Ordens als Zuschrift für den „Sprechsaal“ des „Eichsfelder Tageblatts“<sup>30</sup>, auf die ein N.N. (offensichtlich Heinrich Thöne) in der „Eichsfeldia“ am 23. April 1923 antwortete. Dort wird derart reagiert, dass die Zuschrift der Jungdo-Mitglieder nichts zur Sache aussage, sondern nur persönliche Verdächtigungen beinhalte. Auf den in der „Eichsfeldia“ am 4. April 1924 veröffentlichten Artikel sei inhaltlich nicht eingegangen worden, mit keinem Wort wäre versucht worden, die sachlichen Argumente zu widerlegen. Auch der Sinn der bischöflichen Erklärung sei von den Gegnern entstellt worden. Die vom Klerus erwartete Zurückhaltung habe dazu geführt, dass *„der Bischof auch Sorge getragen (habe), daß die Herren Dr. Pieper und Kaplan Dröder nicht weiter sich betätigen, ob durch Befehl oder dringenden Wunsch, ist dabei völlig gleichgültig.“* In der Entgegnung wird den Katholiken im Jungdeutschen Orden auch eine Brücke gebaut:

*„Damit ist in keiner Weise ein Urteil über die Gesinnung der katholischen Ordensbrüder ausgesprochen. Wie in jeder Organisation gibt es auch hier Leute, die aus bester Ueberzeugung mitmachen. Aber eine Bewegung wird nicht nach Programm oder einzelnen Mitgliedern oder einer einzelnen Ortsgruppe beurteilt, sondern nach dem Geist der Gesamtbewegung. Und wenn der mit Wesenszügen der katholischen Überzeugung im Widerspruch steht, dann hat die Kirche das Recht und die Pflicht, das zu sagen.“*<sup>31</sup>

Am 16. Mai 1924 luden die katholischen Jugendvereine Heiligenstadts zu „einer großen nationalen Kundgebung“ mit dem Thema „Die völkische Bewegung und der Katholizismus“ ein. Die Veranstaltung wurde von Kaplan Mues, Sekretär des Bischöflichen geistlichen Kommissariats in Heiligenstadt und Inhaber der 2. Kaplanstelle an S. Aegidii, eröffnet. Hauptredner war der Kaufmann Wirtz aus Halberstadt, der bereits vor den Reichstagswahlen im Mai 1924 für das Zentrum in Heiligenstadt gesprochen hatte. Dieser setzte sich mit dem Themenkomplexen Nationalismus, völkische Bewegung und Katholizismus auseinander. Unter anderem ging er auf den Ausspruch Hitlers „Wir haben nur einen Gott: Deutschland“ ein, setzte sich mit dem Antisemitismus und der Behauptung, „die deutschnationale Bewegung sei nicht christenfeindlich“, auseinander und schloss seine Darlegungen mit den Worten: *„An diesen katholischen Idealen einer übernationalen Völkergemeinschaft hält die katholische Jugend mit glühender Seele fest. Die katholische Jugend hat es nicht nötig, in sogenannte ‚vaterländische‘ Verbände zu gehen. Sie bleibt katholisch, wie sie es gewesen. Sie liebt ihr Vaterland, wie sie es bis heute getan.“*

In der Aussprache ergriffen Propst Poppe und die Kapläne Thöne und Rathmann das Wort. Als erster ergriff allerdings ein „nationalsozialistischer Student aus Plauen“ das Wort. Der Berichterstatter schreibt: *„Seine Worte – inhaltlich eine abgegriffene deutschvölkische Wahlrede – konnten zu wiederholten Malen nur allgemeine Heiterkeit erregen. Sie waren der beste und unwiderlegliche Beweis, wie katholikenfeindlich, unchristlich und unklar die deutschvölkische Bewegung ist.“* Aus der Bruderschaft des Jungdeutschen Ordens in Heiligenstadt ergriff keiner das Wort. Der Berichterstatter vermerkt: *„Die katholischen Mitglieder des Jungdeutschen Ordens, die zu der Veranstaltung eigens eingeladen waren, haben von der Gelegenheit der freien Aussprache keinen Gebrauch gemacht.“*<sup>32</sup>

In der gleichen Ausgabe der „Eichsfeldia“, in der über diese Veranstaltung berichtet wurde, begann, nun mit der nötigen Rückendeckung seiner Heiligenstädter Amtsbrüder und des überwiegenden Teils der Bevölkerung, Heinrich Thöne eine mehrteilige Folge „Jungdeut-

<sup>30</sup> *Eichsfelder Tageblatt* 1924, Nr. 76.

<sup>31</sup> N.N.: Jungdo und Katholizismus. In: *Eichsfeldia*. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 70 vom 23. April 1924.

<sup>32</sup> *Eichsfeldia*. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 92 vom 18. Mai 1924.

scher Orden und Katholizismus“ zu publizieren<sup>33</sup>, die dann auch als selbstständige Broschüre herausgegeben wurde und deutschlandweites Echo hervorgerufen hat. Auf deren Inhalt wird noch zurückzukommen sein.

Für den 17. Mai 1924 lud der Jungdeutsche Orden in den Saal des Reichshofes, an gleicher Stelle hatte tags zuvor die Veranstaltung der katholischen Jugendvereine Heiligenstadts zum Thema „Völkische Bewegung und katholische Jugend“ stattgefunden, zu einer Veranstaltung unter dem Thema „Jungdo und Katholizismus“ ein. In der in der örtlichen Presse veröffentlichten Einladung hieß es:

*„Herr Kaplan Thöne hat sich in einem Schreiben vom 13. Mai als der Urheber der gegen uns gerichteten Angriffe bekannt und uns zugleich aufgefordert, in einer am Freitag stattfindenden Versammlung zu erscheinen und ‚unsere Gegengründe‘ gegen die von seiner Seite stammenden Angriffe vorzubringen. Wir haben dem Herrn Thöne folgendes brieflich geantwortet:*

*„Da die gegen uns gerichteten Angriffe den Jugdo in seiner Gesamtheit treffen, ist die Auseinandersetzung nicht sowohl eine Angelegenheit der Bruderschaft Heiligenstadt, als vielmehr des Gesamtordens. Dabei ist auf dem letzten Balleikapitel eine öffentliche Tagung der Bruderschaft Heiligenstadt für den kommenden Sonnabend angesetzt, in der der Jugdo sich mit Ihnen auseinandersetzen wird. An den Anordnungen und Weisungen des Komturs oder der Ordenskanzlei eigenmächtig irgendwelche Änderungen zugunsten Ihrer Dispositionen vorzunehmen, sind wir nicht in der Lage. Dazu liegt auch nicht der geringste Grund vor. Denn zu einer öffentlichen Auseinandersetzung hatten wir längst vor Ihnen in den Tageszeitungen aufgefordert und eingeladen. Zudem werden Sie nicht bestreiten wollen, daß wir die Angegriffenen sind und daß dem Angegriffenen das Recht zusteht, den Angreifer vor das Forum der Öffentlichkeit zu fordern. Einer Verkehrung dieser Rechtspraxis können wir nicht Vorschub leisten. Wir erwarten vielmehr, daß Sie sich der moralischen Verpflichtung, vor den Vertretern des Ordens Ihre Angriffe Punkt für Punkt [zu] rechtfertigen, nicht entziehen und auf unserer Tagung erscheinen werden. Indem wir der Oeffentlichkeit von diesem Briefwechsel Kenntnis geben, laden wir hiermit alle christlich und vaterländisch gerichteten Kreise ein zu der am Sonnabend, den 17. Mai, abends 8 ½ Uhr im Saale des Reichshofes stattfindenden öffentlichen Tagung der Bruderschaft Heiligenstadt des Jungdeutschen Ordens. Wir sichern den Gegnern, die hierdurch besonders eingeladen werden, ausdrücklich eine ungehinderte sachliche Aussprache zu.“<sup>34</sup>*

Auch diese Veranstaltung war gut besucht. Hauptredner war der Ordenskanzler des Jungdeutschen Ordens, Bornemann, der sich der angekündigten Hauptthematik allerdings nur in seinem Schlusswort zuwandte. In seinem Hauptreferat widmete er sich den Zuständen in Deutschland nach dem Untergang des Kaiserreichs und was da aus seiner und des Ordens Sicht zu tun sei, damit Deutschland dem ihn zustehenden Platz in der Welt wieder einnehmen kann. Voraussetzung wäre ein einheitliches Handeln der völkischen Bewegung. Er ging auch auf den Aufbau des Jungdeutschen Ordens ein und zeigte auf, wie derselbe sich den Staatsaufbau des neuen, völkischen Deutschland denke. In der Diskussion setzte sich der Studienassessor Pradel mit den Ausführungen Bornemanns auseinander, betonte die klare und unmiss-

<sup>33</sup> Thöne, Heinrich: Jungdeutscher Orden und Katholizismus. In: Eichsfeldia. Mitteldeutsche Volkszeitung, 104. Jg. Nr. 92 vom 18. Mai 1924, Nr. 93 vom 20. Mai 1924, Nr. 94 vom 21. Mai 1924 und Nr. 95 (zweites Blatt) vom 22. Mai 1924. Die Fortsetzungen des Erstbeitrages wurden in den Nr. 93 bis 95 unter dem leicht veränderten Titel „Jungdeutscher Orden und katholische Jugend“ veröffentlicht, den dann auch die Broschüre trug.

<sup>34</sup> Anzeige der Bruderschaft Heiligenstadt des Jungdeutschen Ordens in den Heiligenstädter Tageszeitungen, so in Eichsfeldia. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 90 vom 16. Mai 1924.

verständliche Haltung der katholischen Kirche zum Jungdeutschen Orden, baute aber auch Brücken, um den Widerspruch zwischen der Politik des Jungdo und den katholischen Jugendorganisationen zu überwinden, auf die aber nicht weiter in der Diskussion eingegangen wurden. Der Berichterstatter in der „Eichsfeldia“ vermerkte:

*„Wurde das Wort ‚Eichsfeldia‘ ausgesprochen, so hörte man höhnisches Lachen, wurde die Partei ‚für Wahrheit, Freiheit und Recht‘ [gemeint ist offensichtlich das Zentrum – P.L.] abfällig apostrophiert, so fand das lebhaftes Echo (Parteipolitische Neutralität des Jungdeutschen Ordens!). Nicht ganz schön wirkte es, daß der Herr Ordenskanzler, der sich zum Katholizismus bekannte, im Kreise von Nichtkatholiken Äußerungen wiedergab, die kathol. Geistliche und den hochwst. Bischof von Paderborn zum mindestens einer ganz schiefen Beurteilung aussetzen mußten. So hinterließen die Schlußworte einen unerfreulichen Eindruck und haben nicht dazu beigetragen, die Sympathien für den Jungdeutschen Orden zu mehren.“<sup>35</sup>*

Thöne selbst hat offensichtlich an der Veranstaltung nicht teilgenommen. Er betonte im Vorfeld, dass er sich jederzeit mit den katholischen Mitgliedern der Bruderschaft Heiligenstadt auseinandersetzen werde, er allerdings keine Rechenschaft für sein Tun und seine Argumente gegenüber der Leitung des Jungdeutschen Ordens ablegen werde. Deshalb waren die Mitglieder dieser Bruderschaft zu der tags zuvor durchgeführten Veranstaltung eingeladen, wo sie jedoch in der Diskussion nicht in Erscheinung traten. In ihrer Einladung zu der Veranstaltung am 17. Mai brachte die Bruderschaft Heiligenstadt des Jungdeutschen Ordens auch zum Ausdruck, dass nicht sie, sondern der Gesamtorden sich mit Thöne, seinen Auffassungen und seinem Auftreten auseinandersetzen werde. Offensichtlich fühlten sich die Vertreter der Heiligenstädter Bruderschaft dazu auch nicht in der Lage. So kam Thöne zu der Ehre, zu den meistgehassten Gegnern des Jungdeutschen Ordens zu werden.

Das wurde noch 1972 deutlich, als er in einer Geschichte des Jungdeutschen Orden, zu den drei feindlichen Schriftstellern gerechnet wurde, mit denen sich der Orden intensiv auseinandersetzen musste.<sup>36</sup>

Es darf auch nicht verkannt werden, dass die treffendsten Hauptargumente des Jungdeutschen Ordens gegen Thönes Auffassungen in der Mitgliedschaft und dem aktiven Einsatz von katholischen Geistlichen im Jungdo lagen. Er wandte sich im Ergebnis der beiden Veranstaltungen am 16. und 17. Mai 1924 hilfesuchend an seinen Ortsbischof Klein in Paderborn mit der Bitte, *„wenigstens allen Geistlichen die Zugehörigkeit zu den Vaterländischen Verbänden sowie jede Propaganda für sie zu untersagen. Ein solches Verbot würde wie eine Erlösung wirken.“<sup>37</sup>*

Im Juni 1924 gab er seine in der „Eichsfeldia“ Nr. 92-95 veröffentlichte Beitragsfolge zum Thema *„Jungdeutscher Orden und katholische Jugend“* als Sonderdruck im Eigenverlag heraus.<sup>38</sup> Für den Broschürendruck holte sich Thöne die kirchliche Druckerlaubnis ein, allerdings von der fürstbischöflichen Delegatur des Fürstbistums Breslau in Berlin und nicht von seinem zuständigen Ortsbischof, dem Bischof von Paderborn. Ein entsprechender Imprimaturvermerk fehlt in der Broschüre.<sup>39</sup>

<sup>35</sup> *Eichsfeldia*. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 93 vom 20. Mai 1924. Bei der Berichterstattung ist zu berücksichtigen, dass die Eichsfeldia der Haltung der katholischen Kirche und Heinrich Thönes vertritt.

<sup>36</sup> Wolf, Heinrich: Der Jungdeutsche Orden in seinen mittleren Jahren 1922-1925. Beiträge zur Geschichte des Jungdeutschen Ordens 2. Heft, München 1972, S. 28.

<sup>37</sup> Thöne an Klein, 23. Mai 1924 (Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn XVIII, 21). Zitiert nach Vogel, Wieland (Anm. 19), S.105.

<sup>38</sup> *Jungdeutscher Orden und kath. Jugend*. Von Heinrich Thöne, Kaplan in Heiligenstadt (Eichsfeld). Sonderabdruck aus der „Eichsfeldia“. Zu beziehen vom Verfasser.

<sup>39</sup> Vogel, Wieland (Anm. 19), S. 104, Anm. 97.



Er setzte sich mit dem Ordensziel und den Grundzügen jungdeutscher Arbeit auseinander und gliederte demgemäß seine Broschüre in fünf Hauptpunkte.

Der erste Hauptpunkt setzt sich mit dem Ordensziel, der nationalen Erneuerung auseinander. Dann wird der „erste Grundzug jungdeutscher Arbeit“, der starke soziale Zug kritisch analysiert, um sich im dritten Hauptpunkt mit dem zweiten Hauptziel jungdeutscher Arbeit, die nationalen Erneuerung auseinanderzusetzen. Danach geht er auf die dritte Teilaufgabe des Jungdo, die Überwindung der konfessionellen Gegensätze, ein, um zum Schluss eine Zusammenfassung des Geschriebenen zu bieten.

Im ersten Punkt zitierte er aus der Ordensverfassung die §§ 3-5, in denen es heißt:

„§ 3. Der Jungdeutsche Orden erstrebt die deutsche Volksgemeinschaft auf christlicher Basis.

§ 4. Der Jungdeutsche Orden steht auf dem Boden der Verfassung und will durch die ordensartige Zusammenfassung aller gut deutsch gesinnten Männer eine Gemeinschaft herstellen, die fest entschlossen ist, den Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes zu fördern und für die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu arbeiten.‘

In § 5 heißt es dann noch einmal:

„Ein freies, großes Reich aller Deutschen, einig in allen seinen Stämmen und Ständen, ist das Hochziel jungdeutscher Arbeit.““

Er schrieb dann weiter:

„Diesen Ordenszielen würden wir mit froher Seele zustimmen, wenn wir sie herausnehmen könnten aus dem wirklichen Leben und Arbeiten im Orden. Unser aller Sehnen ist ein neues Deutschland; uns allen geht unseres Vaterlandes Not und Knechtschaft nahe. Daß es wieder frei werde, groß und stark wie es einstens gewesen, – wo gibt es einen Deutschen, dessen tiefster Wunsch nicht dahin ginge? Und doch müssen wir gegen den Jungdo Stellung nehmen; müssen es gerade aus nationalen Gründen heraus, dann auch wegen der grundsätzlichen Gegensätze zwischen dem Orden und dem Katholizismus. Es lebt vieler gesunder Idealismus im Jungdo, viel echtes Wollen, aber die Gesamthaltung ist in wesentlichen Einzelfragen so einseitig, daß wir als Katholiken nimmer mittun können“<sup>40</sup>

Thöne sah hinsichtlich der Situation in der Weimarer Republik ebenso wie der Jungdeutsche Orden die Notwendigkeit, für ein freies, großes, starkes Deutschland einzutreten, das frei von Not und Knechtschaft ist, konnte sich aber mit dem dazu vom Jungdeutschen Orden eingeschlagenen Weg nicht einverstanden erklären. Er bewies das nachfolgend in seiner Auseinandersetzung mit drei großen Richtungen der jungdeutschen Arbeit, „die soziale Arbeit für einen wirklichen Ständefrieden, die nationale für ein neues Deutschland, die interkonfessionelle Arbeit für Ueberwindung der religiösen Zerrissenheit unseres deutschen Volkes.“<sup>41</sup>

Im Zusammenhang mit der sozialen Zielstellung, die alle Deutschen als gleichberechtigte Volksgenossen behandeln möchte, machte er darauf aufmerksam, dass eines dem jungdeutschen Brudergedanken fehlt, die Liebe zu allen Menschen unabhängig von Nationalität, Rasse und Geschlecht. Und gerade der Antisemitismus, den der Orden vertritt, so Thöne, „ist unvereinbar mit der Liebe, die Christus in der Bergpredigt fordert ... All diese Gründe auf die der Antisemitismus sich beruft, geben wir zu [sic!] – und doch lehnen wir ihn ab. Er ist unnational und unkatholisch.“<sup>42</sup> Und weiter betonte er: „Realpolitisch ist die Judenhetze eine unglaubliche Dummheit. ... Ist unser Volk nicht schon zerrissen genug, daß wir nun auch noch ½ Million Juden uns zu rachesinnenden Gegner machen müssen? Heißt das Volksge-

<sup>40</sup> Jungdeutscher Orden (Anm. 37), S. 4.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 5.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 9.

*meinschaft pflegen?*<sup>43</sup> Die Analyse dieses Schwerpunktes jungdeutscher Arbeit schloss er ab mit der Feststellung: „*Das ist der schwere Vorwurf gegen die Bruderliebe im Jungdo: es fehlt ihm die christliche Weite, sie bleibt völlig in der Auffassung des verhaßten Judentums stecken. Ein Katholik kann den Antisemitismus der völkischen Rassenfanatiker nicht mitmachen* [im Text gesperrt].“<sup>44</sup>

Dann setzte er sich mit dem zweiten Hauptziel jungdeutscher Arbeit, der nationalen Erneuerung, auseinander. So sehr er für einen gesunden Nationalismus, für nationale Gesinnung und vaterländisches Handeln ist, so sehr muss der völkische Nationalismus, der im Jungdeutschen Orden geübt wird, mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Er arbeitete heraus, dass der völkische Nationalismus undeutsch ist. „*Zu allen Zeiten war es ein Vorzug der Deutschen, dass er nicht im Nationalen steckenblieb. Weltweite Offenheit war immer ein Wesenszug des deutschen Volkes. ... Wenn es überhaupt eine deutsche Tradition gibt, so ist es die, daß bei uns das völkische Bewußtsein stets aufs engste mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Einheit Europas verknüpft war.*“ „*Das deutsche Reich des Mittelalters war ein Völkerbund, ein Gegengewicht gegen die Zersetzung Europas, es vertrat einen ganz anderen Sicherungsgedanken, als derjenige war, den Preußen später einführte, es vertrat die Sicherung durch Föderation und Symbiose (Zusammenleben) und es gab damit wohl dem innersten Wesen der deutschen Seele wie auch der tiefsten Forderung der geographischen Lage Deutschlands den allein sinngemäßen Ausdruck*“, so zitierte er F. W. Foerster aus der „Germania“ Nr. 145.<sup>45</sup> Er betonte dann weiter: „*Wir stehen vor einer neuen Zeit, vor einer Zeit der Organisation, der Zusammenfassung von Kräften, die bislang zersplittert wirkten. Ein Streben zur Einheit geht durch die Welt. Der Weltkrieg war die letzte Frucht des alles auflösenden Individualismus, wie er seit der Renaissance herrschend geworden. Er hat den Gemeinschaftsgedanken wieder geweckt, auch im Völkerleben. Die **übernationale Organisation** [im Text fett] der Völker das ist das große Ziel unserer Zeit.*“<sup>46</sup> Und prophetisch schrieb er: „*Wenn es uns nicht gelingt, in allen Ländern Europas die nationalistischen Hetzer zum Schweigen zu bringen, dann wird eines Tages ein neuer Weltkrieg Europas Kultur zerstampfen.*“<sup>47</sup> Dabei setzte er sich kritisch mit der deutschen Außenpolitik in der Vergangenheit auseinander, die schweres Unheil über Deutschland und Europa brachte. Er betont erneut, dass der völkische Nationalismus unkatholisch ist. Er brachte hier zum Ausdruck: „*Es gehört zum Wesen des Katholizismus, daß er übernational ist, daß er alle Menschen, alle Völker zu einer großen Gottesfamilie zusammenschließt. Damit ist die Nation und ihre Eigenart nicht aufgehoben. So wie die Kirche die innere Freiheit der Persönlichkeit wahrt, so findet sie auch den Ausgleich zwischen nationalem Denken und dem Eintreten für eine übernationale Organisation. Sie vernichtet nicht die Nationen, wie radikale Pazifisten wollen, nein, sie weist sie nur auf übernationale Menschheitsziele hin, denen auch die Nationen dienen müssen.*“<sup>48</sup>

Dann wandte er sich dem nächsten Ziel jungdeutscher Arbeit, der Überwindung der konfessionellen Gegensätze zu. Thöne betonte, dass die religiöse Zerrissenheit des deutschen Volkes „*zweifelsohne unser größtes nationales Unglück*“ ist. Es gebe nur zwei Wege die konfessionellen Gegensätze zu überwinden. Entweder betont man nur das Gemeinsame und negiert alles Trennende oder man lässt jede Konfession ihre Eigenart ungehindert entfalten und erstrebt trotz sachlicher Gegensätze persönliche Achtung und Liebe. Der Jungdo wähle den ersteren Weg und negiere bewusst das ausgesprochen Konfessionelle, sprich die Besonderheiten der einzelnen christlichen Religionsgemeinschaften. Dagegen sah er den katholischen Weg, „*die religiöse Zerrissenheit zu überwinden: Durch ehrliche Anerkennung jeder anderen*

<sup>43</sup> Ebenda, S. 9-10.

<sup>44</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>45</sup> Ebenda, S. 13-14.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 14.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 15.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 17.

*Ueberzeugung, durch ehrliche Liebe zu jedem, der ernst sucht und strebt. Das sträfliche Verwischen der Gegensätze wäre Kirchhofsriede.*<sup>49</sup>

Er arbeitete anschließend heraus, dass der Jungdo in seinem tatsächlichen Wirken gegenüber seinen Grundsätzen noch untragbarer ist. Anhand der Tagespolitik des Ordens, der Bündnisse mit extrem nationalistischen und rechten Organisationen, seinem Verhältnis und seiner Haltung zu Ludendorff und Hitler dokumentierte Thöne eine tiefe Kluft zwischen Programmatik und Realität der politischen Arbeit. Er resümierte: *„Wir brauchen den Jungdo nicht: Alles, was echt und wertvoll bei ihm ist, das haben wir längst!“*<sup>50</sup>

Seine Broschüre übersandte er am 15. Juni 1924 zuerst dem Bischöflichen Generalvikariat in Paderborn mit der Bitte um Prüfung. Erst auf ein Erinnerungsschreiben vom 3. August 1924 erhielt er am 12. August 1924 Antwort vom Generalvikariat. Diese sei hier im Text wiedergegeben:

*„Auf das an den Generalvikar gerichtete Schreiben vom 3.8.24 erwidern wir, daß von uns Ihre Eingabe vom 15. Juni zunächst übersehen war. Nach Einsichtnahme in diese erscheint uns Ihr Verhalten in der Broschürenfrage als einwandfrei.*

*Es bleibt aber bestehen, daß ein Geistlicher im Auftreten für oder gegen die Friedensbewegung vorsichtig bleiben muß, um die Voraussetzungen für ein erfolgreiches seelsorgerisches Arbeiten nicht zu gefährden. Wenn er in den Streit der Meinungen gezogen wird, werden manche ihm mißtrauisch gegenüberreten. Noch schlimmer wird es, wenn Geistliche gegen einander auftreten im Kampfe für oder gegen sogenannte ‚nationale‘ oder ‚rechts gerichtete‘ Organisationen.*

*Das Generalvikariat gez. Rosenberg*<sup>51</sup>

Das Antwortschreiben dokumentiert zwar, dass Thöne mit seiner Ausführung recht hat, seine diesbezüglichen Aussagen werden „als einwandfrei“ bewertet, bringt aber auch die Halbherzigkeit der Bistumsleitung in dieser Frage zum Ausdruck, denn die jungdeutschen Parteigänger unter den katholischen Geistlichen gehören zu großen Teilen der Priesterschaft dieses Bistums an. In Paderborn gab es auch unterschiedliche Auffassungen zu diesen Streitfragen zwischen Bischof Klein, der eine konsequente Linie vertrat, und Generalvikar Rosenberg.<sup>52</sup>

Thöne sandte seine Broschüre am 15. August 1924 mit Begleitschreiben auch an Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München. Anlass dafür ist offensichtlich eine Eingabe des Hochmeisters des Jungdeutschen Ordens, Arthur Mahraun, an die Bischofskonferenz in Fulda, in der diese gebeten wird, „zu dem Willen des Ordens Stellung“ zu nehmen und den Kampf „einzelner Geistlicher“ gegen den Orden „unter Behauptung von Unrichtigkeiten“ zu verhindern. Da in diesem Zusammenhang auch Thönes Name genannt wird, sah er sich veranlasst, dazu Stellung zu nehmen. Er betonte, dass er in Anschluss an die Erklärungen mehrerer Bischöfe versucht habe, „in unangreifbarer Objektivität das Willen und Arbeiten des Jungdo zu prüfen“. Außerdem lehne „die gesamte katholische Jugend, soweit sie von Jugendvereinen erfaßt wird, einmütig den Jungdo“ ab.<sup>53</sup> Faulhaber dankte für die Zusendung der Schrift, die in objektiver und klarer Form das Wesen und Willen der jungdeutschen Ordensströmung ins rechte Licht stelle, und begrüßte, dass auf Seiten des Klerus Bahnbrecher der Wahrheit sich finden, weil gerade mit den Stimmen aus geistlichen Kreisen auf der anderen Seite so viel Verwirrung angerichtet werde.<sup>54</sup>

<sup>49</sup> Ebenda, S. 21.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 28.

<sup>51</sup> *Kommissariatsarchiv* (Anm. 4), Blatt 6.

<sup>52</sup> Siehe dazu auch *Trotier*, Peter (Anm. 25), S. 82-83.

<sup>53</sup> Das Schreiben ist publiziert in *Hürten*, Heinz: Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1918-1933. Teilband I 1918-1925. Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe A: Quellen Band 51, Paderborn u.a. 2007, S.582, Nr. 289.

<sup>54</sup> Ebenda, S. 582, Nr. 289, Anm. 2.

Ein offensichtlich gleichlautendes Schreiben hat Thöne auch an Kardinal Bertram, Fürstbischof von Breslau, und in Abschrift an Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln, gerichtet.<sup>55</sup> Thönes Brief an die ranghöchsten katholischen Geistlichen in Deutschland stand ganz offensichtlich im Zusammenhang mit der Jahrestagung der deutschen Bischöfe am 18. und 19. August 1924 in Fulda, wo unter anderem die Auseinandersetzungen mit dem Jungdeutschen Orden und dem Stahlhelm-Bund thematisiert wurden und zu ersten Stellungnahmen des Gesamtepiskopats gegen die nationalen und sogenannten vaterländischen Verbände führten.<sup>56</sup>

Am 15. August 1924, noch vor der Fuldaer Bischofskonferenz zu diesem Thema, veröffentlichte die „Eichsfeldia“ eine Zuschrift des Komturs der Ballei Lennegau des Jungdeutschen Ordens, Heinrich Böhmer, der Ballei übrigens, der Kaplan Dröder zugehörig war, in der sich dieser mit der Interpretation der Verlautbarung des Bistums Paderborn vom März 1924<sup>57</sup> aus seiner Sicht auseinandersetzte. Er nahm die Aussage der Verlautbarung, dass eine Erklärung der Unbedenklichkeit des Ordens „dann trotz aller vorsichtigen Abfassung voraussichtlich wohl zu Werbezwecken benutzt werden würde“, als Grund für die Verlautbarung, die enthalte aber keinesfalls ein Verbot. Da hätte sich die Bistumsleitung hinsichtlich des Verbots der Mitgliedschaft von Katholiken in den freien Gewerkschaften ganz anders geäußert (was allerdings stimmt, denn der Feind von links wurde auch von der Kirche mit schwereren Waffen als der von rechts bekämpft). Thöne antwortete kurz darauf, dass er ja diese Verlautbarung publiziert habe und jeder Leser sich daraus ein eigenes Bild machen könne. Zu dem Vergleich mit den Äußerungen zu den freien Gewerkschaften betonte er, dass so scharf die Kirche erst immer reagiere, wenn eine Frage restlos klar ist. Und zu dieser restlosen Klärung hinsichtlich des Jungdeutschen Ordens wolle er mit seiner Broschüre beitragen. Die erteilte bischöfliche Druckerlaubnis für die Broschüre sei keine positive Empfehlung, sondern stütze sich lediglich auf sachliche Argumente. Mit dieser Bemerkung wollte er offensichtlich verhindern, dass es zu Missstimmigkeiten zwischen den Bischöfen vor der anstehenden Konferenz kommt.<sup>58</sup> Am 7. September 1924 veröffentlichte die „Eichsfeldia“ dann den Beschluss der Fuldaer Bischofskonferenz vom 19. August 1924:

*„Von verschiedenen in neuerer Zeit entstandenen Vereinen und Organisationen ist an das Episkopat das Ersuchen gerichtet, den Eintritt von Katholiken in dieselben für einwandfrei zu erklären. Solches Ersuchen erfolgte aus den Reihen des Jungdeutschen Ordens, des Stahlhelms und mehrerer anderer Organisationen. Die in der Fuldaer Bischofskonferenz vereinigten Oberhirten deutscher Diözesen bemerken gemäß Konferenzbeschluss vom 19. August 1924 dazu folgendes:*

*„Es ist keineswegs Sache des Episkopates, zu jeder mit schönen Satzungen entstehenden Vereinigung oder Organisation, deren Entwicklung nicht abzusehen ist, eine Erklärung in obigen Sinne als Empfehlung oder Werbemittel abzugeben. Insbesondere lehnt die Fuldaer Bischofskonferenz ab, den Eintritt in Organisationen der vorgenannten Art als einwandfrei zu erklären, hat vielmehr die triftigsten Gründe, die Katholiken auf das dringendste aufzufordern, den katholischen, von kirchlicher Autorität approbierten Vereinen ihre Förderung zuzuwenden und ihnen beizutreten. Was vorgedachte neue Organisationen an lobenswerten Zielen zu erstreben erklären in vaterländischer Erziehung, Ertüchtigung und sittlicher Erziehung der Jugend, bieten schon längst die katholischen Vereine. Es gibt aber auch noch höhere, darüber hinausgehende, für die Jugend unserer Tage überaus bedeutsame Aufgaben.“* Die Meldung schließt mit dem Satz:

<sup>55</sup> Vogel, Wieland (Anm.19), S. 102, S. 105.

<sup>56</sup> Dazu siehe ausführlich die Arbeit von Vogel, Wieland (Anm. 19).

<sup>57</sup> Kirchliches Amtsblatt (Anm. 22), S. 43, Nr. 95.

<sup>58</sup> Eichsfeldia. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 165 vom 15. August 1924.

*„Die Bischöfe haben gesprochen. Möge der Streit unter den Katholiken damit beendet sein.“<sup>59</sup>*

Thönes Wirken wurde von der Ordensleitung des Jungdeutschen Ordens als eine der Ursachen angesehen, dass die deutschen Bischöfe den Katholiken keinen Freibrief für eine Betätigung im Jungdeutschen Orden erteilten. Thöne mit seiner Publikation „Jungdeutscher Orden und katholische Jugend“ wurde deshalb zu einem Hauptangriffspunkt der Ordensleitung. In der aus Sicht des Ordens geschriebenen Geschichte des Jungdeutschen Ordens in den Jahren 1922-1925 schrieb Heinrich Wolf 1972:

*„Mitte September führten die katholischen Mitglieder der Leitung des Jungdeutschen Ordens einen Gegenschlag durch die Herausgabe einer 100 Seiten starken Broschüre ‚Kulturkampfgetöne. Jüdische Kampfweise katholischer Blätter‘. Er galt vor allem drei feindlichen Schriftstellern: dem bekannten Jesuiten Friedrich Muckermann, welcher dem Orden Interkonfessionalismus vorgeworfen hatte; dem Franziskanerpater Dr. Erhard Schlund, welcher in seiner Schrift ‚Der Jungdeutsche Orden (Jungdo)‘ selbst das Werk der katholischen Dichterin Maria Kahle als objektiv heidnisch hinstellte; dem Heiligenstädter Kaplan Heinrich Thöne, welcher in seiner Schrift ‚Jungdeutscher Orden und Katholische Jugend‘ behauptete, der Jungdeutsche Orden untergrabe das katholische Geistesleben. Zusammenfassend wird in der jungdeutschen Abwehrschrift gesagt: ‚Die Herren, die so laut den Kulturkampf aufflackern sehen möchten, sollten sich doch klar darüber sein, daß sie höchstens einen Streit der Katholiken gegen Katholiken entfachen können, aber niemals zwischen Protestanten und Katholiken. In unverantwortlicher Weise wird hier die Brandfackel der Zwietracht in das Lager katholischer deutscher Menschen geschleudert.“<sup>60</sup>*

Das und die fragliche Broschüre machen schon zumindest eines ganz offensichtlich: die antisemitische Ausrichtung des Ordens. Denn schon in dem Titel der Schrift wird von „*jüdischer Kampfweise katholischer Blätter*“ geschrieben.<sup>61</sup>

Die „Eichsfeldia“, das „Eichsfelder Tageblatt“, die „Südhanoversche Volkszeitung“ und der „Eichsfelder Verlag“ in Heiligenstadt (?) werden in der Aufzählung der Organe aufgeführt, die „*sich zu Trägern und Verbreitern der ungerechten und unchristlichen, zum Teil gehässigen Nachrichten*“ machen.<sup>62</sup> Thöne, auf den mehrfach im Text Bezug genommen wird<sup>63</sup>, wird auf den Seiten 75-77 ein eigenes, das 13. Kapitel gewidmet. Er wird dort in Bausch und Bogen verurteilt, ohne dass man sich allerdings auch nur im Geringsten mit seinen Argumenten auseinanderzusetzen. Pauschal werden diese verurteilt, und man kommt zu dem vielsagenden Schluss: „*Wenn Herr Kaplan Thöne sich mehr seiner seelsorgerischen Tätigkeit widmete, anstatt sich mit der Propagierung des ewigen Friedens und der Abfassung von Streitschriften gegen den Jungdeutschen Orden zu beschäftigen, dann würde es nach dem Urteile aller einsichtigen Katholiken in seinem Sprengel nicht so bestellt sein, wie es leider bestellt ist.*“<sup>64</sup> Dass gerade der letzte Satz eine förmliche Beleidigung und Diskreditierung seiner Arbeit als Seelsorger ist, zeigt den Charakter der Schrift und ihrer Verfasser.

<sup>59</sup> *Eichsfeldia*. Mitteldeutsche Volkszeitung 104. Jg. Nr. 185 vom 7. September 1924.

<sup>60</sup> Wolf, Heinrich (Anm. 36), S. 28-29.

<sup>61</sup> *Kulturkampfgetöne. Jüdische Kampfweise katholischer Blätter*. Von den katholischen Mitgliedern der Leitung des Jungdeutschen Ordens. Jungdeutscher Verlag in Cassel, o.J. (1924). Auf dem Titel ist noch ein Werbestreifen mit dem Text „Das wahre Gesicht der Zentrumspresse, ein aufklärendes Wort für die Reichstagswahlen. Band II in Vorbereitung“ angeklebt.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 21.

<sup>63</sup> So S. 19, S. 24, S. 28 f., S. 39, S. 61, S. 63 und S. 73.

<sup>64</sup> Ebenda, S.77.

Heinrich Thöne nahm im „Eichsfelder Volksblatt“ am 31. Dezember 1924 zum Erscheinen dieser Schrift Stellung.<sup>65</sup> Er arbeitete heraus, dass diese Schrift sich mit den Argumenten der katholischen Geistlichen, die sich mit Programmatik und realer Tätigkeit des Jungdo beschäftigten, nicht wirklich auseinandersetzte, sondern nur in Polemik, Unsachlichkeit und persönlicher Diffamierung besteht. Er verwies darauf, dass sich die Fuldaer Bischofskonferenz in unzweideutiger Form gegen den Jungdeutschen Orden ausgesprochen habe, ohne allerdings den Eintritt in den Orden den Katholiken zu verbieten. Dass daraus der Hochmeister des Ordens, Arthur Mahraun „ein dokumentarisches Einverständnis der deutschen Bischöfe“ herausliest, habe der Breslauer Kardinal Dr. Bertram mit scharfen Worten zurückgewiesen. Außerdem zitierte er einen Brief eines deutschen Erzbischofs (es handelt sich wohl um Kardinal Faulhaber<sup>66</sup>) an ihm „... *Ich begrüße alles, was in objektiver und klarer Weise das Wesen und Wollen der jungdeutschen Ordensbestrebungen ins rechte Licht stellt. Im besonderen begrüße ich es, wenn auf Seiten des Klerus Bahnbrecher der Wahrheit sich finden, weil gerade mit den Stimmen aus geistlichen Kreisen auf der anderen Seite so viel Verwirrung angerichtet wird.*“

Mit der Erklärung der Bischöfe auf der Fuldaer Bischofskonferenz am 19. August 1924 scheint Heinrich Thönes Kampf gegen den Jungdeutschen Orden mit Erfolg gekrönt worden zu sein. Denn, sieht man von seiner Stellungnahme gegen die Gegenschrift des Jungdeutschen Ordens in der Zeitung „Eichsfelder Volksblatt“ einmal ab, scheinen schriftliche Äußerungen Thönes zu diesem Thema ausgeblieben sein. Ob die Heiligenstädter Bruderschaft des Jungdeutschen Ordens im Gefolge der klaren Äußerungen des deutschen Episkopats zur Bedeutungslosigkeit abgesunken und sich vielleicht gar aufgelöst hat, kann an dieser Stelle nicht gesagt werden. Hier sind, wie bereits eingangs gesagt weitere Forschungen notwendig, wegen des Mangels an archivalischen Quellen wäre insbesondere eine gründliche Auswertung der Eichsfelder Presse zu diesen Fragen sehr hilfreich.

#### 4. Heinrich Thöne und die Friedensbewegung

Bereits seine erste Arbeit „Katholizismus, Krieg und Völkergemeinschaft“ und auch seine Publikation „Pfingsten und Völkerfriede. Eine Pfingstpredigt“, über beide wurde schon vorstehend informiert, sind von der Ächtung des Krieges als Mittel zu Konfliktlösung zwischen den Völkern und Staaten und damit vom Ringen um einen dauerhaften Völkerfrieden geprägt. Auch in der Auseinandersetzung mit der Programmatik und dem Tun des Jungdeutschen Ordens wurde immer wieder von ihm die Notwendigkeit des Friedens betont. Dabei setzte er Friedenskampf nicht mit unbedingtem Pazifismus gleich. Das Thema griff er erneut in der „Eichsfeldia“ am 24. und am 30. Juli 1924 auf. In diesen Beiträgen arbeitete er heraus im Gegensatz zu Meinungen, dass die Zeit für eine immer stärkere Betonung des Friedenskampfes noch nicht reif sei, dass der Friedenskampf eine realpolitische Notwendigkeit für die Gegenwart sei. Er betonte in diesem Zusammenhang: *„Wenn die Friedensbewegung eine wesensnotwendige Konsequenz christlichen Denkens ist – und das ist sie – dann darf unsere Haltung nicht mehr von Empfindungen bestimmt werden. Die machiavellistische Trennung von Politik und Moral, sowie die schrankenlose Überspannung des nationalen Gedankens – die beiden tiefsten Ursachen für das internationale Chaos – sind unvereinbar mit christlichen Grundsät-*

<sup>65</sup> Thöne, Heinrich: Jungdeutscher Orden und katholische Jugend. In: Eichsfelder Volksblatt, Nr. 37 vom 31. Dezember 1924. Das Eichsfelder Volksblatt erschien mit seiner Nr. 1 erstmalig am 13. November 1924. In ihm gingen die Eichsfeldia, Mitteldeutsche Volkszeitung und das Worbiser Volksblatt ein. Später folgte auch die Mühlhäuser Volkszeitung. Die entsprechenden Angaben in Oberthür, Chr(istoph): Die heimatkundliche und geschichtliche Literatur des Eichsfeldes bis 1933. Sonderbeilage zu „Unser Eichsfeld“, Duderstadt 1934, S. 7 zu Nr. 5 und Nr. 10 sind diesbezüglich zu berichtigen.

<sup>66</sup> Hürten, Heinz (Anm. 53), S.582, Nr. 289, Anm. 2.

zen.“ Zugleich fordert er ein klares Bekenntnis und aktives Eintreten für den Weltfrieden als eine „entscheidende Forderung nüchtrner Ueberlegung“.<sup>67</sup>

Im November 1926 veröffentlichte er einen Vortrag, den er bei einem politischen Ausspracheabend des „Eichsfelder Volksblatt“, wie er schreibt „an dritter Stelle gehalten“ hatte, im Broschürendruck.<sup>68</sup> Der „Völkerbund und Nationalbewußtsein“ betitelte Vortrag war mit einem kirchlichen Druckgenehmigungsvermerk versehen, die Imprimatur erteilte am 11. November 1926 wiederum die fürstbischöfliche Delegation des Fürstbistums Breslau in Berlin. Ziel des publizierten Vortrages war es nach seinen Worten, die vorhandenen psychologischen Widerstände zu überwinden, die das Nationalbewusstsein vieler gegen die Anerkennung des Völkerbundes und damit gegen den Beitritt Deutschlands zum Völkerbund noch habe. „Tiefgreifende Umbesinnung in allen Ländern, die sich sehr gründlich mit den soziologischen und ethischen Folgerungen der neuen weltpolitischen Wirklichkeit auseinandersetzt“, eine „klare, entschiedene Erziehung im Geiste der Völkerversöhnung“, die „lebendige Verbindung des Friedensgedankens und der Friedensarbeit mit den Mächten des Gewissens und der Religion“, darum ging es Heinrich Thöne. Er wollte den „nationalen Willen unseres Volkes ... wecken für die deutsche Aufgabe bei der kommenden europäischen Neuordnung“.<sup>69</sup> Dabei griff er immer wieder Gedanken und Überlegungen auf, die er bereits in seinen vorhergehenden Schriften und in der Auseinandersetzung mit dem Jungdeutschen Orden geäußert hatte, vertiefte diese und versah sie mit aktuellen Bezügen und auch Äußerungen nationaler und internationaler Politiker.

Frieden war und blieb immer wieder sein Thema.

## 5. Der weitere Weg von Heinrich Thöne

Thöne, der in seinem gesamten priesterlichen Leben sich der Arbeit unter der katholischen Jugend gewidmet hatte, wollte das auch künftig tun und strebte eine Ausbildung zum Gymnasiallehrer an. Zu diesem Zwecke wurde er zum Studium an die Universität Göttingen beurlaubt, wo er am 15. und 28. Juli 1927 die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in den beiden Hauptfächern Religion und Hebräisch mit Auszeichnung und für Latein als Nebenfach mit gut bestand. Als Gesamtergebnis wurde die Prüfung „mit Auszeichnung“ bewertet.<sup>70</sup> Er wurde daraufhin ab 1. Oktober 1927 dem Staatlichen katholisch Gymnasium in Heiligenstadt als Studienreferendar zur Ausbildung überwiesen. Diese praktische pädagogische Ausbildung wurde von dem Anstaltsleiter, Oberstudienrat Hermann Goldmann, und den Studienräten Florian Müller, Dr. Kruse und Busse geleitet.<sup>71</sup> Am 13. September 1928 bestand er vor dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg die pädagogische Prüfung mit Auszeichnung und wurde im Ergebnis zum Studienassessor ernannt – sowie dem Gymnasium in Heiligenstadt als Lehrkraft überwiesen. Sein Verbleib hier war nicht lange. Bereits ein Jahr später, am 1. Oktober 1929, wurde er an das Pelizaeus-Lyzeum in Paderborn versetzt. Auch hier verblieb er nur ein halbes Jahr, um zum 15. April 1930 als Studienassessor nach Gelsenkirchen, wohl an das dortige Städtische Lyzeum, versetzt zu werden.<sup>72</sup> Hier verblieb er bis 1936, als er dann zum 15.4.1936 nach Arnsberg versetzt wurde. In Arnsberg war er am Gymnasium

<sup>67</sup> Thöne, Heinrich: Zentrum und Friedensbewegung. In: Eichsfeldia. Mitteldeutsche Volkszeitung. 104. Jg. Nr. 146 vom 24. Juli 1924; Thöne, Heinrich: Jugend und Friedensbewegung. In: Eichsfeldia. Mitteldeutsche Volkszeitung. 14. Jg. Nr. 151 vom 30. Juli 1924.

<sup>68</sup> Thöne, Heinrich, Vikar: Völkerbund und Nationalbewußtsein. Verlag „Der Weckruf“ Berlin 1926.

<sup>69</sup> Ebenda, S. 3.

<sup>70</sup> BBF (Anm. 5), Personalblatt A, S.1.

<sup>71</sup> Staatliches kath. Gymnasium zu Heiligenstadt: Bericht über das Schuljahr 1927/28. Erstattet von dem Leiter des Gymnasiums, Oberstudiendirektor Hermann Goldmann, Heiligenstadt 1928, S. 17.

<sup>72</sup> BBF (Anm. 5), Personalblatt A, S. 3. Eine Anfrage beim Institut für Stadtgeschichte der Stadt Gelsenkirchen brachte keine näheren Einzelheiten über die dortige Tätigkeit (Mail vom 26. Februar 2013 an den Verfasser).

Laurentianum tätig und unterrichtete hier und auch an der Aufbauschule und an der Mädchenoberschule Religion, Latein und Hebräisch.<sup>73</sup> Mittlerweile waren die Nationalsozialisten an die Macht gekommen. Es ist zu vermuten, dass Thöne in seiner Haltung zum Regime äußerst kritisch eingestellt war und das auch den Nationalsozialisten nicht verborgen blieb. Denn am 15. August 1937 wurde er aus dem Schuldienst entlassen. Als Entlassungsgrund diente das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, § 6. Dieser § sah vor: „Zur Vereinfachung der Verwaltung können Beamte in den Ruhestand versetzt werden, auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind. Wenn Beamte aus diesem Grund in den Ruhestand versetzt werden, so dürfen ihre Stellen nicht wieder besetzt werden.“ Mit der Anwendung dieses Paragraphen konnte man alle dem Regime missliebigen Personen entlassen – ohne jeglichen Nachweis einer gegen die Nationalsozialisten gerichteten politischen Tätigkeit nach § 4 des Gesetzes, allerdings unter Zahlung eines Ruhegehaltes. Das könnte bei Thöne der Fall gewesen sein, ohne dass dafür derzeit Belege bekannt sind.

Für ihn begann nun ein unstetes Wanderleben. Er hielt Vorträge über die Bibel und andere Themen und half an verschiedenen Orten in der Seelsorge aus. So war er ab 1. April 1941 Hausgeistlicher am Petri-Hospital in Warburg<sup>74</sup>, zum Kriegsende vertrat er den Pfarrer in Brügge bei Lüdenscheid.<sup>75</sup> Bald kam er ins Visier der Gestapo. Vom 5. bis 7. Oktober 1937 leitete er in Betzdorf / Sieg einen Religionshochschulkurs der akademischen Bonifatiusvereinigung, die das Misstrauen des Sicherheitsdienstes der SS erregte. Allerdings verfügte der SD über keinen geeigneten V-Mann, der an der Veranstaltung teilnehmen und Bericht erstatten konnte.<sup>76</sup> Thöne wohnte zu dieser Zeit in Hüsten. Er hielt auch viele Vorträge in den noch bestehenden katholischen Vereinen und in Pfarrgemeinden. Eine Frucht dieser Vorträge war seine Schrift „Grundhaltungen biblischer Frömmigkeit“, die 1940 in Stuttgart erschien.<sup>77</sup> Offensichtlich im Zusammenhang mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit stellte er 1940 einen Antrag zur Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer, der im Auftrag der Kammer vom Reichkirchenministerium und dem SD begutachtet wurde. Diese empfahlen der Kammer, den Antrag wegen politischer Unzuverlässigkeit des Antragstellers abzulehnen.<sup>78</sup> Insgesamt sind wir über sein Leben für die Zeit nach seiner Entlassung bis zum Tode nur ungenügend unterrichtet, zumal er diese auch nicht im Eichsfeld verbrachte. Das Obereichsfeld gehörte ja auch mittlerweile nicht mehr zum Bistum Paderborn, sondern war 1929 zum Bistum Fulda gekommen. Hier sind weitere Forschungen notwendig, um seine Wirken für die Zeit nach seiner Entlassung aus dem Schuldienst von 1937 bis 1946 noch intensiver aufzuklären.

1946 veröffentlichte Heinrich Thöne als 5. Heft der Reihe „Politik aus christlicher Verantwortung“ seine Schrift „Christen in der Entscheidung. Gedanken zur religiösen Besinnung und politischen Tat der Christen“<sup>79</sup>. Aus den Erfahrungen zweier Weltkriege zog er mit weitgehenden gesellschaftlichen und politischen Schlussfolgerungen ein Resümee seiner

<sup>73</sup> *Kotthaus*, Eckhard und *Müller*, Jürgen: Die höheren Schulen Arnbergs im Dritten Reich. Schulalltag am Staatlichen Gymnasium Laurentianum, am evangelischen Lyzeum und an der Städtischen Oberschule für Mädchen (1933-1945). Hgg. vom Städtischen Gymnasium Laurentianum, Arnberg 2001, S. 507, S. 509.

<sup>74</sup> Karteikarte im *Erzbistumsarchiv Paderborn*.

<sup>75</sup> *Rademacher*, Theo: „Tue recht und scheue niemand“. Der Brügger Pfarrer Josef Wittkant (1899-1978). In: *Der Reidemeister. Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land*, hgg. vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V., Nr. 187, 13. August 2011, S. 1575.

<sup>76</sup> *Brommer*, Peter: Das Bistum Trier im Nationalsozialismus aus der Sicht von Partei und Staat. Quellenpublikation. Quellen und Abhandlungen zur mittelhessischen Kirchengeschichte Band 126, Mainz 2009, S. 391/392, Dokument 150.

<sup>77</sup> *Guske*, Hubertus (Anm. 2), S. 14. Mir gelang kein bibliographischer Nachweis dieser Schrift.

<sup>78</sup> *von Hehl*, Ulrich / *Kösters*, Christoph / *Stenz-Maur*, Petra/ *Zimmermann*, Elisabeth (Bearb.): *Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung II. 4. durchgesehene und ergänzte Auflage. Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen, Band 37.* Paderborn u.a. 1998, S. 1228.

<sup>79</sup> *Thöne*, Heinrich: *Christen in der Entscheidung. Gedanken zur religiösen Besinnung und politischen Tat der Christen.* Reihe: *Politik aus christlicher Verantwortung* 5. Heft, Bielefeld 1946. 23 S.



Auffassungen. Er gliederte seine Arbeit in sieben Abschnitte: I. Schöpferische Gläubigkeit, II. Katholische Bewegung, III. Das christliche Menschenbild, IV. Kirche und Kultur, V. Christentum und Demokratie, VI. Christentum und Kapitalismus, VII. Christentum und Völkerleben.

Ohne näher auf diese Publikation eingehen zu können, kann gesagt werden dass er auf eine bis dahin gänzlich unübliche Art sich selbstkritisch mit der Kirche und den Katholiken auseinandersetzte. So warnte er vor einer „allzu konservativen, erstarrten Haltung“ der Kirche und machte sich einen Satz von R. Egenter zu eigen: *„Wie viele Enttäuschungen und bittere Schicksale wären der Kirche erspart geblieben, wenn nicht so oft auf das jeweilige Heute die Christen von gestern geantwortet hätten“*<sup>80</sup>. Er plädierte für eine *„Politik aus christlicher Verantwortung“* anstelle eines *„politischen Katholizismus“*<sup>81</sup>. Dass er den Kapitalismus damaliger Prägung ablehnte, ist angesichts der Ergebnisse von zwei Weltkriegen nicht verwunderlich. Unter Bezug auf die höchste Autorität im katholischen Christentum, den Papst, schrieb er: *„Es ist heute nicht mehr möglich, wie auf so manchen Tagungen zwischen den beiden Weltkriegen, den Kapitalismus grundsätzlich anzuerkennen und nur seine Auswüchse abzulehnen. Nach dem eindeutigen Urteil des Papstes ist der moderne Kapitalismus, das Produkt des liberalen Individualismus, grundsätzlich als unvereinbar mit Grundforderungen des Christentums anzusehen.“*<sup>82</sup> Diese Schrift ist seine letzte schriftliche Äußerung zur Rolle der Christen in den Auseinandersetzungen der Zeit. Am 11. Juli 1946 verstarb er in Arnsberg an einem Lungentumor. Beigesetzt wurde er in Neheim-Hüsten.

Heinrich Thöne war ein Geistlicher, der aus christlichem Ethos heraus sich mit den aktuellen Problemen seiner Zeit auseinandersetzte und aus dem Christentum heraus Antworten auf diese Anforderungen suchte. Er hat in der ersten Hälfte der 1920er Jahre aktiv auf dem Obereichsfeld im Kampf gegen reaktionäre politische Strömungen und Organisationen gewirkt, die Wegbereiter des Nationalsozialismus wurden.

Diese Arbeit soll eine Würdigung seiner Persönlichkeit sein und zugleich dazu anregen, die politischen Situation in der Weimarer Republik auf dem Eichsfeld in den Blickpunkt der Forschungsfelder der eichsfeldischen Heimatgeschichte zu rücken.

---

<sup>80</sup> Ebenda, S. 2.

<sup>81</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 15.

## XI.

### „Im neuen Deutschland haben Männer von solchem Schlag keinen Platz mehr“

Der Hüstener Bürgermeister Dr. Rudolf Gunst (1883-1965)  
wirkte für den Friedensbund deutscher Katholiken und galt  
den Nationalsozialisten schon lange vor 1933 als Feind<sup>1</sup>

Von Karl Föster

Auf dem Gut Hembsen [bei Brakel] wurde Rudolf Gunst am 16.11.1883 geboren. Sein Vater war Gutsbesitzer, Landesökonomierat und Zentrumsabgeordneter im preußischen Landtag. Dass der Großvater als Abgeordneter in Berlin in der Zeit des Konflikts zwischen dem Parlament und von Bismarck tätig war, verheimlicht Dr. Gunst nicht.

Dr. Gunst war verheiratet mit Maria, geb. Wulf. Sie war eine Nichte des Domkapitulars Schädler und eine Tochter der Eheleute Wulf in Wiesbaden. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass Maria und Rudolf Gunst ihren einzigen Sohn Elmar, geb. 21.08.1924, noch in den letzten Kriegstagen in den Kämpfen um Berlin opfern mussten, für ein System, welches ihnen so viel Leid und Demütigung beigebracht hatte und welches Dr. Gunst geistig wie politisch bekämpft hatte.

Nachdem der einzige Sohn der Familie Gunst, Elmar, im Jahre 1945 bei den Kämpfen um Berlin gefallen war, brachten die Eheleute Gunst ihr beachtliches Vermögen in eine soziale Stiftung ein. In ihrer Wahlheimat Gräfelting trägt ein Heim für Senioren den Namen „Rudolf und Maria Gunst Haus“. Träger sind das Bayerische Rote Kreuz und die Gemeinde Gräfelting, wo Dr. Gunst von 1946 bis 1948 Bürgermeister war. Das Haus wird an das schicksalhafte Leben des Stifterehepaares Gunst erinnern.

---

<sup>1</sup> Erstveröffentlichung: Föster, Karl: Dr. Rudolf Gunst. In: Saure, Werner (Hg.): Hüsten – 1200 Jahre. Beiträge zu Vergangenheit und Gegenwart. [= An Möhne, Röhr und Ruhr Bd. 23]. Arnberg: Heimatbund Neheim-Hüsten 2002, S. 73-78. [Die neuen Haupt- und Zwischenüberschriften sowie die nachfolgenden Fußnoten stammen vom Herausgeber dieser Dokumentation; P.B.] – Erneuter Abdruck hier auch mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Werner Saure, der am 20.02.2015 per Email ergänzend mitteilt: „Die Zuspitzung des Konflikts in der Weimarer Politik wurde in Hüsten deshalb so erbittert geführt, weil die zwei Persönlichkeiten Dr. Lorenz Pieper und Dr. Rudolf Gunst als Antipoden sich gegenüberstanden. Auch die fragwürdige Haltung des Generalvikariats in Paderborn, das sowohl von Amts wegen als auch durch den hoch geachteten Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Hüsten, auf dessen Privatgrundstück die Synagoge stand (Herr Louis Jordan), informiert war, fällt hier ins Gewicht. Ich habe dazu in meinem Band ‚Geschichte und Schicksale Jüdischer Mitbürger in Neheim und Hüsten‘ ausführlich Stellung bezogen und dokumentiert. – Für die in der von mir zur Zeit in Vorbereitung befindlichen Neubearbeitung des Buches habe ich zusätzlich folgende Notiz festgehalten: Der *Lokalanzeiger für Neheim, Hüsten und Umgebung* berichtet in seiner Ausgabe vom 24. Juli 1933, die Nationalsozialisten sind erst ein halbes Jahr im Amt, unter einer fetten Überschrift ‚**Amtsvertreter-sitzung des Amtes Hüsten am 25. Juli 1933**‘ über *schwere Belastung der Herren Dr. Gunst und Klauke*. Zunächst eröffnet der (neue) Bürgermeister Mester der Versammlung und erklärt, daß die Amtsvertretung von 39 auf 34 Mitglieder verringert sei: ein KPD Mitglied ist ausgeschieden, 2 Mitglieder der SPD und 2 Mitglieder der Zentrumsfraktion ... Von kritischen Nachfragen der Amtsvertreter wird kein Wort berichtet. Er richtet dann seinen besonderen Dank an Gottfried Heymer aus Estinghausen, der 33 Jahre, nämlich seit 1900, der Zentrumsfraktion angehört habe, und an Wilhelm Cronenberg, der 22 Jahre Müschede vertreten habe. Den größten Umfang dieser Sitzung aber nimmt die Abrechnung mit den Vertretern des ‚alten Systems‘ ein: Ein Untersuchungsausschuß hat getagt und den Amtbürgermeister Dr. Gunst und den Amtsoberinspektor Klauke in 14 Punkten schwer belastet. Am Schluß dieser Sitzung wird lapidar berichtet: ‚*Bürgermeister Mester gab bekannt, daß der Staatsanwalt das Verfahren gegen Dr. Gunst wegen Verfehlungen im Amt eingestellt habe.*‘“

## 1. Ein Leutnant hört die Friedensnote von Papst Benedikt XV.

Rudolf Gunst besuchte in Coesfeld das Gymnasium und legte dort – als Klassenbester – 1905 das Abitur ab. Anschließend studierte er in Kiel, Paris, München und Münster Rechtswissenschaften und Nationalökonomie. In Paris gehörte er der *Assotiation catholique des etucjants du cercle de Luxembourg* an. Schon 1908 bestand Gunst das Referendarexamen in Hamm und arbeitete danach in der Kommunalverwaltung Brakel und in der Provinzialverwaltung in Münster. 1910 promovierte Rudolf Gunst zum Doktor der Jurisprudenz über das Thema: „*Ein Beitrag zu der Lehre von der Amortisationshypothek*“. Die dann folgenden Jahre beweisen, dass Dr. Gunst ein unruhiger Mann war, der nicht an seinem Stuhl hing und den es immer wieder nach neuen Aufgaben und in die Ferne drängte. Schon als Anwärter arbeitete er – damals noch „Hilfsarbeiter“ genannt – in mehreren Kommunalverwaltungen und öffentlichen Verbänden, so beim Amt Brakel, bei der LVA Westfalen und bei der Stadtverwaltung Iserlohn. Vom 1. Januar 1908 bis zum 31. Dezember 1911 war Dr. Gunst bereits Magistratsdezernent in der Lutherstadt Eisleben. Ein Hinweis in der Biographie deutet auf „Remuneration“ (Entschädigung / Vergütung) hin.

Ob Dr. Gunst bedingt durch seine „Hilfsarbeitertätigkeit“ bei der Amtsverwaltung Hüsten die Liebe zu dieser für ihn so schicksalhaften Gemeinde entdeckt hat, konnte der Berichterstatter nicht feststellen.

Den weitesten Weg in der beruflichen Laufbahn machte Dr. Gunst nach Windhuk in Südwest-Afrika. Hier oblag ihm die Einrichtung der Selbstverwaltung in den Behörden. Erstaunlich ist, dass er sich bereits 1912 in Windhuk in seinen ökonomischen Arbeiten zur Selbstverwaltung auf die Ansichten des Sozialökonomen Prof. Dr. Röpke bezog, des geistigen Begründers der sozialen Marktwirtschaft Ludwig Erhards. Hier sollte eins nicht verschwiegen werden: Von Windhuk brachte Dr. Gunst ein wertvolles aus einheimischen Hölzern geschnitztes Zimmer mit, welches die Nazi-Banden im Frühjahr 1933 in Hüsten zertrümmerten. Das letzte Tätigkeitsfeld vor dem Ersten Weltkrieg war Dr. Gunsts Amt als 1. Beigeordneter von Lublinitz, einer Kreisstadt bei Oppeln in Oberschlesien. Dass Dr. Gunst bei so vielen Stellen des öffentlichen Dienstes Anstellung fand, war sicherlich als Zeichen seiner beruflichen Qualifikationen und seiner Persönlichkeit bewertet worden.

Auf die Sturm- und Drangjahre des Dr. Gunst, in denen beachtliche Aktivitäten dokumentiert sind, folgte der erste Weltkrieg. Als Freiwilliger diente er als Leutnant im 14. Reservedivisions-Artillerie[regiment]. Er nahm an den Kämpfen bei Verdun, beim Angriff am Pfefferrücken und im Stellungskrieg nördlich der Ailette teil. Eine an der Westfront erlittene Gasvergiftung führte zu schweren Ohnmachtsanfällen, die ihm im Jahre 1923 für drei Monate arbeitsunfähig machten. Im Frühjahr 1918 wurde er verwundet. Das entscheidende Jahr des Ersten Weltkrieges, 1917, erfasste auch den Leutnant der Reserve Dr. Gunst. Er hatte die Friedensnote des Papstes Benedikt XV. und die Bemühungen des Zentrums politikers Erzberger nicht überhört, und so äußerte er bereits während eines Urlaubs im Jahre 1917 pazifistische Gedanken.

## 2. „Einer der letzten Kavaliers der alten Schule“?

Am 01.07.1919 wurde Dr. Gunst Amtmann des Amtes Hüsten. Ab 1927 nannte er sich Amtsbürgermeister. Der zweite wichtige Lebensabschnitt im Leben des Dr. Gunst hatte begonnen und wurde von ihm ideenreich und zukunftsgerichtet angegangen. Es folgten Höhen und Tiefen, Erfolge und Misserfolge, wie es ein solches Amt mit sich bringt, aber auch Demütigungen und Diskriminierungen, schließlich Verhaftung und Flucht.

In dem schlossartigen, mit großem Garten umfriedeten prächtigen Haus, in welchem sich ebenerdig die Amtsräume befanden, hätte sich für einen Durchschnittsbürger ein behagliches

und friedliches Leben abspielen können. Aber die Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen spielte für die Familie Gunst nicht mit. Wie bereits erwähnt, plagten Dr. Gunst die Nachwirkungen der Kriegsverwundung, die gemeinsam mit beruflicher Überlastung in den frühen 20er Jahren zu gravierenden Spannungen führten. Da den Eheleuten Gunst das Reisen im Blut lag, wurden alljährlich größere Reisen unternommen. Regelmäßige Fahrten nach England dienten vornehmlich der Aufbesserung der Sprachkenntnisse.

Die Amtstätigkeit forderte Dr. Gunst auch emotional. Er bemühte sich, das Bewusstsein der Bürger der einzelnen Gemeinden für die Gesamtheit des Amtsverbandes zu wecken.

Aber große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Dass Dr. Gunst aufgrund seiner geistigen und politischen Eigenständigkeit und auch seiner Herkunft an keine kleinbürgerlichen Formalitäten und Stammtische gebunden war, versteht sich. In einer späteren Beurteilung heißt es, er sei autoritär gewesen, vielleicht wäre das Attribut „dominant“ treffender gewesen. Vielleicht ließe es sich auch in den Komplex „Einer der letzten Kavaliere der alten Schule“ einordnen.



### 3. Einsatz für den „Friedensbund deutscher Katholiken“

In den vielen Jahren dieser wichtigen Lebensphase stand Frau Hanna Fischer der Familie Gunst als treue Hausangestellte zur Seite. Im Testament von Frau Maria Gunst wurde Frau Fischer „im Hinblick auf ihre treue Haltung während unserer politischen Verfolgung im Jahre 1933 ein Betrag von 1.000 DM“ vermacht. Damit war die Auflage verbunden, „unseres Sohnes und unserer selbst im Gebete zu gedenken“. Das Lob von Frau Fischer über die Familie Gunst stellt alle kritischen Äußerungen in den Schatten.

In die Zeit der Hüstener Tätigkeit fallen die starken Aktivitäten der Friedensbewegung. Dafür hatte vor allem der Erste Weltkrieg mit seinen Opfern und Erfahrungen Pate gestanden.

Der „Friedensbund der deutschen Katholiken“ – FDK – war für den größten Teil der katholisch orientierten Friedenskämpfer die entsprechende Bewegung. Dr. Gunst gehörte schon früh zu deren Aktiven und wurde als solcher europaweit bekannt. In der Zeit von 1931/32 war

er sogar der Vorsitzende der deutschen Sektion<sup>2</sup>. Er gehörte zu den Einladenden zum großen Friedenstreffen am 12. September 1931 auf dem Borberg von Brilon, welches durch die Teilnahme des damaligen Diakons Franz Stock und dessen Gast Louis Achille aus der Karibik historischen Stellenwert erhielt.

Auf dem Borberg zeigte Dr. Gunst seine Unerschrockenheit. Als er einem farbigen Studenten, Louis Achille, den Verbrüderungskuss gab, rief ein aus dem Gebüsch hervorkommender SA-Mann: „Pfui Teufel!“ Die Menge schrie auf, und erst durch einen Warnschuss aus dem Gewehr des Borberg-Försters Nikolay trat wieder Ruhe ein.

Einen ähnlichen Stellenwert hatte Gunsts Rede auf einem Friedenstreffen im Jahre 1931 in Amsterdam, wo es um die Aussöhnung zwischen den europäischen Staaten ging.<sup>3</sup> Dort muss Dr. Gunst zeitgemäße Aussagen gemacht haben, welche nationalistischen Kräften in Deutschland und in Hüsten bekannt geworden sind; denn seit diese Zeit setzte ein erbitterter Kampf gegen Dr. Gunst ein.

#### 4. Ein von den Nationalsozialisten besonders gehasster Mann

Ein in den 20er Jahren reichendes Verfahren ist aus der Geschichte des Dr. Gunst nicht wegzudenken: die Auseinandersetzung mit dem katholischen „Nazi-Pastor“ Dr. Lorenz Pieper, damals Kaplan an St. Petri in Hüsten. Dr. Lorenz Pieper, aus dem Jungdeutschen Orden kommend, führte einen erbitterten Kampf gegen die jüdische Bevölkerung und die demokratische Regierung der Weimarer Republik. Er agitierte in nationalsozialistischer Phraseologie gegen die Juden, in denen die rechten Kreise die Schuldigen am verlorenen Weltkrieg und an den Kriegsfolgen suchten.

In Dr. Gunst stieß Dr. Pieper, der ein fanatischer Verehrer Adolf Hitlers und frühes Mitglied der NSDAP war, auf einen unerbittlichen Gegner.<sup>4</sup> In dieser wohl zeitgeschichtlich einmaligen geistigen Auseinandersetzung wandte sich Dr. Gunst auch an den damaligen Landrat in Arnsberg. Die Hasstiraden des Kaplans Dr. Pieper wurden durch einen jüdischen Hüstener Bürger auch dem Generalvikar Rosenberg in Paderborn mitgeteilt. Die Antwort des Generalvikars ist aus damaliger wie heutiger Sicht sehr bedauerlich: Pieper wurde nicht nur in Schutz genommen, sondern es wurden in diesem Schreiben – uns heute völlig unverständlich – „die Juden“, jüdische Verleger und Schriftsteller, diskreditiert.<sup>5</sup>

<sup>2</sup> d.h.: FDK-Vorsitzender.

<sup>3</sup> Zu Dr. Rudolf Gunst teilt Gerard Lössbroek aus den Niederlanden mit: „*Katholische Niederländische Friedensbewegung zwischen 1912-1940* war (in 1990) die Abschlussarbeit meines Studiums der Theologie mit Spezialisierung in der Kirchengeschichte. Eine der drei Organisationen dieser Bewegung war der Rooms-Katholieke Vredesbond (Römisch-Katholischer Friedensbund), eine Schwesterorganisation des Friedensbundes Deutscher Katholiken (FDK), wovon Dr. Rudolf Gunst Mitglied und einige Jahre auch Vorsitzender war. Auf der Amsterdamer Versammlung (über die katholische Petitionementsaktion nach der Genfer Entwaffnungskonferenz) vom Samstag den 26. September 1931 war er einer der Sprecher sowie z.B. auch Dr. Yves de la Brière S.J. aus Frankreich. Rudolf Gunst was auch Vorsitzender des Bureau Catholique Internationale d'Information de la Paix in Genf (Anfang dreissiger Jahren).“ (E-Mail an P. Bürger, 25.03.2015) – Literatur hierzu: *Aus der Friedensbewegung. [FdK-]Bundespräsident Dr. Gunst in Holland*. In: Der Friedenskämpfer – Organ der katholischen Friedensbewegung 7. Jg. (1931) Nr. 11, S. 202f.

<sup>4</sup> Eine Darstellung der Hüstener Konflikte zwischen Dr. Gunst und Vikar Dr. Lorenz Pieper sowie der ganzen völkischen Szene am Ort bietet, mit vielen weiterführenden Literaturverweisen: *Neuhaus*, Werner: Der Jungdeutsche Orden als Kern der völkischen Bewegung im Raum Arnsberg in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, in: Sauerland Nr. 1/2010, S. 15-20. [Leicht zugänglich auch in der Internetdokumentation „daunlots nr. 71“, S. 45-53 auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)]

<sup>5</sup> Vgl. dazu – dem Buch „Geschichte und Schicksale jüdischer Mitbürger aus Neheim und Hüsten“ (1988) von Werner Saure folgend – *Tröster*, Werner: Nur ein Patriot? Versuch eines Lebensbildes des Paderborner Priesters Dr. Lorenz Pieper. In: Klasvogt, P. / Stiegemann, Chr.: *Priesterbilder. Zwischen Tradition und Innovation*. Paderborn 2002, S. 173-182, hier S. 180: „Auch die jüdische Gemeinde in Hüsten hat sich wohl an das Paderborner Generalvikariat gewandt, denn es ist ein Schreiben des Generalvikars Rosenberg vom 18.10.1922

Die Jahre der Weimarer Republik nahmen Dr. Gunst dank seiner demokratischen und pazifistischen Grundverfassung ganz in Anspruch und strapazierten oft seine Gesundheit. Im In- und Ausland trat er durch Wort und Schrift für die Volkerverständigung und einen gerechten Frieden ein. Mit dem FDK und den Friedensfreunden in Frankreich gehörte er zu den Kreisen, die sich für eine gewaltfreie Änderung der Versailler Friedensvertrages einsetzten. In Paderborn, Frankfurt, Berlin, in Belgien, der Schweiz und in England nahm er an Friedenskongressen teil. Er stand Reichskanzler Dr. Brüning nahe, ebenso Dr. Benedikt Schmittmann, den die Nazis in einem KZ töteten. Bei dem Wiedergutmachungsverfahren für Dr. Gunst in den Jahren 1949/50 in Arnsberg wurde im Rahmen einer Würdigung seiner Person auf sein politisches Verhalten anlässlich des Rathenau-Mordes 1922 als bekannter Antifaschist im In- und Ausland hingewiesen.

Der in Hüsten und im Umfeld aufgespeicherte Groll der Nationalsozialisten gegen Dr. Gunst konnte sich seit dem 30. Januar 1933 „Luft machen“, und so begann bald, ein offener Terror. Die wesentlichen Angriffspunkte waren: Demokratiefreundlichkeit, republikanische Staatstreue, Volkerverständigung, Friedensarbeit im Rahmen des Friedensbundes der deutschen Katholiken und vor allem die Abwehr der Angriffe auf die Juden („Judenschützling“). Und unter Androhung „nationalsozialistischer Axthiebe“ wurde schon bald sein Rücktritt als Amtsbürgermeister gefordert. So ging es Schlag auf Schlag, und Dr. Gunst wurde im Frühjahr 1933 anlässlich einer Besprechung in Dortmund vor der Konferenztür von einem Gestapo-Beamten verhaftet. Im Garten seines Hauses zerstörte man die Stachelbeersträucher, und die Familie Gunst ging aus Angst vor den SA-Trupps nicht aus dem Haus und ließ sich, um nicht einkaufen zu müssen, vom benachbarten Kolpinghaus das Mittagessen bringen.

Über die Ereignisse im Frühjahr 1933 in Hüsten schrieb die Tagespresse: „Im neuen Deutschland haben Männer vom Schlag des Dr. Gunst keinen Platz mehr – sie werden ausgemerzt wo immer sie festgestellt werden. Es kann niemand verlangen, dass wir unsere eigenen Verderber füttern.“

An einem Winter-Sonntag 1933 fürchtete die Familie die Nachstellung durch die Nazis. Sie flüchtete in einen Wald bei Wennigloh, wohin der Mitarbeiter, Herr Rössner, der Familie warme Kleider brachte. So endete das Mandat des Amtsbürgermeisters Dr. Gunst bald nach der „Machtergreifung“ der Nazis. Nach langem Gezeter wurde später der 30. Juni 1933 als der Tag des Ausscheidens aus dem Dienst des Amtes Hüsten festgelegt.<sup>6</sup> Am 1. Mai 1933 war Dr. Gunst in Wiesbaden, der Heimat von Frau Maria Gunst. Beim Festzug hob er nicht die Hand zum deutschen Gruß und wurde darauf hin des Platzes verwiesen. Die Familie Gunst tauchte in der Großstadt, in Berlin-Charlottenburg, unter, wo sie bis 1935 wohnte. Wie ein Neffe der Familie dem Chronisten schilderte, war sein Onkel damals in sehr „gedrückter Stimmung“, hielt sich in der Großstadt versteckt, weil er glaubte, sich dort am besten den Verfolgungen der Nazis und ihren amtlichen Schergen entziehen zu können.

## 5. Öffentliches Wirken nach Ende des zweiten Weltkrieges

1935 zog sich Dr. Gunst nach einem Aufenthalt in Amerika als „Privatier mit Familie“ nach Gräfelfing zurück. Über die Zeit bis Mai 1945 ist nur wenig überliefert. Über Aktivitäten gab es keine Nachrichten. Immerhin war das Verhalten und Ansehen von Dr. Gunst derart positiv, dass er unmittelbar nach dem Zusammenbruch 1945 in wichtige öffentliche Ämter

---

erhalten, in dem es heißt: „So sehr wir ein friedliches Verhältnis von Juden und Christen wünschen und fördern, so sind wir doch nicht in der Lage, den uns unterstellten Geistlichen eine jüdenfreundliche Neigung aufzunötigen, zumal in der Presse und Literatur durch jüdische Verleger und Schriftsteller gegenüber dem Christentum und christlichen Einrichtungen eher oft häßliche Angriffe erfolgen.“

<sup>6</sup> Vgl. auch: Knepper-Babilon, Ottilie / Kaiser-Löffler, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. (= Hochsauerland Schriftenreihe Bd. IV.) Brilon: Podszun 2003, S. 169-170.

berufen wurde. Die Ämter, in die Dr. Gunst 1945 gewählt wurde, „brachten seinem Leben den lang ersehnten würdigen gesellschaftlichen Rahmen und den politischen Höhepunkt“. Ein befähigter Verwaltungsfachmann, ein Politiker, der sich aus dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges leidenschaftlich für Völkerverständigung einsetzte und deswegen von den „rechten“ und völkischen Kräften gedemütigt worden war, bekam seine Ehre zurück. Bei den ersten Kommunalwahlen nach dem Zusammenbruch 1946 wurde Dr. Gunst Bürgermeister von Gräfelfing und war ganz wesentlich am Aufbau der Gemeindeverwaltung beteiligt. 1947 wurde er Landrat des Landkreises München. Als er mit Erreichen der Altersgrenze aus diesem Amt ausschied, blieb er noch Mitglied des Kreistages, Vorsitzender der CSU-Kreistagsfraktion und „Krankenhaus-Referent“. Dr. Gunst war Mitglied im Verwaltungsrat der Kreissparkasse München, Gründungsmitglied des Landesverbandes der CSU und der Europa-Union.

Der Friedensbund der Deutschen Katholiken, dem Dr. Gunst leidenschaftlich verbunden war und der bereits im Juni 1933 als erste katholische Organisation von den Nazis verboten worden war, wurde nach dem Krieg durch die Unterstützung Dr. Gunst neu gegründet. Die Leitung in Süddeutschland lag in seinen Händen.

1953 wurde Dr. Gunst vom Bundespräsidenten Heuss mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und 1963 verlieh ihm die Stadt Gräfelfing die „Bürgermedaille in Gold“. Der Neubau des Kreiskrankenhauses München-Pasing auf den Trümmern des Krieges trug wesentlich die Gunst'sche Handschrift.

Am 02.10.1965 verstarb Dr. Gunst im Alter von 82 Jahren nach einem langen Leiden und wurde am 05.10.1965 auf dem Friedhof in Gräfelfing beigesetzt. Am Grabe würdigte der Dekan Dr. Fuchs „Dr. Gunst als Menschen, der von tiefer Gläubigkeit erfüllt gewesen sei, als Verwaltungsfachmann hohen Ruf genossen habe und in seinem menschlichen Wesen von Lebenserfahrung, Weisheit und feinsinnigem Humor geprägt gewesen sei“.

Mit dem 04.10.1950 endet der Kampf um ein brisantes Thema der Amtsverwaltung Hüsten (Wiedergutmachung), und mit dem Todestag des Bürgermeisters i.R. Dr. Gunst endet der Lebensweg eines politischen Mannes, der auch Kind seiner Zeit war, der aber seiner Zeit ein beachtliches Stück voraus war. Aber die Eheleute Gunst dachten über den Tod hinaus. Die Tragik, den einzigen Sohn im Krieg zu verlieren, für ein System, welches sie bekämpft hatten, forderte sie heraus. Mit ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen machten sie eine soziale Stiftung und trugen dazu bei, in ihrer Wahlheimat, der Gemeinde Gräfelfing, ein Heim für Senioren zu errichten.

Mit der Benennung des Hauses „Rudolf und Maria Gunst Haus“ wird der Name des Stifterehepaares auf weite Zukunft gesichert sein. Im Vorwort zur Broschüre für die Bewohner des Hauses heißt es: „Ihr Wohlbefinden wird unser Auftrag bleiben, so ist es sicher auch im Sinne des Ehepaares Gunst, das wesentlichen Anteil am Gelingen dieses Werkes hat und dessen Namen das Haus tragen wird ...“

Was hier durch die Gunst der Eheleute Gunst geschaffen wurde, wird die Nachwelt in Bayern noch lange an den ehemaligen 1. Bürgermeister Dr. Gunst erinnern.

## XII.

### „Fern sei uns der Geist des Völkerhasses und der Rache“

Der Journalist Franz Geuecke (1887-1942) aus Bracht kam als Gegner des Nationalsozialismus im KZ Groß-Rosen um

Von Peter Bürger



Während der gesamten Dauer der nationalsozialistischen Herrschaft wurden unbequeme Journalisten tödlich verfolgt. Zu dieser Gruppe von Opfern und Vertretern des Widerstandes gehört auch der Sauerländer und Zentrumsmann Dr. Franz Geuecke. Er wird seit 2006 in den Neuauflagen des deutschen Martyrologiums „*Zeugen für Christen*“ gewürdigt, doch leider gibt es in seiner Geburtsheimat immer noch keine öffentliche Ehrung durch eine Straßenbenennung oder Gedenktafel.<sup>1</sup>

Geboren wurde Franz Geuecke am 15. Dezember 1887 im kleinen Dorf Bracht als sechstes Kind des Bauern und Gastwirts Anton *Wilhelm* Geuecke (1844-1926) und der Maria Elisabeth *Berta* geb. Hümmler (1856-1916). Die Mutter war Tochter eines Landwirts in Oedingen.

---

<sup>1</sup> Eine in wissenschaftlicher Hinsicht zufriedenstellende, ausführliche Forschungsarbeit über Geuecke liegt, soweit ich sehe, nicht vor. Nachfolgend stütze ich mich, falls nicht anders vermerkt, auf folgende verdienstvolle Veröffentlichungen (mit weiterführenden Literaturhinweisen): *Leuninger*, Ernst/*Moll*, Helmut: Der Sauerländer Dr. Franz Geuecke [mit Foto] – ein unbekannter Blutzeuge unter Hitlers Terror. In: Sauerland Nr. 2/2005, S. 70f. [Internetzugang: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland\\_2005\\_2.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland_2005_2.pdf)]; *Moll*, Helmut: Wie christliche Journalisten als Widerständler der NS-Ideologie zu Opfern der Gewalt wurden. In *Fachjournalist* Heft 2/2009, S. 19-25. [S. 22-23: „Dr. Franz Geuecke (1887-1942)“]. [http://www.fachjournalist.de/PDF-Dateien/2012/05/FJ\\_2\\_2009-Wie-christliche-Journalisten-als-Widerst%C3%A4ndler-der-NS-Ideologie-zu-Opfern-der-Gewalt-wurden.pdf](http://www.fachjournalist.de/PDF-Dateien/2012/05/FJ_2_2009-Wie-christliche-Journalisten-als-Widerst%C3%A4ndler-der-NS-Ideologie-zu-Opfern-der-Gewalt-wurden.pdf) [Abruf 05.05.2014]; *Moll*, Helmut (Hg.): *Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts*. 5. Auflage. Paderborn u.a. 2010, Band II, S. 1265-1267. [Nicht eingesehen: stark erweiterte Neuauflage von 2015.] – Nicht berücksichtigt wird Geuecke in: *Bembenek, Lohar / Ulrich*, Axel: *Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933-1945. Eine Dokumentation*. Giessen: Anabas-Verlag 1990.



Den Hof der Geuecken in Bracht, der bereits 1536 in einem Register auftaucht, berücksichtigt Josef Lauber in Band V seiner „*Stammreihen sauerländischer Familien*“.<sup>2</sup> Die Brachter gehörten damals zur Pfarrkirche St. Peter und Paul Wormbach, in der Franz Geuecke zwei Tage nach seiner Geburt die Taufe und am 30. April 1899 die Erstkommunion empfing.

## 1. Studium und Berufsweg als katholischer Redakteur

Der Volksschulzeit schloss sich ein Besuch des Städtischen Gymnasiums in Essen an. Nach dem 1908 absolvierten Abitur nahm Franz Geuecke ein Studium der Nationalökonomie und Rechtswissenschaften auf. Als Universitätsorte wählte er Freiburg (1 Semester), Leipzig (1 Semester) und Breslau (5 Semester). Nachgewiesen ist die Mitgliedschaft in katholischen Studentenverbindungen. Im Winter 1912 beschloss Geuecke seine akademischen Studien endgültig mit einer Doktorarbeit „*Die Bergarbeiterstreiks im Ruhrkohlenrevier*“, die Prof. Wenckstern betreut hatte.<sup>3</sup> Der Doktorand aus dem Sauerland bewegte sich mit dieser Themenwahl in den sozialkatholischen Fußstapfen eines Franz Hitze.

Bereits während seiner Zeit an der Universität ist Geuecke ab 1908 als Redakteur bei der „*Schlesischen Volkszeitung*“ in Breslau tätig gewesen, die dann auch den Erstabdruck seiner Dissertation besorgt hat. (Das Blatt galt als „Hauptorgan der Zentrumsparlei und der Katholiken im Osten Deutschlands“.) Ein journalistischer Berufsweg war also vorgezeichnet. 1913 erkrankte in Wiesbaden der Priester und Chefredakteur Dr. Heinrich Lorenz. Seine Nachfolge als Hauptschriftleiter der ebenfalls dem Zentrum verbundenen „*Rheinischen Volkszeitung*“ (Wiesbadener Volksblatt) trat am 1. Oktober 1913 Franz Geuecke an. Das Blatt erschien im Verlag von Hermann Rauch in der Wiesbadener Friedrichstraße, in welcher Geuecke auch wohnte (Hausnummer 39). „Als Chefredakteur baute der Sauerländer die Rheinische Volkszeitung zur führenden Tageszeitung Wiesbadens aus. Durch seine zahlreichen Artikel verstand er es, ihr ein unverwechselbares Profil zu geben, das eindeutig christlich ausgerichtet war. Prominente Politiker des Zentrums lieferten oft namentlich gezeichnete, aber auch anonym veröffentlichte Beiträge.“ (E. Leuniger / H. Moll)

Der Zeitungsmacher war in Wiesbaden eine bekannte Persönlichkeit. Seine konfessionelle Herkunft spiegelte sich deutlich in der redaktionellen Arbeit. Liberale Kreise sagten bereits einen Niedergang des Katholizismus voraus. Dem hielt Geuecke in einem seiner frühen Leitartikel „Die Pflichten des katholischen Mannes“ entgegen. Es gelte, sich in der Öffentlichkeit und auch innerhalb der Kirche für die Sache des Christentums einzusetzen.

In der Wiesbadener Pfarrkirche St. Bonifatius heiratete Geuecke am 29. August 1914 die Kölnerin Cäcilia Puller. Dem Ehepaar wurden die beiden Söhne Wilhelm-Franz-Josef (geb. 12.6.1915) und Wolfgang (geb. 25.10.1918) geschenkt.

<sup>2</sup> Lauber, Josef: *Stammreihen sauerländischer Familien* [nur Höfe bzw. Häuser und Besitzer]. Bd. V: Kirchspiel Wormbach. Witterschlick bei Bonn: Richard Schwarzbild Dissertationsdruck 1978. [Von mir benutzt in der Bibliothek des Museums Eslohe: Digitalisierte Abschrift aller Bände der „Stammreihen“ mit wechselndem Impressum, z.T. Neubearbeitungen mit Ergänzungen.]

<sup>3</sup> Geue[c]ke, Franz: *Die Bergarbeiterstreiks im Ruhrkohlenrevier* [Phil. Fak. Diss.]. Breslau: Buchdruckerei der Schlesischen Volkszeitung 1912. [43S.] [<http://katalog.ub.uni-heidelberg.de/titel/2588641>]; Geue[c]ke, Franz (Redakteur): *Die schlesische Montanindustrie*. In: *Soziale Kultur* Jg. 32, Dezember 1912. [Volksvereins-Verlag M.Gladbach] – Laut Personeneintrag in Wikipedia.org zum – mutmaßlichen – Breslauer Doktorvater Adolph von Wenckstern (1862-1914) war dieser nationalistisch gesonnen und hat u.a. ein Werk „Arbeitsvertragsgesetzgebung. Positive Politik gegen die roten Gewerkvereine“ (1900) geschrieben.

## 2. Separatisten-Konflikt, nicht nur in Wiesbaden

In Wiesbaden ist Geuecke auch Vorsitzender der Zentrumspartei gewesen. Aufgrund seiner Sympathien für den rheinischen „Separatismus“ musste es aber zum Konflikt mit der Partei kommen: Schon früh engagiert sich Franz Geuecke journalistisch für die Idee eines von Preußen unabhängigen „Rheinstaates“. Am 1. Juni 1919 ruft der ehemalige Staatsanwalt Dr. Hans Adam Dorten in Wiesbaden – ohne Erfolg – eine „Rheinische Republik“ aus. Geueckes – nicht nur – publizistische Flankenhilfe<sup>4</sup> für Dortens Unternehmen in der Zeit davor findet man ausführlich dargestellt in den „Nassauischen Annalen 1968“<sup>5</sup>: Der „temperamentvolle und politisch ehrgeizige Chefredakteur“ habe nicht davor zurückgeschreckt, „mehr oder weniger große Politik auf eigene Faust zu machen“ (S. 251). Seine „Rheinische Volkszeitung“ (RVZ) bringt schon am 2. Februar 1919 einen Leitartikel mit dem Anfangssatz: „Es ist wohl erlaubt, von der vollendeten Tatsache, von dem neuen Staat, von der westdeutschen Republik zu sprechen“ (S. 256). Am 15. März steht Geueckes Name unter einer Wiesbadener „Tat-Erklärung“ der Dorten-Gefolgschaft (S. 258). In der Folgezeit wird die RVZ irreführend über die Haltung der Weimarer Nationalversammlung berichten, kritische Stimmen gegen das „Dorten-Projekt“ nur am Rande erwähnen und schließlich am 2. Juni 1919 mit einem Aufmacher „Die Proklamation der Rheinischen Republik“ erscheinen. Der Leitartikel des Folgetages polemisiert in unerträglicher Weise gegen den „sozialistischen Gegner“, unter namentlicher Nennung von Ebert und Scheidemann. Das nahe Zentrum geht auf Distanz, denn eine „Rheinische Republik“ – von den Gegnern als „Pfaffenstaat“ verlästert – könne nur auf legalem Wege (Volksabstimmung) zustande kommen; in diesem Sinne rudert auch die RVZ vom 4. Juni zurück. In den „Nachklängen“ zur gescheiterten Übernahme des Wiesbadener Regierungsgebäudes durch Dr. Dorten ergehen sich andere Blätter am Ort in Häme. In der „Volksstimme“ vom 7. Juni 1919 heißt es:

„Aber noch eine geheimnisvolle Macht muß erwähnt werden, der Herr von Holstein der Klerikalen. Der geheimnisvolle ... (es folgen zwei beleidigende Ausdrücke) Chefredakteur Dr. phil Geuecke der Rheinischen Volkszeitung. Keiner wie er ist so an dem Unfug der Rheinischen Republik schuldig. Keiner wie er arbeitete bewußter an der Stückelung Deutschlands ... Er war der ‚Marschall von Janze‘, der anonyme Treiber, ... der Macher. Ohne Held Geuecke keine Propaganda für diese sonderbare Republik. [...] Er sollte mit ins Hoflager [des Dorten] nach Koblenz kommen. Pressedezernent wollte er werden.“<sup>6</sup>

Das demokratische „Wiesbadener Tageblatt“ vom 18. Juni schrieb Geuecke, der „die ganze Geschichte durch seine Presse erst möglich gemacht“ habe und sich nun ganz unschuldig gebe, das Motto zu: „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.“<sup>7</sup> Die Sache hatte unmittelbar Auswirkungen auf die politische Stellung des Gescholtenen: „In Nassau verlor der Zentrumsfunktionär und Chefredakteur der in Wiesbaden erscheinenden Rheinischen Volkszeitung, Dr. Franz Geue[c]ke, im August 1919 wegen der voraufgegangenen Unterstützung der rheini-

<sup>4</sup> Vgl. dazu folgenden (zufälligen) Internetfund aus: *Heusler, Andreas: Kleine Schriften. Band 1. Hg. von Helga Reuschel [Neuaufgabe der Ausgabe 1943]. Berlin: de Gruyter 1969: Den „Dr. Dorten bezeichnete die Zeitung als einen ‚Mischling, Abenteurer, Intriganten und Salonmenschen‘, im Chefredakteur der RVZ, Dr. Franz Geue[c]ke, sah sie den Hauptschuldigen, den Macher und propagandistischen Betreiber [...].“*

<sup>5</sup> *Müller-Werth, Herbert: Die Separatistenputsche in Nassau unter besonderer Berücksichtigung des Stadt- und Landkreises Wiesbaden. In: Nassauische Annalen – Jahrbuch des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 79. Bd. (1968), S. 245-328.*

<sup>6</sup> Zit. Nassauische Annalen 1968, S. 272.

<sup>7</sup> Zit. Nassauische Annalen 1968, S. 274.

schen Autonomiebewegung seine Stellung eines 1. Vorsitzenden des Zentrums in Wiesbaden.“<sup>8</sup> H. Müller-Werth schreibt hierzu:

„Die ‚Rheinische Volkszeitung‘ aus dem Verlag von Hermann Rauch in der Friedrichstraße wurde stark durch die eigenwillige und selbstbewusste Persönlichkeit ihres Chefredakteurs, Dr. Franz Geue[c]ke, geprägt. Seine Haltung in der Frage der Bildung einer Rheinischen Republik und der Separatistenumtriebe wirbelte seinerzeit viel Staub auf. Dr. Geuec[k]e mußte damals seine prominente Stellung in der Zentrumspartei aufgeben, blieb aber Chefredakteur der Zeitung und ist später eifrig als gewandter politischer Leitartikler tätig gewesen.“<sup>9</sup>

Indessen kommt es im Juni 1919 nicht – wie bei vergleichbaren Fällen in Mainz – zu einem Parteiausschluss. Ein Rücktritt Geueckes vom Wiesbadener Zentrumsvorsitz erfolgt auch erst nach „schweren Kämpfen innerhalb des Vorstandes“; der nun kompromittierte preußenfeindliche Redakteur steht in seiner Partei wohl doch nicht ganz als Einzelkämpfer da.<sup>10</sup>

In Koblenz gibt Hans Adam Dorten nach seinem Scheitern den „*Rheinischen Herold*“ heraus, für den auch Geuecke Artikel liefert. 1923 führen die – jetzt von Frankreich geförderten – separatistischen Bestrebungen erneut zu heftigen Auseinandersetzungen. Zu den Gegnern der Separatisten zählt der Kölner Zentrumspolitiker Konrad Adenauer, der allerdings selbst als Föderalist zeitweilig mit einer Loslösung des Rheinlands von Preußen geliebäugelt hat – freilich unter Verbleib im Deutschen Reich.<sup>11</sup>

Zu klären bleibt, ob Geuecke im Rahmen seiner separatistischen Ambitionen während der Gründungsphase der Weimarer Republik zeitweilig in Tuchfühlung auch zu explizit rechtskatholischen Kräften<sup>12</sup> stand, was durch seine sozialkatholische Ausrichtung keineswegs von vornherein ausgeschlossen ist. Die Parteinahme für Dortens Ideen ging bei ihm jedenfalls mit einer *antisozialdemokratischen* Stoßrichtung einher, die durchaus nicht im Sinne des Erzber-

<sup>8</sup> Kahlenberg, Friedrich P.: Großhessenpläne und Separatismus – Das Problem der Zukunftsorientierung des Rhein-Main-Gebietes nach dem Ersten Weltkrieg (1918-1923). In: Festschrift Ludwig Petry, Teil 2 [= Geschichtliche Landeskunde 5/2]. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1969, S. 355-395, hier S. 373.

<sup>9</sup> Müller-Werth, Herbert: Zur Geschichte der Wiesbadener Presse seit der Weimarer Zeit. In: Nassauische Annalen – Jahrbuch des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 84. Bd. (1973), S. 224-228, hier S. 225. Vgl. ebd., S. 226 zum Wandel durch die „Machtergreifung“: Die katholische „Rheinische Volkszeitung“ (offenbar eingestellt) erhält am 01.08.1933 eine Nachfolgerin (Landeszeitung für das katholische Nassau), welche bereits einen Monat später die Konfessionsbezeichnung aus dem Titel nehmen muss und Ende März 1937 ohne nähere Angabe von Gründen ihr Erscheinen ganz einstellt.

<sup>10</sup> Vgl. Nassauische Annalen 1968, S. 271 und 273.

<sup>11</sup> Vgl. dazu, leicht im Internet zugänglich: *Mein Gott – was soll aus Deutschland werden?* Konrad Adenauer und der rheinische Separatismus. In: Der Spiegel, 04.10.1961. [<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43366668.html>]: „Ein anderer Außenseiter war Konrad Adenauer. [...] Er wollte Preußen, das Instrument der deutschen Schaukelpolitik, schwächen. Er wollte vom Rheinland her, wie er 1919 sagte, die Außenpolitik des Reichs in ‚friedensfreundlichem Geist beeinflussen‘ und Deutschland dem Westen ‚sympathisch‘ machen. Sein Mittel: die Gründung einer Rhein-Ruhr-Republik im Verband des Reichs und die Föderalisierung Deutschlands. [...] Der Föderalismus gehörte von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, vor allem aber seit der Reichsgründung Bismarcks zur Ideologie des politischen Katholizismus in Deutschland. [...] Zur Durchsetzung dieses konfessionellen Interessenstandpunkts bedient sich der politische Katholizismus allerdings auch gemütvoll-ideologischer Argumente: Er erklärte, Stammeseigenart und Heimatbewußtsein der deutschen Teilstaaten gegen die Gleichmacherei schützen zu wollen, die von Berlin ausgehe. [...] Eine deutlichere Sprache aber als die Erklärung Adenauers im Jahre 1934 spricht seine Rede vom 1. Februar 1919 selbst. Er malte darin Preußen als einen Staat ab, der von einer ‚militärischen Kaste‘ und vom ‚Junkertum‘ beherrscht werde und der seinerseits die übrigen Stämme Deutschlands unterdrücke. Zwar gab er alle diese Anwürfe gegen Preußen als Meinungen der ‚Entente-Völker‘ aus – womit er sicher nicht unrecht hatte –, aber es ist unverkennbar, daß sie gleichzeitig auch seine eigene Meinung darstellten.“

<sup>12</sup> Vgl. zum Rechtskatholizismus auch: Bürger, Peter: Päpstliche „Laudatio“ auf Hitler. – Der Anteil des Rechtskatholizismus am Scheitern der Weimarer Demokratie ist nicht gering. – Ein Mammutwerk des Historikers Christoph Hübner sorgt für mehr Klarheit. In: Telepolis, 28.01.2015. <http://www.heise.de/tp/artikel/43/43951/1.html>

ger-Flügels im Zentrum sein konnte.<sup>13</sup> Geueckes 1920 veröffentlichter Vorschlag zur „Zerlegung“ – sprich Spaltung – der Zentrumspartei suggeriert eine eigene Positionierung in der „Mitte“, enthält jedoch mehr Kritik zur Parteilinken als zur Rechten.<sup>14</sup>

Anders als noch 1919 nimmt die RVZ bei Wiesbadener Unruhen im Oktober 1923 „eine bemerkenswert vorsichtige Haltung ein“<sup>15</sup>. Obwohl Geuecke bei den separatistischen Aktionen des Jahres 1923 als Politiker nicht öffentlich hervorgetreten ist, wird er auf einer Tagung des Reichsparteiausschusses in Hagen am 11. März 1923 wegen seiner Unterstützung für Dorten jetzt aus der Zentrumspartei ausgeschlossen.<sup>16</sup> Anfang 1924 ist die Sache der „Separatisten“ dann schon endgültig verloren.

Einen „Nachklang“ zum „rheinischen Separatismus“ stellten „die politischen Ideen des Professors für Sozialpolitik Benedikt Schmittmann und seines ‚Reichs- und Heimatbundes deutscher Katholiken‘ dar. Sie propagierten den Föderalismus, die europäische Völkerverständigung und die abendländisch-katholische Reichsidee. Auch Schmittmann war letztlich kein Erfolg beschieden: Er büßte sein ebenso als ‚Separatismus‘ diffamiertes politisches Engagement am Ende im Konzentrationslager Sachsenhausen, wo er, von Wachmannschaften misshandelt, 1939 starb.“<sup>17</sup> Benedikt Schmittmann gehört zu den NS-Opfern aus den Reihen des Friedensbundes deutscher Katholiken.

### 3. Sauerländische Friedenskultur statt Kriegerkult

In seinem Buch „*Los von Berlin*“ (2007) schreibt Martin Schlemmer, Franz Geuecke habe vor seiner „separatistischen“ Phase während des 1. Weltkrieges „eine weitgehende Annexionspolitik“ vertreten.<sup>18</sup> Nun ist 1928 in der Zeitschrift des Heimatbundes unter dem Verfasser-

<sup>13</sup> „Die RVZ nahm am 8. Februar (Nr. 34 [1919]) sehr kritisch Stellung zur Absicht einer Beteiligung des Zentrums an einer Reichsregierung mit Sozialdemokraten und Demokraten im Gegensatz zu der Grundtendenz des vorausgegangenen Wahlkampfes, der in Anlehnung an die Rechtsparteien geführt wurde. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Vermutung ausspricht, daß dem Chefredakteur Dr. Geuecke im Hinblick auf die Rheinlandpläne eine verantwortliche Zusammenarbeit mit den stark unitarisch eingestellten Sozialdemokraten nicht ins Konzept paßte.“ (Nassauische Annalen 1968, S. 257)

<sup>14</sup> Bezug auf Geuecke nimmt: *Gründer*, Horst: Rechtskatholizismus im Kaiserreich und in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. In: Westfälische Zeitschrift. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 134 (1984), S. 107-155; hier S. 143: „Wenig später [nach einer vom sauerländischen Rechtskatholiken Hermann Freiherr von Lüninck 1920 gegenüber Graf Stolberg erwogenen Spaltung des Zentrums in eine rechte und eine demokratischen Partei, verbunden via ‚Kartell‘] plädierte auch der Vorsitzende der hessischen Zentrumspartei, der Wiesbadener Chefredakteur Dr. Geuecke, für eine Zerlegung des Zentrums ‚in seine zwei natürlichen Bestandteile‘, wobei er allerdings diesen Schnitt als definitiv ansah.“ Die von H. Gründer berücksichtigten Bezugstexte: *Geue[c]ke*, Franz (Vorsitzender der Zentrumspartei Wiesbaden): Die Krise in der Zentrumspartei. In: Historisch-politische Blätter für das Katholische Deutschland Band 166 (1920), S. 379-388 [Vollständiger Text dokumentiert in diesem Sammelband unter „Hintergründe“]; F. *Wetzel*: Entwicklungen des Zentrums in Deutschland. Spaltung in eine konservative Rechte und eine demokratische Linke? In: Das Neue Reich Nr. 9 vom 28.11.1920.

<sup>15</sup> Vgl. Nassauische Annalen 1968, S. 300.

<sup>16</sup> Vgl. Nassauische Annalen 1968, S. 275.

<sup>17</sup> *Kißener*, Michael: Rezension von: „Martin Schlemmer: ‚Los von Berlin‘. Die Rheinastbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg, Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2007“. In: sehepunkte 8 (2008), Nr. 1 [15.01.2008], URL: <http://www.sehepunkte.de/2008/01/13156.html>

<sup>18</sup> *Schlemmer*, Martin: „Los von Berlin“ – Die Rheinastbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2007, S. 137. – Vgl. zu diesem Werk folgende Verlagsinformation. „Nach dem Ersten Weltkrieg kam es im Westen des Deutschen Reiches zu Bestrebungen, einen Rheinast zu bilden. [...] Während der Mehrheit der Protagonisten ein im Reichsverband verankerter rheinischer Bundesstaat vorschwebte, trat eine Minderheit von Beginn an für die Loslösung des projektierten Staates vom übrigen Deutschland ein. Nach anfänglichen Sympathien, insbesondere in der katholisch geprägten Landbevölkerung, in katholisch-föderalistischen Kreisen und im niederen Klerus, gerieten diese entschiedenen Rheinastbefürworter bald in eine Außenseiterposition, ihre Aktivitäten wurden mit dem Verdikt des Hoch- und Landesverrates versehen. Auf

namen „Fr. Geuecke“ ein Artikel „*Gedanken über Kriegerehrung im Sauerlande*“<sup>19</sup> erschienen. Dieser zeugt nicht nur von einer Rückbindung an die Heimat, sondern zeigt auch eine entschiedene Nähe Geueckes zu – antimilitaristischen (z.T. explizit preußenfeindlichen) Positionen, wie sie Vertreter des Friedensbundes deutscher Katholiken (FdK) im Sauerland und in der ganzen Weimarer Republik vertraten, ebenfalls der oben genannte „Reichs- und Heimatbund deutscher Katholiken“<sup>20</sup>.

Als das Heft 6 des Heimwacht-Jahrgangs 1928 erscheint, ist das über den Sauerländer Heimatbund vermittelte Anliegen Geueckes schon äußerst dringlich: „Ich schreibe in der zwölften Stunde.“ Ziel der Kriegerehrung in einer Stadt- oder Dorfgemeinschaft sei es, das „Andenken jener wachzuhalten, die für sie [die Ortskommune] und das große Vaterland ihr Leben gelassen haben. [...] ‚den Toten zum Gedächtnis, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung‘ in dem Sinne, daß sie, jeder einzelne für sich, opferbereitem Gemeinschaftsgeist zum Siege ver helfe über selbstsüchtige, gemeinschaftsfeindliche Wünsche des eigenen Ich.“ Das hört sich ausgesprochen patriotisch an, doch es folgt sogleich die entscheidende Abgrenzung hin zu Nationalismus und Revanchismus: „Fern sei es uns, nach dem Beispiele berühmter Denkmalsredner unsere Kriegerdenkmäler zu Ausgangspunkten von Reden und Feierlichkeiten zu machen, die den Geist des Völkerhasses und der Rache atmen. Wohl mag sich echte Vaterlandsliebe daran entzünden, niemals jedoch der Geist des Hasses und der Rache! Das würde gewiß nicht im Sinne unserer toten Helden liegen; dafür soll uns ihr Andenken zu schade sein.“

Konkret wendet sich Geuecke gegen die Denkmalgestalt „des schwertgewaltigen Himmelsfürsten Michael“, die auch als „Siegfried gesehen werden kann. Das Symbol ‚von dem Heiligen und dem Drachen‘ sei nämlich dazu angetan, eben ‚den Geist des Hasses zu schüren, der die Völker nicht zur Ruhe kommen lässt‘. Das Bild entspreche ‚auch nicht der geschichtlichen Wahrheit, insofern als der Weltkrieg [1914-1918] kein Kampf war zwischen Heiligen und Drachen, Guten und Bösen. Vielmehr fochten auf beiden Seiten die Millionen im Glauben an ihr gutes Recht. Und an der Sünde des Weltkrieges waren die Völker und ihre Führer alle, die einen mehr, die andern weniger, beteiligt. Das Maß der Verantwortung kennt nur Gott; uns Menschen steht es jedenfalls nicht zu, es auf die einfache Formel vom Heiligen und dem Drachen zu bringen“. Hier wird jede theologische Rechtfertigung eines sogenannten „heiligen Krieges“ geradewegs als anmaßende Lästerung verstanden.

Geuecke wünscht sich für die Kriegsdenkmäler stille Orte, denn im lauten Zentrum der Städte und Dörfer seien Sammlung und Andacht der Besucher wohl kaum möglich. Die wuchtigen Steinblöcke an vielen Orten bewertet der Autor als ‚unkatholisch‘ und also auch nicht sauerländisch: „Die moderne Kriegerehrung ist vielmehr rein weltlicher Art, wurzelt letzten Endes im alten Heidentum und ist dem Geist des neuen [d.h. völkischen Heidentums] verwandt. Manche sauerländische Kriegerdenkmäler erinnerten mich an ein anderes, das auf einem deutschen Kriegerfriedhofe in Frankreich stand: eine Wallküre, hoch zu Roß, trägt ei-

---

Widerstand stießen sie v.a. bei den Sozialdemokraten, der bürgerlich-liberalen Mitte, den Rechtsparteien sowie der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz. Höhepunkte der Entwicklung waren im Juni 1919 sowie im Herbst 1923 kurzlebige Versuche, vollendete Tatsachen zu schaffen und eigenmächtig eine ‚Rheinische Republik‘ auszurufen. Mit zunehmender Stabilisierung der politischen Verhältnisse schwanden allerdings die Chancen auf die Verwirklichung eines rheinischen Bundesstaates.“ (<http://www.boehlaue-verlag.com/978-3-412-11106-9.html>)

<sup>19</sup> Geuecke, Fr[anz].: Gedanken über Kriegerehrung im Sauerlande. In: Heimwacht Nr. 6/1928, S. 161-165. [Internetzugang: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht\\_1928.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht_1928.pdf)] – Die nachfolgend vorausgesetzte Autorenschreibung (Journalist F. Geuecke) erscheint mir aus inhaltlichen Gründen sicher. Alternativ käme z.B. noch ein Franz Geuecke aus Brenschede in Frage, der 1920 als Schützenkönig in Oedingen amtiert hat (<http://schuetzen-1844.net/schuetzenkoenige.html>).

<sup>20</sup> Der „Reichs- und Heimatbundes deutscher Katholiken“ stand ein für Europa-Ideal und föderalistische Ordnung der Völkerwelt. Sein Initiator Prof. Benedikt Schmittmann (1872-1939) war zugleich FdK-Begründer im Rheinland! (Richter, Reinhard: Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik. Münster: Lit 2000, S. 134.)

nen nackten, gelösten Jünglingsleib nach Wallhall. Wenn auch die sauerländischen Kriegerdenkmäler diese Kühnheit der Darstellung natürlich nicht erreichen, so wurzeln manche doch in demselben Grunde und sind dem Charakter unseres katholischen Sauerlandes durchaus fremd. Diese Art des Denkmalbaues ist erst nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 mit dem preußischen Geiste in unsere Berge gekommen, der ja bekanntlich dann erst trotz des Kulturkampfes auch in den Herzen der Sauerländer Wurzel faßte, nachdem er es während eines halben Jahrhunderts [der Zugehörigkeit zu Preußen] umsonst versucht und 1866 offenbar noch nicht erreicht hatte.“

Demgegenüber plädiert Geuecke dafür, nach Tradition der Vorfahren „bodenständige Werke“ zu schaffen, die aus innerem Glauben herauswachsen. Vorbild für das Kriegergedenken sollen die Feld- und Wegkreuze, Kreuzwege und Heiligenhäuschen sein. Beispiel für die fehlende religiöse Dimension sei „das Denkmal des Kreiskriegerverbandes Meschede an der Hennetalsperre [...]. ‚Die Helden tot, das Volk in Not!‘ ein gellender Aufschrei der gequälten Zeit, gebannt in den kalten Stein, brennt der wuchtige Spruch sich in Auge und Herz des Wanderers; [...] aber Trost, Hoffnung, Erhebung, gehen von dieser Stätte nicht aus.“ – Gegenstück hierzu sei die Borbergkapelle bei Brilon, „die auf Anregung des Sauerländer Heimatbundes auf dem sagenumwobenen Boden einer alten christlichen Kultstätte gebaut worden ist. ‚Der laiwen Mutter Guades vam gudden Friäen bugget van den Luien heyrümme‘ [Der lieben Muttergottes vom guten Frieden gebaut von den Leuten hier rundum]. Sie ist auch ein Kriegerdenkmal, das zwar des Krieges und seiner teuren Opfer nicht ausdrücklich gedenkt, sondern nur einen Dank darstellt für die Wiederkehr des Friedens; und wenn auch dieser Friede wie ein schweres Joch auf uns lastet, so ersparte er uns doch weiter nutzlose Blutopfer und ist darum doch des Dankes wert. [...] Diese Tat des Sauerländer Heimatbundes hätte vorbildlich sein können und sein sollen für das ganze katholische Sauerland“.

Anstatt eigene wuchtige und kostspielige Denkmäler zu errichten, schlägt Geuecke vor, das Gedenken an die toten Soldaten bei der Neuerrichtung von Kirchen oder Friedhofskapellen, anlässlich der Instandsetzung vorhandener Sakralbauten oder im Rahmen der Anlage eines Kreuzweges einzubeziehen. Dieses eindringliche Votum, zugleich ein bedeutsames Dokument sauerländischer „Friedensidentität“ durch die Zeiten, ist 1928 als ein Warnruf wider das die Weimarer Republik schon akut bedrohende Kriegs- und Hassgeschrei von rechts zu lesen.

## 5. Tödliche Verfolgung durch die Nationalsozialisten

Während der Regierungszeit des bis 1932 als Reichskanzler amtierenden Heinrich Brüning (1885-1970) wird Franz Geuecke erneut Mitglied des Zentrums und tritt in der Kleinstadt Nassau sogar als Vorsitzender der Partei in Erscheinung. In diesen Krisenjahren der Weimarer Republik ist er nicht nur für die Gesamtschriftleitung der „*Rheinischen Volkszeitung*“ verantwortlich, sondern bearbeitet speziell auch das Ressort „Politik“. Die Nationalsozialisten erkennen in dem katholischen Journalisten ihren Feind und attackieren ihn u.a. mit einem Presseangriff in ihrer Wiesbadener Parteizeitung. Den Tod der Ehefrau im Jahr 1930 hat ein Sohn Geueckes nach Ende des 2. Weltkrieges auf Belastungen durch die die unaufhörlichen Angriffe der Rechtsextremisten zurückgeführt.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Da eine gründliche wissenschaftliche Darstellung zur Biographie bislang eben nicht vorliegt, bilden die von E. Leuninger und H. Moll berücksichtigten *familiären* Mitteilungen bis auf Weiteres die bedeutsamste Quelle. – Im Wortlaut: Leuninger/Moll 2005: „Schon im Jahre 1930 starb seine Gattin an den Folgen der unaufhörlichen Angriffe der Nationalsozialisten auf ihren Mann, konkret eines Presseangriffs der in Wiesbaden verbreiteten Zeitung der Nationalsozialisten, wie ein Sohn nach dem Zweiten Weltkrieg beschrieb. Bereits im März 1933 wurde Geuecke erstmals verhaftet und in ‚Schutzhaft‘ genommen; er erlitt dabei schwerste körperliche Mißhandlungen, wurde er doch von Nazibanden auf offener Straße niedergeschlagen und schwer verletzt in Haft

Das Martyrologium „Zeugen für Christen“ vermittelt folgende Chronologie der Verfolgung durch die Nationalsozialisten: Nach der sogenannten Machtergreifung wird Franz Geuecke im März 1933 von Nationalsozialisten auf offener Straße zusammengeschlagen und misshandelt. Anschließend wird der schwerverletzte Redakteur in „Schutzhaft“ genommen. 1934 emigriert er ins Ausland. Einer seiner Söhne wird von der Schule verwiesen. Schon 1935 kehrt Geuecke nach Deutschland zurück. Aufgrund seiner Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie folgen „neue Verhöre, Verhaftungen und Freiheitsstrafen“.<sup>22</sup> Im Mai 1942 werden mehrere Schriftleiter und Professoren in das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar deportiert, unter ihnen Franz Geuecke. Zum KZ-Terror gehört die „Schwerstarbeit unter unmenschlichen Bedingungen“. Von Buchenwald aus erfolgt eine Verlegung in das niederschlesische KZ Groß-Rosen bei Kreisau, das nahe an einem Steinbruch liegt. Hier findet Franz Geuecke am 6.10.1942 den Tod. Die Lagerleitung teilt als angebliche Todesursache „Kreislaufstörungen“ mit und lässt dem in Wiesbaden lebenden Sohn eine Urne zukommen. Als Zeichen des Gedenkens ist diese auf dem Wiesbadener Südfriedhof neben dem Sarg der Ehefrau bestattete Urne nach 1945 auf ein besonderes Feld mit Ehrengräbern umgebettet worden.

## 6. Textdokumentation: Fr. Geueckes Mundartskizze „Noverskops“ (1931)

*1931 hat die Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes eine plattdeutsche Erzählung „Noverskops“<sup>23</sup> von Fr. Geuecke veröffentlicht, die hier im Originaltext und in einer hochdeutschen Übertragung wiedergegeben sei:*

De Seypenschulte te Dingeshuisen woll Holt foiern. Et was Hiärwestdag. De Feller wören lieg. De Seypenschulte saggte füär seynen Knecht: „Vey konnt wual strack tau foiern üwer diäm Jürnsmann seyne Feller raffer. Iek wellt me iäwen seggen.“ Un hai genk no ’m Jürnsmann: „Segg, Nower, vey wolln üwer deyne Feller am Daumbi[ä]rge raffer foiern. Vey strecket der viel met af.“ – „Iek lote nit üwer meyn Land foiern“, saggte de Jürnsmann kuattaf. „Auk guet“, saggte de Seypenschulte, „dann müete vey den Wiäg anhallen un ne Dag länger foiern.“ Un se fornten diäm Wiäge no.

Et annere Johr was de Seypenschulte wahne suimeg met em Grasmäggen. De Schültske harr all en paar mol saggt: „Bat is blaut in ug Mannsluie fort, där ey dai Wiese nit mägget? Süß sey ey liuter dät äiste, un düt Johr wiet ey diän Anfank nit te kreygen. Un bai wäit, biu

---

genommen. Im folgenden Jahr emigrierte er. Ein Sohn wurde von der Schule gewiesen. Im Jahre 1935 kehrte Geuecke nach Deutschland zurück und nahm erneut den unerbittlichen Kampf gegen die NS-Ideologie auf. Daraufhin folgten neue Verhöre, Verhaftungen und Freiheitsstrafen. – Im Mai 1942 [...] wurde Franz Geuecke zusammen mit mehreren Schriftleitern und Professoren in das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar in Thüringen eingeliefert. Dieses Lager, das im Sommer 1937 entstanden war, diente für die Schutzhaftgefangenen u.a. aus Hessen. Dort bildete die Schwerstarbeit unter unmenschlichen Bedingungen ein Mittel des Terrors. [...] Von Buchenwald ging sein Leidensweg weiter in das niederschlesische Konzentrationslager Groß-Rosen bei Kreisau, das im Jahre 1940 als Außenlager des Konzentrationslagers Sachsenhausen errichtet und 1941 für selbständig erklärt worden war. Menschen der Kategorie der Nacht-und-Nebel-Häftlinge wurden hier ab 1942 bevorzugt untergebracht. Für die konkrete Standortwahl war die Existenz eines Steinbruchs entscheidend. Aus diesem Lager kehrte Geuecke, der ein gläubiger Katholik geblieben war, nicht mehr lebend zurück. Am 6. Oktober 1942 starb der 54jährige Redakteur, angeblich an ‚Kreislaufstörungen‘.“

<sup>22</sup> Zum politischen Widerstand in Wiesbaden vgl. auch (ohne Nennung Geueckes): Ulrich, Axel: Kampf gegen Hitler. Zum politischen Widerstand gegen das NS-Regime im Rhein-Main-Gebiet, in: NS-Herrschaft, Verfolgung und Widerstand. (= Mainzer Geschichtsblätter, 13). Mainz 2004, S. 105-159. [[http://www.mainz1933-1945.de/fileadmin/Rheinessenportal/Teilnehmer/mainz1933-1945/Textbeitraege/Ulrich\\_Widerstand.pdf](http://www.mainz1933-1945.de/fileadmin/Rheinessenportal/Teilnehmer/mainz1933-1945/Textbeitraege/Ulrich_Widerstand.pdf)]

<sup>23</sup> Geuecke, Fr.: Noverskops [plattdeutsche Prosa]. In: Heimwacht Nr. 1/1931, S. 28f. [Internetzugang [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht\\_1931\\_1.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Heimwacht_1931_1.pdf)]

lange düt Wiär nau anhället. Ey seyde gewiß faige.“ – De Schulte glünskere blaut un saggte: „Vey kummet nau frau genau, briuket jo nit liuter op der Spitze te seyn“, un mägger nit.

Auk de Jürnsman wünnere siek üwer diäm Sepenschulten seyne Suimegkeit. Awer hai harr seyne eigenen Gedanken. Denn seyne Wiese laggte an diäm Seypenschulten seyner, un hai harr kaine rechte Affauer dervan. De baiden Nowers harren allteyt de Wiesen te gleyker Teyt mägget, un de Jürnsman was dann ächter diäm Seypenschulten hiär diär de Nowerswiese fort. Do was nie en Wort ümme kuiert woren. – Niu harr de Jürnsman seyne Wiese all lange af, dät Hai balle guet, un de Seypenschulte däh, ase wann hai an kain Mäggen dächte. Bat was düt? – „Hai well miek wier dran kreygen“, saggte de Jürnsman tau seyner Frugge un krassere siek ächter ’n Ohren. „Diu söß ok nit sau ne Iesel wiäst seyn“, was alles, bat hai do op te hören kräig. Dat was ne schlechten Traust. Em Jürnsman seyn Hai was guet. Hai mochte ’t foiern un diäm Seypenschulten seyne Wiese was nau nit af. Imme Middage genk de Jürnsman no ’m Schultenhuawe rüwer. Et was ne siuren Gank. „Et sall wual Spöne giewen“, dachte hai, „awer äinerlai, van mey kritt hai auk wat te hören, düse Sake legget doch anners, un et is en alt Recht, diär dai Wiese te foiern.“ Un hai wor ordentlek griwweneg un seyn Schriet wor stramm un strack – do stonk hai ok all in der Stuawendiär.

„Guren Dag int Hius!“ – „Suih, Frans, guren Dag“, de Schulte saat im Suargenstaule un smoikere seyn Middagespeypken. As hai diän Nower soh, konn hai dat Glünsken nit loten. Dat ärgere diän Jürnsman äis nau recht. „Iek woll mey wual ne Slaa diär ugge Wiese mäggen; vey hett use Hai guet un ey wät jo auk moren mäggen. Do kann ’t uch jo gleyk seyn.“ – De Schulte däh en paar lange Tüege iut seyner Peype, käik diän Nower sau seltsen an un saggte äis gar niks. „Nai, Frans“, kam et dann bedächteg iut iäme riut, „näi, Frans, dat is nit noideg. Mak dey dai Mägge nit! Foiere ment strack derdiär! Vey wellt dai Wiese wual afkreygen.“ – De Jürnsman stonk in der Stuawendiär un käik diän Schulten an, ase wann he en laibhafteg Spauk söh. Seyn Gesichte mochte nit wahne klauk iutsaihn. „Jä, jä, Stuarterte hai, „awer näi ...“ un et fell iäme nicks in, bat hai seggen soll. Düt was doch sau gans anders kuemen. Diäm Schulten fell ’t int Lachen. Hai stonk op, hänk seyne Peype an diän Haken, un lachere: „Niu stoh do nit sau droige, Kär! Mak, dät diu deyn Hai häime kris. Vey konnt nau Riägen kreygen bit van Owend.“ – De Jürnsman genk. Biu hai häime kuemen was, wußte hiärnoh selwer nit. Op einmol stonk hai terhäime in der Kieke un hor seyne Frugge: „Mann, bät suist diu verbiestert iut! Härr ey ug an den Köppen hatt? Hiät hai näi saggt?“ Do fank de Jürnsman de Sproke wier: „Härr et blauts dohn! Awer jou hiät he saggt! Un foots hiät he ’t saggt! Un nau nit mol mäggen brücht iek, söll sau derdiär foiern! Un ärgert heww iek miek! Un schiämet heww iek miek ase meyn Liäwedage nit. Ase ne dummen Jungen sey iek mey viärkuamen.“ – „Junge“, saggte dann tau seyner Oellesten, dai gerade in de Kieke kam, „Junge, düt miärk dey un vergiet et deyn Liäwedage nit; wann iek mol nit mehr sey un et well dey äiner met em Stäinerwagen diär en Goren foiern, reyt me ’n Tiun af, segg’ iek dey, dät he derdiär kann!“

Hochdeutsche Übertragung (P.B.):

### **Nachbarschaft unter Bauern**

Der Siepenschulte zu Dingshausen wollte Holz fahren. Es war Herbsttag. Die Felder waren leer. Der Siepenschulte sagte für seinen Knecht: „Wir könnten gut geradeaus fahren, über die Felder vom Jürgensmann herunter. Ich will es ihm eben sagen.“ Und er ging zum Jürgensmann: „Sag, Nachbar, wir wollen über deine Felder am Domberg runterfahren. Wir kürzen damit viel ab.“ – „Ich lasse nicht über mein Land fahren“, sagte der Jürgensmann kurz angebunden. „Auch gut“, sagte der Siepenschulte, „dann müssen wir dem Weg folgen und einen Tag länger einfahren.“ Und sie fuhren den langen Umweg.

Im nächsten Jahr nun war der Siepenschulte sehr säumig mit dem Grasmähen. Seine Frau hatte schon ein paar Mal gesagt: „Was ist bloß in euch Mannsleute gefahren, dass ihr die



Wiese nicht mäht? Sonst seid ihr immer die ersten, und dieses Jahr wisst Ihr keinen Anfang zu kriegen.“ – Der Schulte grinste bloß und sagte: „Wir kommen noch früh genug daran, brauchen ja nicht immer an der Spitze zu sein“, und mähte nicht.

Auch der Jürgensmann wunderte sich über die Säumigkeit des Siepenschulten. Aber er hatte dabei seine eigenen Gedanken. Denn seine Wiese lag neben der des Siepenschulten, und es gab für ihn keine richtige Abfahrt von dem Stück. Die beiden Nachbarn hatten sonst immer die Wiesen zur gleichen Zeit gemäht. Der Jürgensmann war dann hinter dem Siepenschulte her durch dessen Wiese gefahren. Darüber hatte man nie ein Wort verloren. – Nun hatte der Jürgensmann seine Wiese schon lange gemäht, das Heu war bald gut, und der Siepenschulte tat, als wenn er an kein Mähen denken würde. Was war das? – „Er will mir eine Retourkutsche verpassen“, sagte der Jürgensmann zu seiner Frau und kratzte sich hinter den Ohren. „Du solltest auch nicht so ein Esel gewesen sein“, war alles, was er darauf zu hören bekam. Das war ein schlechter Trost.

Das Heu des Jürgensmann war gut. Es musste es eingefahren werden, aber die Wiese des Siepenschulten war immer noch nicht gemäht. Mittags ging der Jürgensmann zum Schultenhof rüber. Es war ein saurer Gang für ihn. „Es sollen wohl Späne fliegen“, dachte er, „aber einerlei, von mir bekommt er auch was zu hören; diese Sache liegt doch anders, und es ist ein altes Recht, durch die Wiese zu fahren.“ Und er wurde richtig stur, ging seinen Schritt stramm und geradeaus – da stand er auch schon in der Stubentür.

„Guten Tag ins Haus!“ – „Sieh, Franz, guten Tag!“ Der Schulte saß im Sorgenstuhl und rauchte sein Mittagspfeifchen. Als er den Nachbarn sah, konnte er das Grinsen nicht lassen. Das ärgerte den Jürgensmann erst recht. „Ich wollte mir mal eben einen Weg durch eure Wiese mähen; wir haben unser Heu gut, und ihr werdet ja wohl auch morgen mähen. Da kann es euch ja einerlei sein.“ – Der Schulte zog ein paar lange Züge aus seiner Pfeife, kuckte den Nachbarn so seltsam an und sagte erst gar nichts. – „Nein, Franz“, kam es dann bedächtig aus ihm heraus, „nein, Franz, das ist nicht nötig. Mach dir die Mühe nicht! Fahr nur geradeaus da durch! Wir wollen die Wiese wohl noch abkriegen.“ – Der Jürgensmann stand in der Stubentür und kuckte den Schulte an, als wenn er einen leibhaftigen Spuk sähe. Sein Gesicht hat dabei wohl nicht sehr klug ausgesehen. „Ja, ja“, stotterte er, „aber nein ...“, und es fiel ihm nichts ein, was er sagen konnte. Dies war doch alles so ganz anders gekommen. Der Schulte stand auf, hing seine Pfeife an den Haken und lachte: „Nun steh da nicht so trocken rum, Kerl! Mach, dass du dein Heu in die Scheune kriegst. Es könnte noch regnen bis zum Abend.“

Der Jürgensmann ging. Wie er nach Hause gekommen war, wusste er danach selber nicht mehr. Auf einmal stand er in der Küche und hörte seine Frau: „Mann, was siehst du verbietet aus! Habt Ihr euch an die Köpfe gekriegt? Hat er ‚Nein‘ gesagt?“ Da fand der Jürgensmann seine Sprache wieder: „Hätte er es bloß getan! Aber ‚Ja‘ hat er gesagt! Und sofort hat er es gesagt! Und noch nicht einmal mähen bräuchte ich, sondern ich solle so dadurch fahren über seine Wiese. Und geärgert habe ich mich! Und geschämt habe ich mich wie in meinem ganzen Leben noch nicht. Wie ein dummer Junge bin ich mir vorgekommen!“ – „Junge“, sagte er dann zu seinem Ältesten, der gerade in die Küche kam, „Junge, dies merke dir und vergess es dein Lebtag nicht: Wenn ich mal nicht mehr bin und es will dir einer mit dem Steinwagen durch den Garten fahren, reiß ihm die Zäune ein, sage ich dir, damit er da durchfahren kann!“

### XIII.

## „Wachsender Seelenraum – das Geheimnis des Reisens“

Der Sauerländer Hubert Tigges (1895-1971),  
pazifistischer Quickborner, Anwalt der europäischen Idee  
und sehr erfolgreicher Reiseunternehmer



Dr. Hubert Tigges 1924 an seinem Studiertisch im Ostturm der Burg Rothenfels, wo sich die Quickborner trafen (Archiv Gebeco/Dr. Tigges)

Noch heute gibt es die touristische Marke „Dr. Tigges Studienreisen“. Sie geht zurück auf einen sehr erfolgreichen Unternehmer, dessen Lebensweg wahrlich „geschichtsträchtig“ genannt werden kann. Ein 2001 in Wuppertal erschienenes Buch zeichnet die Geschichte dieses Mannes nach: „*Reisen ist Leben – Dr. Hubert Tigges und seine Welt*“<sup>1</sup>. Autor des Werkes ist ein Sohn des Reisepioniers, der ehemalige TUI-Marketingdirektor und Reisejournalist Reinhold Tigges. Vermittelt wird darin ein Kapitel aus der Entwicklung des Tourismus, durchzogen mit interessanten Einblicken in eine Familien- und Firmengeschichte. Im Mittelpunkt steht eine Persönlichkeit aus dem Sauerland, deren Weg es verdient hätte, in der alten Heimat noch mehr bekannt zu sein.

Dr. Hubert Tigges stammt aus dem Dörfchen Förde bei Grevenbrück: „Hier, in einem bescheidenen Häuschen an der Petmecke“, kommt er am 20. Oktober 1895 „als ältestes von zwölf Kindern zur Welt, von denen acht am Leben bleiben. Sein Vater Peter Tigges arbeitet in einer Dynamitfabrik. Hinter dem Haus bauen die Eltern Kartoffeln, Möhren, Erbsen und

<sup>1</sup> Alle Angaben und Zitate im Beitrag folgen, soweit nicht anders vermerkt, dieser Quelle: Tigges, Reinhold: *Reisen ist Leben. – Dr. Hubert Tigges und seine Welt*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag 2001. – Vgl. zu Tigges auch: Krause, Jochen: *Menschen der Heimat*. Teil I. Olpe: AY-Verlag 1987, S. 68-74 (über R. Bicher); Krause, Jochen: *Menschen der Heimat*. Teil III. Kirchhundem: AK-Verlag 1989, S. 400-405 („Ein Wegbereiter für Europa“, DFG-Mitgliedschaft hier unerwähnt); das Geleitwort von Prof. Dr. Jürgen Reulecke in: Thieme, Hans-Bodo: *Herbert Evers – Landrat des Kreises Olpe von 1933 bis 1945*. (= Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 29). Olpe 2001, S. 9-11. Der in die entgegengesetzte – rechtsextremistische – Richtung gehende Herbert Evers (1902-1968) stammte wie Tigges aus Grevenbrück, wo er 1930 eine NSDAP- Ortsgruppe gründete. Trotz seiner aus Überzeugung geleisteten Arbeit für das NS-System als Olper Landrat konnte Evers, der ab 1948 der katholischen Arbeiterbewegung (KAB) angehörte, 1954 nach einmütiger Wahl Stadtdirektor von Neheim-Hüsten werden.

Stangenbohnen an; von einem Bauernhof tief hinten im Tal der Petmecke holen sie die Milch und das Kornfutter für die Hühner, und gemeinsam sammeln sie im Wald das Holz für den Ofen in der Küche, in der sie essen und wohnen und wo Hubert auch seine Schulaufgaben macht und die jüngeren beaufsichtigt.“ Der Sohn aus einer Arbeiterfamilie besucht zunächst bis zur Mittleren Reife die Rektoratsschule in Förde, später – nachdem eine Lehrerin dem Vater seine Begabung vor Augen gestellt hat – das humanistische Gymnasium in Attendorn. Als einziger von allen Geschwistern kann er im August 1914 seine Schullaufbahn mit dem Abitur abschließen.

In der knapp bemessenen freien Zeit trifft sich Hubert Tigges mit einem Nachbarjungen zum gemeinsamen Zeichnen. Dieser nur wenige Monate ältere Nachbar ist das zweite von 14 Kindern eines Schreinermeisters und heißt Reinhold Bicher (1895-1975). – Bicher kann in den 1920er Jahren an der Münchner Kunstakademie studieren und wird ein im Sauerland sehr bekannter Maler. Die Freundschaft der beiden Jahrgangsgenossen aus Förde hält ein Leben lang. – Im Nachruf der Zeitschrift „*Sauerland*“ (März 1971) wird ergänzend noch mitgeteilt, Hubert Tigges habe schon mit 15 Jahren zusammen mit einem Freund die italienische Sprache erlernt, um dereinst die großen Kunstwerke Italiens erkunden zu können.<sup>2</sup>

## 1. Soldat im ersten Weltkrieg – Visionär eines geeinten Europa

Der Abiturient aus Förde meldet sich wie viele andere seiner Generation zunächst freiwillig zum Kriegsdienst. Die Zeitungen der ersten Augusttage 1914 hatten die Allgemeine Mobilmachung verkündigt: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Viele junge Leute geraten in einen Begeisterungsstrudel, erwarten das größte Ereignis ihres Lebens und wollen Helden werden. Hubert Tigges kommt als 19-jähriger Soldat an die Westfront. Sein Sohn erzählt später, der Vater habe fast nie davon gesprochen, was ihm dann im Krieg widerfahren ist: „Die Erlebnisse in den Schützengräben müssen für ihn furchtbar gewesen sein. Er muss mit ansehen, wie Kameraden auf die entsetzlichste Weise ums Leben kommen.“ Ein erhaltener Eintrag im Kriegstagebuch zeugt vom Wandel der inneren Einstellung: „Es ist nicht süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, wer das behauptet, ist ein Verbrecher! So viele so jämmerlich, so sinnlos sterben zu sehen ...“ Tigges bleibt bis zum Kriegsende – mit kurzen Lazarettunterbrechungen – an der Front eingesetzt. Er bringt es auf der militärischen Stufenleiter „nur zum Unteroffizier“ und ist später stolz darauf, nicht weiter befördert worden zu sein. Sohn Reinhold erläutert den Grund dafür so: „In ihm brannte seit dem Krieg ein Hass gegen alle Gewalt und alles Militärische. Zeit seines Lebens waren Generäle für ihn entweder Verbrecher oder aber nur Dummköpfe, weil sie nicht genug Phantasie besaßen, sich vorzustellen, was ein Geschoß im Kopf oder Körper eines Menschen anrichtet.“

Nach der von Menschen gemachten Katastrophe des ersten Weltkrieges suchten die Jüngeren – auch im kölnischen Sauerland – auf höchst unterschiedliche Weise Antwort auf jene Fragen, die Massenelend und Verrohung in den Schützengräben aufgeworfen hatten. Am rechten Wegrand wurde die eigene Nation wie ein Götze angebetet und durch regelrechte Hassgesänge beschworen. Auf der Gegenseite standen z.B. jene Christen, denen es um Versöhnung und Völkerverständigung ging. (Der Friedensbund deutscher Katholiken hatte z.B. im Sauerland einen ausgesprochenen Schwerpunkt.)

Hubert Tigges gehörte ohne jeden Abstrich zu den beindruckenden Persönlichkeiten der zweiten Gruppe. Aus dem Krieg kehrt er „mehr wütend als traurig“ zurück. Rückwärts gerichtete Träume üben auf Tigges keine Anziehungskraft aus. Der Nationalismus, der die Schlachtfelder mit Millionen Toten übersät hatte, muss seiner Überzeugung nach überwunden

<sup>2</sup> Vgl. (Ohne Autorenangabe): Dr. Hubert Tigges †. Reisen in alle Welt – Kunst und Völkerverbindung. In: *Sauerland* Nr. 1/1971, S. 13-14. [Internet: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland\\_1971\\_1.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Sauerland_1971_1.pdf)]

werden. Er interessiert sich für Oswald Spenglers Bestseller *„Der Untergang des Abendlandes“*, hält jedoch nichts von der These, der Zerfall Europas sei ein unabwendbares Schicksal: Der Wahnsinn des Krieges hat den Kontinent in Brand gesteckt. Zukunft kann es nur geben, wenn eine europäische Gemeinschaft entsteht. Die Menschen können durchaus lernen, den Horizont ihres Lebens, ihrer Erfahrungen und ihrer Denkweise über die alten Grenzen hinaus zu erweitern. Der Kriegsdienstgegner Hubert Tigges tritt während der Weimarer Republik der „Deutschen Friedensgesellschaft“ und der katholischen Jugendbewegung des „Quickborn“ um Romano Guardini bei.<sup>3</sup>

## 2. Student und Volkshochschul-Dozent

Nach dem Krieg wird neben dem „europäischen Gedanken“ auch der soziale Ausgleich ein vorrangiges Motiv für Hubert Tigges, weshalb er Volkswirtschaft in Köln, Freiburg und Würzburg studiert. Er interessiert sich als Student ebenfalls stark für Soziologie, Psychologie und Kunstgeschichte, besucht außerdem Vorlesungen des berühmten Philosophen Edmund Husserl. Beim römisch-katholischen Nationalökonom Götz Brief in Freiburg, der zu dieser Zeit sehr gewerkschaftsfreundliche Positionen vertritt, erwirbt Tigges 1922 mit einer Arbeit über den Familien- bzw. Soziallohn seinen Dokortitel. Der arbeitende Mensch steht für ihn im Mittelpunkt der Wirtschaft, nicht das Kapital mit seinen Geldvermehrungsinteressen.

Der Vater von Hubert Tigges hatte schon 1920 das Häuschen in Förde verkauft und eine Gaststätte in Barmen erworben. Hierhin zieht es auch Hubert Tigges nach Abschluss seiner Studien. Zunächst gibt es für ihn 1922 nur eine Hilfsarbeiterstelle an einer Zahnradfräsmaschine, doch bald darauf erfolgt ein Wechsel in die Abteilung Betriebskalkulation. Nach der Inflation wird Tigges „Organisator“ bei einer Barmer Treuhandgesellschaft. In all den Jahren kann er – u.a. durch regelmäßige Fahrten zur Universität in Köln – seine Studien in Pädagogik und Psychologie fortsetzen.

1924 lernt Hubert Tigges im Haus eines Kaplans die Quickbornerin Maria Fischer kennen, die er ein Jahr später heiratet. Ab 1926 entfaltet er eine weit gestreckte Mitarbeit an den Volkshochschulen des Bergischen Landes, ruft Arbeitsgemeinschaften ins Leben, leitet eine bedeutende Laienspielschar mit jährlich über 50 Aufführungen, führt Freizeitfahrten durch und organisiert – im Rahmen seiner Gründung eines „Europakreises“ – Europafahrten für die Hörer seiner VHS-Vorlesungen. 1929 ist Tigges angetan vom Hauptwerk des spanischen Philosophen Ortega y Gasset, das für eine politische Vereinigung der Menschen Horizonte jenseits der „Blutsgemeinschaft als Sippe“ aufweist. Zu diesem Zeitpunkt gibt es für ihn bei der Dozententätigkeit an Volkshochschulen schon erhebliche Schwierigkeiten. In der Weimarer Republik hat sich ein Rechtsruck vollzogen. Der Pazifist Tigges mit seiner Absage an Militarismus und Nationalismus wird jetzt sogar bei Vertretern der demokratischen bzw. republiktreuen Parteien als „zu weltbürgerlich“ betrachtet! 1932 enden deshalb überhaupt alle seine Arbeitsmöglichkeiten in der Erwachsenenpädagogik, in der er doch seine berufliche Zukunft gesehen hatte.

## 3. Von den Gruppenfahrten zum Reiseunternehmen

Gottlob hatte Tigges schon 1928 begonnen, unter dem Titel „Gemeinschaftsfahrten Dr. Tigges“ Reisen in eigener Regie anzubieten: Wanderfahrten auf Schienen mit Zelt, Spirituskocher und einfachster Herbergsunterbringung – in nahe deutsche Landschaften, aber auch nach

---

<sup>3</sup> Wegen der Nähe des „Quickborns“ zum FdK könnte man hier natürlich auch an eine Mitgliedschaft von Tigges im Friedensbund deutscher Katholiken denken.

Frankreich, in die Schweiz und nach Italien. Neben vielen anderen z.T. fast unglaublichen Erinnerungen teilt Reinhold Tigges im Buch *„Reisen ist Leben“* folgende Begebenheit aus dem Mai 1928 mit: Die deutschen Tigges-Reisenden wurden mit derber Wanderkleidung, Rucksäcken etc. an der Pariser Metro gesichtet, bevor sie am Rande eines Wäldchens mit ihren Zeltplanen ein Lager aufschlugen. Bis zum nächsten Tag hatten Hüter der öffentlichen Ordnung den Bürgermeister von Paris über diese Ungeheuerlichkeit informiert. Der kam eilends herbei, umarmte die Fahrteteilnehmer, begrüßte die Damen gar rechts und links mit einem Wangenkuss und schickte seine Begleiter los, „Champagner, Pasteten, Salate, Brot, Käse und Wein herbeizuschaffen, um die deutschen Gäste bewirten zu können, die ihn und Paris mit ihrem Kommen so beschenkt hatten“.

In den ersten fünf Gründungsjahren (1928-1933) müssen Dr. Hubert Tigges und seine Frau sich ihre neue Existenz hart erarbeiten. Oft fehlt das Geld für Porto, um das Fahrtenprogramm des nächsten Jahres verschicken zu können. Für 1934 vermeldet das eigene Mitteilungsblatt *„Die Fahrt“* 308 Teilnehmer auf 15 Fahrten. Ein Art Solidarfond für weniger bemittelte Teilnehmer zeugt noch vom linkskatholischen Hintergrund des Begründers. 1935/36 zierte das Logo des Europakreises die „Dr. Tigges-Fahrten“. 1936 gibt es 1.600 Teilnehmer, 1938 steigt die Zahl auf über 5.000!<sup>4</sup> Ab 1933 gibt es auch schon Fahrten mit Autobussen, deren Vorzüge Dr. Tigges mit Begeisterung vorträgt. Die Idee überschaubarer Gruppenreisen mit Elementen des jugendbewegten Gemeinschaftserlebens, einfacher Unterkunft und Verpflegung und niedrigen Preisen wird beibehalten. Die Tigges haben mit den Nationalsozialisten nichts am Hut, aber sie verhalten sich unauffällig und können mit größtem Erfolg bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges ihre Firma ausbauen. (Wegen eines verweigerten Hitlergrüßes kommt es einmal allerdings fast zu einem ernsthaften Konflikt.)

1935 hatte Tigges am Gardasee mit günstigem Kredit ein größeres Anwesen mit einer „Villa Virginia“ im Mittelpunkt kaufen können, welches allerdings 1941 durch betrügerischen Verkauf eines eingesetzten Verwalters verlorengegangen sein soll. Hier gab es für die Reisenden auch kulturelle Kursangebote, an denen u.a. der Sauerländer Maler Reinhold Bicher beteiligt war.

#### 4. Neuanfang nach dem zweiten Weltkrieg

Die NS-Zeit übersteht die Tigges durch stillschweigendes Arrangement. Hinweise auf widerständiges Verhalten gibt es in der Biographie nicht.

Nach Kriegsende steht Dr. Hubert Tigges mit seiner Familie wirtschaftlich vor dem „Nichts“ und gründet 1946 zunächst einen Buchverlag. Erst 1948 lässt er mit seinem Schwager Alois Fischer die „Dr. Tigges-Fahrten“ ins Handelsregister eintragen. Zur erneuten Erfolgsgeschichte gehören Pilgerreisen (beworben durch einen im katholischen Milieu äußerst bewanderten Protestanten), Busreisen mit mobiler Küche im Anhänger (in der Tradition des „jugendbewegten Konzeptes“), eine durchdachte „Reiseleiter-Akademie“ (ab 1953), Pacht oder Ankauf eines „kleinen Imperiums“ von Pensionen bzw. Hotels mit bescheidenem Standard und ab 1953 auch die Einbeziehung des Flugzeugverkehrs in das Reiseangebot (ein Ankauf von bald überholten „Vickers Viking“-Maschinen im Jahr 1957 erweist sich jedoch als große Fehlinvestition).

---

<sup>4</sup> In der vom Sohn verfassten Biographie *„Reisen ist Leben“* gibt es keinerlei Hinweise auf Kooperationen des Unternehmens mit der Organisation „Kraft durch Freude“. – Zu den „freizeitpolitischen Maßnahmen“ des NS-Regimes gehörte neben der „Einführung eines Mindesturlaubs von im Durchschnitt 6 Tagen“ insbesondere auch der „Aufbau einer Massentourismus-Organisation in Gestalt der ‚KdF‘ (= ‚Kraft durch Freude‘), die 1938 immerhin 10,3 Mio. Urlaubsreisen organisierte“ (Herbert, Ulrich: Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Fischer 1995, S. 95-96).

Dr. Hubert Tigges sympathisiert nach dem Krieg zunächst mit der FDP eines Theodor Heuss, fühlt sich dann jedoch der CDU Konrad Adenauers verbunden. Den ehemals engagierten Linkskatholiken aus denkbar kleinen Verhältnissen beschreibt der Sohn jetzt eher als einen freigeistigen Großbürgerlichen, der auf kritische Anfragen der Jungen mitunter auch „unfair reagiert“. Alte Ideale sind jedoch noch immer leitend für den erfolgreichen und bald sehr wohlhabenden Reiseunternehmer: „Deutschland sei unsere Heimat und Europa unser Vaterland.“ (*Die Fahrt*, 1. Ausgabe 1953) Das Unternehmen wird hierzulande viertgrößter Reiseanbieter. Sein Begründer gilt als ein Pionier des wohl durchdachten „Pauschalismus“ und „Erfinder der modernen Studienreise“. Ende 1967 schließen sich die „*Dr. Tigges-Fahrten*“ der „Touristik Union International“ (TUI) an. Am 11. Februar 1971 stirbt Dr. Hubert Tigges in Wuppertal-Elberfeld an den Folgen eines Verkehrsunfalls. Er ist in seinem Leben übrigens nur ein einziges Mal geflogen und hat die Grenzen Europas nie überschritten.

*Peter Bürger*

### 5. Textdokumentation: Festreden über Gruppenfahrten (1936/1937)

*Aus der katholischen Jugendbewegung brachte Dr. Hubert Tigges den Gedanken der Gemeinschaftlichkeit in die von ihm organisierten Gruppenfahrten ein. Doch dies hatte rein gar nichts zu tun mit dem Kollektivgeist der Nationalsozialisten („Du bist nichts, dein Volk ist alles“). Das kann man gut anhand der Herbstreden aufzeigen, die Dr. Tigges bei den jährlichen Treffen für „seine Reisenden“ gehalten hat und die sein Sohn Reinhold ausführlich im Buch „Reisen ist Leben“ zitiert:*

„Ein Außenstehender, der von den Reisen nichts wüsste und nun die große Versammlung hier sähe, müsste sich fragen, was denn nun eigentlich Besonderes an diesen Reisen sei, dass am Jahresschluss allein auf Grund einer Einladung von 1.600 Teilnehmern des Jahres 1.000 zum Herbstfest zusammenkommen. Ist wirklich so etwas Besonderes an diesen Fahrten? Ich glaube, sie erfüllen ganz einfach das, was man von jeder guten Reise [...] verlangen muss, dass sie die kostbare Urlaubszeit so anfüllt, bereichert und gestaltet, dass nicht nur Gesundheit, Erholung, Wissensbereicherung und Vergnügen, sondern eine wahrhaft schöpferische Pause, wirklich echte Freizeitgestaltung dabei herauskommen. [...] Sportsgeist, der sich herrlich frei und unbeschwert den schönen Augenblicken hingibt [...]: Weitherzig, freiheitlassend, von der Gemeinschaft eben nur verlangend, dass der eine den anderen gelten lässt, jeder dem anderen die Ferien so gönnt und so lässt, wie er selbst es sich erträumt und vorgestellt hat. [...] Auch das gehört zur Atmosphäre, dass Sie nicht gefragt werden nach Titel, nach Beruf, Taschengeld, dass das alles ganz unwesentlich ist. Schließlich wird ja ein Krösus bei uns sowieso nicht mitgehen. In diesem einfachen Rahmen sind alle mehr oder weniger gleich. [...] Statt der unpersönlichen [...] die persönlich erfüllte Atmosphäre der Gruppe, die jeder erst einmal gespürt haben muss, um eine solche Gruppenfahrt positiv zu beurteilen. [...] Sich auch außerhalb der Familie und Freunde ohne viel Formeln und doch nicht formlos in einer gelockerten, gelösten Atmosphäre menschlich und kameradschaftlich zu bewegen, frei von aller Verkrampfung des Berufes, Alltags und der Großstadt, das ist die Erlebnisseite der Fahrten, von unerhörtem Zauber für den, der neben Natur und Kunst auch den Menschen als Mitreisenden auf dieser Erde zu schätzen weiß. [...] Möge alle Schönheit, Freude, Unbekümmertheit, Losgelöstheit, alle der goldene Leichtsinn und die Weltoffenheit der Ferientage auch in Ihr übriges Leben und Dasein so hineinstrahlen, dass Sie nie ganz unterzukriegen sind.“ (1936)

„Goethe: ‚Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.‘ [...] welch herrliche Lebensstimmung, welch prachtvoll gezügelte Daseinstrunkenheit, welche Lust und Freude als reines Sinnen- und Gefühlserleben Reisen sein kann [...], welch neues Aufmerksamwerden auf das daheim nicht mehr gesehene und bemerkte Alltägliche und seine vielfältige Schönheit, seinen Sinn und seine Beziehung zum menschlichen Dasein. – Abschied und Wiederkehr, Erregung des Aufbruchs und Ungeduld der Heimkehr: Zauber der Ferne, so alt wie das Leben! Worin anders bestände seine Macht als darin: den Raum der Heimat zu verlassen, in dem das Herz so sicher an seinem Platze ist, dass es sich selbst nicht mehr fühlt; ihn vertauschen mit den Räumen der Fremde, in Abenteuer und Erleben, es anschlagen lassen, das Herz, gegen das Neue, seinen Klang zu erproben. Wachsender Seelenraum ist das Geheimnis des Reisens. Rückkehr wird erst dann zur Erfüllung, wenn der erfahrene neue Seelenraum übereingeht mit den Horizonten des eigenen, ihn neu und schöner belebt.“ (1937)

## XIV.

### „Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben ein tapferes Herze“

Junge Katholiken verweigerten die Anpassung, gerieten in die Hände der Gestapo und verloren in vielen Fällen ihr Leben als Soldaten in einem verbrecherischen Krieg

Schon bald nach der Machtübernahme der deutschen Faschisten gab es einen Geheimbefehl der NS-Reichsjugendleitung, die bündische katholische Jugend „mit brutalsten Mitteln auszurotten“. Die pazifistisch ambitionierten „Kreuzfahrer“, die dem Friedensbund deutscher Katholiken sehr nahe standen und z.B. in Arnsberg, Warstein und dem Kreis Olpe Mitglieder hatten, lösten sich nach der „Machtergreifung“ eiligst auf. Sie sahen keine Möglichkeit, mit Hitlers Regime in irgendeiner Weise zu einem Arrangement zu kommen. Andere Gruppen wie Sturmschar, Quickborn und Bund Neudeutschland mussten sehr bald ebenfalls auf ihre gewohnten Aktivitäten verzichten. Spätestens ab Mitte der 1930er Jahre war offenkundig, dass die katholische Jugendverbandsarbeit ganz zerschlagen werden sollte. In der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ dankte der Papst 1937 den Jungen in Deutschland für ihre Bereitschaft, „für den Namen Jesu Schmach zu leiden“.

Für unsere Region liegt ein vorzüglicher, von Paul Tigges und Karl Föster herausgegebener Sammelband<sup>1</sup> vor, der Grundlage der hier gebotenen Übersicht ist: An zahlreichen Orten des Sauerlandes blieben die Jugendlichen widerborstig. Sie führten unter mannigfachen Tarnungen und Tricks das bündische Gruppenleben weiter, tauschten sich in der Region untereinander aus und kamen zu geheimen Treffen zusammen, z.B. in Josef Rütters Hütte auf dem Borberg<sup>2</sup> oder in Kloster Brunnen<sup>3</sup>. Eine HJ-Mitgliedschaft war nicht immer zu umgehen, doch man betrachtete die Hitler-Jugend strikt als Widersacherin.<sup>4</sup> Zur konfessionellen Identitätswahrung traten als Antriebe die Attraktivität des Geheimbündlerischen bzw. Verbotenen

---

<sup>1</sup> Tigges, Paul / Föster, Karl: Katholische Jugend in den Händen der Gestapo. Widerstand im westfälischen Raum gegen das totalitäre NS-System. Es gab nicht nur die Weiße Rose. Olsberg: Berufsbildungsheim Bigge 2003. (Kurztitel: Tigges/Föster 2003) – Vgl. auch: Bruns, Alfred / Senger, Michael (Red.): Das Hakenkreuz im Sauerland. Hg. Schieferbergbau-Museum Schmalleben Holthausen. 2. Auflage. Fredeburg 1988, S. 196-200; Knepper-Babilon, Ottilie / Kaiser-Löffler, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. Brilon: Podszun 2003, S. 172-187 (mit deutlichen Hinweisen auf Ablehnung des bischöflichen Harmoniekurses). Zu Hintergründen auch: Klönne, Arno: Jugendliche Opposition im „Dritten Reich“. 2. ergänzte Auflage. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2013. <http://www.lzt-thueringen.de/files/ugendlicheopposition.pdf>

<sup>2</sup> Vgl. Blömeke, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rütter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992, bes. S. 101-102. [Auszug in diesem Sammelband]

<sup>3</sup> Vgl. hierzu und zur BdkJ-Nachgeschichte des Ortes: Wagener, Ferdinand: Kloster Brunnen. Herausgegeben und ergänzt von Magdalena Padberg. Fredeburg: Grobbel 1979, S. 149 und 157-165; Tigges/Föster 2003, S. 339, 347-352.

<sup>4</sup> Vor dem Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) berichtete der eingeladene HJ-Bannerführer van den Daele am 5. Juni 1935 in seinem Attendorner Referat „besonders über den schweren Kampf, den die Staatsjugend im Kreis Olpe gegen die vom politischen Katholizismus beherrschten konfessionellen Verbände zu führen hat. Der Bannführer brandmarkte die Machenschaften der konfessionellen Verbände, die sich nicht scheuen, verbotswidrig sportliche Übungen zu treiben. Der Obmann gab dem Jugendführer das Versprechen, daß die HJ in der Lehrerschaft der Ortsgruppe treue Kampfgenossen finden werde. Wir werden nicht dulden, daß die vom Führer geschaffene Einheit durch Frevler wieder zerstört wird.“ (Klein, Arnold: Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Kreis Olpe 1933 – 1939. = Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 24. Siegen: Höpner + Göttert 1994, S. 520.)



und jugendlicher Oppositionsgeist wider autoritäre Bevormundung. „Politisch“ war man in der Regel eher nicht.

Als am 19. Oktober 1941 in Paderborn der neue Erzbischof Lorenz Jaeger eingeführt wurde, waren tausende Jugendliche aus allen Teilen des Bistums und namentlich auch aus dem Sauerland gekommen, um ein „Heil unserm Bischof!“ auszurufen. Der Bischof hielt seinen begeisterten jungen Anhängern eine extrem vaterländische Predigt, wobei auch im Bereich des Religiösen eine geschmacklose militaristische Sprache zur Geltung kam. Auf Postkarten präsentierte der Oberhirte sich mit seinen Kriegssorden. Dieses bildhafte Militärbekenntnis fanden nicht alle Jugendführer gut. Mehrheitlich aber war die katholische Jugend, beeinflusst durch die sogenannte „Reichs-Idee“, nationalistische Einflüsse im konfessionellen Milieu und die fragwürdigen „Ideale“ des Generalpräses Ludwig Wolker oder anderer hoher Verbandgeistlicher, wohl vaterländisch bis ins Mark.<sup>5</sup> Man wollte treu – gar bis zum Martyrium – zur Kirche stehen und sich gleichzeitig von niemandem übertreffen lassen, wenn es um die sogenannte „Treue zu Deutschland“ ging.

### 1. Verhaftungswelle im Herbst 1941

Die Gestapo hatte die Teilnahme vieler Jungkatholiken an der Bischofsweihe aufmerksam verfolgt und nahm das Ereignis zum Anlass, verborgene Jugendaktivitäten noch einmal genauer unter die Lupe zu nehmen.<sup>6</sup> Ab dem nachfolgenden Monat wurden über 30 Jugendliche verhaftet, zumeist 16-17 Jahre alt, z.T. aber auch erst 15. Es waren Schüler sowie junge Handwerker, Arbeiter und Angestellte. Im Hintergrund stand nicht nur der demonstrative Jugendbeifall in Paderborn für den neuen Oberhirten. Die ehemaligen Warsteiner Kreuzfahrer hatten z.B. vom Altenhundemer Pfarrer einen vertraulichen Erlass der Reichsjugendführung vom 28.10.1936 erhalten und dann – zwecks Aufklärung über das Kommende – für die ganze Region vervielfältigt. Das Verbot des Jungmännerverbandes aus dem Jahr 1937 sah die Staatspolizei auf vielfache Weise unterlaufen. Jugendliche hatten maßgeblichen Anteil an der Verbreitung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ (1937) gehabt, in der u.a. auch der Rassen-Götzendienst der Faschisten zur Sprache kam. Sauerländische Jungkatholiken waren 1941 planmäßig damit beschäftigt, die „Galen-Briefe“ unter's Volk zu bringen, wobei ihnen z.T. auch Arbeitgeber Technik und Papier zur Verfügung stellten. Mit kräftigem Klartext brachte der deutsch-nationale Münsteraner Bischof die Verfolgungsaktionen gegen die Kirche und die Mordaktionen in den westfälischen ‚Heilanstalten‘ zur Sprache. Das imponierte den Jugendlichen, die Vergleichbares von der Leitung des eigenen Paderborner Bistums nicht kannten. Die von Paul Tigges und Karl Föster zusammengetragenen Berichte lassen vermuten, dass sie im Sauerland zu den aktivsten Verbreiter der Galen-Predigten gehörten.

Während der Haft werden die Jungkatholiken von der Gestapo streng verhört, im Einzelfall auch geschlagen. Man droht ihnen mit Dunkelzelle oder sogar KZ. In der „Steinwache“ werden Erwachsene brutal gefoltert. Einige Jugendliche berichten später, sie hätten öfter Schreie

<sup>5</sup> Vgl. z.B. den Brief des katholischen Jugendaktivisten Hubert Keseberg (geb. Attendorn) ins Sauerland aus dem Jahr 1942 (zitiert in: *Reineke*, Augustinus: Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Ereignisse, Erlebnisse, Erinnerungen, Dokumente. 2. Auflage. Paderborn: Bonifatius-Druckerei 1987, S. 314): „Lebten wir nicht unser ganzes junges Christenleben als Soldatenleben? Waren und sind wir nicht Soldaten im tiefsten Sinne? Litten wir nicht als Soldaten im Gefängnis? Ist Märtyrersein nicht Erfüllung und letzte Bestimmung eines Soldaten! Unsere feldmarschmäßige Ausrüstung liegt bereit. Wann uns der Marschbefehl [für den Russlandfeldzug] erreicht, wissen wir nicht.“ – Der Sturmscharführer A. Kiwitt (Bezirk Wanne-Eikel) schrieb schon im Mai 1933: „Man mag uns verbieten, unsere Ideen aber kann man nicht töten. Wir sind und bleiben, was wir waren, deutsch bis auf die Knochen, katholisch bis ins Mark!“ (zitiert nach: Internetseite der Karl-Leisner-Jugend, zuletzt abgerufen am 04.03.2015: [http://www.k-l-j.de/Kirche\\_Drittes\\_Reich.htm](http://www.k-l-j.de/Kirche_Drittes_Reich.htm))

<sup>6</sup> Hierbei spielte sicher auch eine Rolle, dass das Regime die zurückliegende Nähe des neuen Erzbischofs zur Jugend (ND-Seelsorger, Lehrer) aus verständlichen Gründen kritisch bewertete.

gehört. Alle wollen dem Vorsatz treu, keinen Kameraden oder Seelsorger zu belasten. Über getrennte Einzelzellen hinweg hält man durch Zeichen („Piffe“) Kontakt und ermutigt sich durch gemeinsames Singen. Sechs zusammen Eingesperrte können in der Adventszeit miteinander eine Andacht feiern. Eine Zeichnung, die der Neheimer Rudi Friemaut (1923-1943) später angefertigt hat, zeigt fünf Jungen in einer Gemeinschaftszelle und trägt den Titel „Advent“.

## 2. Die Folgen: Schulverweise, Arbeitsplatzverlust und früher Kriegstod

Einen Tag vor Heiligabend 1941 entlässt die Gestapo gleichzeitig 27 Jugendliche aus der „Steinwache“ – mit der Auflage, mit niemandem über die Gefängniswochen zu sprechen. Damit ist die Angelegenheit für die Betroffenen mitnichten erledigt. Sie stehen weiterhin unter Polizeiaufsicht und werden am Ort bisweilen wie Kriminelle angesehen. Einige von ihnen hatten – abgesehen von dem seelischen Trauma – Gesundheitsschädigungen erlitten. Beim Dortmunder Sattlerlehrling Georg Clemens (Jg. 1925) wurde eine „Nervenentzündung im Kopf“ infolge von Schlägen festgestellt. Der behandelnde Arzt sagte der Mutter: „Ich rate Ihnen, nichts gegen die Gestapo zu unternehmen, denn auf diesem Weg würden Sie sich noch tiefer ins Unglück reiten.“ Dreizehn Jugendliche wurden von der Höheren Schule verwiesen. Der Mendener Josef Sommer verlor seinen Arbeitsplatz beim Walzwerk. (Insgesamt gab es häufig berufliche Nachteile für katholische „Jugendaktivisten“.) Josef Quinke (1905-1942) aus Fretter kam – u.a. wegen heimlicher Vervielfältigung und Feldpostversand der „Galenpredigten“ – erneut mit der Gestapo in Konflikt und wurde durch Konzentrationslagerhaft ermordet. Sehr viele der ehemaligen Steinwache-Häftlinge mussten 1942/43 als blutjunge Soldaten in den Krieg ziehen. Dreizehn von ihnen haben an der Kriegsfront, in Gefangenschaft oder infolge von Kriegsschäden einen frühen Tod gefunden. So erging es auch weiteren jungen Katholiken, die sich aus Angst vor Gestapo-Haft und oft gemäß Ratschlag ihrer Seelsorger als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten, um aus der „Schusslinie“ der NS-Staatsbehörden zu kommen. Mit Blick auf die besonders zahlreichen und frühen Soldatentode gerade in Russland stellt Paul Tigges die Frage, ob man die jungen Dissidenten nicht vorzugsweise als Erste an besonders gefährliche Frontabschnitte geschickt hat. Der Warsteiner Soldat Willi Korte (1919-1945), ehemals Mitglied der entschiedensten katholischen Jugendgruppe „Kreuzfahrer“, wurde kurz vor Kriegsende in Breslau standrechtlich hingerichtet. Weil er das NS-Regime aus Gewissensgründen ablehnte und sich auch entsprechend geäußert hatte, wurde er als „Defätist“ ermordet.

Zum Liedgut von Jungkatholiken während der NS-Zeit gehörten nach Auskunft des Warsteiner „Kreuzfahrers“ Theo Köhren auch die ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Verse: „Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben ein tapferes Herze.“ (Dieses Lied war zwar auch bei Nationalsozialisten äußerst beliebt, doch die Anhänger verbotener katholischer Jugendverbände sangen es natürlich mit einer völlig anderen Intention.) Bei eigenen illegalen oder widerständigen Aktivitäten befragte man nicht erst die kirchliche Obrigkeit. Im Konfliktfall, dies ist durch Zeugnisse belegt, fühlte man sich von der Paderborner Bistumsleitung oft in Stich gelassen.

Die für das Dokumentationsprojekt von Tigges und Föster 2003 gewählte Losung „Es gab nicht nur die weiße Rose“ erscheint ein wenig zu hoch gehängt. Durch die Verbreitung der Galen-Predigten gegen die planmäßige Ermordung von Behinderten haben die sauerländischen Jungkatholiken jedoch das Spektrum rein innerkirchlicher Aktivitäten überschritten. Mindestens zwei aus ihrer Mitte mussten ihre Ablehnung des NS-Regimes auf unmittelbare Weise mit dem eigenen Leben bezahlen (Josef Quinke, Willi Korte). Erstaunlich und mutmachend ist die Geschichte dieser jungen Christen, die in ihrer Entschiedenheit sehr vielen Alten einen Grund zur Beschämung gaben und als Vorbilder auch heute noch die übli-

chen Entschuldigungen von allen Mitläufern einer globalen „Kultur der Gleichgültigkeit“ Lügen strafen: „Tapfere Herzen!“

### 3. Die Namen: Katholische Jugend in Gestapo-Haft

*Über 30 junge Katholiken aus dem Bistum Paderborn, überwiegend Sauerländer, wurden 1941/1942 verhaftet und kamen zum größten Teil ins berüchtigte Dortmunder Gestapo-Gefängnis „Steinwache“. Die nachfolgende Liste von 33 Inhaftierten folgt der Dokumentation „Katholische Jugend in den Händen der Gestapo“ (2003) von Paul Tigges und Karl Förster:*

Aus **Altenhudem**: Schüler Bruno Tigges (1924-1959, an Kriegsfolgen gestorben). – Aus **Arnsberg**: Schüler Heribert Lange (1923-2003). – Aus **Attendorf**: Arbeiter Erich Berghoff (1913-1990); Sattlerlehrling Georg Clement (1925-2001); kaufmännischer Angestellter Hubert Keseberg (1923-1943, Tod in Stalingrad); Schlosser Anton Schnüttgen (1920-1942, Tod in Russland); kaufmännischer Angestellter Günter Stumpf (Jg. 1924). – Aus **Brilon**: Schüler Johannes Sommer (1923-1945, Tod an der Ostfront). – Aus (Finnentrop-) **Fretter**: Bäcker Josef Quinke (1905-1942, Tod im KZ). – Aus **Geseke**: Schüler August Wohlhage (geb. 1923). – Aus **Grevenbrück**: Walter Birkelbach (1920-1943, vermisst bei Leningrad). – Aus **Hagen**: Dieter Büenfeld (1924-1943, Tod in Rußland); Schüler Hans-Joachim Degenhardt (1926-2002, später Erzbischof). – Aus **Hagen-Haspe**: Schüler Hubert Wichtmann (geb. 1924, Elternhaus Deutmecke/Kreis Olpe). – Aus **Hamm** die Schüler: Günter Beckmann (1923-2001); Bernhard Heimann (geb. 1923); Max-Hermann Seewald (1925-1945, Tod an der Ostfront). – Aus **Hemer**: Handwerker Walter Bigge (geb. 1923). – Aus **Iserlohn**: Schlosser Karl-Heinz Fay (1923-1945, Soldatentod). – Aus **Lendringsen**: Handwerker Josef Lappe (1921-1943). – Aus **Menden**: Rechtsanwaltgehilfe Karl Hoff (1924-1991); Schüler Hugo Dümpelmann (1926-1946, Tod in franz. Gefangenschaft); Josef Maria Trost (geb. 1914); Albert Klüppel (geb. 1924). – Aus **Meschede**: Büroangestellter August Busch (1924-1975). – Aus **Müschede**: Schlosser Karl Michel (1924-1945, Tod in russischer Kriegsgefangenschaft). – Aus **Neheim**: Rudolf Friemauth (1923-1943, Soldatentod in Russland). – Aus **Olpe**: Schüler Siegfried Nebeling (1924-1942, Soldatentod in Russland). – Aus **Olsberg**: kaufmännischer Angestellter Paul Schlinkert (geb. 1925). – Aus **Siegen**: kaufmännischer Angestellter Gerhard Bottländer (1913-1997); Rudolf Wagener (geb. 1924, Soldatentod in Russland). – Aus **Siegen-Weidenau**: Bäcker Paul Wagener (1924-1987). – Aus (Sundern-) **Westenfeld**: Schmiedegeselle Karl Funke (1924-1944).

Weitere katholische Jugendliche aus dem kurkölnischen Südwestfalen kamen auch unabhängig von der Gestapo-Aktion des Novembers 1941 während der NS-Zeit in Haft. Hierzu gehörten u.a.:

- Der Arnsberger Bürovorsteher **Eberhard Büngener** (1906-1979), Quickborner und später leitender Kopf der Sturmschar (Inhaftierungen 1934, 1936, 1944).
- Der Theologiestudent und spätere Vikar **Josef Löcker** (1908-2010!) aus Heinsberg (zweimal inhaftiert 1937 und 1938, insgesamt acht Monate Haft). Er meldete sich als Kriegsfreiwilliger, um ein erneutes Verhaftung zu Gestapo zu entgehen.
- Der Altenhudemmer Theologiestudent **Paul Steden** (1914-1945, gestorben als Kriegsgefangener in der Tschechoslowakei). Er war mehrfach verhaftet, zuletzt mehrere Monate 1937 wegen Verbreitung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“. Hernach beteiligte er sich auch an Aktionen zu den „Galenbriefen“.
- Der Mendener Sturmscharführer **Josef Sommer** (1911-1993), fünf Monate Haft im Jahr 1935 und Verlust des Arbeitsplatzes beim Walzwerk. – Gleichzeitig inhaftiert wurden

wegen eines Konfliktes mit der Mendener Hitlerjugend auch Werkzeugschlosser **Ernst Wessel** (geb. 1917) und Schneider **Wilhelm Wortmann** (1919-1944, Soldatentod in Frankreich).

P.B.



Zeichnung „Advent“, angefertigt vom Neheimer Rudi Friemuth (1923-1943) kurz nach seiner Entlassung aus der Gestapo-Haft Ende 1941.

#### 4. Textdokumentation: „Der Bischof kann da auch nichts machen ...“

*Am 19. November 1941 wurde der 17-jährige Schüler Bruno Tigges (1924-1959) von der Gestapo in seinem Althundemer Elternhaus verhaftet. Er gehörte zu einer unpolitischen – aber verbotenen – katholischen Jugendgruppe, die allerdings auch heimlich Predigten des Bischofs von Münster vervielfältigte. Aus der Lokführerfamilie Tigges, zu der acht Kinder gehörten, hat ein jüngerer Bruder des Festgenommenen später folgende Erinnerungen<sup>7</sup> an die Zeit der Gestapo-Haft überliefert:*

Was unsere Mutter in ihrer Not alles unternommen hat: Sie trifft den Pastor einen Tag nach der Verhaftung Brunos an der Bahnschranke. „Herr Pastor, Sie müssen an den Bischof schreiben, nur der kann helfen.“ „Der Bischof kann da auch nichts machen. Ihm sind die Hände gebunden.“ „Wenn uns die Kirche nicht helfen kann, dann muss ich mich an die einflussreichen Leute aus der Partei wenden.“ „Frau Tigges, Sie werden sich doch diesen Nazihalunken nicht unter die Füße legen!“ Ihr Kommentar später, als sie davon erzählte: „Er wusste nicht, wozu ich in der Lage war, um mein Kind zu retten.“ Beim Kriminalkommissar, der im Ort wohnte: „Bedanken Sie sich bei den Vikaren. Die haben die Jungen aufgehetzt.“ Beim Vikar: „Ich kann nichts machen, ich bin machtlos. Vor einem halben Jahr hat mich die Gestapo schon einmal nach Dortmund vorgeladen und verwarnt. Wenn ich in diese Geschichte hineingezogen werde, geht’s mir schlecht. Frau Tigges, sagen Sie niemand, dass Sie bei mir waren.“

Beim Nazi-H. in der Nachbarschaft: „Liebe Frau Tigges, ich will sehn, was sich machen lässt. Wir führen keinen Krieg gegen Kinder. Wir haben Wichtigeres zu tun.“ Einige Tage später schickt er Bescheid, die Jungen seien bei der Gestapo in Dortmund in Haft. Der Vater fährt daraufhin mit einem Koffer voll Wäsche und Lebensmittel zur Gestapostelle, darf den Koffer dort lassen. Bruno hat ihn nie bekommen. Man versichert ihm, die Jungen würden bald entlassen, es seien ja tüchtige Kerle, nur stünden sie auf der falschen Seite.

Beim Oberstudiendirektor in Attendorn: „Frau Tigges, warum lassen Sie sich jetzt erst sehen und nicht früher schon einmal beim Elternsprechtage. Sie hatten doch zwei Söhne bei uns. Sie hätten besser auf das achten sollen, was der Junge getan hat. Ich kann nichts ausrichten.“

Bruno war schon einmal im Mai des Jahres die Entlassung von der Oberschule angedroht worden, weil er mit der gesamten Klasse am Christi-Himmelfahrts-Tage die Schule geschwänzt hatte. Es war ein jugendlicher Protest dagegen, dass die Naziregierung einige christliche Feiertage abgeschafft hatte. [...] Die Enttäuschung der Eltern, dass Bischof und Kirche nichts unternommen und schon gar nicht geholfen haben, war sehr groß. Wir fühlten uns sehr isoliert und verlassen und hatten große Angst. Wir haben viel gebetet, besonders zur Mutter Gottes. Und als Bruno am Ende einer Neuntägigen Andacht plötzlich vor der Tür stand, war es uns ein Wunder, und das ist es für uns immer noch.

---

<sup>7</sup> Tigges, Paul / Föster, Karl: Katholische Jugend in den Händen der Gestapo. Olsberg 2003, S. 114.

## XV.

### „Diesen Krieg haben verursacht die Partei, der Militarismus und ein großer Teil der Industriellen“

Der Volksgerichtshof verurteilte Pfarrer Peter Grebe (1896-1962) aus dem Kreis Olpe am 16.11.1944 wegen Wehrkraftzersetzung zum Tod ...



Der Volksgerichtshof in Berlin verurteilte am 16. November 1944 den Kohlhagener Pfarrer Peter Grebe (1896-1962), der von einem Bauernhof in Thieringhausen bei Olpe stammte, zum Tode<sup>1</sup>:

---

<sup>1</sup> Quelle für nachfolgende Angaben und Zitate ist, soweit nicht anders vermerkt: *Pauly*, Bernhard: Vor 40 Jahren vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Pfarrer Peter Grebe – ein Opfer des Unrechts im NS-Staat. In: *Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe*. Folge 137 (4/1984), S. 174-187. [Kurztitel: *Pauly* 1984] Dieser Verfasser berücksichtigt auch eine eigene Darstellung „Dem Schafott entronnen“ von Peter Grebe aus dem Pfarrarchiv Kohlhagen, deren wortgetreue Quellenedition als Beitrag zur regionalen Kirchengeschichtsforschung sehr zu begrüßen wäre! – Weitere Veröffentlichungen zu Peter Grebe: *Krause*, Jochen: *Menschen der Heimat*. Teil I. Olpe: AY-Verlag 1987, S. 175-180; *Senger*, Michael: *Glaubenstreue und Persönlicher Mut. – Priester und Laien im Abwehrkampf gegen den Nationalsozialismus*. In: *Bruns, Alfred / Senner, Michael (Red.): Das Hakenkreuz im Sauerland*. Hrsg. Schieferbergbau-Museum Schmalleben Holthausen. Fredeburg 1988, S. 187-200, hier S. 191-192 [Kurztitel: *Senger* 1988]; *Becker*, Günther / *Vormberg*, Martin: *Kirchhundem. Geschichte des Amtes und der Gemeinde*. Kirchhundem 1994, S. 368-370 [Kurztitel: *Becker/Vormberg* 1994]; *Krause*, Jochen: *Vor 100 Jahren in Thieringhausen geboren: der Priester und Widerstandskämpfer Peter Grebe*. In: *Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe*. Folge 184 (1996), S. 203-206; *Heinemann*, Claus: *Endzeit*. Teil VII. *Die Flut der Kriege*. Werl-Hilbeck: Selbstverlag C.H. 1999, S. 85. – Der Silberger Pfarrvikar Siegfried Diehl (1906-1984) wurde von der Gestapo u.a. wegen „Kritik an der Verhaftung Peter Grebes“ aufgesucht: *Hehl*, Ulrich von (Hg.): *Priester*

„Der Angeklagte Peter *Grebe* hat in Ausübung seines geistlichen Berufes durch entmutigende und zersetzende Äußerungen die Wehrkraft deutscher Volksgenossen zu lähmen versucht und damit unserem Feind Beistand geleistet. Er wird deshalb mit dem *Tode* und dauerndem Ehrverlust bestraft. Er hat die Kosten des Verfahrens zu tragen.“

Dem „notorischen Zentrumspropaganden“ soll in der mündlichen Urteilsbegründung auch seine Ablehnung der NS-Rassenpolitik zum Vorwurf gemacht worden sein. Als Richter waren an der Hauptverhandlung beteiligt: Senatspräsident Hartmann (Vorsitzender), Kammergerichtsrat Gransow, Generalmajor Stutzer, Kreisrichter Roehl, Kreisamtsleiter Diestel und Landesgerichtsrat Dr. Wilbert.

Peter Grebe hatte noch vor seinem Abitur (1919), dem nachfolgenden Theologiestudium (Paderborn, Tübingen) und seiner Priesterweihe (28.03.1925) im Zuge des ersten Weltkriegs eine militärische „Karriere“ absolviert: als junger Offizier mit „silbernem Verwundetenabzeichen“ sowie „Eisernem Kreuz I und II“ und als Berliner Kämpfer des Freikorps Lüttwitz gegen die „Spartakisten“ („überzeugt vom Glauben an eine gute Sache“).<sup>2</sup> Jochen Krause zufolge soll der frühe NSDAP-Gegner Grebe schon 1931 persönlich in Braunau anhand von Kirchenbüchern Untersuchungen zum Familienhintergrund Adolf Hitlers angestellt haben. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen schreibt Grebe: „Meinen Kampf gegen die nazistische Weltanschauung begann ich im Jahre 1931. [...] Als ich Hitlers Buch ‚Mein Kampf‘ zum erstenmal gelesen hatte, sagte ich mir: Wer so schreibt, scheint vom Blutausch befallen zu sein.“

Nach 1933 will sich Grebe – anders als die römisch-katholische ‚Brückenbauerfraktion‘ – mit dem NS-Regime nicht arrangieren. Dreimal, so ein Selbstzeugnis, schickt man ihm eine Prostituierte in die Bochumer Vikarswohnung. 1935 wird ein Schreib-, Predigt- und Unterrichtsverbot ausgesprochen. Es folgen Versetzungen nach Kamen (März 1936) und Lippstadt. Aus der „Autobiographie“ zitiert Bernhard Pauly folgende Aussage Grebes zum Kriegsbeginn am 1. September 1939: „Jetzt wird das Ende des Dritten Reiches beschleunigt.“ Rückblickend hat der Priester später über den neuen Wirkungsort geschrieben: „Lippstadt, obwohl überwiegend katholisch, war ein böses Pflaster.“ Das 17jährige BDM-Mädel Inge Deutsch gibt im Oktober 1942 bei der Gestapo an, der als Vikar in Lippstadt tätige Grebe habe wie folgt gegen den Krieg gewettert:

- „1. Der Krieg ist eine Auswirkung der menschlichen Bosheit.
2. Gott macht die Geschichte.
3. Wenn man einsieht, daß man den Krieg nicht gewinnen kann, soll man rechtzeitig Schluß machen, von der Bühne verschwinden und nicht erst so viele Menschen opfern.
4. Diesen Krieg haben verursacht die Partei, der Militarismus und ein großer Teil der Industriellen.“<sup>3</sup>

---

unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1998, S. 1149.

<sup>2</sup> Senger 1988, S. 191 zufolge gehörte zu den vor dem Volksgericht erörterten Aussagen auch folgende „militärstrategische“ Äußerung Grebes: „Der Krieg ist verloren, weil die Alliierten drei starke Bundesgenossen haben: Masse, Raum und Zeit.“

<sup>3</sup> Zitiert nach: Becker/Vormberg 1994, S. 368. – Pauly 1984, S. 177-178 zitiert aus einer Anklageschrift vom 20.09.1944: „Der Angeklagte war seit Herbst 1938 als Vikar in Lippstadt tätig. Am 8. Oktober 1942 machte er seinen Hausbesuch bei der Witwe des verstorbenen Chefarztes des dortigen katholischen Krankenhauses Maria Deutsch. Dabei lenkte er das Gespräch bald auf Krieg und Politik, wobei er sich sehr pessimistisch und so staatsfeindlich äußerte, daß Frau Deutsch, deren Sohn, wie der Beschuldigte wußte, vermißt ist, ihm häufig widersprechen mußte. Im Laufe der Unterhaltung, die die im Nebenzimmer befindliche Tochter Inge Deutsch mitangehört, zum Teil in Aufzeichnungen, die zugleich ihrer Empörung Ausdruck gaben, niederlegte, erklärte der Angeklagte unter anderem: Der Krieg ist die Auswirkung der menschlichen Bosheit. [...]“

Der Beschuldigte muss sich gut verteidigt haben, denn diese Denunziation hatte zunächst „nur“ eine Geldstrafe von 500 RM zur Folge. Statt einer Versetzung nach Gelsenkirchen Folge zu leisten, geht Grebe jetzt zunächst – zu einem „längeren Erholungsurlaub“ – in seinen Geburtsort Thieringhausen:

„Meine Heimat war von dem Nazigift stark infiziert. In den sonntäglichen Predigten habe ich meinen Landsleuten den grauen Star von den Augen gerissen.“

Im Frühjahr 1943 denunziert der Steiger Oswald Dormann aus Elben Grebe beim Lehrer Kruse aus Gerlingen: Der Priester habe mit Blick auf Stalingrad („der erste große Nackenschlag“) erneut gegen den Krieg Stellung genommen und die Nationalsozialisten für die Leiden des Volkes verantwortlich gemacht. Mitte Oktober 1943 – Grebe ist inzwischen Pfarrer der Wallfahrtskirche Kohlhagen – kommt es nach einem Gestapo-Verhör in Dortmund zur langen Einzelhaft:

„Wenn man auch meint, man hätte ein starkes christliches Rückgrat und das Kreuz des Leidens freudig umfaßt, so wurde einem doch manchmal das Kauern in der engen Zelle unerträglich, so daß ich manchmal gebrüllt habe: Ich halte es nicht mehr aus! Gebt mir die Freiheit wieder! Ich bin unschuldig!“

Beim Volksgerichtshof in Berlin-Lichterfelde sagen am 16.11.1944 von den geladenen Zeugen nur der Dortmunder Gestapo-Beamte Daniel und Inge Jäger, geb. Deutsch, aus. Nach wenigen Stunden steht das Todesurteil fest. Erst am 26. März 1945 erreicht den Gefangenen eine Karte von Bischof Heinrich Wienken (Meißen) mit der Nachricht, das Todesurteil sei in eine zehnjährige Haftstrafe umgewandelt worden.<sup>4</sup> Peter Grebe, der bis zu seiner Befreiung durch sowjetische Soldaten im Zuchthaus monatelang an Händen und Füßen gefesselt war, schreibt in seinem Selbstzeugnis:

„Weil ich stets mit allem Freimut gepredigt habe, stand ich von 1933 ab unter dauernder Polizeiaufsicht. Am 15. Oktober 1943 wurde ich verhaftet, war bis zum 14. November 1944 in Dortmund in Untersuchungshaft, wurde am 16. November 1944 vom 6. Senat des Volksgerichtshofes in Berlin zum Tode verurteilt, lag vier Monate und zehn Tage im Zuchthaus in Brandenburg[-Görden] in der Todeszelle, wurde am 27. April von russischen Offizieren befreit. Am 26. März 1945 wurde mir die Begnadigung zu zehn Jahren Zuchthaus mitgeteilt. Auf illegale Weise habe ich die Nazis immer bekämpft.“<sup>5</sup>

P.B.

<sup>4</sup> Pauly 1984, S. 183-185 erwähnt ausdrücklich einen Gefängnisbesuch von Erzbischof Lorenz Jaeger am 17.12.1944 bei P. Grebe (Quelle?), führt jedoch die Umwandlung des Todesurteils auf Interventionen Bischof Wienkens zurück (ein Revisionsantrag des Paderborner Generalvikars Dr. Rintelen habe „vermutlich lediglich unterstützende Funktion gehabt“).

<sup>5</sup> Zitiert nach: Senger 1988, S. 191.



## XVI.

### „Also lebt wohl, und in der Ewigkeit sehen wir uns wieder“

Der Bauer Josef Hufnagel (1903-1944) aus Dünschede  
wurde wegen „Hören von Feindsendern“ denunziert  
und nach kurzem Prozess hingerichtet<sup>1</sup>

Von Werner Saure



Josef Hufnagel entstammte einer alten Dünscheder Bauernfamilie. Der unverheiratete Bauer und gläubige Katholik war zu Beginn des Zweiten Weltkriegs zur Verwaltung eines Gutes in Wörmge bei Listernohl dienstverpflichtet. Dort hörte er feindliche Rundfunksender, um sich über den Kriegsverlauf realistische Vorstellungen machen zu können – ein Vergehen, dessen sich viele schuldig machten, wenn man sich denn der nationalsozialistischen Terminologie bedienen will. Seine Mitteilungen über diese Berichte wurden ihm zum Verhängnis. Er wurde denunziert. Wegen „*Wehrkraftzersetzung*“ verurteilte ihn der Volksgerichtshof zum Tode.

---

<sup>1</sup> Erstveröffentlichung: Saure, Werner: „Also lebt wohl, und in der Ewigkeit sehen wir uns wieder.“ Josef Hufnagel – Opfer der NS-Justiz. In: Südsauerland. Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe. Nr. 3/2010 (Folge 240), S. 255-264. – Ohne im Einzelnen anzumerken, wurden die folgenden Quellen benutzt: Briefe von Josef Hufnagel vom 22.02.1944, vom 02.06.1944 und (als Abschrift, im Original nicht mehr vorhanden) vom 05.06.1944; – Karteikarten des Reichsjustizministeriums (Bundesarchiv Berlin: Bestand R 3001); – Auszug aus dem Ehrenbuch für die im Zuchthaus Brandenburg-Görden ermordeten Antifaschisten (Archiv Gedenkstätte Sachsenhausen), – Auszüge aus den Verzeichnissen der vom Volksgerichtshof zum Tode Verurteilten (Hausbuch II. Reg. Nr. 29, Do. 8), Verfügung über Vollstreckung der Todesurteile am 05.06.1944 (Reg. Nr. 29 Ge. 101) - letztere drei aus dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv. – Die Anfrage des Autors vom 08.02.2010 an den Leiter der Zentralstelle im Lande NRW für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen bei der Staatsanwaltschaft Dortmund brachte kein Ergebnis.

Josef Hufnagel wurde am 5. Juni 1944 im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet.

Die Familie „*Hoffnagell*“ wird schon in den Schatzungsregistern 1536 und 1565 als Pächterin eines Hofes in Dünschede genannt. Dieser Hof war im Laufe der Jahrhunderte sowohl den Herren von Waldenburg als auch später von Plettenberg zu Lenhausen und von Fürstenberg abgabepflichtig.<sup>2</sup>

Aus der 1894 geschlossenen Ehe des Johann Ferdinand Hufnagel (geb. 26.6.1846) mit Josephine Hesse aus Rieflinghausen entstammten drei Söhne und zwei Töchter. 1901 wurde der Hoferbe Paul Hufnagel geboren. Er heiratete im Januar 1945 Antonie geb. Schulze-Bremer. Sein ältester Bruder Wilhelm war im Ersten Weltkrieg gefallen. Sein jüngerer Bruder Josef, geboren am 9. Oktober 1903, half auf dem elterlichen Hof in Dünschede bis zur Dienstverpflichtung zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Die Schwestern Maria und Klara, beide unverheiratet, hatten Geld zurückgelegt, um mit ihrem Bruder Josef später ein Gut erwerben zu können, das sie dann gemeinsam bewirtschaften wollten. Aber mit der Hinrichtung des Bruders wurden auch ihre Zukunftspläne vernichtet. Sie verbrachten ihren Lebensabend in einem in Grevenbrück errichteten Haus. Paul und Antonie hatten drei Töchter.<sup>3</sup>

## 1. Im Zuchthaus Brandenburg-Görden

Während seiner Dienstverpflichtung auf dem Hof Otto in Wörmge wurde Josef Hufnagel durch Otto Bicker und dessen Kusine Franziska Otto, deren Hof Hufnagel zu verwalten hatte, bei der Kreisleitung der NSDAP in Olpe beschuldigt, feindliche Radiosender abgehört und defätistische Äußerungen getan zu haben. Die Kläger (Zeugenerstatter) hatten ihn beim Abhören ausländischer Sender beobachtet und entsprechende Beweise gegen ihn gesammelt. Am 16. Februar 1944 wurde gegen Josef Hufnagel am Amtsgericht Olpe ein Verfahren eröffnet. Der Beschuldigte wurde zunächst in Untersuchungshaft ins Untere Schloss<sup>4</sup> nach Siegen gebracht. Dorthin konnten ihn seine Schwestern von Dünschede aus aufsuchen und auch Lebensmittel und Kleidung aushändigen. Wenn sie keinen Zugang zu ihm erhielten, warfen sie, so Zeugenaussagen, auch Päckchen über den Gefängniszaun.

Wegen der politischen Anklage wurde Hufnagel schließlich in das Zuchthaus Brandenburg-Görden überführt. Die Strafanstalt war für ca. 1800 Gefangene geplant und zwischen 1927 und 1935 errichtet worden. Die Nationalsozialisten verlegten politische Gegner, Andersdenkende und ihnen missliebige Personen hierher, vor allem Häftlinge, die zu langjähriger oder lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt waren. Auch zum Tode Verurteilte, „*Sicherungsverwahrte*“, Untersuchungsgefangene und Kriegsgefangene waren hier inhaftiert. Ein Überlebender<sup>5</sup> berichtet, dass „*alle Stände und alle Schichten des deutschen Volkes*“, die an Widerstand und Widerspruch gegen die Nationalsozialisten beteiligt waren, hier „*im Märtyrertod vereint waren*“. In den ersten Jahren war der Anteil der politischen Gefangenen noch relativ gering, stieg aber in den Kriegsjahren auf bis zu 60 Prozent an. 1940 wurde hier eine Hinrichtungsstätte eingerichtet. Am 27. April 1945 befreiten sowjetische Truppen die Insassen des Zuchthauses. Von den damals hier inhaftierten 3600 Häftlingen saßen ca. 180 in Todeszellen.

Aus dem Zuchthaus Brandenburg-Görden schrieb Josef Hufnagel an seine Angehörigen

<sup>2</sup> Höffer, Otto: Das Repetal. Zur Geschichte der Kirchspiele Helden und Dünschede. (=Schriftenreihe der Stadt Attendorn 3). Attendorn 2008, S. 383.

<sup>3</sup> Der ältesten Tochter, Irmgard, verheiratet mit Kunibert Krampe in Attendorn-Mecklinghausen, danke ich für die Überlassung vieler Informationen über ihren Onkel Josef. Ohne ihre aktive Hilfe hätte dieser Beitrag nicht geschrieben werden können.

<sup>4</sup> „*Politische Gefangene wie auch andere Gefangene waren in der Kriegszeit im Gerichtsgefängnis im Unteren Schloss untergebracht.*“ (Schreiben des Stadtarchivs Siegen an den Autor).

<sup>5</sup> Walter Hammer in: Brandenburg – Das Deutsche Sing-Sing. o.J. [1952?]. Privatdruck Hamburg.

drei Briefe, von denen zwei im Original erhalten sind. Er war am 18. April 1944 vom Volksgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt worden und wurde, wie er in seinem letzten Brief ankündigte, in Brandenburg hingerichtet. Der Volksgerichtshof urteilte in erster und letzter Instanz, Rechtsmittel waren nicht zulässig. Die letzten Tage seines Lebens zwischen der Verurteilung im April und der Hinrichtung am 6. Juni 1944 fielen auch dem gläubigen Katholiken Hufnagel nicht leicht. Das eingereichte Gnadengesuch an den „Führer“, nicht mehr als der Griff nach dem rettenden Strohalm, war abgelehnt worden. In Dünschede sagte man, der Ortsgruppenleiter Gerbe aus Borghausen habe die Bitte der Familie abgelehnt, das Gnadengesuch zu befürworten. So bereitete sich Josef Hufnagel durch den Empfang der Sterbesakramente auf seinen letzten Gang vor. In dieser schweren Stunde fand er noch Worte der Ermutigung für seine Geschwister, besonders für seinen noch unverheirateten Bruder. Voller Zuversicht erwartete er die Auferstehung der Toten. Josef Hufnagel schrieb seine Briefe in der damals üblichen Sütterlinschrift mit gleichmäßig hohen Buchstaben.<sup>6</sup> Die Tinte verlief auf dem sehr faserigen „Kriegs-Papier“ und ist deshalb nicht an allen Stellen eindeutig zu entziffern. Doch lassen die Briefe erahnen, was in dem Verurteilten vorgegangen sein mag. In seinem ersten Brief vom 22. Februar 1944 informierte er die Familie über seine Verlegung in das Zuchthaus Brandenburg-Görden. Seine Angehörigen forderte Hufnagel noch einmal auf, neben dem bereits eingereichten Gnadengesuch noch ein zweites zu stellen. Auch er selbst wollte noch ein weiteres Gnadengesuch einreichen. Dabei würde ihm der Anstaltspfarrer, der sein volles Vertrauen genoss, helfen. Der Pfarrer ist vielleicht mit demjenigen identisch, der auch Pater Kilian O.F.M. aus Rönkhausen, mit bürgerlichem Namen Josef Kirchhoff geheißen, betreut hat.<sup>7</sup> Pater Kilian war am 10. März 1944 ins Zuchthaus nach Brandenburg-Görden verlegt worden. Ob Hufnagel und Pater Kilian sich dort begegnet sind, ist nicht überliefert. Pater Kilian wurde am 24. April 1944 hingerichtet, fast zwei Monate vor Josef Hufnagel.

Der wenige Tage vor seinem Tode geschriebene Brief vom 2. Juni 1944 (Abschrift siehe unten) klingt noch hoffnungsvoll. Die Tage waren ihm langweilig, er wollte viel lieber arbeiten. Auch von dem Pfarrer an der Wallfahrtskirche Kohlhagen, Peter Grebe, der ebenfalls in diesem Zuchthaus einsaß, wird berichtet, er habe immer wieder den Fußboden der Anstalt gebohrt – als besondere Bevorzugung! Pastor Grebe selbst spricht vom höllischen Zellenfieber.<sup>8</sup> Grebe kann aber nicht die Person sein, von der Josef Hufnagel schreibt: „*Der von Kirchhunden ist auch hier.*“ Hiermit ist wohl Carl Lindemann aus Kirchhunden gemeint, der am 10. März 1944 vom Volksgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt und am 8. Mai 1944 in Brandenburg-Görden hingerichtet wurde.<sup>9</sup> Pfarrer Grebe wurde erst ein halbes Jahr später,

<sup>6</sup> Die von Ludwig Sütterlin (1865-1917), Lehrer an der Kunstgewerbeschule Berlin, entwickelte Kunstschrift wurde einige Jahre in verschiedenen Ländern des Deutschen Reiches gelehrt.

<sup>7</sup> Um die Abmilderung des Todesurteils gegen Pater Kilian haben sich mehr als ein Dutzend berühmter deutscher und international bekannter Persönlichkeiten vergeblich bemüht. Siehe: *Mund*, Ottokar und Joseph Machalke: Pater Kilian Kirchhof. Blutzeuge und Priester. Osnabrück 1996, S. 195. [Vgl. jetzt auch: *Bürger*, Peter: Das Schweigen der Bischöfe. – Ein aktueller Wikipedia-Eintrag zu Kilian Kirchhoff (1892-1944) ist schlecht belegt und begünstigt noch 70 Jahre nach Hinrichtung des Franziskaners die kirchenpolitische Mythenbildung. In: *Telepolis*, 24.04.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/41/41563/1.html>]

<sup>8</sup> *Pauly*, Bernhard: Vor 40 Jahren vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. In: *Heimatstimmen Olpe* 137 (1984), S. 179ff.

<sup>9</sup> Vgl. zu Carl Lindemann: *Heinemann*, Claus: *Ein kleines Dorf und die große Geschichte. Herrntrop im Sauerland*. Werl-Hilbeck [Selbstverlag] 1981, 213-216; *Becker*, Günther / *Vormberg*, Martin: Kirchhunden. Geschichte des Amtes und der Gemeinde. Kirchhunden 1994, S. 370-371; *Tigges*, Paul: Die Nonne von Auschwitz. Geschichte der Maria Autsch. Erinnerung an zwölf dunkle Jahre. Iserlohn: Hans-Herbert Mönnig Verlag 1992, S. 10-12 und 137; *Heinemann*, Claus: *Endzeit*. Teil VII. Die Flut der Kriege. Werl-Hilbeck: Selbstverlag C.H. 1999, S. 80-87; *Henrichs*, Ernst und *Käthe*: *Gefallene und Vermißte des 2. Weltkrieges aus Kirchhunden, Flape und Herrntrop*. Herausgeber: Verkehrs- und Verschönerungsverein von 1881 e.V. [seit 2004 Bürgerverein Kirchhunden e.V.]. Kirchhunden 2003. – Auszüge (außer: *Becker/Vormberg*, *Kirchhunden*; *Heinemann*, *Endzeit*) auch im Internet: <http://www.soldaten-kameradschaft.de/Carl%20Lindemann.html> [letzter Abruf 11.02.2015].

am 22. November 1944, von Moabit nach Brandenburg-Görden verlegt.<sup>10</sup> – Hier der Wortlaut des Briefes, den Josef Hufnagel am 2. Juni 1944 geschrieben hat:

*„2. Juni 1944*

*Meine Lieben!*

*Euren Brief vom 7. 5. 44 am 18. erhalten. Mit großer Freude. Bin noch ganz gesund, hoffe das auch von Euch. Werde wohl in den nächsten Tagen Post von euch bekommen. Mir wäre lieber Arbeit, nie müßig in den Tag hin leben. Ich habe immer gern gearbeitet.*

*Meinen Brief vom 15. werd(et) Ihr wohl bekommen haben. Von Euch aus habt Ihr ja d(as) Gnadengesuch gemacht, und die Orden vom Vater und die Nachricht vom Heldentode meines Bruders Wilhelm. Die göttliche Vorsehung wird mir wohl beistehen, u(nd) das ich nicht Unglück haben soll. Ihr könnt mir mehr schreiben. Ich werde Auskunft bekommen von einem höheren Beamten wegen Wiederaufnahme des Verfahrens das die Zeugen aus Rache oder nicht glaubhaft gemacht werden können. Die Zeugen haben was gegen mich u(nd) es ist nicht so, was die ausgesagt haben, Werde Euch noch sch(reiben) darüber. Die Wiederaufnahme wäre immer noch möglich. Das hat man hier öfter. Gnadengesuche werden immer wieder gemacht. Der Hauptwachtmeister sagte mir, das würde dann vielleicht 1 oder mehrere Monate dauern bis zu einem neuen Termin, das wäre ja auch nicht schlimm. Hier war es sehr schö(nes) Wetter die Pfingsttage, heute regnet es, es hat hier wenig geregnet. Der Mai war hier kalt und trocken, es hat gewiß wenig Milch gebracht. Der Roggen wird auch nicht lang werden? Wie geht es Euch mit den Weiden, ist noch Futter drauf? Am 15. Mai war die amerikanischen Verbände bei Euch sind sie hergekommen gegen Mittag, kamen auch hier her. Die Pfingsttage auch, die Flak schießt dann. Bei Euch wird es schlimmer sein, oder ist es besser geworden in den letzten Wochen? Ist Werl viel beschädigt worden? Maria besuch mich mal, warte aber nicht mehr länger damit. Hol Dir einen Schein in Berlin, Klara kann mich später auch mal besuchen. Mußt gegen 8 – 10 Uhr aben(d)s in Hagen abfahren;*

*Viele herzliche Grüße an Euch Alle*

*Josef*

*Gruß an Franz“*

Nur mit Erschütterung liest man den letzten Brief aus der Todeszelle. Er zeigt noch einmal die korrekte und aufrechte Haltung des Gefangenen, seine Diktion gleichzeitig die innere Erregtheit des den Tod Erwartenden. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

*„Brandenburg, den 5.6. 1944*

*Meine Lieben, Mein letzter Brief, den ich Euch schreibe. Das Gnadengesuch ist abgelehnt worden. Ich werde um 15 Uhr hingerichtet. Also lebt wohl und in der Ewigkeit sehen wir uns wieder. Es ist jetzt 14 Uhr. Ich habe am 30. Mai eine Generalbeichte abgelegt und auch sofort die hl. Kommunion empfangen. Ich habe 2x gebeichtet und 2x die Kommunion empfangen. Der Pfarrer wird Euch auch schreiben. Meine Kleider werden Euch von hier geschickt. Mantel, Anzug, Hut, 2 Paar Schuhe, Taschenlampe, Hosensklammern, 2 Pullover. Haltet den Kopf hoch! Die schlechten Menschen sind Schuld an dem Unglück. Glaub mir, es ist nicht so, was die schlechten Menschen ausgesagt haben. Ich bin immer gut und brav und gerecht durchs Leben gegangen. Ich esse gerade das letzte Brot und Tee. Habe gerade die hl. Kommunion empfangen vom Herrn Pfarrer. Das Leben ist nun zu Ende. Es sind heute wieder viele, die sterben müssen. Macht*

<sup>10</sup> Pauly, Bernhard: Vor 40 Jahren vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. In: Heimatstimmen Olpe 137 (1984), S. 180.

*Euch nicht zu viel Sorgen um mich. Wir werden verbrannt hier. Habe im Portomanne 27 M. Geld, 2 Pullover. In einer Stunde bin ich tot. So geht es fast allen hier. Laßt 1 Seelenamt für mich lesen und trauert nicht zu viel um mich. Was mir gehört, sollen sich Maria und Klara nehmen, sofort nehmen. Wer hätte das gedacht, dass es mir so hätte gegangen auf der Wörmge! Die schwarzen Wagen kommen, die holen die Leichen ab, zum Verbrennen. Paul verheirate aber Dich sofort, damit der Hof nicht in fremde Hände kommt.*

*Nochmals viele herzliche Grüße send(et) Euch Allen  
Josef Gruß“<sup>11</sup>*

## 2. Keine Sühne

Der Prozess gegen Josef Hufnagel hatte im Nachkriegsdeutschland ein Nachspiel. Das Schwurgericht in Siegen verurteilte 1948 den Landwirt Otto Bicker aus Wörmge wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu drei Jahren Gefängnis.<sup>12</sup> Sowohl dem Angeklagten als auch seiner Kusine Franziska Otto wurde eine Mitschuld am Tode des hingerichteten Josef Hufnagel im Sinne des Kontrollratgesetzes 10 beigemessen. Da Frau Otto – nach Ansicht des Gerichts – nur ihren Zeugenpflichten nachgekommen war, wurde sie von der Anklage freigesprochen. Dem Angeklagten Bicker konnte jedoch nicht eindeutig nachgewiesen werden, dass er das verhängnisvolle Verfahren gegen Hufnagel in Gang gesetzt habe, so das Gericht. Nach eigenem Eingeständnis habe er aber mitgewirkt. Er habe dadurch an dem Zustandekommen des unmenschlichen Gerichtsurteils beigetragen und nun die Folgen zu tragen. Bicker habe das Verhalten Hufnagels mehrmals mit der Gestapo (Geheime Staatspolizei) und der Kreisleitung der NSDAP in Olpe besprochen und habe im Prozess vor dem Volksgerichtshof als Hauptzeuge ausgesagt. Er habe gegenüber dem Bruder des Verurteilten, Paul, geäußert, er habe den Kopf seines Bruders in den Händen und werde nicht eher ruhen, bis dieser Lump „kaputt“ sei. Vor dem Volksgerichtshof habe Bicker gesagt, um des dummen Josef Hufnagel und des „schwarzen Kreises Olpes“ wegen dürfe der Krieg nicht verloren gehen. Das Schwurgericht anerkannte die wahrheitsgemäßen Aussagen vor dem Volksgerichtshof, nämlich das Abhören feindlicher Sender und defätistische Äußerungen, als Zeugennotstand. Wegen der darüber hinausgehenden Tätigkeit als Gestapospitzel wurde Otto Bicker zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt bezeichnete das Strafmaß als an der untersten Grenze liegend. Nur aus besonderen Gründen habe es von einer Zuchthausstrafe und sofortiger Inhaftnahme abgesehen.

In der damals gerade von der nationalsozialistischen Diktatur befreiten sauerländischen Bevölkerung wurde das Urteil mit Kopfschütteln aufgenommen. Viele waren empört, dass der Tod des Josef Hufnagel keine Sühne gefunden hatte.

## 3. „Wat wohr is, draff me ok sien“

Die katholische Pfarrgemeinde St. Martinus in Dünschede bekannte sich erst nach dem Kriege öffentlich zu dem Opfer der Nazigewalt aus ihren Reihen. Auf der Tafel des Ehrenmals auf dem Dorfplatz in Dünschede, der Röthe, steht neben den gefallenen Soldaten auch der Name Josef Hufnagels.

Vikar Richard Wurm, der die Pfarrei seit 1938 verwaltete, war zweimal von der Gestapo

<sup>11</sup> Gekürzte Wiedergabe mit teils anderem Wortlaut bei: *Weisenborn, Günther: Der lautlose Aufstand. (=rororo Taschenbuch Ausgabe 507-508). Hamburg 1962, S. 298.*

<sup>12</sup> *Westfalenpost* Olpe vom 23.10.1948.

vorgeladen worden, da seine intensive Jugendarbeit den Nazis ein Dorn im Auge war. Er hatte wohl aus Furcht die Hinrichtung des Gemeindemitglieds 1944 nicht von der Kanzel verkündet. Erst nach dem Einmarsch der Amerikaner in Dünschede betete er öffentlich „für den verstorbenen Josef Hufnagel“. In der Pfarrchronik der St.-Martinus-Gemeinde legte Vikar Richard Wurm später für alle Zeiten Zeugnis über die barbarischen Vorgänge ab, als er unter 1944 vermerkte: *„Die Hölle ist los. Auch in unserer Gemeinde muß einer sein junges Leben deshalb lassen... Josef Hufnagel war ein harmloser Kerl. Er meinte: Wat woahr is, draff me ok sien [Was wahr ist, darf man auch sagen] ... Einer von den vielen, die so unschuldig zu Tode gemartert wurden. Alle Versuche, ihm das Leben zu retten, scheiterten. So unerbittlich, satanisch regierte Hitler.“*<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> *Pfarrchronik St.-Martinus-Pfarrei Dünschede 1944*: Niederschrift durch Vikar Richard Wurm, S. 128.

## XVII.

# „Alle Menschen stammen von Adam und Eva ab“ Katholische Sauerländer, Antisemiten und ‚Judenfreunde‘

Von Peter Bürger

Die ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichende Geschichte des christlichen Antijudaismus sowie die jüngere *regionale* Vorgeschichte der Judenhetze im „geistlich“ regierten Herzogtum Westfalen müssen wir an dieser Stelle überspringen. Spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts war eine judenfeindliche Grundhaltung im ‚Katholizismus‘ des Bistums Paderborn – und insbesondere auch des ehemals kurkölnischen Sauerlandes – gleichsam die Norm.<sup>1</sup> Keineswegs ging es dabei nur um „graue Theorie“. Bernhardine Padberg aus Velmede hat erzählt, nach ihrer Teilnahme an der Beerdigung der jüdischen Nachbarin Oma Oppenheim sei sie Mitte der 1920er Jahre zusammen mit anderen Nachbarskindern vom Vikar Piel bestraft worden: „Was uns einfiel, einer jüdischen Person noch im Tod die Ehre zu geben.“<sup>2</sup> Aus dem Paderborner Kurzkatechismus von 1937 hatten die Gläubigen folgendes zu lernen:

„18. Welches ist die größte Sünde des jüdischen Volkes? *Die größte Sünde des jüdischen Volkes war, daß es den Erlöser und seine Lehre verwarf. Das Christentum ist also niemals die dem jüdischen Volke eigene Religion gewesen.* [...] 32. Warum müssen wir unsere Familie und unser Volk besonders lieben? *Wir müssen unsere Familie und unser Volk besonders lieben, weil Gott uns mit ihnen durch die Gemeinschaft des Blutes besonders eng verbunden hat.*“<sup>3</sup>

Im August 1936 hatte die Kirchenleitung bereits über eine vom Franziskaner Tharsicius Paffrath (1879-1965) verfasste Beilage zum *Kirchlichen Amtsblatt* der Diözese Paderborn folgende Distanzierung verbreitet: „Daß das Alte Testament von jüdischen Schriftstellern verfaßt worden ist, war und ist für Christus und Christentum sehr nebensächlich [...]. Als Gottesbuch also, nicht als Judenbuch wurde das Alte Testament von Christus und Christentum übernommen“<sup>4</sup>. Der Paderborner Dogmatiker Bernhard Bartmann (1860-1938), ein aus Madfeld bei Brilon stammender Priester, hielt es noch 1938 für angebracht, ein Buch „*Der Glaubensgegensatz zwischen Judentum und Christentum*“ zu veröffentlichen.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Literatur: Frankemölle 1990, S. 148-150 u.v.a. Kapitel; Bürger 1993; Stüken 1999, S. 38-40, 101-102, 116-118; Bürger 2009\*; Bürger 2012, S. 553-740 (mit zahlreichen Verweisen auf Primärquellen sowie Forschungsliteratur, bes. von O. Blaschke; die Fortschreibung meiner Studie über ‚Juden als Thema der sauerländischen Mundartliteratur‘ für die Zeit ab 1919 steht noch aus); Bürger 2015\* (digitale Suche: „Juden“, „jüdisch“, „Judas“). – Noch nicht eingesehen haben ich folgenden Beitrag eines aus dem sauerländischen Würdinghausen stammenden Priesters und Theologieprofessors: *Liese, Wilhelm* [1876-1956]: Die Juden und das Wirtschaftsleben. In: *Theologie und Glaube* 4. Jg. (1912), S. 402.

<sup>2</sup> Zitiert nach: Oertel 2004, S. 96-97. – Vgl. jedoch auch folgenden Eintrag zu Anton Piel (1889-1961) als Pfarrer von Saalhausen: „1940 durch den Ortsgruppenleiter angezeigt, weil der Pfarrer die Kinder angewiesen hatte, nicht mit ‚Heil Hitler‘, sondern mit ‚Grüß Gott‘ oder ‚Guten Tag‘ zu grüßen. – Verhör und Verwarnung durch die Gestapo wegen Vertriebs religiöser Schriften und eines Gottesdienstes für Polen“ (Hehl 1998, S. 1204; vgl. Klein 1994, S. 263).

<sup>3</sup> Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn 1937, S. 10 und 15.

<sup>4</sup> Zitiert nach: Stüken 1999, S. 101. Vgl. ebd. weitere Ausführungen von Pater Paffrath zu Israel, in denen z.B. wörtlich eine „*Vergötzung des hebräischen Parasitenvolkes*“ (!) abgelehnt wird. Eine 56 Seiten starke, mit Imprimatur vom August 1936 versehene Druckausgabe des Werkes trägt auf der vorderen Umschlagseite Angaben zum Massenbezug: „Einzelpreis M. 0,75 [...], ab 500 Stück M. 0,55.“ (Paffrath 1937)

<sup>5</sup> Bartmann 1938\*.

Für die republikfeindliche – völkische – ‚Prominenz‘ aus dem katholischen Sauerland, die sich früher oder später dem Nationalsozialismus angeschlossen hat, ist antisemitische Agitation durchgehend nachgewiesen; zu diesem Kreis gehören der Priester Dr. Lorenz Pieper (NSDAP-Beitritt 1922) sowie die SHB-Künstlerkreis-Mitglieder Josefa Berens (NSDAP 1931), Georg Nellius (NSDAP 1937) und Maria Kahle (NSDAP 1940).<sup>6</sup> Aber auch der Heimatbund-Begründer und Priester Franz Hoffmeister hat schon 1921 einem „antikapitalistisch“ verkleideten Antisemitismus das Wort geredet.<sup>7</sup>

Deutlich andere Einstellungen vertraten Mitglieder des ‚linken‘ bzw. erprobt bürgerlich-demokratischen Flügels der Zentrumspartei, namentlich jene, die dem Friedensbund deutscher Katholiken (FdK) verbunden waren. Im Sauerland bekämpften FdK-Leute wie der vormals selbst antijudaistisch geprägte Josef Rüter<sup>8</sup> und der Hüstener Amtsbürgermeister Dr. Rudolf Gunst schon in den frühen 1920er Jahren den Antisemitismus, wobei Gunst den rechtsgerichteten, aus Olpe stammenden Generalvikar Arnold Joseph Rosenberg vergeblich um Beistand gebeten hat.<sup>9</sup> Der FdK, dem auch der später gegen die Judenverfolgung predigende Märtyrer Probst Bernhard Lichtenberg (1875-1943) angehörte, stand zur Spätzeit der Weimarer Republik gemeinsam mit Juden in einer ‚Friedensökumene‘.<sup>10</sup> Im Gegensatz zu *allen* deutschen Bischöfen hat der FdK im April 1933 (vor seinem Verbot) gegen den von der NSDAP ausgegerufenen „Judenboykott“ Stellung bezogen.<sup>11</sup> Dass ehemalige Mitglieder des Friedensbundes deutscher Katholiken dann auch im Sauerland während der NS-Zeit als ‚Judenfreunde‘ betrachtet wurden (s.u.), bestätigt das Gesamtbild.

Die nachfolgenden Ausführungen möchte ich ausdrücklich nicht in die lange Traditionslinie eines wohlklingenden, aber unwahrhaftigen „katholischen Selbstlobes“ stellen. Deshalb muss der Überschrift „Katholiken gegen Antisemitismus“ unbedingt die Feststellung hinzugefügt werden: Es geht hier um Einzelfälle, *Ausnahmen*, um mitmenschliche Verhaltensweisen, die 1933-1945 außerhalb des ‚Regelfalles‘ standen. Die weltanschaulichen Gegensätze zur NS-Ideologie hinderten das katholische Milieu im Sauerland „nicht daran [...], kaum Einsatz gegen die Diskriminierung der ortsansässigen Juden zu zeigen“<sup>12</sup>. Zu betonen ist jedoch, dass

<sup>6</sup> Vgl. zu diesen völkischen Persönlichkeiten auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de) die umfangreichen Dokumentationen: daunlots nr. 60, nr. 69, nr. 70, nr. 71. – Als echte Ausnahme ist die Mundartlyrikerin Christine Koch zu nennen, die gegen Ende der Weimarer Republik ebenfalls in völkisches Fahrwasser gerät und dennoch – auffälliger Weise – nach bisherigem Forschungsstand keine einzige antisemitische Zeile hinterlassen hat.

<sup>7</sup> Blömeke 1992, S. 58-59; Bürger 2010, S. 270-274 (Autoreneintrag).

<sup>8</sup> Vgl. Blömeke 1992, S. 35: „Rüter sprach [nach dem 1. Weltkrieg] direkt das hervorstechendste Merkmal der völkisch-nationalen Parteien an, den Antisemitismus, der aber weit über diese hinausreichte und vor allem auch unter Akademikern verbreitet war. Trotz einiger eigener religiös bedingter Überreste antijüdischer Ressentiments, die [1920] im Gottessmordvorwurf deutlich werden, wehrte er sich gegen eine konfessionelle und auch gegen eine rassistische Begründung des Judenhasses. Er wies darauf hin, daß Träger des vielbeschworenen ‚Wuchergeistes‘ längst nicht nur Juden waren, sondern auch Millionen von Christen das kapitalistische System unterstützten. Seine Konsequenz [1919]: ‚Man bekämpfe den jüdisch-liberalen Wuchergeist, dann aber auch den ‚christlich-deutschen‘ Wuchergeist.“ Vgl. zu Rütters Voten gegen den Antisemitismus auch: Blömeke 1992, S. 41, 58-59, 107.

<sup>9</sup> Vgl. zu Rüter und Gunst die ihnen gewidmeten Beiträge in diesem Sammelband (→IV, VIII, IX, XI), sowie Blömeke 1992 und daunlots nr. 61 auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de). Zum beschämenden Verhalten von Generalvikar Rosenberg: Tröster 2002, S. 180 (mit Verweis auf die Forschungen von Werner Saure).

<sup>10</sup> Vgl. Bürger 2014\*.

<sup>11</sup> Vgl. Jahnke/Rossaint 1997, S. 26 und Jahnke/Rossaint 2002, S. 53 (Belegquelle dort: *Der Friedenskämpfer* Nr. 4/1933, S. 84). Besondere Beachtung verdient auch der Hinweis von Dietmar Klenke auf den Abdruck eines „Appells der Reichsvertretung der deutschen Juden“ gegen die Boykott-Kampagne im Heiligenstädter Zentrumsorgan „Eichsfelder Volksblatt“ vom 30. März 1933 (in: Kuropka 2013, S. 376). – Zur Haltung der Bischöfe, insbesondere Faulhabers, zum ‚Judenboykott‘ 1933: Engelhardt 1995, S. 58-60 (beachte den Seitenhieb Faulhabers auch auf ‚getaufte Juden‘); Stüken 1999, S. 39 (mit Hinweis auf die Empfehlung B. Lichtenbergs, mit der sich Oskar Wassermann hilfeschend an Kardinal Bertram gewandt hat); Breuer 2003\*.

<sup>12</sup> Klein 1994, S. 583. In dieser Studie für den Kreis Olpe konnte ich keine Beispiele für solidarisches Verhalten von Katholiken gegenüber bedrängten jüdischen Mitbewohnern finden. Ebd., S. 516, 519 und 521 wird



das gleiche ‚Milieu‘ bei anderen – nämlich kirchenbezogenen – Fragen zu recht starken Formen des kollektiven Widerspruchs bereit und in der Lage gewesen ist.<sup>13</sup>

## 1. „Artvergessene Erbhofbauern“ am Pranger

Etwa sechs Millionen Juden in Europa wurden – wie sich schon führende Täter mit höchstem Rang Ende 1944 rühmten – ermordet, wobei 1941 bis 1945 systematisch auch ‚industrielle Tötungsmethoden‘ zur Anwendung kamen. Indessen wird heute die Shoa „nicht mehr ausschließlich als Geschehen in den Gaskammern gedeutet wird, da sich gezeigt hat, dass fast die Hälfte aller Opfer erschossen wurde – die Zahl an direkten Tätern liegt damit wesentlich höher“ als noch in jüngster Vergangenheit angenommen.<sup>14</sup> Ohne die Mitwirkung von *hunderttausenden* Helfern und ungezählten kleinen Helfershelfern und einen überall bis in den Alltag hineinwirkenden Propaganda-Apparat wäre dieser Massenmord nicht durchführbar gewesen. Nach Niederwerfung des deutschen Faschismus fiel es den meisten Menschen schwer, sich mit den Verbrechen auseinanderzusetzen. Die jüngere Generation hatte in Schule, Hitlerjugend oder BDM den Hass auf Juden eingetrichtert bekommen. Beim Nachbeten der entsprechenden Parolen wusste man freilich in jungen Jahren nicht unbedingt, was eine Umsetzung der Terrorparolen wirklich bedeuten würde. Ein sauerländischer Bildhauer hat dem Heimatforscher Paul Tigges mitgeteilt: „Auch wenn wir im Jungvolk sangen ‚Und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht’s noch mal so gut‘, dachten wir doch nicht an Herbert, unseren [jüdischen] Klassenkameraden.“<sup>15</sup>

Nach 1945 ist das Zusammenleben vor 1933 oftmals viel zu ideal dargestellt. Trotzdem bleibt kein Zweifel daran, dass zwischen jüdischen Familien und anderen sauerländischen Bewohnern während der Weimarer Republik in vielen Orten eine vergleichsweise gute Nachbarschaft geherrscht hatte. Diese Erfahrungen wirkten nach. Die Älteren waren keineswegs immer bereit, von heute auf morgen menschliche und geschäftliche Verbindungen abubrechen. Dagegen setzten die Nationalsozialisten schon im ersten Jahr ihrer Herrschaft Drohungen. In Olsberger „Mitteilungen der NSDAP“, die mit der Datumsangabe „10. August 1933“ in der Presse erschienen, wurde z.B. den Parteimitgliedern und der ganzen Bevölkerung die folgende „letzte Warnung“ des Propagandawartes bekanntgegeben: „Noch immer müssen wir die Feststellung machen, daß Parteimitglieder in den hiesigen jüdischen Geschäften ihre Einkäufe machen. Wir weisen nochmals auf die in den letzten Versammlungen bekanntgegebenen Verordnungen hin, die besagen, daß kein Parteimitglied in einem jüdischen Geschäfte kaufen darf. Wer trotzdem dabei betroffen wird, oder wer auch nur versucht, auf Umwegen Waren aus diesen Geschäften in seinen Besitz zu bringen, wird rücksichtslos, ohne Ansehen auf Person und Stand, aus der Partei ausgeschlossen. – Wie wir schon immer betont haben, ist

---

aufgezeigt, wie die weitgehend unter NSLB-Einfluss stehende Lehrerschaft (fast durchweg römisch-katholisch) in den Bannkreis der NS-Rassenkunde gerät.

<sup>13</sup> Hier nur zwei Beispiele: Vor dem Gerichtsverfahren gegen den Arnsberger Probst Joseph Bömer 1936 kommt die Gemeinde im überfüllten Gotteshaus zu ‚Sturmandachten‘ zusammen. Später finden sich über 2.000 Menschen vor dem Landgericht ein. „Bömer und der Kaplan gingen wie durch ein Spalier direkt zur vollbesetzten Kirche, in der das Lied ‚Alles meinem Gott zu Ehren‘ angestimmt wurde“ (J. Schulte-Hohbein). Nach einem Diabetes-Koma des inhaftierten Pfarrers sollen Arnsberger erklärt haben, sie wollten an der bevorstehenden Reichstagswahl nicht teilnehmen. Der Staat hütet sich hernach vor weiteren spektakulären Verfahren. – Im Juni 1941 wird das Pallottinerkloster in Olpe beschlagnahmt. Die Nachricht von der drohenden Abschiebung der Patres bewirkt zwei Tage lang einen regelrechten Aufruhr in der Stadt. Die Proteste ändern nichts an der Klosteraufhebung. Der NS-Staat hat aber vor der aufgeheizten Stimmung so viel Angst, dass die Verfahren gegen vier Demonstranten eingestellt werden. – Vgl. Übersicht und Literaturangaben zu kollektiven Protesten bei kirchenbezogenen Konflikten bzw. Repressionen in Anmerkung 154 des Beitrages →I für diesen Sammelband.

<sup>14</sup> Henkelmann/Priesching 2010\*, S. 27.

<sup>15</sup> Tigges 1992, S. 174.

es auch nationale Pflicht jedes andern Volksgenossen, der kein Parteimitglied ist, diese Geschäfte zu meiden. Sollten einige Andersgesinnte auch in Zukunft auf unsere Warnungen nicht hören, sehen wir dieses als Sabotage an, und sind gezwungen ihre Namen in der Öffentlichkeit bekanntzugeben. – Ebenso haben wir festgestellt, daß einige Pensionsbesitzer jüdische Kurgäste aufnehmen. Wir weisen die Besitzer darauf hin, daß es ihre eigene Schuld ist, wenn nationalsozialistisch gesinnte Männer die Häuser und Veranden meiden, wo sich jüdische Frauen und Männer breit machen. – Die Badeverwaltung Olsberg ist anderen Beispielen gefolgt und hat zur Sicherheit der öffentlichen Ruhe und Ordnung das Baden für Juden verboten.“<sup>16</sup>

In lokalen Forschungsbänden kann man nachlesen, wie das über Jahre aufgebaute Klima der Angst zu Verhaltensänderungen auch bei denjenigen führte, die den Antisemitismus der Nationalsozialisten ablehnten. Immer mehr Menschen pflegten nur noch heimlich – vornehmlich bei Dunkelheit – den Kontakt zu ihren jüdischen Nachbarn, Bekannten oder Geschäftspartnern. Insbesondere Beamte und andere beim Staat Beschäftigte sahen sich genötigt, hierbei große Vorsicht walten zu lassen.

### Das System des „Stürmers“: Einschüchterung

Da nach 1933 noch immer viele Juden als Viehhändler oder Metzger tätig waren, verwundert es nicht, dass sich die Denunzianten gerade auch Landwirte vornahmen, die an bewährten Beziehungen zu sogenannten „Nicht-Ariern“ hartnäckig festhielten. Die Rassenideologie der Völkischen und der Nationalsozialisten behauptete auf absurde Weise einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Bauerntum und Judentum<sup>17</sup>, wobei man die Verbote zu Niederlassung und Landerwerb aus alten Zeiten natürlich unerwähnt ließ. In einem auch im Sauerland eingesetzten Geschichtsbuch für Oberschüler von 1941 stand: „Wie die Geschichte aber beweist, hat sich der Jude überall und zu allen Zeiten stets nur durch Ausbeutung, niemals durch unmittelbare Urproduktion aus der Landschaft als Ackerbauer ernährt“<sup>18</sup>. Laut „Reichserbhofgesetz“ kam im 3. Reich nur dem die „Bauernfähigkeit“ zu, der rückwärts bis 1800 keine jüdischen Vorfahren im Stammbaum hatte. Dr. Claus Heinemann beschreibt in seiner Herrntroper Dorfchronik von 1981 die große Not seiner bäuerlichen Vorfahren, als man entdeckte, dass der Vater der Großmutter väterlicherseits aus einer jüdischen Familie stammte.<sup>19</sup> Ein Eintrag des Hofes in die „Erbhöferrolle“ wurde vom zuständigen „Anerbengericht“ in Kirchhudem abgelehnt. Ein Mitglied der Familie erhielt in anderer Sache allerdings von höchster Stelle am 2. Mai 1936 eine Sondererlaubnis: „Nach Vortrag des Chefs der Kanzlei des Führers der NSDAP habe ich aufgrund Ihres Gesuches auf dem Gnadenwege entschieden, daß Sie trotz Ihrer nicht rein arischen Abstammung weiterhin der NSDAP und der SA angehören können.“<sup>20</sup>

Ulrich Hillebrand hat in den 1980er Jahren zahlreiche Denunziationen von Landwirten des Altkreises Meschede im antisemitischen Hetzblatt „Stürmer“ ermittelt, die nachfolgend ausführlich dokumentiert werden sollen.<sup>21</sup> Unter der Überschrift „Juden als Verlobungsgäste“ erfolgte z.B. folgende, besonders ausführliche Verhetzung: „Der Erbhofbauer *Anton Eickelmann* aus Calle (Kreis Meschede) ließ für seine Tochter *Paula* durch den Viehjuden *Julius Ransenberg* einen Bräutigam ausfindig machen. Um dem Juden dafür seine Dankbarkeit zu bekunden, wurden zur Verlobung der Jude *Julius Ransenberg*, dessen Schwager und Rassegenosse *Ernst Kaufmann*, die Jüdinnen *Helene* und *Selma Ransenberg*, ferner die Jüdin-

<sup>16</sup> Zitiert nach: Bruns/Senger 1988, S. 117.

<sup>17</sup> Vgl. zu diesem aberwitzigen Vorurteil jetzt auch den bemerkenswerten Überblick über „Jüdische Landwirte und Landeigentümer in Westfalen“: Strottdrees 2014.

<sup>18</sup> Zitiert nach: Bruns/Senger 1988, S. 271.

<sup>19</sup> Heinemann 1981, S. 208-210.

<sup>20</sup> Heinemann 1981, S. 209.

<sup>21</sup> Hillebrand 1989, S. 201-204.

nen *Kaufmann* und *Wolf* eingeladen. Zwei Judenkinder sagten dem Brautpaar ein Gedicht auf. In Bauernhöfen, deren Besitzer den alten deutschen Bauernstolz in sich tragen, ist der Tag, an dem sich eines aus dem Geschlecht verlobt, ein Festtag. Von weit und breit kommt die Verwandtschaft zusammen. Die Verlobung ist in deutschen Bauernhäusern ein richtiges Familienfest. Ein Fremder würde als lästig und störend empfunden werden. Erst recht ein fremdrassiger Jude. Im Hofe des Bauern *Eickelmann* hat man dieses gesunde deutsche Empfinden nicht mehr. Bauernstolz und Standesehre scheinen dort verloren gegangen zu sein. Eickelmann trägt zwar den Ehrentitel Erbhofbauer. Die inneren Voraussetzungen dazu fehlen ihm.“ (Der Stürmer Nr. 42 / Oktober 1935)

Auch sogenannte „*Undankbare Erbhofbauern*“ aus der Nachbarschaft mussten sich zwei Monate später an den Pranger stellen lassen: „Lieber Stürmer! Der Erbhofbauer *Georg Babilon* aus Berge (Kreis Meschede) handelte früher nur mit deutschen Viehhändlern. Seit der nationalsozialistischen Revolution aber machen *Georg Babilon* und sein Sohn *Ferdinand* fast ausschließlich ihre Geschäfte mit dem Juden *Berthold Jakob* aus O[e]ventrop. So also danken die beiden Judenfreunde aus Berge dem Nationalsozialismus für die Rettung des deutschen Bauernstandes. K.“ (Der Stürmer Nr. 52 / Dezember 1935)

Im „Stürmer Nr. 28 / Juli 1936“ wurde den Lesern eine ganz abenteuerliche Verkaufssache aufgetischt: Der Mescheder „Talmudjude Max Ransenberg“ habe von einem Eversberger „Erbhofbauern und Judengenossen“ ein unbrauchbares Zugpferd als Schlachttier gekauft, dieses jedoch dem „Erbhofbauern O. in A.“ für 600 Mark als Arbeitspferd weiterverkauft. Auf Reklamation hin habe „der Jude das Pferd freiwillig um 420 Mark“ zurückgekauft. Der Vorfall bedeute für „alle anderen deutschen Bauern“ eine „neue Mahnung, den Fremdrassigen zu meiden“.

Weitere Einzelmeldungen bis 1938 findet man unter der Sparte „*Kleine Nachrichten – Was das Volk nicht verstehen kann*“:

- Der Bauer und Inhaber der Posthilfsstelle Hubert Rettler in Enkhausen bei Meschede (Sauerland) fuhr am 15. Januar 1937 beim Juden M. Ransenberg in Meschede vor und brachte 2 Stück Rindvieh in seinen Stall. (Der Stürmer Nr. 7 / Februar 1937)
- Der Bauer Stratmann aus Baldeborn bei Meschede i.W. macht Einkäufe beim Juden Hesse. (Nr. 17 / April 1937)
- Der Erbhofbauer und Bierverleger Josef Schlinkert-Badolf in Meschede (Sauerland) feierte seinen Namenstag im Beisein des Juden Albert Ransenberg. (Nr. 17 / April 1937)
- Der Erbhofbauer Schemme in Olpe bei Freienohl (Westfalen) handelt mit Juden. (Nr. 51 / Dezember 1937)
- Die Landwirte Josef Arens, Kaspar Reuter und Fritz Hoffmann in Serkenrode (Kreis Meschede i.W.) machen Geschäfte mit dem jüdischen Viehhändler Baer aus Hamm a.d.Sieg. (Nr. 6 / Februar 1938)
- Im Haus des Bauern Josef Grewe in Wennemen (Kreis Meschede i.W.) verkehrt der Viehjude Josef Jakob aus Oeventrop. Grewe erklärte am Tage der Nationalen Solidarität, er gäbe für das W.H.W. [NS-Winterhilfswerk] keinen Pfennig. (Nr. 11 / März 1938)
- Der Schafhalter und Bauer Josef Mütterich aus Enkhausen b. Meschede i.W. verkehrt bei dem Juden Hesse. (Nr. 29 / Juli 1938)
- Der Bauer Schulte von Drasenbeck bei Remblinghausen kaufte von dem Juden Hesse in Meschede ein gebrauchtes Speisezimmer. (Nr. 50 / Dezember 1938)

Beobachtet wurden allerdings insbesondere jene Bewohner, die in Abhängigkeit vom Staat ihren Lebensunterhalt bestritten: „Noch am 22. November 1938 klagte die Parteizeitung ‚Westfälische Landeszeitung / Rote Erde‘, es gebe selbst nach fünfjähriger nationalsozialistischer Staatsführung noch immer Leute, die vom Staat bezahlt werden oder die an dem Aufschwung der Wirtschaft verdienen, und die trotzdem ihr Geld in die jüdischen Geschäfte ge-

tragen haben, wovon die beschlagnahmten jüdischen Geschäftsbücher und Verzeichnisse eine eindringliche Sprache reden. ‚Die Leute sind erkannt‘, heißt es in der Parteizeitung, ‚und man wird schon bei passender Gelegenheit richtig mit ihnen umzugehen wissen und diese Juden-knechte ins rechte Licht stellen.‘<sup>22</sup>

### Bis 1938 „keine allzu großen Probleme“ für jüdische Schmallenberger?

Zu den Orten, die Mitte der 1930er Jahre noch immer im Visier der braunen Hetzer standen, gehörte Schmallenberg, wo es 1934 fast 60 jüdische Mitbürger gab. Am 14.8.1935 veröffentlichte die nationalsozialistische ‚Westfälische Landeszeitung – Rote Erde‘ unter der Überschrift ‚*Meidet Juden! Noch immer will man nicht schlau werden*‘ folgende Meldungen: ‚Schmallenberg. Der Einfluß jüdischer Geschäfte, Metzgereien und des Viehhandels hat in letzter Zeit wieder größere Formen angenommen, die der Nationalsozialismus nicht länger dulden darf. Neuerdings kaufen wieder eine ganze Anzahl Frauen unserer Volksgenossen ihr Fleisch beim Juden. Andere scheuen jedoch diesen offenen Weg, der sie öffentlich als Juden-knecht erkennbar macht und lassen sich die Ware, meistens in der Dunkelheit ins Haus bringen. – Diese Art undeutscher Frauen rekrutiert sich unglaublicherweise aus Frauen in Beamtenkreisen. Die Namen aller dieser Frauen sind bekannt und werden veröffentlicht, wenn keine Aenderung eintritt. Unglaublich ist es ferner, wenn angeblich gute Deutsche mit Juden noch Freundschaften unterhalten. Sie boykottieren damit das neue Deutschland und kennzeichnen sich selbst als Verräter an Volk und Staat. Selbstverständlich ist, daß auch diese im öffentlichen Leben Ansehen und Geltung verlieren, überhaupt als Nichtarier betrachtet werden müssen. Auch ihre Namen sind bekannt.‘<sup>23</sup> Drei Jahre später, so hat Josef Wiegel ermittelt, veröffentlichte ‚Der Stürmer‘ in einer Januarausgabe 1938 ‚die Namen von Schmallenbergern, die immer noch bei Juden ihr Fleisch kauften und bei ihnen verkehrten (Daniel Marburger, Josef Heße und Josef Voß)‘<sup>24</sup>. Beklagt wurde auch, die am Ort ansässige Firma Sophia Stecker lasse ihre Produkte von dem jüdischen Vertreter Alfred Funke vertreiben.

In Schmallenberg gab es einen im Sinne der Antisemiten schreibenden Heimatforscher Frenn Wiethoff<sup>25</sup> und auch Denunzianten. Doch insgesamt herrschte kein judenfeindliches Klima vor. Dies jedenfalls bezeugt ein Zeitzeuge, der an Vertuschungen kein Interesse hatte. Hans Frankenthal (1926-1999), Sohn eines angesehenen Schmallenberger Viehhändlers und jüdischen Zentrums-Anhänger, schreibt in seinen Erinnerungen als Auschwitz-Überlebender: ‚Am 10.11.1938 kamen also die Neheimer SS und SA in unsere Volksschule und bedrängten den damaligen Rektor Bergenthal mit der Frage, ob Juden in der Schule wären. Als er dies bestätigte, wurde er aufgefordert, alle jüdischen Kinder nach draußen zu rufen mit der Bemerkung, sie wären verhaftet. Rektor Bergenthal war ein sehr judenfreundlicher Mensch. Er kam diesem Befehl nicht nach, sondern bediente einfach während der Unterrichtsstunde die Pausenklingel. [...] In Schmallenberg gab es im Grunde sehr viele judenfreundliche Menschen, vereinzelt jedoch auch Hitleranhänger und Antisemiten. Doch bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir in Schmallenberg als Juden noch keine allzu großen Probleme gehabt. [...] Mein Vater brachte es fertig, von einem guten Freund, einem Schmallenberger Arzt, arbeitsunfähig geschrieben zu werden. So konnte er nachts bei seiner früheren Kundschaft auf Hamstergänge gehen und uns helfen, diese Zeit besser zu überbrücken. Es war auch von Vorteil, daß wir in einer guten Verfassung waren, als wir kurze Zeit später ins Konzentrationslager eingeliefert

<sup>22</sup> Schumacher 1969/1982, S. 10. – Bezeichnend für die Wahrnehmung im Jahr 1969 ist die Anmerkung, die ebd., S. 10 dem Hinweis auf die ermordeten Juden aus dem Altkreis Arnsberg direkt folgt: ‚In einer PH-Seminararbeit ‚Die Juden in Arnsberg‘ ist ein tröstliches Wort zu lesen: ‚Viele [sic!] Bürger halfen ihren jüdischen Mitbürgern und verhalfen ihnen zur Flucht ins Ausland, sogar der damalige Polizeikommissar.‘

<sup>23</sup> Zitiert nach: Bruns/Senger 1988, S. 119.

<sup>24</sup> Zitiert nach: Bruns/Senger 1988, S. 119.

<sup>25</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 718.

wurden. [...] Wir haben, solange es möglich war, mit Leuten gesprochen. Wenn es über Tag nicht ging, kamen die Leute nachts zu uns. Ich kann mich erinnern, daß an Weihnachten 1938, nach der ‚Kristallnacht‘, uns die Nachbarn, die Bauern und gute Freunde meines Vaters so viele Pakete hinter die Haustür gestellt hatten, daß es für viele Wochen reichte.“<sup>26</sup>



Hans Frankenthal ( Foto: Bundesverband Beratung & Information für NS-Verfolgte)

### Hetzparolen im „Musterdorf“ Bödefeld

Im nahen Bödefeld wollten die Nationalsozialisten laut Bericht vom Juli 1936 ein sogenanntes „Musterdorf“ entstehen lassen – u.a. ohne verschandelnde „Anschlagtafeln und Reklameschilder“<sup>27</sup>. Nicht zu den „Verschandelungen“ zählte die örtliche NSDAP einen riesigen „Stürmerkasten“ in der Dorfmitte, den sie laut Meldung des „Stürmers“ (Nr. 41/Okt. 1936) im gleichen Jahr aufstellte.<sup>28</sup> Dieses auf einem Foto mit vielen Schaulustigen abgebildete Monstrum war umrahmt von folgenden immerwährenden Hetzparolen: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel der Weltgeschichte. – Der Jude siegt mit der Lüge, stirbt mit der Wahrheit.“

Denkbar ist, dass die besonders scharfe Hetze am Ort auch mit der Predigt eines auswärtigen Ordenspriesters zusammenhängt. „Der Stürmer“ (Nr. 6 / Februar 1937) brachte unter der Überschrift „*Dominikanerpater und Erntedankfest*“ nämlich folgende Zuschrift aus dem Sauerland: „Lieber Stürmer! Mit Freude können wir heute feststellen, daß Dein unentwegter Kampf gegen das Judentum auch im *Sauerland* Verständnis findet. Viele Volksgenossen sind durch Deine Aufklärung zur Besinnung gekommen und beschäftigen sich mit der Judenfrage. Wie dringend aber eine weitere Aufklärung noch notwendig ist, möge Dir folgender Vorfall beweisen. Am deutschen Erntedankfest des vergangenen Jahres predigte in *Bödefeld* ein Dominikanerpater. Er kam auch auf die Einrichtung des Erntedankfestes zu sprechen. Unter anderem sagte er, das Erntedankfest wäre ein uraltes Fest und stamme vom *jüdischen* Volke ab. Die Juden hätten in ihrem Laubhüttenfest als erste das Erntedankfest gefeiert, nicht aber ein

<sup>26</sup> Zitiert nach: Bruns/Senger 1988, S. 155-163.

<sup>27</sup> Bruns/Senger 1988, S. 326-328.

<sup>28</sup> Hillebrand 1989, S. 201.

heidnisches Volk und erst recht nicht ‚unsere heidnischen Vorfahren‘. Lieber Stürmer! Die Zuhörer wußten natürlich sofort, wo der sonderbare geistliche Herr hinaus wollte. Es gehört schon ein sonderbarer Geschmack dazu, unser Erntedankfest in einem Atemzug mit dem jüdischen Laubhüttenfest zu nennen. Aber so sind sie nun einmal, gewisse Vertreter der Geistlichkeit! Lieber singen sie ein Loblied des Judentums als daß sie dem Neuen Deutschland die Verdienste zusprechen, die ihm gebühren. O.“<sup>29</sup>

Das schon am 20. April 1923 gegründete Hetzblatt „Der Stürmer“ war ein wichtiges Medium, das die genehmen Feindbilder sowie ein Klima der Angst verbreitete und seinen Begründer Julius Streicher steinreich machte. Die Leserschaft wurde angestachelt, im nahen Umfeld überall herumzuschnüffeln und „Judenfreunde“ ausfindig zu machen. Die Einsendungen kamen dann jedoch ohne namentliche Nennung der Denunzianten zum Abdruck. Eine gruselige Momentaufnahme zur Wirkweise der auch im Sauerland überall aufgestellten „Stürmer-Kästen“ hat Paul Tigges für den Kreis Olpe mitgeteilt.<sup>30</sup> Vor den hinter Glas ausgestellten „Juden-Karikaturen“ sitzt ein ‚geistesbehinderter Junge‘ und ruft aus: „Schaut euch nur die Fressen an! Die müssen alle verschwinden!“ Dieser Junge hat für seine Parolen Prügel bezogen, doch ein Antisemit ist er vermutlich nicht gewesen.

## 2. Manche Sauerländer ließen sich durch die Propaganda nicht einschüchtern

Den zahlreichen Hetzmeldungen aus dem Blatt „Der Stürmer“ gegen ‚judenfreundliche Bauern‘ ließen sich durch Beispiele für andere Berufsgruppen auf mehreren Seiten fortsetzen. Bisweilen wurden regelrechte Sammelmeldungen der folgenden Art abgedruckt: „*Mescheder Allerlei*: In Meschede (Westfalen) ereignete sich folgendes: Der *Deutsche Sportverein Eslohe* legte einen Riesenkranz auf dem Grabe des Juden *Goldschmidt* nieder. – Der Lehrer *Protz* vom NSDFB ließ seine Uniform beim Juden umändern. – Justizobersekretär Suhr erklärte: ‚Ich kaufe beim Juden. Die Menschen sind gleich, denn sie stammen alle von den Juden (!) Adam und Eva ab!‘ – Der deutsche Lehrer *Simon* ließ von einem jüdischen Gastschüler hebräische Wörter auf die Wandtafel schreiben. Die deutschen Kinder mußten das Zeug abmalen und lernen. – Wahrlich, ein nettes vierblättriges Kleeblatt: Der artvergessene Sportverein neben dem Stahlhelm-Judenknechte Protz, der mit Gehirnerweichung gesegnete Justizobersekretär neben dem hebräisch angesäuselten Lehrer! *Es wird höchste Zeit, daß wir ein Museum für rassenpolitische Abnormitäten schaffen. Meschede wird uns einige Prachtexemplare liefern!*“ (Der Stürmer Nr. 9 / Februar 1935) Im Februar 1938 wurde auch der „Sattlermeister und Schafhalter Johann Kotthoff, in der Beringhauser Straße 1 zu Meschede“ an den Pranger gestellt, weil er erklärt haben sollte: „Ich kaufe auch in Zukunft beim Juden, das sind meine besten Kunden und die bei mir wohnende Jüdin ist eine angenehme Mieterin.“ (Der Paderborner Stadtbaurat *Paul Michels* (1882-1970), Sohn eines Fabrikarbeiters und Schlossers in Neheim, wird 1935 aufgrund von Einkäufen in einem jüdischen Geschäft angefeindet und am 29.7.1936 zwangsweise in den Ruhestand versetzt.<sup>31</sup>)

### „Auf Juden schimpfen – das einzige, was die ganzen Onkels können“

Auf das eindrucksvolle Zeugnis des Mescheder Arbeiters *Willi Lindemann* (1910-1940) stößt man in dem unersetzlichen Band „Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland“ (2003) von Otilie Knepper-Babilon und Hanneli Kaiser-Löffler, der zahlreiche sonst nirgendwo berücksichtigte Mitteilungen zu den Altkreisen Meschede, Brilon und Arnsberg ent-

<sup>29</sup> Zitiert nach: Hillebrand 1989, S. 201.

<sup>30</sup> Tigges 1992, S. 37.

<sup>31</sup> Frankemölle 1990, S. 149; Bürger 2010, S. 425-426.

hält.<sup>32</sup> Lindemann hatte schon acht Jahre lang für das Bekleidungs­geschäft der jüdischen Brüder Hesse gearbeitet, als ihn die nunmehr auch staatlich angeheizte antisemitische Propaganda zu einem Gegner der Nazis werden ließ. Ende 1933 beschrieb er im Brief an eine ehemalige jüdische Arbeitskollegin, die auch bei Hesse in Meschede beschäftigt gewesen war, Folgendes von seinem Besuch einer Versammlung des Handlungsgehilfen-Verbandes am Ort: „Im Verlauf seiner Ausführungen hat er [der von auswärts gekommene Redner] schwer auf die Juden geschimpft, das ist ja auch das einzige, was die ganzen Onkels können. Nach der Rede habe ich dann alle erst so ziemlich nach Hause gehen lassen und mir dann den Onkel gepackt. Daß mir nichts passieren konnte, mich erst als begeisterten Nationalsozialisten vorgestellt und ihm dann [...] was vor die Pläte gesagt. Ihm die weisen Juden geschildert und örtliche Verhältnisse klargemacht. Ich hatte ihn schließlich so weit, daß er ... zugab, daß wir als SA-Männer immer, wenn auch nur dem Schein nach, mitmachen müßten und dem Führer A...loch H[itler] die Treue schwören ...“. Den Brief sollte eine jüdische Bekannte Lindemanns auf einer Reise überbringen, aber er wurde im November 1933 von den deutschen Grenzbehörden im Rahmen einer Devisenkontrolle entdeckt und gelesen. Hernach warf man Willi Lindemann die „Verbreitung von Hetz- und Greuelpropaganda im Ausland“ und eine „Verächtlichmachung des Führers“ vor. Nach einer 14tägigen Haftzeit im Mescheder Gefängnis erfolgte für fünf Monate seine Einweisung in das Konzentrationslager Papenburg.

Nach seiner Entlassung aus dem KZ nahm Lindemann seine Arbeit im Geschäft der Brüder Hesse wieder auf und hielt auch sonst den Kontakt zur Familie des jüdischen Arbeitgebers aufrecht, was zu einer Anprangerung im „Stürmer“ führte. 1938 mussten die Inhaber Hesse ihr Geschäft aufgrund des zunehmenden Terrors schließen. Im „Stürmer“ Nr. 30 vom Juli 1938 konnte man vorab folgende Zuschrift lesen: „Es gibt bei uns nur noch ein öffentliches Geschäft, das einem Fremdrassigen gehört, nämlich die Firma L. Hesse. Aber auch hier schweben Verkaufsverhandlungen, so daß wir mit Zuversicht hoffen können, daß Meschede schon in aller Kürze gänzlich von Judengeschäften befreit sein wird.“ Bis zuletzt hatte Willi Lindemann für die Inhaber Hesse gearbeitet. Nach Kriegsbeginn wurde er sofort zu einer kurzen Grundausbildung und dann an die Front geschickt. Im Mai 1940 traf ihn in Frankreich den Soldatentod.

### Altkreis Brilon: Ein Katholik als „Judenbannerführerhäuptling“

Im oberen Sauerland zeigten sich insbesondere einige friedensbewegte Linkskatholiken immun gegenüber der jüdenfeindlichen Hetze. Hier hatte es im 19. Jahrhundert einen vergleichsweise hohen Anteil an jüdischen Bewohnern und leider auch einige besonders hässliche antisemitische „Volksüberlieferungen“ gegeben. Erfahrungen eines guten Miteinanders aus der Zeit der Weimarer Republik wurden im ‚Dritten Reich‘ alsbald vergessen. Bevor man in Hallenberg Mitte der 1930er Jahre jeglichen Zuzug von Juden vorausseilend unterbinden wollte, gab es dort allerdings noch nach der ‚Machtergreifung‘ im Kriegerverein die Ehrung eines kurz zuvor gestorbenen jüdischen Vereinsmitglieds, bei welcher „sich sämtliche Mitglieder von ihren Plätzen erhoben“.<sup>33</sup>

Der Briloner Zentrumsmann *Wilhelm Schieferecke*, schon Anfang 1933 von den Nazis aus der Stadtverordnetenversammlung ausgeschlossen, blieb trotz Repressionen ein „unerschrockener Kollege“ des jüdischen Handwerkers Albert Neuwahl, mit dem er als selbstständiger Schneidermeister ca. 20 Jahre zusammengearbeitet hatte.<sup>34</sup> In Schiefereckes Haus wohnte die jüdische Familie Willon, die dort auch eine Verkaufsstelle unterhielt. Während der NS-Zeit hatte dieser Schneider nur wenig Kundschaft. – Sein Bruder *Anton Schieferecke* (1882-1962), Schreinermeister, vormals lokaler Vorsitzender des Reichsbanners (zum Schutz der Republik)

<sup>32</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 95.

<sup>33</sup> Bruns/Senger 1988, S. 142.

<sup>34</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 134

und Mitglied im Friedensbund deutscher Katholiken (FdK), wurde von den Nazis als „Judenbannerführerhauptling“ bezeichnet, als Sparkassenvorstandsmitglied abgesetzt und von allen öffentlichen Aufträgen ausgeschlossen.<sup>35</sup> – Beide Brüder Schieferecke kamen als bekannte Regimegegner nach dem 20. Juli 1944 für kurze Zeit in Haft.

Der Medebacher *Franz Butterwege* (1881-1956), ebenfalls Mitglied im Friedensbund deutscher Katholiken, wurde als „Judenfreund“ bedroht und im Zuge der Ereignisse in der Reichspogromnacht zusammen mit seiner Frau tötlich angegriffen.<sup>36</sup>

Die Niedermarsbergerin *Elisabeth Westemeyer* (Jg. 1883) hatte ab Juni 1938 ein knappes Jahr in einem jüdischen Altersheim in Kassel gearbeitet.<sup>37</sup> Die Stelle musste sie auf Betreiben der Gestapo am 1.9.1939 verlassen. In der Folgezeit kritisierte sie in der Öffentlichkeit sehr scharf „das Vorgehen des Naziregimes gegen die jüdische Bevölkerung“ und wurde dann auf eine Anzeige hin beim Amtsgericht Marsberg „wegen Vergehens gegen das Heimtücke-gesetz (Beleidigung des Führers)“ zu einem Jahr Gefängnishaft – vom 10.10.1939 bis 10.10.1940 verurteilt. – In Niedermarsberg war übrigens, wie aus einem Protestschreiben des „Reichsbundes Jüdischer Frontsoldaten e.V.“ vom 3.9.1934 hervorgeht, über dem lokalen Stürmer-Schaukasten schon früh folgende Drohung in Großbuchstaben zu lesen: „Platz für Deutsche, die noch beim Juden kaufen.“<sup>38</sup>

Der in Olsberg lebende Regimegegner *Heinrich Saalfelder* (1898-1956) übte ein Wander-gewerbe mit Kräutertee aus und stand unter staatlicher Beobachtung.<sup>39</sup> Nachdem der jüdische Geschäftsmann Julius Stern und dessen Gattin die Änderungsschneiderei von Frau Saalfelder aufgesucht hatten, stellte ein Polizist in der ganzen Nachbarschaft demonstrativ Fragen. In der nachfolgenden Nacht wurde den Saalfelders das Wort „Judenknecht“ an die Hauswand geschmiert. Am 3.10.1938 warf man Saalfelder, der im Olsberger Stürmerkasten auch als „Halbjude“ angeprangert wurde, die Fensterscheiben ein.

#### Altkreis Arnsberg: „So etwas können nur Wahnsinnige machen“

Der Arnsberger Kreisbaurat Dr. *Karl Freckmann* (geb. 1890 in Bremen), ehemals Mitglied des Zentrums, soll schon 1934 geäußert haben, „diesen Staat könnte man nur noch durch passive Resistenz bekämpfen“<sup>40</sup>. Er wurde durchgehend bespitzelt, nachdem sein einziger Bruder Wilhelm Freckmann (1894-1945), geistlicher Generalsekretär des Bonifatiuswerkes, am 24.10.1935 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Weil Freckmann auf einer Dienstreise Ende Oktober 1936 unter Missachtung geltender Vorschriften „den Juden Rudolf Grüneberg von Arnsberg nach Neheim-Hüsten mitgenommen“ hatte, sollte er 50 RM Straf-geld bezahlen. Der Baurat gab an, er habe aus Mitleid gehandelt, und legte – erfolgreich – Widerspruch gegen die Zahlung der Geldstrafe ein. Nach dieser Verwarnung hielten die Kon-flikte mit dem Regime an. Im Oktober 1938 floh Dr. Freckmann in die Niederlande, um An-fang 1939 nach Brasilien auszuwandern.

*August Nelskamp*, Schuhmachermeister in Arnsberg, war nach eigenem Bekunden „ein Gegner des Nationalsozialismus ... aufgrund meiner katholischen Einstellung“<sup>41</sup>. Er ist wegen seiner Solidarisierung mit den jüdischen Mitbürgern so schwer misshandelt worden, dass sich hernach sogar Lähmungserscheinungen zeigten. Aus Angst vor der Gestapo hat Nelskamp jedoch keinen Arzt aufgesucht. Zu den Vorgängen liegen folgende Erinnerungen von ihm selbst vor: „Bei dem Juden-Pogrom 1938 stand ich mitten in einer größeren Menschenmenge vor dem Arnsberger Rathaus, als man den Arnsberger Juden Falk, der schwer misshandelt

<sup>35</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 135.

<sup>36</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 135.

<sup>37</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 145-156.

<sup>38</sup> Bruns/Senger 1988, S. 379.

<sup>39</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 145; zu seinem Bruder vgl. Hehl 1998, S. 1158.

<sup>40</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 200-202.

<sup>41</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 202-203.



worden war, auf einer Bahre davontrug. Ich war über die seit dem frühen Morgen gegen die jüdische Bevölkerung eingeleiteten Maßnahmen zutiefst erschrocken und auf das äußerste erregt. Als daher eine in meiner Nähe stehende, mir nicht bekannte Frau ausrief: ‚Schlagt die Hunde alle tot, dass sie verrecken‘, erwiderte ich in scharfem Ton: ‚Sie sollten sich schämen, so etwas zu sagen; so etwas können nur Wahnsinnige machen; das ganze deutsche Volk wird darunter noch zu leiden haben.‘ Kaum hatte ich dies ausgesprochen, erschien ein großer, kräftiger Mann in SA-Uniform, der sofort begann, nach Kräften auf mich einzuschlagen, wobei er immer wieder auf meinen Kopf einschlug.“<sup>42</sup>

Einzelne Nachrichten für das – bis zur ‚Machtergreifung‘ weithin ganz vom Zentrum dominierte – kölnische Sauerland gibt es auch zu ehemaligen Mitgliedern linker Parteien, die sich mit Juden solidarisierten. Der schon 1933 vorübergehend im KZ inhaftierte Neheimer Kommunist *Paul Hengesbach* wurde 1943 in Kiel „wegen Heimtücke“ vor Gericht gestellt und verurteilt. Er hatte u.a. gesagt, „den Juden müsste [als Deutschen] das gleiche Recht zugestanden werden.“<sup>43</sup> – Der Sozialdemokrat *Walter Paul* (1886-1960) musste sich nach dem missglückten Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 einer drohenden Verhaftung entziehen und fand ein Versteck in Freienohl, wo er nach Kriegsende auch Mitglied des SPD-Ortsvereins war.<sup>44</sup> Vor seiner Flucht ins Sauerland hatte W. Paul dem jüdischen Ehepaar Royce in Berlin geholfen, unterzutauchen und die Verfolgung zu überleben.

Wie die Menschen, ob Nazis oder nicht, sich verhielten, das hatte natürlich viel auch mit familiären Vorbildern und Prägungen zu tun. Das folgende, leider anonymisierte Zeugnis aus dem Kreis Olpe hat Paul Tigges 1992 mitgeteilt: „Unsere Familie hatte zu Juden ein gutes Verhältnis. Selbst Heinz, der sich von den Nationalsozialisten einfangen ließ, mochte ihre Judenhetze nicht. Meine Mutter war einige Jahre in einem jüdischen Textilgeschäft Verkäuferin gewesen, bevor sie heiratete. Sie hatte zu dieser Familie, als wir Kinder heranwuchsen, immer noch eine so gute Verbindung, daß sie Jahr für Jahr zu Weihnachten ein Paket geschickt bekam. Mit Textilien und Süßigkeiten. Wir Kinder freuten uns jedesmal darauf. Mein Vater war im 1. Weltkrieg mit einem jüdischen Juwelier zusammen in Frankreich Soldat gewesen. Sie schrieben sich jedes Jahr zu Weihnachten. Willi hatte ein fast freundschaftliches Verhältnis zu Max Maier. Als er am Tag der Reichskristallnacht 1938 gesehen hatte, daß Max mit einem Schild durch die Straße geführt wurde, kam er ganz erschüttert nach Hause. ‚Diese Schweine, die bringen sie alle um‘, sagte er. Er wartete, daß der Pfarrer und der Bischof etwas sagten. Als das nicht geschah, war er sehr enttäuscht über seine Kirche.“<sup>45</sup>

### Reichspogromnacht in Altenhundem: „Alle haben geschwiegen“

In seinem Buch „Jugendjahre unter Hitler“ (1984) hat *Paul Tigges* als Augenzeuge seine Erinnerungen an den 10. November 1938 veröffentlicht: „Es gibt Bilder, die man nicht vergisst, Eindrücke, die sich so eingepägt haben, dass sie uns ein Leben lang begleiten. Ein solches Bild ist für mich der Tag der ‚Reichskristallnacht‘, der 10.11.1938. Ich sehe mich als 15jährigen Obertertianer in einer dichten Menschenmenge auf dem Bürgersteig der Hundemstraße in Altenhundem stehen. Es ist nachmittags 3 Uhr. In der Nähe der Mietskaserne der Eisenbahn hängt der Stürmerkasten, von dem aus seit Jahren gegen Juden, Pfaffen und Kommunisten gehetzt wird. Gegenüber werden aus dem 1. Stock der beiden jüdischen Geschäftshäuser von SA-Leuten die letzten Uhren und kleinere Möbelstücke geworfen. Die Schaufensterscheiben sind eingeschlagen, der Bürgersteig ist übersät mit Scherben und zerbrochenem Gerät. Plötzlich entsteht vom Bahnhof her eine Bewegung, laute Kommandos sind zu hören. – Dann kommt ein Zug von SA-Leuten vorbeimarschiert. In der Mitte führen sie

<sup>42</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 202.

<sup>43</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 258.

<sup>44</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 233.

<sup>45</sup> Tigges 1992, S. 37.

einen Jungen, einige Jahre älter als ich. Es ist Otto Neuhaus, der Sohn des jüdischen Metzgers. Bleich schaut er zu Boden, um den Hals ein Schild. Er kam von der Arbeit in einer Littfelder Fabrik und wird an seinem Elternhaus vorbei zum Gefängnis in Kirchhundem gebracht. Die Menge ist erstarrt, keiner spricht ein Wort. Da kommt die Mutter, eine große, weißhaarige Frau, aus der Haustür gestürzt. Sie sieht nicht die Scherben und Trümmer um sich, sie sieht nur ihren Sohn, den man gefangen vorbeiführt. Sie rauft sich um die Haare und hebt die Hände. Sind es Verwünschungen? Ist es ein Flehen um Gottes Hilfe? Neben mir schreit hysterisch eine Frau auf und weist auf die verzweifelte Mutter: ‚Seht einmal diese alte Hexe!‘ Alle haben geschwiegen, keiner hat sich gerührt. Auch später hat keiner protestiert.<sup>46</sup> Ergänzend heißt es zehn Seiten weiter in Mitteilungen von *Maria Stipp*: „Den Otto, den Jüngsten, haben sie im Zuge vom Bahnhof abgeholt [...]. Er trug ein Schild ‚Ich bin der letzte Judenlummel‘. [...] Der Anführer von der SA war einer von Saalhausen.“<sup>47</sup>

In seinem Beitrag zu einem Ausstellungskatalog von 1988 zieht Paul Tigges zu den Ereignissen im Zusammenhang mit den Reichspogromen von 1938 folgendes Fazit: „Die Mehrheit der Bevölkerung im Kreis Olpe war über die Vorgänge erstarrt und erschrocken. Aber keiner wagte zu protestieren. Nur Frau Therese Kemper, geb. Zeppenfeld in Olpe äußerte offen ihren Unmut. Sie wurde deswegen verhaftet und war mehrere Wochen im Gefängnis Siegen eingesperrt.“<sup>48</sup> – Als am 10. November 1938 die Synagoge in Schmallenberg in Brand gesteckt worden war, soll eine ortsansässige Frau dies so laut als Schande bezeichnet haben, dass sie „mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden musste“.<sup>49</sup>

### 3. Unangepasste Seelsorger und Gläubige: „Das Heil kommt von den Juden“

Seit dem II. Vatikanischen Konzil (1962-1965) bekennt sich die römisch-katholische Weltkirche zur engen Verbundenheit mit den Juden, den „älteren Geschwistern“ der Christen. Einige sauerländische Seelsorger und katholische ‚Laien‘ haben während der nationalsozialistischen Herrschaft zugunsten der verfolgten Juden das Wort ergriffen. Zu dieser Zeit war das allerdings alles andere als selbstverständlich! Wie schon eingangs vermerkt, geht es in diesem Beitrag um Wortmeldungen und Verhaltensweisen, die es verdienen, als echte *Ausnahmen* hervorgehoben zu werden. Erst im Licht einer denkbar traurigen Vorgeschichte können wir sie richtig würdigen.

Im 19. Jahrhundert kamen aus dem Bistumssitz Paderborn schlimme Hetzschriften, zu deren Urhebern Bischof Konrad Martin (1812-1879) und der aus Winterberg stammenden geistliche Kirchenzeitungsgründer Joseph Rebbert (1837-1897) gehörten. Bei den sozialkatholischen Pionieren im letzten Drittel gehörten Polemiken gegen „die Juden“ gleichsam zum Standard, so leider auch beim frühen geistlichen Sozialanwalt und Zentrums-Pionier Franz Hitze (1851-1921) aus dem Kreis Olpe.<sup>50</sup> Ein J. Rebbert nachfolgender Chefredakteur der Bistumszeitschrift „*Leo – Sonntagsblatt für das katholische Volk*“ verbreitete 1920 folgende Hetzzeilen:

„Das beständige Mißtrauen und der oft erbitterte Kampf aller christlichen Völker und Regierungen des Mittelalters zwingt uns zu dem Schlusse, daß die Schuld am Judentum selber liegen muß. So ist es in der Tat! Wo immer Juden emporkommen, [...] zeigen sie sich als Bedrücker der Völker und Verfolger des Christentums.“<sup>51</sup>

<sup>46</sup> Tigges 1984, S. 119.

<sup>47</sup> Tigges 1984, S. 129.

<sup>48</sup> Bruns/Senger 1988, S. 168.

<sup>49</sup> Bruns/Senger 1988, S. 125.

<sup>50</sup> Hitze 1877\*, S. 242, 244, 245.

<sup>51</sup> Zitiert nach: Frankemölle 1990, S. 148 (Aufsatz von Ulrich Wagener).

Wie viele Priestergenerationen mögen das Kirchenvolk judenfeindlich unterwiesen haben? Die Belege für entsprechende Äußerungen – und Taten – in Folge der schon zur Einleitung dieses Beitrages genannten unseligen Tradition, die gerade auch unsere Landschaft betreffen, sind jedenfalls Legion.<sup>52</sup> Anfang der 1990er Jahre habe ich sauerländische Zeitzeugen befragt. Mein Vater (Jg. 1927) betonte für die Jahre bis 1945: „Über Juden hat unsere Geistlichkeit kein gutes Wort verloren.“ Ein Attendorner Mundartdichter (Jg. 1924) gab 1980 für die Zeit seiner widerständigen katholischen Jugendbewegtheit unter dem NS-System zu Protokoll: „Mit den Juden, das wissen Sie ja, das war nicht unsere Sache. So waren wir aufgewachsen und erzogen worden.“<sup>53</sup> Kirchlicherseits war man – wie die einschlägigen Publikationen zeigen – darauf bedacht, beim NS-Staat nicht in den Ruf der ‚Judenfreundlichkeit‘ zu geraten.

Offene Proteste der Kirchenleitung gegen Verfolgungsmaßnahmen blieben nicht nur im Jahr der Machtübernahme aus, sondern auch, als man 1938 vor den Augen aller Öffentlichkeit jüdische Mitmenschen auf Dorfstraßen oder städtischen Plätzen misshandelte. Das katholische Milieu erhielt von seinen Hirten keine Ermutigung, sich mit den „Kindern Israels“ zu solidarisieren. Die vormals dem politischen Katholizismus nahestehende „Sauerländer Zeitung“ (Kreis Brilon) berichtete übrigens schon im Zusammenhang mit dem Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 durchaus im Sinne der Nationalsozialisten.<sup>54</sup>

Selbst in einer ausgesprochen regimekritischen Kirchweihpredigt des Winterberger Vikars Eugen Hammeke (1907-1974) gegen Spitzel vom November 1935 spiegelt sich die Tradition der alten Vorurteile<sup>55</sup>: „Mt. [Matthäus] sagt: Mein Haus wird ein Bethaus genannt, d.h. dieses Haus ist so zum Beten geeignet, daß es jeder als Bethaus erkennen kann und anerkennen muß, der mit gutem Willen kommt. Wie traurig daher, wenn katholische Christen zum Gotteshaus kommen, scheinbar um zu beten, in Wirklichkeit um [...] gar ihre Geistlichen zu bespitzeln. Heuchler sind es, Pharisäer, zwar nicht mit krummen Nasen, aber mit krummen Herzen. Und ich rufe euch des Heilands Wort entgegen: ‚Ihr seid Kinder eures Vaters, des Teufels‘ (Joh. 8,44).“

### „Wir alle, gläubige Christen und Juden, gehen einer schweren Zeit entgegen“

Einige wache Katholiken in der Region haben jedoch schon sehr früh den Judenhass der Nationalsozialisten als Angriff auch auf das Christentum empfunden. Der christliche Gewerkschafter und Zentrumsmitglied *Fritz Busse* (geb. 1889 in Bochum) war seit 1931 Arbeitsamtsdirektor in Bestwig, wurde aus dieser Position aber im April 1933 von den Nationalsozialisten verjagt. In der Folgezeit versuchte er u.a., sich als Vertreter seinen Lebensunterhalt zu verdienen.<sup>56</sup> In Siedlinghausen soll er bei Vertreterbesuchen geäußert haben, „dass er von der kirchengegnerischen Einstellung der NSDAP schon immer überzeugt gewesen sei, weil die Partei gegen Juden sei“. Hierauf folgten im Oktober 1935 fünf Tage Haft und ein Entzug des Wandergewerbescheins.

Der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete Willi Weiskirch (1923-1996) hat berichtet, wie bald nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler Nationalsozialisten nahe an seinem Elternhaus in Altenhundem den Schlachtruf „Juda verrecke!“ heraus schmetterten: „Zu unseren

<sup>52</sup> Vgl. Bürger 2012, S. 553-740.

<sup>53</sup> Zitiert nach: Bürger 2009\*, S. 14.

<sup>54</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 121. Vgl. dagegen das Zentrumsorgan „Eichsfelder Volksblatt“, welches des NSDA-Boykottaufruf zum 1. April 1933 u.a. kommentierte „mit dem Abdruck eines Appells der Reichsvertretung der deutschen Juden, die auf ihr legitimes Recht pochten, vollberechtigte Deutsche zu sein“ (D. Klenke in: Kuroпка 2013, S. 376).

<sup>55</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 130-131: „Wegen seiner Predigt wurde Vikar Hammeke vom Winterberger Ortsgruppenleiter auf einer Versammlung scharf angegriffen. ‚Da ich kaum 12 Stunden später von diesem Angriff erfuhr, stellte ich [!] den Ortsgruppenleiter .... in einer heftigen Auseinandersetzung, der ... eine zweite Auseinandersetzung folgte‘ – so Vikar Hammeke.“ Vgl. zu Eugen Hammeke (1907-1974) auch: Hehl 1998, S. 1166.

<sup>56</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, 32.

Nachbarn auf der anderen Seite der Hundemstraße zählten die Metzgermeister Abram Winter und Aaron Neuhaus, zwei ehrenwerte, hochangesehene Altenhundemer Mitbürger. Mein Vater, von dem ich so etwas noch nie gehört hatte, deutete erregt auf die SA-Kolonnen: ‚Diese Drecksbande!‘ Als ich später unseren Jugendpräses, Vikar Holtgrewe, fragte, sah er mich an und erwiderte, man dürfe das alles nur ja nicht auf die leichte Schulter nehmen: ‚Glaub‘ mir, wir alle, gläubige Christen und Juden, gehen einer schweren Zeit entgegen‘.<sup>57</sup> (Wer klarsichtig beobachtete, konnte freilich bald merken, dass für *alle* Juden sich der Horizont verdüsterte, während bei den Christen nur vergleichsweise wenige Nonkonformisten einer ‚schweren Zeit‘ entgegengingen.)

Die Einstellung der jeweiligen Priester am Ort hat mit Sicherheit immer auch auf das Verhalten der sogenannten Laien ausgewirkt. *Mia Stipp* (Jg. 1902) aus einem Bäckereihaushalt in Altenhudem, in dessen Nachbarschaft die jüdischen Metzgereien Neuhaus und Winter lagen, erinnert sich um 1984 so: ‚Der Pastor Kotthoff hat die Neuhaus-Mädchen nach der ‚Kristallnacht‘ einige Wochen im katholischen Krankenhaus untergebracht, bis sie sich von dem Schock ein wenig erholt hatten. In New York lebt heute noch die älteste von den Neuhaus-Mädchen mit ihrer Tochter. Ihr ist es nachher noch gelungen, wegzukommen. Auch dabei hat Professor Börger geholfen. [...] Unsere Familie hat treu zu den Juden gehalten. Meine ältere Schwester ging, obwohl man öffentlich zum Boykott der Judenläden aufforderte, demonstrativ bei Neuhaus einkaufen. Man hat sie fotografiert und vorgemerkt. Mein Bruder wurde gerügt, weil er mit zur Beerdigung der Großmutter Neuhaus nach Langenei gegangen ist. Onkel Egon – er war Uhrmacher am Bahnhof – wurde Anfang des Krieges für ein Jahr eingesperrt. Er hatte offen gesagt, Deutschland habe ohne Grund den Krieg angefangen.‘<sup>58</sup>

Der Olper Vikar *Paul Johannes* (1902-1971) erhielt „am 14.4.1938 durch den Regierungspräsidenten von Arnsberg Unterrichtsverbot wegen angeblicher Beleidigung und Verächtlichmachung der Rassenlehre“<sup>59</sup>. – Pfarrvikar *Josef Lewe* (1901-1993) in [Kirchhudem-]Albaum wurde gemäßregelt u.a. wegen einer „Stellungnahme gegen Rosenbergs ‚Mythus‘ und gegen die Judenpogrome“<sup>60</sup>.

### „Wer seinen Bruder hasst, ist ein Menschenmörder“

Quellen im Erzbischöflichen Archiv Paderborn belegen, dass auch im Altkreis Brilon einzelne Priester Partei ergriffen haben zugunsten der sogenannten „Nichtarier“<sup>61</sup>: In Niedermarsberg forderte der Anstaltsseelsorger *August Heide* (1890-1969) die Besucher einer Adventsmesse auf: ‚Wir beten mit den frommen Juden des A.B. [Anstaltsbereichs?]: ‚O komm ... Emmanuel‘.<sup>62</sup> Gegen den Geistlichen *Johannes Viegener* (1884-1954), der als Direktor das Josefsheim in Bigge leitete, wurde Anzeige wegen einer „Begünstigung der Juden“ erstattet.<sup>63</sup>

<sup>57</sup> Bruns/Senger 1988, S. 247.

<sup>58</sup> Tigges 1984, S. 129.

<sup>59</sup> Hehl 1998, S. 1202. [Wenn ich dieses Nachschlagewerk richtig durchgearbeitet habe, so weisen darin übrigens fast alle Paderborner Bistumseinträge zu einem ‚judenfreundlichen Verhalten‘ von Priestern einen Bezug zum Gebiet des ehemaligen ‚Herzogtum Westfalen‘ auf. Eine Ausnahme: Klemens Lange (1905-1973), Pfarrvikar von Schkeuditz: Geldstrafe wegen ‚Predigten gegen den ‚Mythus‘ und die Judenpogrome‘ (Hehl 1998, S. 1188).]

<sup>60</sup> Hehl 1998, S. 1190.

<sup>61</sup> Vgl. einzelne Beispiele für ‚judenfreundliche‘ und antirassistische Äußerungen auch in einem Sammelband über ‚KZ-Priester‘ des Bistums Münster: Frieling 1992, S. 88, 109, 131, 135, 163.

<sup>62</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler, S. 131 (in Hehl 1998, S. 1168 zu ihm nur der kurze Vermerk: ‚Ein Verhör durch die Gestapo wegen einer Adventspredigt‘). – Paul Brune, ehemaliger Nachkriegszögling der von Vinzenterinnen unterhaltenen Niedermarsberger Einrichtung, hat den Anstaltsgeistlichen August Heide im Zusammenhang mit seiner unsagbar ‚tragischen‘ Jugendgeschichte übrigens als „gefühlskalt und gemütsroh“ erlebt (Schumann 2005\*).

<sup>63</sup> Vgl. zu Johannes Viegener auch Hehl 1998, S. 1231: ‚Drei Verhöre durch die Gestapo wegen angeblicher Beleidigung der HJ (1936) sowie wegen Begünstigung von Juden (1937).‘ Beiträge über ‚Krüppelfürsorge‘ hat J. Viegener u.a. veröffentlicht in der Paderborner Zeitschrift ‚Theologie und Glaube‘ 19. Jg. (1927), S. 695 und

Schon im Juni 1934 musste der katholische Pfarrer *Eduard Droll* (1870-1945) seine Gemeinde in Calle (Altkreis Meschede) nach Denunziationen verlassen. Er hatte in einer Predigt aus aktuellem Anlass zu deutlich gegen die Judenfeindlichkeit Stellung bezogen. Otilie Knepper-Babilon zitiert hierzu folgende Passage aus einer Ortschronik: „Am 1. Mai 1934, ... Nationalfeiertag, wurden Häuser in Calle beflaggt. Auch die beiden jüdischen Familien Ransenberg und Stern hatten geflaggt. Der N.N. [Name fehlt] hatte den Befehl gegeben, die Fahnen von den jüdischen Häusern herunterzureißen, was geschah. Die alte Frau Ransenberg regte sich so sehr über das brutale Vorgehen ... auf, daß sie am folgenden Tag einem Herzschlag erlag [...]. Am 3. Juni 1934 [...] erklärte Pfarrer Droll, wie er das öfter tat, die sonntägliche Epistel, deren Hauptsatz war: ‚Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder.‘ In der Predigt führte Pfarrer Droll folgendes aus: ‚Der Bruder ist nach der göttlichen Lehre jeder Mensch, ob Christ, ob Heide, oder Jude. Wie ist es zu verstehen, wenn der heilige Geist denjenigen, der seinen Bruder haßt, schon einen Menschenmörder nennt? Einmal, weil der Haß zum Todschatz führen kann, wie bei Kain, dann auch, weil der Hassende dem Nächsten das Leben oft verbittert und dadurch abkürzt. Daher das Wort im Munde des Volkes: ‚einen ins Grab ärgern.‘ Und dieses darf man beim Bruder, beim Nächsten nicht tun, weder bei einem Christen, noch bei einem Heiden, noch bei einem Juden, sonst ist man nach den Worten des heiligen Geistes ein Menschenmörder‘ [...]. Am 9. Juni 1934 kam [für Pfarrer Droll] der Ausweisungsbefehl von der geheimen Staatspolizei Dortmund.“<sup>64</sup>

*Heinrich Mandel* (1901-1964), von 1932 bis 1940 Vikar der Arnsberger Propsteigemeinde, zitierte von der Kanzel herab den neutestamentlichen Bibelvers: „Das Heil kommt von den Juden.“<sup>65</sup> Mandels „Chef“, der ehemalige Zentrumspolitiker und Arnsberger Probst *Josef Bömer* (gest. 1942), besuchte nach den brutalen Übergriffen in der Prognomnacht 1938 zwei jüdische Mitbürgerinnen im Krankenhaus. Die beiden Frauen legten ihm nahe, zu gehen, weil er sonst unweigerlich Schwierigkeiten bekommen würde. Daraufhin soll Probst Bömer gesagt haben: „Das ist mir egal, für mich sind alle Menschen gleich.“<sup>66</sup>

Im Zusammenhang mit den Gewaltexzessen der Arnsberger Reichspogromnacht hatten SA-Leute den jüdischen Bewohner Paul Falk in einem Dachbodenversteck entdeckt und dann die Treppe bis zum Erdgeschoss hinuntergestürzt. Falk schlug auf einer eisenbeschlagenen Truhe auf und musste, blutüberströmt, mit einer schweren Kopfverletzung ins Krankenhaus gebracht werden. „Trotz eines strikten Besuchsverbotes ließen die Ordensschwwestern zu, daß die Tochter Martha ihren Vater besuchte.“<sup>67</sup> – Die legendäre Neheimer Vinzentinerin *Schwester Aicharda* hat sich nach Mitteilungen des Zeitzeugen Werner Schnellenberg aus dem Jahre 1968 „in den dreißiger Jahren ... auch um die materielle Unterstützung jüdischer Familien in der Stadt bemüht“.<sup>68</sup>

In Eslohe soll die Franziskanerin und Gartenschwester *Sr. Ladisla* allabendlich Lebensmittel für die letzten am Ort lebenden Juden in einer Johannisbeer-Hecke des Krankenhauses

21. Jg. (1929), S. 628.

<sup>64</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 36 [ebd., S. 45 als Quelle vermerkt: *Padberg*, Heinz-Josef: 950 Jahre Kirchspiel Calle. Geschichtliches und Geschichten aus einem alten Kirchspiel. Calle 1992, S. 140f.]. Eintrag Hehl 1998, S. 1151: „Droll, Eduard [geb.] 1870 05 26 – [Meschede-]Calle / Hallinghausen – Pfarrer – Ab 1933 Überwachung durch die Gestapo wegen antinationalsozialistischer Einstellung. Ab Mai 1934 durch die Gestapo Aufenthaltsverbot für Calle wegen staatsabträglicher Äußerungen. – Intervention Bischof Bernings beim Innenminister in Berlin erfolglos (1935). – Verstorben am 17.10.1945.“

<sup>65</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 177. – Zu Mandel auch sehr knapp: Hehl 1998, S. 1193.

<sup>66</sup> Bruns/Senger 1988, S. 193. Vgl. Schulte-Hobein 2009. – Bömer, der von Zeitzeugen als ‚schwieriger Charakter‘ beschrieben worden sein soll (Mitteilung Stadtarchivar Michael Goesmann), verdient auch wegen seines – einsam dastehenden – Widerstandes gegen die Zwangssterilisierungen (1935) besondere Beachtung: „Das schlimmste Verbrechen war aber mein Widerstand gegen die Sterilisation im Marienhospital.“

<sup>67</sup> Bruns/Senger 1988, S. 140.

<sup>68</sup> Redecker 1994\*. – Für Josef Linhof, der während der NS-Zeit u.a. auch als Seelsorger in Neheim tätig gewesen ist, werden in Hehl 1998, S. 1190 als Hintergründe von Gestapo-Maßnahmen 1934 auch „geschäftliche Beziehungen des Christinenstiftes mit einem Juden“ aufgeführt.

hinterlegt haben, jedoch heimlich – wegen einer „braune Nonne“ in der Röntgenabteilung.<sup>69</sup> Vermutlich wird man aus den inzwischen sehr zahlreichen Publikationen zum „jüdischen Leben im Sauerland“ eine lange Liste ähnlicher „Gesten der Menschlichkeit“ zusammenstellen können. Man muss sich aber bewusst machen, dass solche Nachrichten auch deshalb vergleichsweise oft überliefert worden sind, weil das Gegenteil – ein Abgrund an Kollaboration mit dem Apparat der Judenverfolgung – nach 1945 nahezu durchgehend verdrängt worden ist.

### Ein geistlicher Studienrat gegen den antisemitischen Terror

Mit Klarheit und Mut stellte sich Dr. *Erich Barthold* (1900-1983), geistlicher Studienrat am Gymnasium Laurentianum in Arnsberg, gegen den rassistischen Antisemitismus im NS-Staat.<sup>70</sup> An der Schule sammelte die gut organisierte Hitlerjugend Informationen gegen ihn. Es folgten Befragungen von Schülern, eine Beschwerde beim Oberschulrat und schließlich die Entlassung vom Laurentianum. Hanneli Kaiser-Löffler betont, dass bei den HJ-Denunziationen die Stellungnahmen dieses römisch-katholischen Priesters zur offiziellen Rassenpolitik eine zentrale Rolle gespielt haben. Dr. Barthold habe vor der „irrigen Annahme“ gewarnt, „daß die Angehörigen der nordischen Rasse schon von Natur aus gut, also ohne Erbsünde wären; er habe einige Stunden mit dem Talmud zugebracht und daraus vorlesen lassen; er habe behauptet, der heutige Jude sei in der Lage wie Christus vor 2000 Jahren und daß man einmal gegen die Katholiken wie gegen die Juden vorgehen werde.“

In einem Brief vom 12.2.1946 an die Paderborner Kirchenleitung hat Barthold, der übrigens Sohn eines evangelischen Pfarrers war, an seine sehr frühe und kompromisslose Verurteilung der Boykottaktionen erinnert: „Kurz nach dem 1. April 1933, an dem in Arnsberg, wo ich damals Studienassessor war, alle jüdischen Geschäfte dem Boykott unterworfen und von SA-Männern bewacht wurden, habe ich ein Schreiben an das Generalvikariat in Paderborn gerichtet. Darin wies ich daraufhin, dass dieser Boykott moraltheologisch unerlaubt sei. Ich fragte an, ob es richtig sei, den Teilnehmern an dem Boykott die Absolution zu verweigern, falls sie keinen Schadenersatz leisten wollten.“ Leider ist von einer Antwort der Paderborner Bistumsleitung auf diese Anfrage nichts bekannt. (Bischof Caspar Klein ließ 1933 kein Wort *gegen* den Boykott verlauten, sondern bat stattdessen über ein Telegramm an den Vertreter des Bonifatius-Vereins in New York den dortigen Erzbischof Kardinal Patrick J. Hayes, „gegen die den Weltfrieden so stark störende und Deutschland zu Unrecht beschuldigende Greuelpropaganda allen Einfluß geltend zu machen“.<sup>71</sup> Das war ganz im Sinne der Boykott-Komitees. Auch das Paderborner Kirchenblatt „Leo“ vom 9. April 1933 „spricht von ‚unerhörter deutschfeindlicher Wühlarbeit‘ und nennt ‚jüdische Drahtzieher‘ als ‚Urheber dieses

<sup>69</sup> Bürger 1995\*. – Zum Ort Eslohe vgl. auch im Netz einen virtuellen Ausstellungskatalog: <http://museum-eslohe.de/2013/10/kicker-kampfer-legenden-juden-im-deutschen-fussball/>

<sup>70</sup> Zu Barthold: Schulte 2001, S. 177-180; Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 213. – Vgl. auch die kurzen Angaben in Hehl 1998, S. 1138: „Barthold, Erich [geb.] 1900 12 15 – Arnsberg / Süddinker / Irmgarteichen / u.a. – Geistl. Religionslehrer / Präfekt / Vikar – Dr. theol. – Wegen fortgesetzter Bekämpfung der Rassenlehre und Freundschaft mit einem Juden hatte der Beschuldigte viele Maßnahmen seitens der Gestapo, der Polizei und eines Regierungsassessors zu erleiden: 1934 bis 1936 Beurlaubung aus dem höheren Schuldienst, 1938 kurzfristige Festnahme (ein Tag); 1945 drei Monate Aufenthaltsverbot (vermutl. für seine Pfarrei), außerdem finanzielle Einbußen, Teilnahmeverbot an Exerzitien; Verbot, nach Holland zu reisen; Entlassung als Vikar. – Verstorben am 14.2.1983.“ (Ansonsten findet man in Hehl 1998 – abgesehen vom Fall des Eduard Droll – keine Hinweise auf Priester mit sauerländischem Wirkort, die wegen „Judenfreundlichkeit“ so *nachhaltig* gemäßregelt wurden.) – Nach 1945 erscheinen in der Zeitschrift der Paderborner Theologenschaft zwei Beiträge von Erich Barthold: *Der Mesias im Buch Isaias*. In: Theologie und Glaube Jg. 1947/48, S. 301; *Das messianische Reich im Buche Isaias*. In: Theologie und Glaube 42. Jg. (1952), S. 426. – Zu den Unterzeichnern eines „Memorandums zur Außenministerkonferenz“ 1959, das sich u.a. gegen eine Atombewaffnung der Bundesrepublik wendet, gehört ein Studienrat Dr. Erich Barthold (Quelle: Blätter 1959 Heft 06 [Juni]. Internetressource: [http://www.dearchiv.de/php/dok.php?archiv=bla&brett=B59\\_06&fn=AMKONFER.659&menu=b1959](http://www.dearchiv.de/php/dok.php?archiv=bla&brett=B59_06&fn=AMKONFER.659&menu=b1959)).

<sup>71</sup> Stiken 1999, S. 38.

Hetzfeldzuges‘ <sup>72</sup>. In der Bischofsstadt betrachtet man also Juden als Verleumdungstäter, nicht als Opfer.)

Nach eigenen Angaben hat Studienrat Barthold auch ein von ihm verfasstes und in Arnsberg vervielfältigtes Flugblatt „gegen die Judenverfolgungen der Nazisten“ an die Dechanten der Erzdiözese Paderborn versandt: „Ich zitierte einen Ausspruch Pius XI. zugunsten der Juden und zog eine Parallele zwischen dem Pharao und dem ‚Reichskanzler‘ Hammon einerseits und Hitler andererseits. Ich sagte, der Katastrophe des Judentums würde eine Katastrophe der christlichen Kirche parallel gehen oder folgen. Ich bat jeden Dechanten, in einem Begleitschreiben, diese Gefahr auf den Konferenzen des Klerus zu besprechen.“ Eine Festnahme am 10. November 1938 nach den Judenpogromen erfolgte laut Aussage Bartholds, weil „ich mich vor der am 9. Nov. zerstörten Synagoge und der verwüsteten Wohnung des mir schon seit 1923 durch historisch-theologische Interessen befreundeten Rabbiners Fr. Steinthal längere Zeit in provokatorischer Weise aufhielt.“ <sup>73</sup> Am 5. Januar 1945 kommt es in Irmgarteichen, wo Dr. Erich Barthold inzwischen als Vikar tätig ist, zu einer Anzeige des örtlichen Zellenleiters der NSDAP. Vor Ende des NS-Regimes muss er daraufhin noch drei Monate „in der Verbannung leben“.

In Zusammenhang mit den Pogromen im November 1938 sollen auch Pfarrer *Wilhelm Böddicker* (1882-1958) und *Vikar Trilling* „für die Juden in Balve“ eingetreten sein. <sup>74</sup> – Einer Klosterchronik zufolge hat sich der Mescheder Benediktiner P. *Hermann Weggartner* zeitweilig vor das Haus einer jüdischen Familie gestellt und dadurch erreicht, „dass die Schlägerbanden der Nazis Haus und Bewohner verschonten“ <sup>75</sup>. Die Intervention wird an anderer Stelle ausdrücklich als Lebensrettung beschrieben, denn Pater Hermann habe durch folgenden Zuruf das Senken der Gewehre bewirkt: „Wenn Ihr schießen wollt, dann erschießt zuerst mich.“ <sup>76</sup> – In Rüthen soll Dechant *Norbert Schulte* (1881-1956) nach Schändung der Synagoge „die Thorarolle von der Straße aufgehoben und sie zur Aufbewahrung an die erzbischöfliche Verwaltung nach Paderborn geschickt“ haben. <sup>77</sup>

Zu den nicht anpassungswilligen Seelsorgern im Gebiet des alten Herzogtums Westfalen gehörte der aus Neheim stammende *Eberhard Klausenberg* (1877-1945), der von 1924 bis zu seinem Tod als Pfarrer in Erwitte wirkte und während der NS-Zeit in der Nähe auf gesinnungsgleiche priesterliche Mitbrüder zählen konnte. <sup>78</sup> Am Ort verlangt im November 1933 der Feldmeister des Arbeitsdienstlagers die Überprüfung von Gerüchten, „die besagten, daß

<sup>72</sup> Stüken 1999, S. 38.

<sup>73</sup> Zu bedenken gilt: Die Bischöfe im Reich enthielten sich jeglicher Stellungnahme zu den brennenden Gotteshäusern der Juden; nur ein als „Querulant“ geltender Einzelgänger aus Österreich, der pazifistische Priester und Theologieprofessor Johannes Ude (1874-1965), protestierte am 11.11.1938 beim Grazer Gauleiter gegen „die banditenartigen, im gesamten Reich, wie es scheint, wohlorganisierten [...] Überfälle auf die jüdischen Synagogen“ (Hürten 1992, S. 435-436; vgl. Brandt/Häger 2002, S. 843).

<sup>74</sup> Bruns/Senger 1988, S. 192.

<sup>75</sup> Robert *Sandroch* OSB: Rückblick auf 75 Jahre. Beitrag abgerufen und abgespeichert am 6.5.2014 über: <http://web.archive.org/web/20090211210359/http://koenigsmuenster.de/gottesdienst/geschichte.shtml>

<sup>76</sup> Meier 1996\*; ebd. wird auch die NSDAP-Mitgliedschaft des Paters thematisiert: „Der gutgemeinte, vom Blick auf den Erhalt der Schule getragene [NSDAP-]Parteieneintritt brachte für P. Hermann [Schulleiter 1931 bis Ende 1939] in Meschede den Ruf eines ‚nazi-freundlichen Direktors‘. Dieser Eindruck kann angesichts der Archiven [...] und insbesondere nach den Schilderungen des Herrn Ernst Rosenthal, Amsterdam, nicht mehr gehalten werden. Der heute 93-jährige frühere Mescheder Bürger berichtete bei Besuchen über die Ereignisse der ‚Reichskristallnacht‘ am 09. November 1938, daß P. Hermann ihm und seiner Familie das Leben gerettet habe.“ – Vgl. zur Geschichte der Mescheder Benediktiner auch: Meier 1995\* und Meier 1997\*. Zu den in den Quellen genannten „beiden Parteifreunde[n] im Kloster“ (Meier 1997\*) sind keine Namen vermerkt. Desweiteren auch Spicer 2008, S. 212: Zur Liste der ‚braunen Priester‘ gehört hier der 1938 aus dem Benediktinerorden ausgetretene P. Godehard (Heinz) Machens OSB, „sent to help establish Königsmünster monastery, Meschede, April 1928 – October 1933“.

<sup>77</sup> Cramer 2008, S. 108; zu Dechant N. Schulte auch: Hehl 1998, S. 1220.

<sup>78</sup> Bruns/Senger 1988, S. 220 und 227. – Zu Klausenberg auch: Hehl 1998, S. 1181: „Durch den Ortsgruppenleiter am 27.11.1933 angezeigt, in Predigten Juden in Schutz genommen zu haben.“

der hiesige katholische Pfarrer in Christenlehre und Predigt den Zuhörern erklärt, es sei eine Todsünde, daß Adolf Hitler gegen die Juden vorgehe, und versucht, auf diese Art seine Schäflein in Gewissenkonflikte zu bringen“. Die meisten angeführten Zeugen können nichts Bestimmtes vorbringen, aber ein Arbeitsdienstmann behauptet, Klausenberg habe im Hochamt am 19. November gesagt, „alle seien Brüder und Schwestern, auch wenn er Jude ist“. Ein anderer Zeuge bemerkt zur gleichen Predigt, der Pfarrer habe sich „allgemein gegen die Maßnahmen der Regierung in der Judenfrage gewandt“. Im Polizeibericht des Bürgermeisters vom 26.5.1934 wird später konstatiert, der Priester habe gepredigt, „das Vorgehen der Regierung gegen die Juden sei eine Todsünde“.

Auch folgende Predigtaussagen des in Effeln geborenen Erwitter Vikars *Wilhelm Jacoby* (1886-1956) vom 5. Januar 1936 wurden als judenfreundlich und als „Angriffe gegen Staat und Partei“ aufgefasst: „Man geht bewußt davon aus, dem Katholiken den Glauben an das Alte Testament zu rauben, weil man wisse, daß dies das Fundament des katholischen Glaubens sei, denn ohne das Alte Testament gebe es auch kein Neues Testament. Man wisse genau, wenn das Fundament beseitigt wäre, daß dann der ganze Bau einstürzen müsse. Er ermahnte die Gläubigen, an dem alten Glauben festzuhalten, und sagte hierbei, daß nur ein Volk der Erde seinen Urglauben bewahrt habe, und zwar das jüdische Volk.“<sup>79</sup>

Der aus dem Kreis Olpe stammende Priester und Paderborner Philosophieprofessor *Franz Rüsche*<sup>80</sup> (1888-1971) wurde 1937 mit einem Verbot seines Werkes „Blut und Geist“ belegt; er hatte gegen die Zerreißung der ‚Einheit der gemeinsamen Spezies Mensch‘ in ‚nordische Menschen‘ auf der einen und ‚Tiere, Halbtiere oder Untermenschen‘ auf der anderen Seite Stellung bezogen.

Vom Salweyer Pfarrvikar *Otto Günnewich* (1902-1942), der als Häftling des Konzentrationslagers Dachau ermordet worden ist, wurde schon früh folgende Begebenheit überliefert: Der Esloher NSDAP-Bürgermeister Hermann Vesper habe „ihn einst auf der Straße“ angerepelt, „nachdem er ihn hatte aus einem jüdischen Geschäft kommen sehen“<sup>81</sup>. – *Wilhelm Fischer* (1888-1961), der von ab 1943 Pastor der St.-Johannes-Pfarrgemeinde Eversberg war, soll „1938 wegen einer Predigt, in welcher der Pfarrer Kritik an der Judenhetze geübt hatte, eine Verwarnung sowie Androhung von KZ-Haft durch die Gestapo“<sup>82</sup> erhalten haben.

Als in der Bischofsstadt Paderborn am 10. November 1938 unter Zuschauen der ‚Feuerwehr‘ die Synagoge abgebrannt waren und Nachrichten über Pogrome an vielen Orten vorlagen, übte sich die Kirchenleitung öffentlich in Stillschweigen. Einem späteren Bericht zufolge hat Bischof Caspar Klein immerhin „der Synagogengemeinde 1938 schriftlich das Beileid und das Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Juden um ihr Gotteshaus gebracht wären“<sup>83</sup>. Ein Zeichen des offenen Protestes und Mitgeföhls, wie es wohl viele erwarteten und manche ‚einfache Priester‘ ja auch setzten, blieb indessen aus.

### **Exkurs: Wie ein Opfer der Judenverfolgung den Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger gesehen hat**

Als C. Kleins Nachfolger Erzbischof Lorenz Jaeger in seinem Fastenhirtenbrief vom 8. Februar 1942 predigte, Russland sei ein Tummelplatz von Menschen, die „durch ihren Christus-hass *fast zu Tieren entartet* sind“, betonte er, die „Ordnung des menschlichen Lebens“ im

<sup>79</sup> Bruns/Senger 1988, S. 227. Zu Jacoby auch sehr knapp: Hehl 1998, S. 1176. – Der Pfarrer *Heinrich Elsing* (1893-1950) in (Hamm-)Herringen wurde verwarnet, „weil er „Juden zu Einkehrtagen geladen hatte“ (Hehl 1998, S. 1154).

<sup>80</sup> Vgl. zu ihm: Dahlke 2012, S. 59-61; Rüsche 2013.

<sup>81</sup> Klausener 1958 (Quelle ist ein lokaler Beitrag der Westfalenpost von 1952).

<sup>82</sup> Hehl 1998, S. 1157.

<sup>83</sup> Stüken 1999, S. 116. Vgl. ebd., S. 116-117 die Kritik an der Hochstilisierung des Schreibens (eine „mutige Tat jener Zeit“) und den Einspruch von Eva Sternheim Peters: „Aber ein offener Brief war das nicht.“



feindlichen Land sei auf „*Judas*“ aufgebaut.<sup>84</sup> Es gibt gute Argumente für die Annahme, dass die meisten Zuhörer des Jahres 1942 hierbei geradezu zwangsläufig an den „*Judas-Juden*“ – den längst enttarnten ‚Drahtzieher des Bolschewismus‘ – denken mussten.<sup>85</sup> In dem vom deutschen Gesamtepiskopat empfohlenen „Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen“ war z.B. 1937 als bischöfliche Sichtweise verbreitet worden, der Bolschewismus stehe „im Dienst eines asiatischen Staatsdespotismus, praktisch im Dienst einer Gruppe jüdisch geleiteter Terroristen“.<sup>86</sup> Auf nationalsozialistischer Seite sah man die Dinge ähnlich. Für Bielefelder Polizisten wurde z.B. am 10. Dezember 1941 ein Schulungsvortrag gehalten mit der Themenstellung „Bolschewismus – jüdisches Untermenschentum“, dies übrigens „unmittelbar vor einer der neun Deportationen [...], die die Bielefelder Außendienststelle der Gestapo organisierte – nach Riga“.<sup>87</sup>

Einer der abgründigsten Tiefpunkte der Kirchengeschichte in unserem Land ist die Predigt von Lorenz Jaeger am 19. August 1943 im Dom zu Fulda beim Abschlussgottesdienst der letzten Fuldaer Bischofskonferenz vor Kriegsende.<sup>88</sup> Der hierbei vom Paderborner Erzbischof vorgetragene Dienst der „*deutschen Bischöfe*“

„gilt unseren deutschen Brüdern und Schwestern, die mit uns eines Blutes sind [...]. Keine Macht der Erde wird das Band zerreißen oder auch nur lockern können, das uns mit Euch und mit unserem *deutschen Volke* verknüpft. [...] Daß Ihr als *deutsche Katholiken* daheim wie an der Front in Treue Eure Pflicht gegen Volk und Vaterland erfüllt, versteht sich von selbst. *Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.*“

Die in ihrer Bekenntnispraxis am Dogma der ungeteilten Einheit des menschlichen Geschlechtes festhaltenden Ordensleute und Bischöfe, zu diesem Zeitpunkt wie L. Jaeger im Bilde über den Massenmord an den Juden und die Kriegsverbrechen im Osten, hatten ausdrücklich eine gemeinschaftliche Solidarisierung mit den sogenannten „Nichtariern“ gefordert, die „die *nicht* unseres Volkes und unseres Blutes sind“! Stattdessen predigte nun L. Jaeger – mit klar erkennbarer Opposition zu diesem Anliegen – betont für jene „*Brüder und Schwestern, die mit uns eines Blutes sind*“ (terminus technicus für ‚Arier‘) und beschwor ein „Band“ (sprich: ‚Blut-Band‘) der *deutschen Bischöfe* mit dem „*deutschen Volke*“. Diese Kriegspredigt ist der dunkelste Punkt in der ganzen ‚Causa Jaeger‘!

Wenn man nun in der ‚bistumseigenen‘ Jaeger-Monographie von Heribert Gruß alle im Register ausgewiesenen Stellen zu den Stichworten „*Judenfrage*“, „*Juden Abtransport (Paderborn)*“ oder „*Judengenozid*“ aufsucht, so findet man zahllose Verweise auf irgendwelche Persönlichkeiten und historische Sachverhalte sowie wortreiche Erklärungen zum Phänomen des Schweigens. Was man hingegen nicht findet: irgendeinen Hinweis auf ein Sterbenswörtchen von Lorenz Jaeger gegen die Judenverfolgung und die Deportationen an der Pader oder

<sup>84</sup> Bürger 2015\*, S. 7-8.

<sup>85</sup> Heranzuziehen sind zur Deutung u.a. die Hinweise in Stüken 1999, S. 138 auf Beiträge in der Zeitschrift ‚Theologie und Glaube‘ der Paderborner Theologieprofessoren (Jg. 1941, S. 241ff): Prof. Adolf Herte vertraut felsenfest darauf, „daß nur Deutschland den Kreuzzug gegen diese Ausgeburt der Hölle [Sowjetunion, Bolschewismus] siegreich führen kann“, d.h. gegen ein aus „marxistisch-jüdischem Geiste gezeugten System“; Iwan von Kologriwof sieht in seinem Beitrag „Geist und Streben des satanischen Bolschewismus“ Hitler berufen, das „teuflische Ungeziefer aus Deutschland, dann, an der Spitze des deutschen Heeres stehend, aus Rußland herauszufegen“, der Bolschewismus sei ein längst ausgebrochener „echter Krieg gegen die ganze Welt“ und dieser werde geführt „auf echt jüdische Art und Weise“. – Zum Komplex des explizit *judenfeindlich* bzw. antisemitisch argumentierenden Antibolschewismus vgl. auch die Hinweise in Bürger 2009\*, S. 17 und S. 21.

<sup>86</sup> Gröber 1937, 85-86. – Statt Anführung dieser und vieler ähnlicher kirchlicher Quellen wird in der apologetischen Jaeger-Biographie von Heribert Gruß hervorgehoben eine „ständige propagandistische [NS-]Hetze gegen eine internationale Kirche, die zugleich als Exponent des ‚jüdisch-bolschewistischen Weltfreundes‘ attackiert wurde“ (Gruß 1950, S. 50).

<sup>87</sup> Reichenbach 2014\*.

<sup>88</sup> Ausführlicher: Bürger 2015\*, S. 10-12.

irgendeinen kleinsten Beleg zu einer offenen Solidarisierung dieses Paderborner Bischofs mit den verfolgten Juden in ‚seiner Stadt‘ bzw. ‚seinem Bistum‘.<sup>89</sup>

Im Rahmen einer Vortragsreihe 1989/1990 hat der damalige Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde Paderborn *Erwin Angreß*, ehemals selbst drei Jahre interniert im Arbeitslager der Bischofsstadt und später als Shoa-Überlebender engagiert in der ‚Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn‘, sich auch zu Kardinal Lorenz Jaeger geäußert. Angesichts des oben zusammengefassten Befundes sollte es niemanden erstaunen, dass diese Ausführungen eines Opfers der Judenverfolgung zum früheren Bischof an der Pader Anlass zu großer Traurigkeit geben:

„1941 wurde mit Zustimmung der Nazis seine Exzellenz Lorenz Kardinal Jäger in Paderborn inthronisiert. Lorenz Kardinal Jäger (der nachher sogar noch Eminenz wurde) war damals Divisionspfarrer im Range eines Majors. Ich muß schon sagen, ich bin enttäuscht – nicht nur ich, auch andere –, daß dieser Mann nicht dem Evangelium gemäß handelte, indem er uns gefragt hätte: ‚Brüder, was kann ich in eurer Not tun? Vielleicht ein Wort bei der Gestapo einlegen oder vielleicht hier und da heimlich für euch etwas Essen besorgen?‘ Kein Wort desgleichen, kein Wort! Denn unser Bruder Jesus von Nazareth oder unser Rabbi hat im Evangelium nach Lukas nicht gesagt: ‚Nur der ist der Nächste, der das gleiche Gesangbuch hat‘, sondern ‚jeder, der unter die Räuber gefallen ist, der in Not geraten ist und der Hilfsbereitschaft bedarf‘. Und wir, meine Damen und Herren, waren in der damaligen Situation in Not. Wir haben von diesem Vertreter seiner Konfession erwartet, daß er hilft ...

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Auch nach 1945 wurde es nicht besser. Was tat der Kardinal, als im Jahre 1959, also heute vor 30 Jahren, unsere neue Synagoge gebaut wurde? Dieser Mann hat bis zu seinem Tode die Schwelle unseres Gotteshauses niemals überschritten, niemals! Wenn ich das sage, habe ich kein Haßgefühl, sondern es erschüttert und betrifft mich zutiefst.“<sup>90</sup>

In einem Leserbrief liest man nun jedoch im Rahmen einer aktuellen Paderborner Debatte in der ‚Neue Westfälischen‘ vom 13./14. Juni 2015: „Geflissentlich wird übersehen, dass *Erzbischof Jaeger* in jener Zeit [des 2. Weltkrieges], unterstützt von anderen Christen, unter Einsatz seines Lebens [sic!] Personen jüdischen Glaubens zum Untertauchen und zur Flucht ins Ausland verhalf.“<sup>91</sup> Ich konnte mit dem freundlichen Leserbriefschreiber am 7. Juli 2015 telefonieren und habe von ihm am gleichen Tag auch per E-Mail zwei Dateien zur Belegung seiner Ausführungen erhalten. Im Hintergrund steht die Hilfe des mit ihm verwandten Ehepaares Andreas und Clementine Disse für die Konvertitin Margarethe Bräutigam (1893-1963), geb. Schürmann, und ihren Sohn. Das Ehepaar Disse ist bei seinem Einsatz für die katholische *Glaubensschwester* während des Krieges von Seelsorgern – darunter Generalvikar F. M. Rintelen (als Pfarrer der Marktkirche genannt) – ermutigt und mit Geld unterstützt worden. – Indessen taucht nun in den mündlichen Mitteilungen, den eingesandten Quellen<sup>92</sup> und auch in

<sup>89</sup> Vgl. Gruß 1995, S. 50, 198, 203, 205, 215, 237, 251-253, 261-262, 274, 299, 331. – Vgl. dazu: Stüken 1999, bes. S. 38-40, 71, 101, bes. aber S. 116-118, 153-155.

<sup>90</sup> Erwin Angreß in: Frankemölle 1990, S. 72-86, Zitat auf S. 78.

<sup>91</sup> Meyerhans 2015 (Kursivsetzung P.B.). Betont wird in der vorhergehenden Passage das Anliegen Jaegers, „die kommunistische Bedrohung durch Stalin abzuwehren, der ebenfalls [wie Hitler] ein Feind der Religionen war“. – Nebenbei bemerkt, dieses Leserbriefbeispiel illustriert, wie ‚mutige‘ – gleichwohl unbelegte – Behauptungen in öffentlichkeitswirksamen Leserbriefen dem Regionalforscher Kopfzerbrechen bereiten können.

<sup>92</sup> Es handelt sich um Textentwürfe für das Berliner Projekt ‚Stille Helden‘ (noch ohne Literatur- oder Quellenverweise), die im aktuellen Internetauftritt <http://www.gedenkstaette-stille-helden.de> (09.07.2015) nicht dargeboten werden. Nicht erwähnt wird in ihnen im Zusammenhang mit der Hilfe zum Untertauchen von Mutter und Sohn Bräutigam Vikar H. Bieker (Frankemölle 1990, S. 151-152), stattdessen jedoch als Marktpfarrer F.M. Rintelen (Generalvikar ab 1941!). Ein Telefonat vom 09.07.2015 mit Barbara Schieb (Gedenkstätte Stille

der Erinnerungsliteratur an keiner Stelle der Name *Lorenz Jaeger* auf. Der Leserbriefschreiber war – auf dem Weg von Analogieschlüssen – davon ausgegangen, dass der Ortsbischof in dieser Sache irgendwie als Letztverantwortlicher genannt werden könne.

Lügen im Archiv des Erzbistums haltbare Belege für eine auch noch so bescheidene Solidarisierung L. Jaegers mit den bedrängten und geschundenen *Juden* Paderborns vor, so hätte Heribert Gruß sie 1995 wohl aufgeführt. (Über kritische bzw. weiterführende Hinweise zum Thema dieses Abschnitts würde ich mich sehr freuen.)

Ein bislang im regionalen Forschungskontext allenfalls gestreiftes Feld, zu dem hier wenigstens einige vorläufige Hinweise angeführt seien, betrifft die aus sogenannten „rassischen Gründen“ verfolgten Geistlichen. Selbstverständlich gab es auch im Klerus des Bistums Paderborn Priester mit jüdischen Vorfahren. So hatte z.B. der in Kirchhundem geborene Studienrat *Joseph Gastreich* (1874-1954), zur NS-Zeit Geistlicher Beirat der Arnsberger Quickborngruppe, eine Mutter, die aus einer jüdischen Familie stammte.<sup>93</sup> Über den Dompropst und bedeutsamen Ökumeniker *Paul Simon* (1882-1946), der nach frühem Verlust seiner Eltern den aus Olpe stammenden Priester Franz-Josef Ruegenberg (1870-1944) zum ‚Ziehvater‘ hatte, schreibt Robert A. Krieg in einer neueren Arbeit erneut, er habe 1933 seinen Lehrstuhl in Tübingen wegen jüdischer Vorfahren verloren.<sup>94</sup> – Beim Priester *Otto Kemper* (1909-1992), der nicht wie die anderen ‚KZ-Priester‘ des Bistums Paderborn in Dachau interniert wurde, ist in einem Standardwerk vermerkt: „Nach mehrmonatiger Gefängnishaft vom 9.4.1944 bis zum 14.5.1945 Haft im KZ Buchenwald (Grund der Maßnahme war vermutlich die halb-jüdische Abstammung Kempers).“<sup>95</sup> – Der Warburger Dominikaner *Paulus (Wolfgang) Engelhardt* (1921-2014), nach 1948 eine der scharfsinnigsten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten in der pax christi-Bewegung, wurde wegen jüdischer Vorfahren aus der Wehrmacht entlassen, dann jedoch „vom 1.8.1944 bis zum 13.4.1945 aus rassischen Gründen

---

Helden, Berlin) ergibt folgenden Sachstand: Die Recherchen zum bezeugten Einsatz von Andreas und Clementine Disse für eine verfolgte Konvertitin sind noch nicht abgeschlossen. Ein Bezug zu Erzbischof L. Jaeger, dessen Name in den Quellen auch nicht auftaucht, ist bislang nirgendwo ersichtlich. – Einige sachliche und chronologische Probleme ergeben sich nun auch aus den veröffentlichten Erinnerungen von Generalvikar F.M. Rintelen (Rintelen 1983). Diese Quelle ist bezogen auf unser Thema sehr kompromittierend, da sie zeigt, dass der Generalvikar angesichts der Deportationen an der Pader (er erinnert sich vage nur an eine von fünf Deportationen) irgendwie ‚Handlungsbedarf‘ gesehen hat und doch passiv blieb. Seine finanzielle und ‚moralische‘ Unterstützung für das Verstecken einer Konvertitin ist – wie Rintelen selbst betont – die *einzig* Nahtstelle, an der er (nicht der Bischof) sich *handelnd* einbringt. Vgl. detailliert zur ganzen Problematik der besagten Erinnerungskapitel des Generalvikars: Stüken 1999, S. 153-154!

<sup>93</sup> Frank 1996, S. 23; Förster 1997.

<sup>94</sup> Krieg 2004, S. 93 („was dismissed because of his Jewish ancestry“); unter Verweis auf den „Realschematismus des Erzbistums Paderborn 1988“ auch Stüken 1999, S. 128: „Zudem heißt es, Simon sei als früherer Rektor der Universität Tübingen ‚wegen seiner jüdischen Abstammung untragbar geworden“. Vgl. dagegen die Bestreitung einer ‚jüdischen Herkunft“ in: Höfer 1972, S. 652, 655-656 [hier auch Hinweise auf die *Fronterfahrung* als Hintergrund von L. Jaegers Offenheit für Ökumene]; Brandt/Hengst 2014, S. 150-152. Kein Hinweis zu jüdischen Vorfahren in: Riesenberger 1992, S. 8; Ernesti 2007, S. 327-337; Ernesti 2010\* (Taufbuch Dortmund: Vater Schneidermeister Franz Simon kath., Mutter Rebecca [geb. Möller] reformiert); Schlochtern 2014, S. 306 und 416. Von mir noch nicht eingesehen: Ernesti 2004. (Die strittige Frage kann selbstredend nur ‚genealogisch‘ geklärt werden.) – Paul Simon stand u.a. in engerem oder freundschaftlichem Kontakt mit Heinrich *Brüning*, dem Theologen Karl *Adam* und dem politischen Philosophen Carl *Schmitt* (Burkard 2011\*, Mickus 2011). Simons ‚Ziehvater‘, der spätere Remblinghauser Pfarrer Ruegenberg, war ab 1933 zumindest anfänglich dem Nationalsozialismus gegenüber nicht feindlich gesonnen (Kortenkamp 2013, S. 132 und 136-137). Eine gründliche wie tabulose Forschungsarbeit zu Paul Simon wäre sehr zu begrüßen!

<sup>95</sup> Hehl 1998, S. 1179. – Ein Bekannter dieses Priesters hat mir 2015 mitgeteilt: Bei einem Besuch in Paderborn nach Kriegsende habe O. Kemper eigener Aussage zufolge einen auf ihn zugehenden priesterlichen Mitbruder mit einer wortlosen Abfuhr bedacht, weil er diesen regelrecht als Verräter – während der NS-Zeit – angesehen habe. Der Gewährsmann, der nicht genannt werden möchte, bedauert heute, zu Lebzeiten Otto Kempers keine weiteren Rückfragen gestellt und entsprechende Aufzeichnungen gemacht zu haben.

zur Organisation Todt dienstverpflichtet“.<sup>96</sup> – Der ursprünglich aus Oberschlesien stammende Anröchter Vikar Dr. *Heinrich Ewers* (1906-1992) wurde nicht nur ständig überwacht, sondern es erfolgte „von Januar bis Februar 1945 aus rassenpolitischen Gründen [seine] Internierung in einem Mischlingslager, diese Maßnahme wurde durch die Gestapo veranlaßt“.<sup>97</sup> – Der in Witten geborene Franziskanerbruder *Wolfgang (Fritz) Rosenbaum* (1915-1942), „einziges Kind strenggläubiger jüdischer Eltern“, wurde im KZ Auschwitz ermordet.<sup>98</sup>

#### 4. Sauerländische Juristen verteidigen die Geltung des Rechts

Durch den Nationalsozialismus wurde die Idee des Rechts in ihr Gegenteil verkehrt, wobei sich ein ganzes Heer von „furchtbaren Juristen“ willig einspannen ließ. Willkürlich erfand man neue „Rechtsbegriffe“, um den Staatsterror gegen Menschen per Gesetz zur Norm zu machen. Ein katholischer Jurist wie der in Paderborn geborene *Josef Wirmer* (1901-1944) ging in den Widerstand gegen diese Umkehrung der Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Vor dem Volksgerichtshof sagte er am 8. September 1944 zu Roland Freisler, dem Prototypen eines nationalsozialistischen Richters: „Wenn ich hänge, habe nicht ich Angst, sondern Sie!“ Als Freisler daraufhin J. Wirmer eine baldige Höllenfahrt ankündigte, entgegnete dieser: „Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie bald nachkommen, Herr Präsident.“ Zwei Stunden nach Ende des Schauprozesses wurde Josef Wirmer in Plötzensee mit einer Drahtschlinge ermordet.

Drei sauerländische Rechtsanwälte, die hier genannt werden sollen, gehören nicht zu den berühmten Widerstandskämpfern. Doch auch sie haben unter großen persönlichen Nachteilen im NS-Staat am Zusammenhang von Recht und Menschlichkeit festgehalten. Sie alle waren wie Wirmer vor 1933 Zentrums-Leute gewesen, verweigerten sich der NS-Rassenideologie, galten als Gegner des Nationalsozialismus und gerieten im Rahmen der Maßnahmen nach dem 20. Juli 1944 erneut ins Visier der Staatspolizei. Zwei von diesen Anwälten, Aloys Entrup (1888-1962) und Josef Anton Wigge (1883-1955), praktizierten in Meschede.<sup>99</sup>

*Aloys Entrup* demonstrierte in der Öffentlichkeit eine elegante Weise des „zivilen Ungehorsams“ wider die antisemitische Hetze der Nazis. Er begrüßte jüdische Mitbürger auf der Straße betont respektvoll und höflich. Als Rechtsbeistand beriet er seine jüdischen Klienten und vertrat sie – solange es möglich war – vor Gericht. Leider war dies im dritten Reich alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Gemäß Ausführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz vom 15.9.1938 durften sich dann später Juden nur noch von jüdischen Anwälten vertreten lassen.

Belege für die Unangepasstheit von Aloys Entrup findet man in Denunziations-Meldungen des antisemitischen Hetzblattes „*Der Stürmer*“, mit denen der Jurist im Sauerland bloßgestellt und geschädigt werden sollte:

- „Der deutsche Rechtsanwalt Entrup in Meschede treibt für den Juden Rothschild in rücksichtsloser Weise die ausstehenden Forderungen ein.“ (Nr. 51 / Dezember 1936)
- „Die Frau des Justizangestellten Franz Schulte in Meschede i.W. unterhält sich gerne mit der Jüdin Sigmund Hesse. – Der Rechtsanwalt und Notar Alois Entrup in Meschede i.W. hat viele Judenkundschaft. Erst vor wenigen Wochen hatte er den Juden Bachmann aus Velmede und den Viehjuden Ransenberg aus Meschede zu Besuch.“ (Nr. 48 / November 1937)

<sup>96</sup> Hehl 1998, S. 1154.

<sup>97</sup> Hehl 1998, S. 1155-1156.

<sup>98</sup> E. Kutzner in: Moll 2010, S. 763-767.

<sup>99</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 33-34.

- „Der Rechtsanwalt und Notar Alois Entrup in Meschede (Westfalen) begrüßte den Juden Hesse auf der Straße mit freundschaftlichem Händedruck.“ (Nr. 7 / Februar 1938)
- „Der Rechtsanwalt und Notar Entrup von Meschede hat Juden vertreten.“ (Nr. 50 / Dezember 1938)



Alois Entrup (1888-1962) – Foto: Familie

Über die Demütigung und Inhaftierung Entrups im Rahmen der Reichspogrome 1938 habe ich in einem 1947 verfassten Manuskript des Zeitzeugen Dr. Alfons Rode (1901-1987) folgenden Bericht gefunden:

Am Morgen des 9./10. November sah ich beim Gang zur Messe, dass die Schaufenster des jüdischen Kaufmanns (Ickenberg) am Stiftsplatz zerschlagen waren. Später sah ich, wie im Haus der jüdischen Familie Kahn, die eine kleine Pension betrieb, jemand durch das geöffnete Fenster die Federn eines Bettes aus dem Bezug in den Wind schüttete. In meinem Bekanntenkreis wurde das im Stillen und im Gespräch unter vier Augen als unerhört mißbilligt und verurteilt, aber öffentlich wagte keiner dagegen aufzutreten. Die Polizei unternahm nichts. Jeder fühlte instinktiv, dass es nutzlos und gefährlich für ihn selber war, dagegen aufzutreten. [...] In lebhaftester Erinnerung geblieben ist mir der Fall des Rechtsanwalts E (Entrup) in Meschede, der nach der [„]Kristallnacht[“] aus seiner Praxis geholt und von SA- und SS-Männern unter lebhaftem Gejohle mit „Judenknecht“ zum Amtsgericht gebracht wurde. Ein Schwarm neugieriger Kinder begleitete den Zug. Ein Polizeibeamter begleitete stumm und mit undurchdringlicher Miene den Zug. Der Anwalt wurde am Gericht abgeliefert. Der Aufzug verlief sich. Der Amtsrichter, dem E. nun gegenüberstand, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte ihm: „Mein lieber E., freuen Sie sich, daß Sie bei uns sind. Hier tut Ihnen niemand mehr was. Bleiben Sie ½ Stunde bei uns, bis sich der Schwarm verlaufen hat, und dann

gehen Sie wieder nach Hause.“ E. war bei den Worten „Judenknecht“ auch in den Hintern getreten worden. Man warf ihm vor, daß er für einen ihm gegenüber liegenden Kaufmann dessen Forderungen bei Gericht eintrieb und auch andere Juden vor Gericht vertrat.<sup>100</sup>

Kurze Zeit nach der Entlassung aus dem Mescheder Gerichtsgefängnis wurde Alois Entrup erneut festgenommen und nach Dortmund gebracht. Ein dreimonatiges Aufenthaltsverbot für das Sauerland wurde über ihn verhängt. Das kam faktisch einem Berufsverbot gleich, weil der Anwalt eine Zulassung am Landgericht Arnsberg besaß.<sup>101</sup> 1944 erfolgten eine erneute Inhaftierung und eine zehntägige Haft im Arnsberger Gerichtsgefängnis.

Der Mescheder Jurist *Josef Anton Wigge* vertrat als Anwalt ebenfalls noch bis 1938 auch jüdische Geschäftsleute, die freilich vor Gericht zunehmend nicht mehr mit einer Befolgung rechtsstaatlicher Grundsätze rechnen konnten.<sup>102</sup> Im November 1938 kam es zur Durchsuchung seiner Kanzlei. Josef Wigge verweigerte die Herausgabe von „Schuldscheinen eines Nationalsozialisten, der bei einem jüdischen Geschäft in Meschede Schulden hatte“. Überall wurden jüdische Bewohner unter Druck gesetzt, ihren Besitz zu verkaufen und unter Zwang durch „arische Käufer“ übernehmen zu lassen. Rechtsanwalt Wigge lehnte es ab, an diesem „großen Unrecht“ der sogenannten „Arisierung“ durch notarielle Vertragsabschlüsse mitzuwirken. Dr. Otilie Knepper-Babilon zufolge soll er – geschützt durch „frühere Kontakte“ zu einflussreichen Leuten – „in aller Öffentlichkeit vom Nazipack“ in bestimmten Mescheder Kreisen gesprochen haben, ohne hierfür belangt worden zu sein. Die Familie verhielt sich vorsichtig, doch 1940 wurde die Tochter Irmgard Wigge (Jg. 1918) „wegen verbotenen Umgangs mit Kriegsgefangenen“ zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. 1944 geriet auch Josef A. Wigge in Haft. Die Tochter musste nach dem „20. Juli“ untertauchen.

Ein dritter unangepasster Jurist aus dem Sauerland war *Karl Wurm* (1880-1945), geboren als Sohn kleiner Bauern in Listerscheid bei Attendorn.<sup>103</sup> Das Darlehn eines Arbeitgebers hatte ihm das Studium in Münster, Marburg, Leipzig und Straßburg ermöglicht (1909: letztes juristische Examen). Während der Weimarer Republik betrieb Wurm „zwischen Altenhündem und Berleburg“ als Anwalt und Notar eine große Praxis. Er galt als ausgesprochener Experte für schwierige Zivilprozesse, auf die er sich bis weit in die Nacht durch gründliches Aktenstudium vorbereitet haben soll. Gleichzeitig war der sehr erfolgreiche Jurist auch gesellschaftlich engagiert in Verkehrsverein, Schützenverein, Gründungskomitee zum Bau der Hohen Bracht, Kirchenvorstand, örtlicher Zentrums-Partei und KV-Philisterzirkel Bigge-Lennetal. Doch schon kurz nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten wurde Wurms Entlassung aus dem Aufsichtsrat der Volksbank Altenhündem betrieben. NSDAP-Mitgliedern und Beamenschaft signalisierte man, dass dieser nicht im NS-Juristenbund organisierte Rechtsanwalt und Notar zu boykottieren sei. „Wurm vertrat vor Gerichten nach wie vor jüdische Kaufleute: Lenneberg in Attendorn, Winter und Neuhaus in Altenhündem. Das verübelte man ihm sehr“ (Paul Tigges). Später, ca. 1940-1943, sollen auch Berleburger Sinti oder Sinti-Nachkommen

<sup>100</sup> Hier zitiert nach: daunlots nr. 75\*, S. 68.

<sup>101</sup> Ein Enkel, Rechtsanwalt Otto A. Entrup (Meschede), hat mir in einer E-Mail vom 26.06.2014 ergänzende Informationen über seinen Großvater zukommen lassen: „Bezüglich Ihres Buchprojekts kann ich Ihnen mitteilen, dass verschiedenste Reaktionen auch nach der Veröffentlichung im Stürmer in Bezug auf die Verhaftung '38 erfolgten. So hatten meine Eltern eine Postkarte, auf der sinngemäß stand, dass man sich freute, dass dieser Herr Entrup nun endlich verhaftet worden sei, hatte er doch schon im Jahre 1933 oder 1934 die ‚großartige neue Flagge des Führers als Reichsdrecksclappen bezeichnet in einer öffentlichen Veranstaltung‘. Was ich Ihnen auch noch so schon mitteilen kann ist, dass während des Berufsverbotes mein Großvater sich in seiner ursprünglichen Heimat Lüdinghausen aufgehalten hat.“

<sup>102</sup> Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003, S. 33-34, 98-100.

<sup>103</sup> Tigges 1984, S. 88-91; Tigges 1992, S. 27.

bei ihm Rechtsbeistand gesucht haben, die der NS-Staat „Zigeuner“ nannte und schließlich bis hin zur systematischen Ermordung verfolgte.

Ähnlich wie der Mescheder Aloys Entrup wurde auch Karl Wurm im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht am 9.11.1938 schikaniert. Die SA erklärte ihn auf dem Marktplatz zum „Judenfreund“, zog zu seinem Haus und entfernte die – wegen des Gedenktages an den Münchener Hitler-Putsch angeordnete – Beflaggung: „Wurm sei nicht würdig, die deutsche Fahne zu hissen.“ Auch hernach prangerte man ihn bei einer NSDAP-Veranstaltung in der Sauerlandhalle erneut als „judenfreundlichen Volksschädling“ an. Immer mehr Klienten blieben aus. Ein Anwalt aus dem Arnsberger Raum soll Wurm einige Aufträge zugeführt haben, um ihm und seiner Familie das Überleben zu ermöglichen. Nach dem Attentat am 20. Juli 1944 kam es im Rahmen der Maßnahmen gegen Regimekritiker zu einer Inhaftierung, die aufgrund eines ärztlichen Attestes jedoch nur zwei Tage dauerte. „Karl Wurm ist am 5.8.1945 im Alter von 65 Jahren gestorben. Das lang ersehnte Ende des Krieges und der Naziherrschaft hat er noch erlebt. Aber er war durch viele Jahre der Schikane, der Diffamierung und Anprangerung, des beruflichen Boykotts und der daraus folgenden Verarmung, der gesellschaftlichen Isolierung und der Enttäuschung über die Mitmenschen erschöpft, zermürbt“ (Paul Tigges).

Hier kann nicht der Anspruch erhoben werden, alle im guten Sinn ‚unangepassten‘ Juristen der Region vorzustellen. Der aus Bainghausen (ehemals Kirchspiel Hellefeld) gebürtige Jurist Dr. *Franz Aßmann* (gest. 1969) war bis 1933/1934 Leiter des Amtsgerichts in Bottrop. Michael Senger schreibt: „Dort wurde er durch nationalsozialistischen Einfluß aus seinem Amt entfernt, da er Juden zu ihrem Recht verholfen hatte.“<sup>104</sup> Nach einer halbjährigen Zwangspause war Assmann wieder als Landgerichtsrat in Essen tätig. 1943 zog er nach Ausbombung nach Hellefeld und wirkte fortan als Verwaltungsrichter in Arnsberg.

## 5. Die Geschichte des Neheimers Johann Ulrich (1899-1967): „Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt“

Der sauerländische Priester und FdK-Anhänger *Franz Stock* (1904-1948) soll Paul Maureille zufolge während der NS-Zeit als Seelsorger der deutschen Katholiken in Paris gesagt haben: „Ich kümmere mich um meine unglücklichsten Gemeindemitglieder. Sie sind Juden. Ich widme meine Zeit den Juden, um ihnen zu helfen.“<sup>105</sup> Wenig bekannt ist, dass es im kölnischen Sauerland vor Ort zur Zeit des Nationalsozialismus zumindest als große Ausnahme Lebensretter-Taten zugunsten jüdischer Mitmenschen gegeben hat. Wilhelm Grote berichtet 2004 in der Zeitschrift „*Sauerland*“, wie zwei Jüdinnen die nationalsozialistische Verfolgung in Langenholthausen bei Balve überleben konnten<sup>106</sup>: Am Ort hatte der auswärtige Juwelier *Gustav Adam* schon vor dem Krieg das sogenannte „Lukkenhaus“ gekauft. Hier konnte dann später Erna Adam, geb. Nathan, aus Essen Unterschlupf finden und der Judenverfolgung entgehen. Im Haus selbst lebten mehrere Verwandte, aber auch einige Nachbarn wussten von dem Versteck und versorgten die „Stadtflüchtlinge“ z.T. mit Lebensmitteln. Niemand kam auf die Idee, Frau Adam zu verraten. – Außerdem soll der Schreinermeister *Anton Simon*, NSDAP-Ortsgruppenführer [!] für das Dorf Langenholthausen, der jüdischen Ehefrau des

<sup>104</sup> Bruns/Senger 1988, S. 359.

<sup>105</sup> Zitiert in: Loonbeek 2015, S. 127; vgl. ebd., S. 108 (Stocks Hilfe für Polen und andere geflohene Emigranten).

<sup>106</sup> Grote 2004. – Noch nicht weiterverfolgt habe ich eine Internetspur aus einem Düsseldorfer Gedenkprojekt, der zufolge „die katholische Sozialarbeiterin Elisabeth Heidkamp“ „ein jüdisches Kind zu Pflegeeltern ins Sauerland brachte“ (<http://www.ns-gedenkstaetten.de/nrw/duesseldorf/forschung-und-projekte/widerstand-in-duesseldorf.html>).

Lüdenscheider Möbelhändlers Ludwig Bührmann für einige Zeit in seinem Haus ein heimliches Unterkommen ermöglicht haben.

Zu den Ausnahmegestalten – hier mit Bezug zum *märkischen* Sauerland – gehörte auch der katholische „Schlosser und Musiker *Paul Anton Weber* (1900-1945). Er war in Lüdenscheid geboren. Dort war er bis 1933 Mitglied des Christlichen Metallarbeiterverbandes und interessiert am christlichen Sozialismus. Mit seiner Frau schützte er eine Jüdin. Davon erfuhr die Gestapo, die ihn verhaftete und im März 1945 tötete“<sup>107</sup>. – Der aus einer Handwerkerfamilie in Schlade bei Olpe stammende *Hermann Bieker* (1913-2004) hat 1944 als Vikar an der Herz-Jesu-Kirche in Paderborn mitgeholfen, die ehemals jüdische Konvertitin M. Bräutigam und ihren Sohn bei einem katholischen Ehepaar zeitweilig zu verstecken.<sup>108</sup> – Über den in Brilon geborenen *Johannes Schieferecke* (1879-1961), Pfarrer in Gelsenkirchen-Rotthausen, liest man in einer Kurzmeldung zum goldenen Priesterjubiläum 1954 gar: „Im Dritten Reich kam er mit der Gestapo in Konflikt. Ende des Krieges gelang es ihm, 18 Jüdinnen vor dem Vergasungstod zu bewahren.“<sup>109</sup>

Nach seinen Arbeiten zu *Johann Ulrich*, einem Lebensretter aus Neheim, hat der Heimatforscher Werner Saure Post von der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem erhalten. In Israel ist man interessiert an weiteren Informationen und möchte prüfen, ob beim Einsatz des Sauerländers für bedrohte Juden die Voraussetzungen zur Verleihung des Ehrentitels „Gerechter unter den Völkern“ vorliegen. Aus den Veröffentlichungen<sup>110</sup> und Protokollen Saures ergibt sich folgendes Gesamtbild zur Person und zum Einsatz während der NS-Zeit:

Johann Ulrich (1899-1967) stammte aus Sundern und war mit der in Grevenbrück geborenen Ottilia Lüttke (1902-1954) verheiratet. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. J. Ulrich arbeitete als gelernter Metallhandwerker bei der Aluminiumfabrik F.W. Brökelmann in Neheim. Trotz einer schon im 1. Weltkrieg erlittenen Bauchverletzung wurde er bei Beginn des 2. Weltkrieges zur Infanterie nach Emmerich eingezogen. Ende 1942 erfolgte eine (vorübergehende) Entlassung aus der Wehrmacht, so dass der alte Arbeitgeber ihn als zivilen Wachmann in der zur Zwangsarbeiterinnenunterkunft umfunktionierten „Volkshalle Neheim“ beschäftigen konnte. Zum Jahreswechsel 1943/44 musste J. Ulrich wieder Kriegsdienst leisten. Erst gegen Ende 1945 kam er aus britischer Gefangenschaft zurück. Bekannt war er im Neheimer Stadtteil Bergheim als „hilfsbereiter und geselliger Mensch“. (Als Mitglied der Schützenbruderschaft am Ort errang J. Ulrich 1950 die Königswürde.)

Von Ende 1942 bis Frühjahr 1943 dauerte nun der Dienst in der „Neheimer Volkshalle“, wo osteuropäische Zwangsarbeiterinnen der Firma Brökelmann untergebracht waren (von ihnen starben sehr viele nach Zerstörung der Möhnetalsperre im Mai 1943). Theodor Ulrich, Sohn von Johannes Ulrich, hat Werner Saure folgendes über das Lager der Zwangsarbeiterinnen in der Neheimer Volkshalle mitgeteilt: „Ich besuchte meinen Vater, der die Halle und ihre Bewohner zu bewachen hatte, öfter in der Volkshalle. Ich konnte in die Halle auch selbst hineingehen. Ich habe meinem Vater oft dorthin einen Henkelmann bringen müssen, in den

<sup>107</sup> Friedensgruppe Lüdenscheid 2007\*, S. 24.

<sup>108</sup> So Ulrich Wagener in: Frankemölle 1990, S. 151-152 (der Fall wird mit Erinnerungen an die eigene Beteiligung auch erzählt von: Rintelen 1983). – Vgl. zu Bieker auch: Hehl 1998, S. 1142. Erstmals 1948 hat H. Bieker ein Buch „Die brennende Stadt – Meine Erinnerungen an die Zerstörung Paderborns“ veröffentlicht.

<sup>109</sup> Sauerlandruf. Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. Nr. 2 (Sonderheft West-Ost) / Mai 1954, S. 31 [Mitteilung dort ohne Quellenhinweise bzw. Belege]. Zu J. Schieferecke nur folgender Eintrag in Hehl 1998, S. 1214: „Ermittlungen und Verhör durch die Oberstaatsanwaltschaft Essen wegen einer Caritas-Kollekte am 29.5.1938. Durch das Amtsgericht Essen am 12.11.1938 ein Strafbefehl über 150 RM Geldstrafe, ersatzweise 15 Tage Haft. Außerdem Beschlagnahme des Sammlungsergebnisses in Höhe von 52 RM. Der Geistliche erhob Einspruch gegen den Beschluß. Näheres nicht ermittelt. – Des weiteren mehrere Verwarnungen und zahlreiche Verhöre durch die Gestapo wegen Nichtbeflagung.“

<sup>110</sup> Saure 2005, S. 167-168 (zur lokalen Geschichte der Juden in kurkölnischer und preußischer Zeit: Saure 1983); Westfalenpost 2006\*; Schwarz 2011\*.



meine Mutter Mittagessen gefüllt hatte. Ich erinnere mich daran so genau, weil ich in der Schule deshalb oft früher den Unterricht verlassen mußte. In der Volkshalle standen hinter dem Verwaltungsraum des Aufsehers (in Friedenszeiten war das der Kassenraum der Volkshalle) in dem großen Saal, der nicht unterteilt war, doppelstöckige Betten, in denen Ostarbeiterinnen ‚wohnten‘. Es waren dort nur Frauen. Zwischen den einzelnen Angehörigen verschiedener Volksgruppen (u. a. Ukrainer, Letten, Polen) entstand auch gelegentlich Streit, den mein Vater zu schlichten hatte. Die Ostarbeiterinnen waren wie mein Vater bei der Fa. F.W. Bröckelmann beschäftigt. Das Grundstück der Volkshalle war nicht mit einem Stacheldraht umgeben, sondern nur mit einem normalen Drahtzaun, der ungefähr ein bis 1 ½ Meter hoch war. Neben der großen Tür in der Vorderseite der Halle, durch die bei Volksfesten die Menschen einmarschierten, gab es zwei oder drei Türen an der Seitenwand, die aber, soviel ich mich erinnere, abgeschlossen waren.“<sup>111</sup>

Über eine „Mitarbeiterin“ Ulrichs, die aus dem Rheinland stammende Krankenschwester *Margarete Zimmermann*, geb. Gierse (19.6.1912 - 17.6.2006), hat Werner Saure nach Berichten ihrer Tochter Beate Müller aus Arnsberg-Oeventrop folgende Informationen mitgeteilt: „Mit Hilfe des Bürgermeisters von Oeventrop kam sie 1941/42 nach Oeventrop und wurde zwangsverpflichtet zum Arbeitseinsatz bei der Fa. Bröckelmann in Neheim. Wie sie ihrer Tochter Beate Müller erzählte, lernte sie dort Herrn Ulrich kennen. Allerdings hat Margarete Zimmermann kaum über diese Zeit berichtet. Sie fürchtete sich immer noch. In panischer Angst dachte sie an die Erlebnisse, besonders bedrückt hatte sie der Anblick der zahlreichen Leichen, die sie nach der Möhnekatastrophe gesehen hatte. [...] Sie und Herr Johann Ulrich hatten den Ostarbeiterinnen und Jüdinnen häufig zusätzliches Essen gebracht, was streng verboten war. Herr Ulrich habe häufig gesagt: ‚Mit einem Bein stehen wir im Gefängnis.‘ Als besonderes Zeichen der Dankbarkeit, hat eine russische Zwangsarbeiterin ihr eine Kette mit Anhänger geschenkt, den Margarete Zimmermann immer sehr geehrt hat. Die junge Russin habe gesagt: ‚Weil Du immer Gutes für uns getan hast, schenke ich Dir dieses Kettchen. Wir werden sowieso nie wieder nach Hause kommen.‘“<sup>112</sup>

Wie menschlich und mutig Johann Ulrich seinen zivilen Wachdienst versehen hat, ist erst nach seinem Tod durch die Veröffentlichung eines Dokumentes in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es handelt sich hierbei um einen in New York notariell beglaubigten Brief der beiden ehemaligen Zwangsarbeiterinnen Fanny Batalion und Thea Schrage an die Neheimer Jüdische Gemeinde vom 29. Januar 1954:

„Während der deutschen Okkupation in Ostpolen sind wir während einer Belagerung des Ghettos durch die deutsche SS verhaftet und nach Neheim-Huesten I, Broekelman's Fabrik, als Arbeiterinnen geschickt worden. – Dort haben uns die Polinnen und Ukrainerinnen als Juedinnen erkannt und auf das Gestapo angezeigt. Die Gestapo hat uns und andere 8 Juedinnen verhoert und es war bekannt, dass wir zum Tode verurteilt sein werden. – Herr Johann Ulrich, der damals als Lagerleiter beschäftigt und fuer uns verantwortlich war, erklärte uns, in was fuer einer Gefahr wir uns befinden. Mit Opferung seiner Sicherheit und seines Lebens hat er uns und anderen Juedinnen das Leben gerettet. – Die anderen Juedinnen waren: 2 Toechter von Dr. Landau, Arzt aus Lemberg, die Tochter des Apothekers Eriks aus Lemberg, Fraul. Zitzer aus Strzemiloz, alle aus Polen – und 4 andere, deren Namen wir uns nicht mehr entsinnen. – Herr Johann Ulrich, obwohl er gewusst hat, dass wir Juedinnen sind, hat uns sehr gut während unseres 3monatigen Aufenthaltes dort behandelt und uns auch materielle Hilfe und Essen beim Weglaufen angeopfert.“

<sup>111</sup> Protokolltext mitgeteilt von Werner Saure, Email 11.06.2014.

<sup>112</sup> Protokolltext mitgeteilt von Werner Saure, Email 11.06.2014.

Elf Jahre nach ihrer Flucht hatten die beiden jüdischen Frauen, inzwischen in den USA lebend, erfolgreich Kontakt mit ihrem Lebensretter im Sauerland aufnehmen können. Sie wollten endlich ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen und baten die Jüdische Gemeinde, Johann Ulrich „weitmoegliche Hilfe zu erteilen“. Zu einem Wiedersehen ist es leider nie gekommen. Der Sohn Theodor Ulrich hat Werner Saure mitgeteilt: „Nach dem Kriege hat mein Vater eine Einladung aus den USA erhalten. 1967 war ein Besuch auch geplant. Dann erkrankte mein Vater und starb.“



Der Neheimer Johann Ulrich (1899-1967)  
(Archiv Werner Saure)

Rein gar nichts hat der Neheimer Industriehandwerker getan, um nach 1945 seine Tat als ziviler Wachmann bekannt zu machen. Hätte nicht ein Heimatforscher nachgehakt, so wüsste man heute weder im Sauerland noch in Jerusalem etwas von seiner mutigen Menschlichkeit. Die Schulkinder in Südwestfalen sollten von dieser Geschichte des Johann Ulrich hören, denn: „Wer auch nur ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt.“ (Talmud, Koran)

## 6. Literatur (mit Kurztiteln)

Die in der Bibliographie vorangestellten Kurztitel ermöglichen ein schnelles Auffinden der im Text angeführten Literatur. Beiträge, die auch im Internet abgerufen werden können, sind mit einem Sternchen\* gekennzeichnet.

**Bartmann 1938\*** = *Bartmann*, Bernhard: Der Glaubensgegensatz zwischen Judentum und Christentum. Paderborn: Bonifacius 1938. [Als Internetressource: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10931199-2>]

**Blömeke 1992** = *Blömeke*, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüter (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon: Demokratische Initiative 1992.

**Brandt/Häger 2002** = *Brandt*, Hans Jürgen / *Häger*, Peter (Hg.): Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848-1945. Paderborn: Bonifatius 2002.

**Brandt/Hengst 2014** = *Brandt*, Hans Jürgen / *Hengst*, Karl: Das Bistum Paderborn 1930 – 2010. (Geschichte des Erzbistums Paderborn Band 4). Paderborn: Bonifatius 2014.

**Breuer 2003\*** = *Breuer*, Thomas: Die Haltung der Kirche zur Judenverfolgung im Dritten Reich. 22.05.2003. <http://www.theophil-online.de/philosop/mfsoph6.htm>

**Bruns/Senger 1988** = *Bruns*, Alfred / *Senger*, Michael (Red.): Das Hakenkreuz im Sauerland. Hrg. Schieferbergbau-Museum Schmalleberg Holthausen. 2. Auflage. Fredeburg 1988.

**Bürger 1993** = *Bürger*, Peter: „Heimatabwegtes“? Antisemitische Spuren aus dem Archiv. In: Esloher Museumsnachrichten 1993, S. 21-26.

**Bürger 1995\*** = *Bürger*, Peter: „Sind wir auch Israels Kinder ...“. Nachträge zur Geschichte der Esloher Juden. In: Esloher Museumsnachrichten 1995, S. 5-14. [Neu abgedruckt in: Jüdisches Leben im Synagogenbezirk Meschede. Hg. von W. Oertel. Meschede: 2004, S. 39-49.] Als Internet-Ressource (mit aktualisierter Literaturliste): <http://museum-eslohe.de/wp-content/uploads/2013/10/01-b%C3%BCrger-ISRAELS-KINDER.pdf>

**Bürger 2009\*** = *Bürger*, Peter: Pro Judaeis. Die römisch-katholische Kirche und der Abgrund des 20. Jahrhunderts. Zweite Internetauflage. Düsseldorf Oktober 2009. <http://www.friedensbilder.de/projudaeis/buerger-pro-judaeis2009.pdf>

**Bürger 2010** = *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Museum 2010.

**Bürger 2012** = *Bürger*, Peter: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe: Museum 2012.

**Bürger 2014\*** = *Bürger*, Peter: Judentum und Pazifismus. Eine Spurenlese gegen den Strich – zugleich ein Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog unter friedensbewegtem Vorzeichen. In: telepolis, 02.08.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/42/42398/1.html>

**Bürger 2015\*** = *Bürger*, Peter: Lorenz Jaeger und die „Stufen der Kollaboration“. – Stellungnahme und Dokumentation zum Antrag der Demokratischen Initiative Paderborn, die Ehrenbürgerschaft des 1941 ernannten Erzbischofs rückgängig zu machen. Fassung: Düsseldorf, 8. Mai 2015.

Internet-Ressource:

[http://www.ikvu.de/fileadmin/user\\_upload/PDF/pb\\_LORENZ\\_JAEGER\\_08\\_Mai\\_2015.pdf](http://www.ikvu.de/fileadmin/user_upload/PDF/pb_LORENZ_JAEGER_08_Mai_2015.pdf)

**Burkard 2011\*** = *Burkard*, Dominik: Stärker durchdrungen als angenommen? Theologische Fakultäten in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Herder-Korrespondenz 65. Jg. (2011), Heft 11. Als Internet-Ressource: <https://www.herder-korrespondenz.de/heftarchiv/65-jahrgang-2011/heft-10-2011/theologische-fakultaeten-in-der-zeit-des-nationalsozialismus-staerker-durchdrungen-als-angenommen>

**Cramer 2008** = *Cramer*, Adolf: Erinnerung an meine Jugendzeit in Rüthen 1934-1948. Norderstedt: Books on Demand GmbH 2008.

**Dahlke 2012** = *Dahlke*, Benjamin: Zwischen Gegnerschaft und Kollaboration. Zur Geschichte der Philosophisch-Theologischen Akademie Paderborn während des Nationalsozialismus. In: Jahrbuch für mitteldeutsche Kirchen- und Ordensgeschichte 2012, S. 49-82.

**daunlots\*** = *daunlots*. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

**Engelhardt 1995** = *Engelhardt*, Paulus [OP]: Stratmann – Metzger – Dirks. Gemeinsamkeiten und Gegensätze dreier Friedenskämpfer – theologisch-politische Porträts. In: Pax Christi – Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. (= Probleme des Friedens – Politische Schriftenreihe 2/1995). Idstein 1995, S. 49-94.

**Ernesti 2004** = *Ernesti*, Jörg: Paul Simon – Humanist und Pionier der Ökumene. In: *Catholica* 58. Jg. (2004), S. 297-313. [Nicht eingesehen]

**Ernesti 2007** = *Ernesti*, Jörg: Ökumene im Dritten Reich. Paderborn: Bonifatius 2007.

**Ernesti 2010\*** = *Ernesti*, Jörg: In: Neue Deutsche Biographie (NDB), Band 24. Berlin: Duncker & Humblot 2010, S. 440-441.

Internet-Einsicht: <http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0008/bsb00085893/images/index.html?id=00085893&groesser=&fip=qrseneayaewqxdydeayawdaseayaxsw&no=1&seite=464>

**Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn 1937** = *Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn* (Hg.): Katechismus-Wahrheiten. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1937.

**Föster 1997** = *Föster*, Karl: Studienrat Josef Gastreich. In: Jahrbuch HochSauerlandKreis 1997, S. 60-62.

**Frank 1996** = *Frank*, Wolfgang: Priester und Lehrer, geschätzt und geliebt. Erinnerung an Joseph Gastreich. Ein begnadeter sauerländer Pädagoge und Heimatfreund. In: *Sauerland* Nr. 1/1996, S. 22-23.

**Frankemölle 1990** = *Frankemölle*, Hubert / Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn (Hg.): Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in Ostwestfalen Lippe. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1990.

**Friedensgruppe Lüdenscheid 2007\*** = *Bündnis für Toleranz und Zivilcourage – gegen Gewalt und Fremdenfeindlichkeit, Friedensgruppe Lüdenscheid* (Hg.): Lüdenscheider Gedenkbuch für die Opfer von Verfolgung und Krieg der Nationalsozialisten 1933-1945. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. Lüdenscheid 2007. [Als Internet-Ressource, zuletzt abgerufen am 03.03.2015: [http://www.friedensgruppe-luedenscheid.de/files/gedenkbuch\\_2\\_aufl.pdf](http://www.friedensgruppe-luedenscheid.de/files/gedenkbuch_2_aufl.pdf)]

**Frieling 1992** = *Frieling*, Christian: Priester aus dem Bistum Münster im KZ. 38 Biographien. Münster: Aschendorff 1992.

**Gröber 1937** = *Gröber*, Conrad (Hg.): Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen. [„Mit Empfehlung des deutschen Gesamtepiscope.“ „Neudruck mit unwesentlichen Änderungen 1937“]. Freiburg i.Br.: Herder 1937.

**Grote 2004** = *Grote*, Wilhelm: Zwei Jüdinnen überleben die Verfolgung durch die Nationalsozialisten und den Zweiten Weltkrieg in Langenholthausen. In: *Sauerland* Nr. 1/2004, S. 36-37.

**Gruß 1995** = *Gruß*, Heribert: Erzbischof Lorenz Jaeger als Kirchenführer im Dritten Reich. Paderborn: Bonifatius 1995.

**Hehl 1998** = *Hehl*, Ulrich von (Hg.): Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1998.

**Heinemann 1981** = *Heinemann*, Claus: *Ein kleines Dorf und die große Geschichte. Herrntrop im Sauerland*. Werl-Hilbeck [Selbstverlag] 1981.

**Henkelmann/Priesching 2010** = *Henkelmann*, Andreas / *Priesching*, Nicole: Widerstand? Forschungsperspektiven auf das Verhältnis von Katholizismus und Nationalsozialismus (=

theologie.geschichte Beihefte 2). Saarbrücken 2010. Internet-Ressource: [http://universaar.uni-saarland.de/journals/public/journals/3/Komplettausgabe\\_tgBeiheft2.pdf](http://universaar.uni-saarland.de/journals/public/journals/3/Komplettausgabe_tgBeiheft2.pdf)

**Hillebrand 1989** = *Hillebrand*, Ulrich: Das Sauerland unterm Hakenkreuz am Beispiel des Kreises Meschede. Bd. 1. Partei – Verwaltung – Propaganda – Krieg. Meschede 1989. [Kein Folgebild aus dem Nachlass mehr erschienen.]

**Hitze 1877\*** = *Hitze*, Franz: Die sociale Frage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung – mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen socialen Parteien in Deutschland. Drei Vorträge. Paderborn: Bonifacius 1877.

Internet-Ressource: <http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/urn/urn:nbn:de:hbz:6:1-74423>

**Höfer 1972** = *Höfer*, Josef: Erinnerungen an Dompropst Professor Dr. Paul Simon. In: Scheele, Paul-Werner (Hg.): Paderbornensis Ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. Festschrift für Lorenz Kardinal Jaeger zum 80. Geburtstag am 23. September 1972. München, Paderborn, Wien: Schönigh 1972, S. 631-688.

**Hürten 1992** = *Hürten*, Heinz: Deutsche Katholiken 1918 bis 1945. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schönigh 1992.

**Jahnke/Rossaint 1997** = *Jahnke*, Karl Heinz / *Rossaint*, Alexander: Dr. Joseph Cornelis Rossaint (1902-1991). Aus seinem Leben und Werk. Frankfurt a. M.: VAS 1997.

**Jahnke/Rossaint 2002** = *Jahnke*, Karl Heinz / *Rossaint*, Alexander: Hauptangeklagter im Berliner Katholikenprozess – Kaplan Dr. Joseph Cornelis Rossaint. Frankfurt a. M.: VAS 2002.

**Klausener 1958** = *Klausener*, Georges [SMB]: Pfarrvikar Otto Günnewich 1902-1942 – ehemaliger Bethlehemstudent als Bekenner der heiligen Eucharistie. In: Bethlehem-Kalender 37 Jg. (1958), S. 64-71. [Archiv Missionshaus Bethlehem, CH-Immensee]

**Klein 1994** = *Klein*, Arnold: Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Altkreis Olpe 1933-1939. (= Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 24). Siegen 1994.

**Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003** = *Knepper-Babilon*, Ottilie / *Kaiser-Löffler*, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. (= Hochsauerland Schriftenreihe Bd. IV). Brilon: Podszun 2003.

**Kortenkamp 2013** = *Kortenkamp*, Ludwig: Remblinghausen. Beiträge zur Geschichte der Gemeinde. Meschede-Remblinghausen: Selbstverlag 2013.

**Krieg 2004** = *Krieg*, Robert A.: Catholic Theologians in Nazi Germany. New York: The Continuum International Publishing Group 2004.

**Kuropka 2013** = *Kuropka*, Joachim (Hg.): Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und in der NS-Zeit. Münster: Aschendorff 2013.

**Loonbeek 2015** = *Loonbeek*, Raymund: Franz Stock. Menschlichkeit über Grenzen hinweg. Übersetzt von Elisabeth Steinfort. Sankt Ottilien: Eos Verlag 2015. [Französische Originalausgabe: „Franz Stock (1904-1948): La fraternité universelle“, 1992/2007.]

**Meier 1995\*** = *Meier*, Dominicus (OSB): Die höhere Jungenschule der Benediktiner zu Meschede im Nationalsozialismus. Teil I. In: Rundbrief des Gymnasiums der Benediktiner in Meschede 1995, S. 11-18. <http://www.gymn-benedictinum.de/geschr95.htm>

**Meier 1996\*** = *Meier*, Dominicus (OSB): Die höhere Jungenschule der Benediktiner zu Meschede im Nationalsozialismus. Teil II. In: Rundbrief des Gymnasiums der Benediktiner in Meschede 1996, S. 11-17. <http://www.gymn-benedictinum.de/geschr96.htm>

**Meier 1997\*** = *Meier*, Dominicus (OSB): Quo vadis? Die höhere Jungenschule der Benediktiner zu Meschede am Ende des Nationalsozialismus. In: Rundbrief des Gymnasiums der Benediktiner in Meschede 1997, S. 13-23. <http://www.gymn-benedictinum.de/geschr97.htm>

**Meyerhans 2015** = *Meyerhans*, Karl (Höxter): Leserbrief zu „Erzbischof setzt Kommission ein, Nr. 122/2015“. In: Neue Westfälische (Forum der Leser) Nr. 134 vom 13./14. Juni 2015.

**Mickus 2011** = *Mickus*, Franz: Der Siedlinghauser Kreis. In: Sauerland Nr. 2/2011, S. 82-85.

**Oertel 2004** = *Oertel*, Wilfried (Hg.): Jüdisches Leben im Synagogenbezirk Meschede. Orte – Familien – Einrichtungen. Meschede: Bürgerzentrum Alte Synagoge e.V. 2004.

**Paffrath 1937** = *Paffrath*, Th.: Das Gotteslicht im Alten Testament. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1937.

**Redecker 1994\*** = *Redecker*, Alfred: Schwester Aicharda. Ein Leben im Dienst am Nächsten. In: Schnütgen, Franz / Köhler, Karl Josef / Volmer, Ansgar Volmer: 100 Jahre Sauerländer Dom, 1893–1993. Bauwerk und Gemeinde St. Johannes Baptist Neheim. Hg. Katholisches Pfarramt St. Johannes Baptist Neheim. Arnsberg 1994. Als Internet-Ressource: [http://www.neheims-netz.de/geschichte/w\\_schwester\\_aicharda.php](http://www.neheims-netz.de/geschichte/w_schwester_aicharda.php)

**Reichenbach 2014\*** = *Reichenbach*, Jens: Bielefeld – Polizei stellt sich ihrer Geschichte. Bielefelder Behörde arbeitet erstmals Verstrickungen in der Nazizeit auf. In: Neue Westfälische (Lokal Bielefeld) – Online, 02.12.2014. [http://www.nw.de/lokal/bielefeld/mitte/mitte/20268464\\_Polizei-stellt-sich-ihrer-Geschichte.html](http://www.nw.de/lokal/bielefeld/mitte/mitte/20268464_Polizei-stellt-sich-ihrer-Geschichte.html)

**Riesenberger 1992** = *Riesenberger*, Dieter: Der Paderborner Dompropst Paul Simon (1882-1946). Ein Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus, der Ökumene und der Nachkriegsjahre in Paderborn. (= Zeitgeschichte im Erzbistum Paderborn, Band 1). Paderborn: Bonifatius 1992.

**Rintelen 1983** = *Rintelen*, Friedrich Maria: Erinnerungen ohne Tagebuch. 2. Auflage. Paderborn: Bonifatius 1983.

**Rüsche 2013** = *Rüsche*, Friedhelm: Prälat Prof. Dr. phil. Dr. theol. Franz Rüsche (1888-1971). Ein philosophischer Wandersmann. In: Olpe in Geschichte und Gegenwart – Jahrbuch des Heimatvereins für Olpe und Umgebung e.V. 21. Jg. (2013), S. 305-328.

**Sauerlandruf 1954** = *Sauerlandruf*. Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. Nr. 2 (Sonderheft West-Ost) / Mai 1954, S. 31. [o.T. = Gratulation an Johannes Schieferecke zum goldenen Priesterjubiläum]

**Saure 1983** = *Saure*, Werner: Juden in kurkölnischer Zeit. – Neheimer und Hüstener Juden in preußischer Zeit. In: Feldmann, Franz C. / Fleißig, Richard / Gerhard Teriet, Gerhard / Schulte, Werner / Wissner, Bernhard (Red.): 625 Jahre Neheim und Hüsten. (Städtekundliche Schriftenreihe der Stadt Arnsberg). Arnsberg 1983, S. 124-148.

**Saure 2005** = *Saure*, Werner: Geschichte und Schicksale jüdischer Mitbürger in Neheim und Hüsten. (= An Möhne, Röhr und Ruhr Heft 36). Zweite Auflage. Arnsberg 2005, S. 167-168.

**Schlochtern 2014** = *Schlochtern*, Josef Meyer zu (Hg.): Die Academia Theodoriana. Von der Jesuitenuniversität zur Theologischen Fakultät Paderborn 1614-2014. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014.

**Schulte 2001** = *Schulte*, Tobias: Der Fall Dr. Erich Barthold. In: Kotthaus, Eckhard (Red.): Die höheren Schulen Arnsbergs im Dritten Reich. Schulalltag am Staatlichen Gymnasium Laurentianum, am Evangelischen Lyzeum und an der Städtischen Oberschule für Mädchen (1933 bis 1945). Arnsberg 2001, S. 177-180.

**Schulte-Hobein 2009** = *Schulte-Hobein*, Jürgen: Propstdechant Joseph Bömer (1881-1942). In: Funder, Achim (Hg.): „... eine hochansehnliche Pfarrei ...“. 150 Jahre Propstei St. Laurentius Arnsberg 1859-2009 in Lebensbildern ihrer Pfarrer und Pröpste. Arnsberg: Stadt Arnsberg 2009, S. 71-90.

**Schumacher 1969/1982** = *Schumacher*, Fritz: Heimat unter Bomben. Der Kreis Arnsberg im Zweiten Weltkrieg. Balve: Gebrüder Zimmermann 1982, S. 102-105. [Unveränderter Nachdruck der Erstauflage von 1969]

**Schumann 2005\*** = *Schumann*, Brigitte: „Kontinuitäten“ nach 1945 oder: Wie das Erbe der NS-Psychiatrie in den 1970er Jahren noch ungebrochen weiterwirkt. In: Behindertenpädagogik 4/2005, (Psychosozial-Verlag). Als Internet-Ressource: <http://bidok.uibk.ac.at/library/schumann-erbe.html>

**Schwarz 2011\*** = *Schwarz*, Martin: Yad Vashem prüft Ehrung. Neheimer rettete 10 Jüdinnen das Leben. In: Der Westen – online, 11.11.2011. <http://www.derwesten.de/staedte/arnsberg/neheimer-rettete-10-juedinnen-das-leben-id6067404.html>

**Spicer 2008** = *Spicer*, Kevin: Hitler's Priests. Catholic Clergy and National Socialism. Dekalb, Illinois: Northern Illinois University Press 2008.

**Strottdrees 2014** = *Strottdrees*, Gisbert: Eine Minderheit in der Minderheit. Jüdische Landwirte und Landeigentümer in Westfalen von den Emanzipationsgesetzen bis zur nationalsozialistischen „Arisierung“ (1800-1939/42). In: Nölle-Hornkamp, Iris (Hg.): Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn. (= Veröffentlichung des Jüdischen Museums Westfalen, Dorsten). Essen: Klartext Verlag 2014, S. 67-79.

**Stüken 1999** = *Stüken*, Wolfgang: Hirten unter Hitler. Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit. Essen: Klartext-Verlag 1999.

**Tigges 1984** = *Tigges*, Paul: Jugendjahre unter Hitler. Auf der Suche nach einer verlorenen Zeit. Erinnerungen – Berichte – Dokumente. Iserlohn: Sauerland-Verlag 1984.

**Tigges 1992** = *Tigges*, Paul: Die Nonne von Auschwitz. Geschichte der Maria Autsch. Erinnerung an zwölf dunkle Jahre. Iserlohn: Hans-Herbert Mönning Verlag 1992.

**Tröster 2002** = *Tröster*, Werner: Nur ein Patriot? Versuch eines Lebensbildes des Paderborner Priesters Dr. Lorenz Pieper. In: Klasvogt, P. / Stiegemann, Chr.: Priesterbilder. Zwischen Tradition und Innovation. Paderborn 2002, S. 173-182.

**Westfalenpost 2006\*** = *Johann Ulrich versorgte Jüdinnen mit Lebensmitteln für ihre Flucht*. In: Westfalenpost, 01.08.2006. <http://www.neheims-netz.de/geschichte/20060801.php>

## XVIII.

### „Da hat keiner gehungert und gefroren ...“

Der Esloher Fabrikant Eberhard Koenig (1908-1981)  
beschäftigte während des 2. Weltkrieges Zwangsarbeiter  
in seinem Rüstungsbetrieb und galt noch lange  
nach 1945 als ein „Freund der Russen“<sup>1</sup>

Von Peter Bürger



Siebzehn gut gekleidete Frauen zeigt ein Foto der Werkschronik I. des Esloher Fabrikanten Eberhard Koenig. Es handelt sich laut Bildunterschrift um „die im Kriegsjahr 1942 zugewiesenen Ostarbeiterinnen“. Sie bilden gewissermaßen die „Vorhut“ des Zwangsarbeiterlagers auf dem Gelände der Niederlesloher Werkzeug- und Kettenfabrik. Dort widmet man sich in jenen Jahren wohl in beträchtlichem Umfang der Rüstungsproduktion. Erstaunlich ist, dass der Betrieb seitens der Alliierten 1945 keinerlei Repressionen erfahren hat, sondern im Gegenteil eher ausgesprochenes Wohlwollen.

---

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf folgender Veröffentlichung, in der auch alle Quellenangaben zur Darstellung der Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter im Betrieb Koenig nachzulesen sind: *Bürger, Peter*: „Da hat keiner gehungert und gefroren ...“. – Fremdarbeiter im Niederlesloher Werk Koenig während des II. Weltkrieges. In: *Esloher Museumsnachrichten* 1995, S. 21-25. – Zu E. Koenig (Biographie, Persönlichkeit) und als Quelle für den 4. Abschnitt vgl. *Schulte, Gudrun*: Eberhard Koenig – ein Mann, der in Eslohe seine Spuren hinterließ. In: *Franzen, Rudolf (Hg.): Esloher Forschungen IV. Kunst und Kultur im Esloher Raum. Eslohe 2005, S. 457-470.* (Ebd., S. 462 Hinweise auf gute Auftragslage und hohe Gewinne im Juli 1939; nachfolgend leider keine weiterführenden Mitteilungen zur Kriegsproduktion.)



Eberhard Koenig war von 1940 bis 1942 als Soldat eingezogen gewesen und hatte die Sorge für seinen Betrieb während dieser Zeit offenbar dem fast siebzigjährigen Vater überlassen müssen. Erst 1942 kehrte er mit „erfrorenen Füßen“ vom letzten Einsatzort Russland über Berlin zurück nach Eslohe. – Bereits 1933 war Koenig anlässlich der offiziellen Mai-Feierlichkeiten mit den örtlichen Vertretern der NSDAP zusammengestoßen und kurzzeitig sogar verhaftet worden. (Die Verhaftungsszene ist in der Nachkriegszeit ‚nachgespielt‘ worden, wovon ein Foto im Nachlass Zeugnis gibt.) Zwei Jahre später beendeten „Meinungsdifferenzen“ seine nur einige Monate dauernde Karriere als Gemeinde-Rat. Die Konfrontationen und Konflikte mit Vertretern des NS-Systems sind bislang nur im Ansatz beleuchtet worden. Ob sie den Hintergrund für die Einberufung des Fabrikanten zum Kriegsdienst abgaben, darüber darf spekuliert werden.

## 1. Lagerkomplex, „Russenküche“, Krankensorge und Schule

Den schrittweisen Aufbau des Zwangsarbeiterlagers in Niedereslohe schildert im Überblick die bereits genannte Werkschronik I. Dort schreibt Koenig: „*März 1943*. Um die seit Mitte vorigen Jahres zugewiesenen russischen weiblichen Arbeitskräfte unterzubringen, errichten wir augenblicklich auf dem Wiesengrundstück neben der Schmiede zwei Baracken [...]. *Juni 1943*. Die Baracken, Toiletten, Waschräume, ein Heizungsraum sind fertiggestellt. [...] Die Bauten, der [...] freie Platz hinter der Wiese und die Grünanlagen passen sich gut dem Landschaftsbild an.“ Ausdrücklich vermerkt Koenig zu diesem Zeitpunkt bereits eine geplante Weiterbenutzung der neuen Räumlichkeiten nach Kriegsende „für soziale Zwecke“, nämlich als Aufenthalts- und Speisesäle der Firma.

Im Oktober 1943 wächst das kleine Lager. Eberhard Koenig schreibt: „Die vor einigen Wochen erfolgte erneute Enthebung [?(sic!)] von deutschen Gefolgschaftsmitgliedern brachte neuen Zugang von Ausländern. Wir beschäftigen zur Zeit ca. 100 Arbeitskräfte; davon sind ca. 10 Personen Polen, 1 Franzose und fürs Werk 39 Russen bzw. Ukrainer. Da die Baracken bereits belegt sind, wurden die zugewiesenen Familien mit Kindern zwischen 5 - 12 Jahren im Waschraum des Bürogebäudes untergebracht. – Zusätzlich erblickten zwei Babys das Licht der Welt. Im allgemeinen können wir mit den Leuten zufrieden sein. Sie sind willig und einsatzfreudig. – Für uns ist es eine Selbstverständlichkeit, die Ausländer korrekt zu behandeln, sie gut unterzubringen und ihnen im Rahmen des Möglichen eine gute Verpflegung zu Teil werden zu lassen. – Zwar ist dieses mit enormen Schwierigkeiten verbunden, doch wo der gute Wille vorherrscht, findet sich auch ein Weg.“ Koenig gebraucht in seinen Aufzeichnungen über die Zwangsarbeiter u.a. den damals wohlklingenden Begriff „deutsche Gefolgschaftsleute“, ohne ihn auch nur ansatzweise kritisch zu hinterfragen.

Im Februar 1944 ist „eine weitere Baracke [...] im Entstehen. Langes geeignetes Gebäude, wird dieselbe oberhalb der bestehenden Baracken neben dem Transformatorengebäude errichtet. Sie dient als Unterkunft für unsere Familien, die bekanntlich im Waschraum provisorisch untergebracht sind. Die Hälfte des Raumes, die Ausmaße sind 30 x 8 Meter – soll als Ess- und Gemeinschaftsraum dienen. – Die gärtnerischen Anlagen werden im Frühjahr geschaffen.“ Es geht dem Fabrikanten in jenen Kriegsjahren um eine „korrekte Behandlung der Ausländer“, aber an zweiter Stelle fühlt er sich auch verantwortlich für das Landschaftsbild.

Zum Unterbringungskomplex zählten eine kleinere sogenannte „Polen-Baracke“, die größere „Russen-Baracke“ mit zwei getrennten Abteilungen für Männer und Frauen, sowie der Küchenbau. Durchschnittlich etwa 50 Menschen dürften hier gewohnt haben. Zuletzt wird die „Kapazität“ mit 80 Personen angegeben. Wie viele Ausländer während der gesamten Kriegszeit in den Baracken lebten und aus welchen Gruppen sich alle Zwangsarbeiter genau rekrutierten, ist bislang noch nicht ermittelt worden. Wenigstens im Einzelfall waren „Koenig’sche Zwangsarbeiter“ auch außerhalb der Fabrik tätig. So legten einige von ihnen die Gräben für

Esloher Wasserleitungen und schachteten den Wasserhochbehälter am Langeloh aus. Es wurde „vom Chef“ auch geduldet, dass sie manchmal um ein Zubrot am Wochenende bei Bauern der Umgebung aushalfen.

Koenigs Hauptprinzipien für das Zwangsarbeiterlager, so meinte einer der von mir 1995 befragten Zeitzeugen (mein Vater), waren: „gute Unterkunft – nicht frieren – satt zu essen“. August Lisketing, als Schreiner im Betrieb beschäftigt, verfertigte die Betten und anderes für die Inneneinrichtung der Baracken. Schlossermeister Otto König und Lehrling Bernhard Bürger (mein Vater) wurden von den Drehbänken weggeholt, um die Rohrleitungen der Heizungsanlage zu verlegen. Damit sein Anliegen („Frieren sollen sie nicht!“) Wirklichkeit werden konnte, ließ der Fabrikant nach anfänglichen Pannen der noch jungen „Zentralheizungstechnik“ die Rohre schließlich mit Maschinendampf aus dem Werk beschicken. Es gab Trinkwasserleitungen für die Baracken und eine eigene Waschküche mit Waschkessel.

Maria Lüttke, geb. Schulte aus Niedersalwey, übernahm nach einem Arbeitsunfall Anfang 1943 von Helma Molitor aus Sieperring die Leitung der sogenannten „Russenküche“. Ihre Berichte dazu tragen die Überschrift: „Da hat keiner gehungert!“ Arme Leute hätten in den Kriegsjahren z.T. sicher weniger zu essen gehabt als die Zwangsarbeiter in Niederleslohe. Eine „ältere russische Dame“, die auch hier gestorben ist, half in der Küchenbaracke. Es gab einen riesigen Kohleherd mit ebenso überdimensionalen Töpfen. In zwei großen Kesseln wurden gesondert Malzkaffe und Eintopf gekocht. Der Keller war immer voll mit Kartoffeln, Kappes, Kohlraben und Steckrüben. Je nach Jahreszeit kamen Wibbelbohnen, Peluschken (Linsen), Erbsen etc. hinzu. Diese Naturalien wurden von den Bauern meist spät am Abend geliefert. Oft waren sie Gegenleistungen für Schweißarbeiten und Reparaturen, denn es gab in den Kriegsjahren sonst keine offenen Werkstätten mehr. Das Brot, meistens Maisbrot, kam täglich frisch vom Bäcker Schulte aus Obersalwey und wurde allabendlich im „Knapp“ ausgegeben. Die Schwerstarbeiter bekamen eine zweite Margarine-Kugel und eine größere Ration Wurst. Noch kaltes Frischbankfleisch kam in zugenähten großen Körben am Niederlesloher Bahnhof an. Koenig organisierte auch Mehl, Griesmehl, Nudeln und einmal sogar mehrere Zentner Zucker. Die heißbegehrte Mangelware wurde im gerechten Scheffelmaß unter allen aufgeteilt. Über das Organisieren schreibt Eberhard Koenig 1961 rückblickend: „Wie schwer war es doch für mich, in den Kriegsjahren die Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Es waren doch schlimme Zeiten für alle.“

Der Fabrikant hielt auf einer Bank in der Küchenbaracke gerne seinen Mittagsschlaf. Ein russischer Junge mit Namen Stephan holte ihm täglich das Essen von der Hauptstraße, wo es Koenigs Mutter gekocht hatte. Stephan kostete auf dem Weg gerne heimlich davon, besonders wenn es Gehacktes gab. Jedes Mal ermahnte Eberhard Koenig den Kleinen pathetisch, um ihn schließlich schulterklopfend zu entlassen.

Wenn Zwangsarbeiter krank wurden, kamen sie in ein eigens eingerichtetes, geheiztes Krankenzimmer über den Waschräumen des Betriebes. Das geschah wohl auch zur Vermeidung von Ansteckungen. – So grassierte einmal eine schwere Durchfall-Erkrankung unter den Bewohnern der Baracken. – Für die Kranken wurde zur besseren Ernährung zusätzlich Milch besorgt. In schweren Fällen rief man den in der Hauptstraße niedergelassenen Arzt Dr. Heimes, der auch eine erfolgreiche Bauchoperation an einem polnischen Zwangsarbeiter durchgeführt haben soll. Im Einzelfall kam es ebenfalls bei der Geburt eines Kindes zum Aufenthalt im Krankenhaus der Franziskanerinnen.

Dass Koenigs Bemühungen um die Krankensorge zu jener Zeit durchaus keine Selbstverständlichkeiten waren, zeigt folgende Erinnerung einer Zeitzeugin: Beim Bauern Fleper in der Larmecke war ein russischer Zwangsarbeiter schwer erkrankt. Der herbeigerufene Esloher Arzt (NSDAP-Mitglied) weigerte sich, angeblich wegen des hoch liegenden Schnees, zu kommen. Als man ihn auf die durchweg freien Straßen hinwies, habe er erwidert, „das Benzin sei nur für Deutsche“ bestimmt. Ein ähnlicher Vorfall, nämlich die verweigerte ärztliche Hilfe für einen Kriegsgefangenen, sei Stangiers in Bremscheid widerfahren.

Einen eigenen Baracken-Trakt hatte Eberhard Koenig für die kleine Schule des Lagers errichten lassen. Dort besaß auch die Lehrerin, eine Russin namens „Lilli“, ihr eigenes Zimmer. – Sie gehörte zu den Bräuten, die während der Esloher Jahre heirateten. – Für die etwa fünf Schulkinder soll Koenig neben Tafeln und Griffeln auch russischsprachige Bücher beschafft haben. Die Namen der Ausländer wurden, vermutlich wegen der für Deutsche schweren Aussprache, oft abgekürzt oder „übersetzt“. 1943, so die Aussage von Zeitzeugen, konnten sich alle als „Russen“ bezeichneten Zwangsarbeiter in der deutschen Sprache gut mitteilen.

Möglicherweise hatten einige Lagerbewohner aufgrund ihrer Herkunftsgebiete auch Sprachvorkenntnisse mitgebracht. Am 15. März 1944 schreibt eine noch vor Kriegsende aus dem Lager abgereiste Frau den folgenden, hier „unverbessert“ wiedergegebenen Brief:

*„Lieber Herrn Koenig.*

*Ich müchte schon lange ihnen beganken, das ich bei ihnen im lager gewont habe mit meine schwester, das war ein schönen Zeit, alle beide haben wir uns gefreud, seit 1 jahr 8 munate kenen wir mal sehen uns. Herrn Koenig ich lass vielmals danken für alles, das haben sie uns so gut behandelt und so schönes plaz für mich gegeben, wo kann ich mit meine schwester Nina sprechen und lustig sein. und jetzt ich schreiben das ich bis Parsberg sehr gut angekommen – nur in Frankfurt im Luftschtzkeller sitzen müssen, aber nicht so lange halbe Stunde ungefer. Herrn Koenig entschuldigen sie bitte das ich so lange habe nicht geschrieben.*

*Es grüßt Walli Gromowa*

*schönes Gruß an meine schwester Nina Gromowa.*

*Walli.“*

## 2. Schnapsbrennerei und Musikkapelle in den Zwangsarbeiterbarracken

Geradezu abenteuerlich klingen manche Schilderungen zu den Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter im Unternehmen Koenig zwischen 1942 und 1945. Wie glaubwürdig ist all das? Grundsätzlich sollte man bei positiven Überlieferungen („oral history“) aus der Nachkriegszeit immer davon ausgehen, dass in ihnen die Verhältnisse in viel zu schönen Farben gemalt werden. Bezogen auf die Mitteilungen über das Koenig'sche Werk weisen die von mir geführten Zeitzeugeninterviews (1995), die Aufzeichnungen des Fabrikanten, die erhaltenen Zeugnisse ehemaliger Zwangsarbeiter und lokale Chroniken jedoch sehr viele Übereinstimmungen aus. Es ist unwahrscheinlich, dass wir es hier nur mit einem Mythos zu tun haben, der einfach zu schön ist, um wahr zu sein. (Allerdings könnte man zur Sache doch einen berechtigten Einwand vortragen: Darf man einzelne Beispiele für Menschlichkeit besonders herausstellen, solange die Leiden der ausländischen Arbeitssklaven im Sauerland allgemein kaum bekannt sind und in der heimatlichen Geschichtsschreibung für die Jahre 1944/45 noch immer die Überschrift „Wir waren Kriegsoffer“ den größten Raum einnimmt? Schließlich liegen noch keine Forschungen zur „kriegswichtigen Produktion“ bzw. zu den genauen Wirtschaftsdaten des Werkes und auch keine Nachrichten zu späteren Entschädigungszahlungen an ehemalige Niederlesloher „Zwangsbeschäftigte“ vor.<sup>2</sup>)

Es gab unter den Niederlesloher Zwangsarbeitern mehrere verheiratete Paare, für die die sonst übliche Geschlechtertrennung nicht galt. Sie erhielten durch feste Stellwände um ein Hochdoppelbett ihren eigenen, abgetrennten Schlafräum. Es wurden auch Hochzeiten im La-

<sup>2</sup> Klargestellt sei, dass ich meinen vornehmlich auf mündlichen Befragungen basierenden Beitrag von 1995 nicht als wissenschaftlichen Beitrag zur Erforschung der Zwangsarbeit im Sauerland geschrieben habe. Vgl. inzwischen für unsere Region folgende, vorbildliche Publikation: *Geschichtswerkstatt Arnsberg / Heimatbund Neheim-Hüsten e.V.* (Hg.): *Zwangsarbeit in Arnsberg 1939-1945: Daten, Fakten, Hintergründe. Abschlussdokumentation der Geschichtswerkstatt Zwangsarbeit in Arnsberg.* Arnsberg 2007.

ger gefeiert. In einigen Fällen soll Eberhard Koenig – als „Oberhaupt der Lagerfamilie“ – die Trauungen selbst vorgenommen haben. Gefeierte wurde bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Die „Russen“ durften ihre als vorzüglich geltende Borschsuppe – gekochtes Fleisch, Möhren, Kohlraben, Kappes und Kartoffeln – selber kochen. Für den Hauptgang des Festessens hatte Eberhard Koenig besonderes Fleisch besorgt und für das Festgetränk: Roggen ...

Zwei Russen waren nämlich Meister der Brennkunst und übten diese Kunst keineswegs ohne das Wissen des „Chefs“ aus.<sup>3</sup> Zucker hatte man beiseitegelegt. Die nötige Hefe beschaffte Stephan, ein polnischer Gehilfe des Bäckers Thomas in der Hauptstraße. In einem Zeitungsbericht von 1978 heißt es: „Hätten die Nazis erfahren, dass Koenig sogar beide Augen zugedrückt hatte, wenn sich die Russen Schnaps brannten, dann ...“. (Nazis sind allerdings tagtäglich auf dem Werksgelände anwesend gewesen.)

Ohne Musik und Tänze aus der Heimat wären die Hochzeiten bei den Zwangsarbeitern wohl kaum als richtiges Fest angesehen worden. Beides gab es. Für eine improvisierte Kapelle besorgte der Fabrikant „seinen Ausländern“ Instrumente. Mein Vater hat berichtet, es seien Mundharmonika, Geige, Mandoline und Akkordeon darunter gewesen. Der Reichtum an Instrumenten im Zwangsarbeiterlager habe ihn während der Zeit als Lehrling im Betrieb Koenig fast neidisch werden lassen!

Wenn die Kapelle der Zwangsarbeiter zur Hochzeit oder in der Freizeit aufspielte, waren außerdem auch *selbstgemachte* Instrumente am Werk. Eberhard Koenig kam aus einem puritanisch-strengen protestantischen Elternhaus. Am Heiligen Abend, so hat er Mitarbeitern des Esloher Museums später einmal erzählt, habe sein Vater zum Leidwesen der Mutter am Tisch die Börsenberichte (!) der Zeitung gelesen. Bei den überlieferten Zeugnissen zu den Festlichkeiten im Zwangsarbeiterlager der Fabrik bekommt man den Eindruck, dass der Unternehmer sich nicht nur um das Wohlergehen der von ihm Abhängigen sorgte, sondern auch selbst – „fraternisierend“ – von der ausgelassenen Lebensfreude bei besonderen Anlässen angesteckt worden ist (bzw. profitieren wollte).

Koenig verstand sich als „guter Patriarch“ und meinte, er hätte Anspruch auf ein entsprechendes Zuvorkommen „seiner Leute“. Kurzum, er erwartete von seinen ausländischen Zwangsarbeitern „Loyalität“. Sonntagmorgens mussten sie immer die Produktion verladen, die dann mit der werkseigenen Lok zum Niederlesloher Bahnhof gebracht wurde. Besonders bei Winterkälte geschah das mit schlechter Laune. Um sie aufzumuntern, versprach der Chef den Zwangsarbeitern oft eine Belohnung. Einmal hat er sich über das Murren sehr geärgert, zeigte es jedoch nicht, sondern tobte abseits „für sich“ in der Küche. Die Lagerköchin Maria Lüttke hat mir als Zeitzeugin erzählt, nach diesem Vorfall wäre kein Topf oder Küchengerät mehr an seinem Platz gewesen.

---

<sup>3</sup> Vgl. auch *Trippe*, Anton: Aleksander – Erinnerungen an einen sowjetrussischen Zwangsarbeiter auf einem sauerländischen Hof. In: Sauerland Nr. 4/2000, S. 178-181: „Mitte 1943 wurde meinen Eltern auf dem Hof Rennefeld der Zwangsarbeiter Aleksander Semtschenko aus der Sowjetunion als Hilfe zugeteilt. Meine Brüder waren Soldaten, und mein Vater konnte [mit seiner Kriegsverletzung aus dem 1. Weltkrieg] die Landwirtschaft auf dem 25 ha großen Besitz nicht allein bewältigen. [...] Alex erhielt das Zimmer zum Hof, das mein Geburtszimmer war und jetzt auf behördliche Anweisung mit einem Gitter versehen werden musste, um eine nächtliche Flucht zu verhindern. Möglichkeiten zur Flucht hätte er bei seiner Arbeit auf dem Feld oder bei seinen genehmigten Ausgängen sonntags gehabt.“ Trippe erzählt, wie Aleksander Semtschenko bei den christlichen Bauern gute Aufnahme findet und es auf dem Hof, der keine nahen Nachbarn hat, zur illegalen „Fraternisierung“ kommt. Alex vertraut der Bäuerin eines Tages an, dass er sich in eine sehr „junge Landsmännin“ verliebt hat. Ab einem bestimmten Zeitpunkt erfreut er alle Hofbewohner allabendlich mit dem Akkordeon-Spiel. Schließlich richtet der technisch versierte Sowjetrusse mit ausdrücklicher Erlaubnis von Bauer Anton Trippe (1893-1966) eine geheime Schnapsbrennerei ein, die nach einem anfänglichen Fehlversuch beste Qualität liefert. In der Karwoche 1945 steht die Befreiung durch die US-Amerikaner bevor. Alex will mit seiner Festlichkeit nicht bis zum Ostertag warten, sondern spielt nachts bis zum Morgengrauen Musik aus seiner Heimat. Nach den Kämpfen um Medebach wird er Leiter der Lagerunterkunft für seine befreiten Landsleute. Familie Trippe schreibt es dann seiner Autorität zu, dass 1945 zu keinem Zeitpunkt ehemalige Zwangsarbeiter auf ihrem Hof etwas „mitgehen“ ließen.

Für einige Zwangsarbeiter gab es durchaus Sonderprivilegien, wobei man die Verteilung nach Nationen beachten sollte. Drei Franzosen, deren Muttersprache Koenig übrigens beherrschte, waren im Salweyer „Woiler Hof“ untergebracht. Der polnische Elektromeister Tadeusz Reymont hatte seinen eigenen Schlafrum und besaß ein Fahrrad. – Seine Idee war es übrigens, bei einem Stromausfall im nahen Krankenhaus-Lazarett der Nonnen eine Kabelleitung bis zur Fabrik zu legen. Dort wurde nämlich autonom mit Wasserturbinen Strom erzeugt. – Tadeusz, der Franzose Samuel Grelhier und „Lilli“, die russische Lehrerin, aßen am Tisch in der Lagerküche. „Lilli“ besaß auch einen Schlüssel und durfte selber kochen.

Nach Meinung einiger Nazis behandelte Eberhard Koenig „seine“ Zwangsarbeiter zu gut. Sie schickten ihm beispielsweise wegen der improvisierten Tanzkapelle des Lagers die Polizei ins Haus. Während Koenig für ausreichende Versorgung und russische Musik sorgte, hat nach Aussagen mehrerer Zeitzeugen ein Bauer P. im Gemeindegebiet seine russischen Zwangsarbeiter bis hin zum Auspeitschen misshandelt.<sup>4</sup> Die „Engländer“ sollen ihn dafür später streng zur Rechenschaft gezogen haben.

Im Raum Eslohe scheint auch der SA-Mann H., den alle von mir 1995 Befragten kannten, ein besonderes „Interesse“ am Umgang mit Ausländern gezeigt zu haben. Er verwarnte den Bäckermeister Thomas, weil dessen polnischer Gehilfe Stephan stets mit am Familientisch aß, was Wilhelm Thomas für eine Selbstverständlichkeit hielt. Ein anderes Mal soll dieser NSDAP-Funktionär, im Volksmund „der dicke H.“ genannt, zwei russische Zwangsarbeiter des Bauern Eickhoff-Störmann körperlich aufs Schwerste misshandelt haben, weil sie die abendliche Ausgangsfrist von 21.00 Uhr überschritten hatten. Noch am anderen Morgen fand der Bauer beide „weinend auf ihrem Lager“. Der Pole Tadeusz Reymont hat meinem Vater nach Kriegsende erzählt: Die Russen hätten den Schinder H. in seiner SA-Uniform gewiss aufgehängt, wenn er nicht 1945 fern der Heimat in Kriegsgefangenschaft gewesen wäre. H. hat seinerzeit auch dem Unternehmer Koenig Vorhaltungen gemacht. Dieser verteidigte jedoch seinen Umgang mit den Zwangsarbeitern durch eine resolute „Goldene Regel“: Seine Leute arbeiteten ordentlich, seien gut zu ihm, und er sei gut zu ihnen.

Hat sich Koenig als „pater familiaris“, als Vater einer Lagerfamilie verstanden? 1961 wird er zurückblicken: „Sämtliche Ausländer, ob Polen, Russen oder Franzosen, bleiben mir in bester Erinnerung, da sie alle brave Leute waren.“ Der schon genannte Tadeusz Reymont richtet 1978 folgende Worte an Koenig:

*„Ich muss noch gedenken der vergangenen Zeit, als der Hitlerismus antrat zur Vernichtung unseres ganzen Volkes. Hier in Ihren Fabriken wurden alle ausländischen Arbeiter genauso behandelt wie jeder deutsche Arbeiter. Während unseres Zwangsaufenthaltes in der Kriegszeit wurden wir bei Ihnen nicht misshandelt, ausgebeutet und mussten nicht hungern. Saubere Wohnungsbaracken [und] von der Firma eingekaufte Musikinstrumente haben unser Warten auf das Ende des Krieges abgekürzt.“*

### 3. Der Fabrikant als „Arbeiterführer“ unter der Sowjetfahne

Im Januar 1944 bezeichnet Eberhard Koenig „größtenwahnsinnige Aufstockungen mancher Werke [...] aufgrund der Kriegskonjunktur“ als ein unnatürliches Aufblähen: „Haben wir nicht mitgemacht, denn es könnte mal eine andere Zeit kommen.“ Am 11. April 1945 war diese andere Zeit gekommen. Der Werkschronist kann die glückliche Verschonung der

<sup>4</sup> Vgl. auch für den Raum Sundern den – im Gespräch mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen entwickelten – Beitrag Senger, Michael: Warum erinnert sich keiner an die Zwangsarbeiter? In: Senger, Michael (Hg.): 1945 Stunde Null 1949. Jahre des Wiederaufbaus und Neubeginn im Sauerland. Schmollenberg-Holthausen: Schieferbergbau- und Heimatmuseum / Balve: Zimmermann 1995, S. 143-147. (Hier wird z.B. von Misshandlung durch den Bauern trotz bester Arbeitsergebnisse berichtet.)

Niedererloher Fabriken beim Einmarsch der Amerikaner festhalten. Eberhard Koenig hat in diesen Tagen offenbar von keiner Seite aus etwas zu befürchten: „Die Besatzungstruppen haben sich bei uns korrekt betragen. [...] Auch kann man über das Betragen unserer Ausländer, soweit es unsere Interessen betrifft, nichts Nachteiliges sagen.“ In einem Zeitungsbericht von 1978 heißt es: „Nach Kriegsende zeigten sich die Ex-Gefangenen dankbar, ein hoher russischer Offizier bekundete dem Esloher Kapitalisten Wertschätzung. Als Anerkennungs-geschenk übergab er Koenig etwas sehr Gefragtes, das man damals als ‚Fresspaket‘ bezeichnete.“ Von ehemaligen Lagerbewohnern, die bereits ‚an der Wenne‘ untergebracht waren, bekam auch die Köchin Maria Schulte (Mariechen Lüttke) aus Niedersalwey eine Dankes-einladung.

Fabrikant Koenig fühlt sich unter den Nachkriegsbedingungen keineswegs unwohl, im Gegenteil. Am 23. Juli 1945 notiert er mit fast „sozialistischer“ Sprachwahl: *„Wenn ich beim Schreiben dieser Zeilen von meiner Wohnung aus unsere Grünanlagen überblicke, flattert über den Gipfeln der hohen Birken lustig im Winde die Sowjetfahne. Unsere sämtlichen Baracken dienen als Auffanglager für Russen. Im Büro haben wir ebenfalls zwei Räume zur Verfügung gestellt. Mit den Russen kommen wir gut aus. Vorgestern besuchten 2 russische Offiziere den Arbeiterführer [d.h. Koenig!] und sprachen ihm einen Dank für das gute Verhältnis aus, das in den drei vergangenen Jahren zwischen den Russen und dem Arbeiterführer in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Lagerführer bestanden habe.“*

Sieben (!) Frauen und Männer aus der Sowjetunion waren während der Kriegsjahre gestorben und – zum Teil mit dem doppelten „Russenkreuz“ – auf dem Esloher Friedhof beigesetzt worden. 1966 erhielten die Gräber eine Gedenkplatte mit der Aufschrift: „Hier ruhen, fern der Heimat, während des 2. Weltkrieges verschleppte 7 Russen, die in meinen Betrieben tätig waren. Sie bleiben mir unvergessen. Eberhard Koenig.“ In der Chronik steht als ergänzender Hinweis: *„Das hätte den ‚frommen christlichen Eslohern‘ so gepasst, unsere 7 Russengräber einfach einplanieren zu lassen. (Dieser höflichen Aufforderung bin ich nicht gefolgt).“*

Ein Heftordner aus Koenigs Nachlass dokumentiert den Briefwechsel mit zwei ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern lange nach Kriegsende. Czeslaw Wasiaak aus Nowy Antonien erkundigt sich noch am 8. März 1965 nach „seiner (!) Lokomotive“, die er 1944/45 gefahren hatte, und grüßt namentlich: Meister Sikinger, Meister Reke, Alfred Stracke und Mani Schulte. In Briefantworten kann Eberhard Koenig das Wissen um seine politische Korrektheit voraussetzen. So vermerkt der Fabrikant 1961: „Hoffentlich kommt einmal bald die Zeit, dass Polen und Deutsche gemeinsam am Aufbau des zerrissenen Europas arbeiten. Es ist leider zu viel Schreckliches in der Vergangenheit passiert. Meine politische Einstellung kannten Sie und Ihre Landsleute von Ihrem Aufenthalt in Eslohe.“ Fünf Jahre später schreibt er unmissverständlich: „Für mich ist die Oder-Neißelinie eine Realität.“

Der mehrfach erwähnte Tadeusz Reymont aus Wroclaw (Breslau) ist mit seiner Familie 1978 und 1980 zu Gast beim ehemaligen „Chef“ gewesen. Koenig selbst kümmerte sich um die damals noch erforderlichen „Formalitäten“ der Reisen, brachte die Gäste bei sich unter und sorgte für ein „Programm“.

Bereits im Herbst 1960 hatte Eberhard Koenig die Sowjetunion bereist, „um das russische Volk kennenzulernen“. Dass dafür mitten im Kalten Krieg beste Referenzen erforderlich waren, muss an sich nicht eigens erwähnt werden. Eine staatlich zugewiesene Dolmetscherin begleitete den deutschen Gast. Der Esloher Fabrikant kam mit einer später sehr oft getragenen „Russenhut“, einem Samowar und neuen sozialen Ideen zurück. Die Koenig’sche Stiftung war beispielsweise ursprünglich als Betriebsmodell mit Teilhabe aller Arbeiter gedacht! Gewiss, auch der im Nachlass befindliche Bericht zur Rußlandreise wäre ein Kapitel wert in der noch ungeschriebenen Biographie dieses bemerkenswert unangepassten Mannes.

#### 4. Unternehmer, unverheirateter Einzelgänger und Wohltäter

Ursprünglich stammte die Familie von Eberhard Koenig (1908-1981) aus Breckerfeld im märkischen Sauerland. Sein Großvater Friedrich Koenig (1831-1904) gründet 1872 ein großes Stahlwerk in Hohenlimburg. Dessen Erbe Heinrich (1872-1955) übernimmt 1930 zwei Werke der Firma Gabriel in Eslohe, wohin er auch seinen Sohn Eberhard kommen lässt. Eberhard Koenig, ein sehr reise- und lebenshungriger junger Mann, verspürt allerdings keine sehr große Neigung, Unternehmer im Metallgewerbe zu werden. Gleichwohl ist er schon 1931 alleiniger Gesellschafter des Esloher Betriebes.

Die Zeugnisse über den zugezogenen protestantischen Fabrikanten fallen höchst unterschiedlich aus. Die unternehmerische Tüchtigkeit Koenigs ist unbestritten, doch bis zu einer Lebererkrankung um 1958/59 hat er auch sehr gerne „gefeiert“. Danach wurde der Firmenchef – laut „Esloher Forschungen IV“ – Abstinenzler. Die Mitarbeiter erlebten ihn nunmehr weitaus weniger leutselig. („Alkoholvergehen“ während der Arbeitszeit wurden z.B. nicht mehr geduldet.) Koenigs Sorge um die soziale Absicherung seiner Arbeiter war sehr ausgeprägt (betriebliche Unterstützungskasse, Stiftungsplanung). In einer sozialistisch inspirierten Phase, die allerdings mit zunehmender Sozialgesetzgebung ein Ende fand, wollte der zeit lebens ledige Fabrikant seine Belegschaft gar zum kollektiven Erben machen.

Im katholischen Dorf wurde der Protestant, der seiner eigenen Kirche noch bis weit ins Alter hinein fern stand, als schillernde Persönlichkeit wahrgenommen. Er förderte – durchaus im Sinne der älteren Firmengeschichte – mit Zuwendungen das Krankenhaus der Olper Franziskanerinnen am Ort. Menschen, deren Frömmigkeit er höher einschätzte als die eigene, wurden mit der Bitte überrascht, für ihn ein Vaterunser zu beten. Früh begann Koenig damit, historische Dampfmaschinen zu sammeln – statt zu verschrotten. (Die Sammlung war später bei der Gründung des Esloher Museums ein wichtiger Grundstock.) Einen besonderen Sinn zeigte er für den Zauber der Elemente: „Des Wassers und des Feuers Kraft.“ Das Wasserrad zur Stromerzeugung drehte sich direkt vor dem Eingang seiner spätesten Wohnung. Dort prangen bis heute auf Tafeln Lebensweisheiten, mit denen Koenig seine eigene Lebensphilosophie zum Ausdruck bringen wollte: „Tadle nicht, was du nicht begreifen kannst.“ „Lob kann man sich erkaufen. Neid muss man sich verdienen.“

Zahllose Anekdoten ranken sich um Persönlichkeit und Geheimnis dieses unverheirateten Einzelgängers. Sicher verbürgt durch mehr als einen Zeugen ist folgendes Ereignis: Als Koenig gestorben war, standen mehrere ihm verbundene Männer vor seinem Haus beisammen. „Ab der Sterbestunde Eberhard Koenigs lief das Wasserrad nicht mehr. Sie können sich vorstellen, wie beeindruckt wir alle waren. Es gab keine rationale Erklärung für den Stillstand.“ (Rudolf Franzen) Der Zulauf war keineswegs mit Laub verstopft. Zwei Männer schoben das Rad an, und augenblicklich lief es wieder. Über dem Urnengrab kann man die letzte Nachricht lesen, die Eberhard Koenig dem Dorf und seiner Nachwelt ausrichten wollte: „Kein Mensch ist so schlecht wie sein Ruf und keiner so gut wie sein Nachruf.“

Heute erinnern eine Straße und eine Bronzeskulptur an den Fabrikanten, insbesondere aber die Koenig'sche Stiftung, durch die er der Gemeinde Eslohe sein Privat- und Firmenvermögen für gemeinnützige Zwecke übertragen hat. Die Liste der am Ort – anhaltend – geförderten Einrichtungen und Initiativen ist lang: das Museum auf dem ehemaligen Werksgelände, Schwimmbadbau, Gründung des großen Seniorenheims „Störmanns Hof“, Sport- und Freizeitanlagen, Vereins- und Kulturinitiativen ... Fest steht – bezogen auf das Materielle: Einen größeren und nachhaltigeren Wohltäter der Kommune als Eberhard Koenig gibt weit und breit nicht.

## XIX.

### „In den Augen Gottes gibt es weder Engländer noch Deutsche noch Franzosen“

Franz Stock (1904-1948) – „Seelsorger in der Hölle“ und  
Botschafter des universellen Friedens unter den Völkern



Nuntius Angelo Giuseppe Roncalli (Johannes XXIII.), Franz Stock und deutsche  
Kriegsgefangene im „Stacheldrahtseminar Chartres“ (Franz Stock Komitee)

Die Bergpredigt nach dem Matthäus-Evangelium eröffnet auch evangelischen Christen ein Verständnis für die Verehrung von Heiligen: „Selig die Friedensstifter, denn sie werden Söhne und Töchter Gottes genannt werden.“ Es geht hierbei nicht darum, eine Art göttliches Urteil über Menschen vorwegzunehmen. Unsere wunderbare Erde ist durchzogen mit Abgründen der Gewalt und des Leidens. Das Gedächtnis von Heiligen erinnert uns daran, wie schön wir Menschen – trotz dieser Abgründe – sein könnten.

#### 1. Der Neheimer Arbeitersohn entscheidet sich für das Priestertum

Jede Kirchengeschichte eines Dorfes, einer Stadt oder einer Region sollte vorzüglich an solche heiligen Menschen aus der Nähe erinnern. Heilige sind Menschen wie wir. Sie tragen übrigens nur in den wenigsten Fällen einen Priesterrock oder ein Ordenskleid. Sie haben bisweilen unsympathische Seiten und ausgeprägte Charakterschwächen – wie wir. Sie kennen auch Zeiten der Mutlosigkeit bis hin zur Depression. Ihr Beispiel schenkt uns Freude daran, ein Mensch zu sein ...



Wenn von solchen Menschen in einer Kirchengeschichte des Sauerlandes die Rede sein soll, so darf der Name von Franz Stock gewiss nie fehlen.<sup>1</sup> Er wird am 21. September 1904 als erstes von neun Kindern einer Neheimer Arbeiterfamilie geboren. Im Alter von zwölf Jahren spricht der Volksschüler von dem Wunsch, Priester zu werden. Im Jahr darauf wechselt er auf das Realgymnasium seiner Heimatstadt, das er – ohne außergewöhnliche Schulleistungen – 1926 mit dem Abiturzeugnis verlässt. Im gleichen Jahr beginnt der Arbeitersohn in Paderborn sein Theologiestudium.

Schon während der Schulzeit hatte sich Franz Stock in der katholischen Jugendbewegung engagiert, zunächst noch im Bund Neudeutschland (ND), dann jedoch dauerhaft bei den „antiautoritärer“ ambitionierten Quickbornern. Erhalten ist „ein von Stock durchgearbeitetes Exemplar der sogenannten Friedenszyklika *Pacem, Dei munus pulcherrimum* Papst Benedikts XV. vom Pfingstfest (23. Mai) 1920“<sup>2</sup>. Während rechtsextremistische Sauerländer mit katholischem Taufschein wie Vikar Dr. Lorenz Pieper, Maria Kahle oder Georg Nellius in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg die Hasspredigten der Völkischen verbreiten, findet man den jungen Theologiestudenten im Bannkreis der friedensbewegten Katholiken. 1926 nimmt er in der Nähe von Paris an dem vom Franzosen Marc Sangnier organisierten Internationalen Treffen „Frieden durch Jugend“ teil.<sup>3</sup> Er lernt Joseph Folliet kennen und schließt sich später den von Folliet zusammengerufenen „Compagnons de Saint Francois“ (Gefährten des hl. Franziskus) an. (Der Heilige aus Assisi ist auch Stocks Namenspatron.) Auf dem Treffen in Frankreich haben übrigens die Teilnehmer aus fast allen europäischen Nationen am 11. August (Gedenktag der Weimarer Verfassung) die noch junge deutsche Demokratie mit einem Fackelzug gefeiert!

Ostern 1928 geht Franz Stock für drei Auslandssemester nach Paris. Er ist seit dem Ende des Weltkrieges der erste deutsche Theologiestudent in Frankreich. Im Pariser Seminar protestiert Stock erfolgreich dagegen, dass beim Essen militaristische Lektüre von Marschall Foch vorgelesen wird. Junge Franzosen kommen später während der Ferien in sein Neheimer Elternhaus und fühlen sich bei Stocks Mutter wie Söhne der Familie.

Das Sauerland entwickelt sich in den 1920er Jahren zu einer Hochburg des Friedensbundes deutscher Katholiken (FdK): Die Beziehungen zu französischen Katholiken, die für Demokratie und Völkerversöhnung einstehen, sind sehr bedeutsam. Stock gilt nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Paderborn als „aktiver Pazifist“ und ist „aktives Mitglied des Friedensbundes deutscher Katholiken“<sup>4</sup>. Auf dem Borberg bei Brilon findet Ende August 1931 ein international ausgerichtetes Friedenstreffen des FdK mit weit mehr als tausend Teilnehmern statt (→V), darunter „Gefährten des hl. Franziskus“ aus Frankreich und viele junge Sauerlän-

<sup>1</sup> Maßgebliche Quelle für die folgende knappe Skizze: Kock, Erich: *Abbé Franz Stock. Priester zwischen den Fronten*. 2. Auflage. Mainz 1997. [Kurztitel: Kock 1997] – Viele Ergänzungen stammen aus: Cornelissen, Hanns: *Abbé Franz Stock. Dreiklang einer Freundschaft*. Baunach 2001. [Kurztitel: Cornelissen 2001 (z.T. instrumentalisierende Darstellung zugunsten einer bestimmten politischen „Europa-Idee“)] – Eine Biographie mit dem schönen Originaltitel „*Franz Stock (1904-1948): La fraternité universelle*“ (1992/2007) liegt nun dank des Franz-Stock-Komitees auch in einer deutschen Übersetzung vor: Loonbeek, Raymund: *Franz Stock. Menschlichkeit über Grenzen hinweg*. Übersetzt von Elisabeth Steinfurt. Sankt Ottilien: Eos Verlag 2015. [Kurztitel: Loonbeek 2015]

<sup>2</sup> Althaus, Rüdiger: *Franz Stock – Ein Wegbereiter der Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen*. In: Schlochtern, Josef Meyer zu (Hg.): *Die Academia Theodoriana. Von der Jesuitenuniversität zur Theologischen Fakultät Paderborn 1614-2014*. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014, S. 347-355, hier S. 348. [Kurztitel: Althaus 2014]

<sup>3</sup> Vgl. dazu auch: Stambolis, Barbara: *Jugendbewegt-christliche Völkerverständigung der Zwischenkriegszeit und ihr Nachwirken*: „Wir, die Jugend aller Völker, wir glauben an den Frieden ..., allen zum Trotz.“ = Vortrag im Jugendhaus des Erzbistums Paderborn in Hardehausen, 10.10.2003. [http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill\\_Vortrag.pdf](http://www.barbara-stambolis.de/PDFs/Biervill_Vortrag.pdf). – Zu den nach Frankreich gereisten Deutschen zählte auch eine Gruppe von Gymnasiasten um den ND-Seelsorger und späteren Erzbischof Lorenz Jaeger. Man sollte allerdings nicht einfach voraussetzen, dass wirklich alle Teilnehmer die Intentionen des fortschrittlichen französischen Gastgebers teilten.

<sup>4</sup> Kock 1997, S. 32-33; Walter Dirks in: Closset, René: *Er ging durch die Hölle. Franz Stock*. 5. Auflage. Paderborn 1984, S. II. [Kurztitel: Closset 1984]

der. Franz Stock übersetzt die Ansprache von Joseph Folliet ins Deutsche, „während Abbé Remillieux die deutschen Reden ins Französische“ überträgt.<sup>5</sup> Zum Entsetzen der gewaltbereiten sauerländischen Nazis, die im Hintergrund der Veranstaltung lauern, gibt der Diakon Franz Stock dem „farbigen Franzosen Louis Archille“ den Friedenskuss. Die Umarmungen von deutschen und französischen Pazifisten werden in der NSDAP-Presse nachher wütend als Skandal gebrandmarkt.

Ebenfalls 1931 erscheint in Paderborn ein Buch „*Gott in der Wüste*“ von Jean de Vincennes (Pseudonym) über Seelsorge unter kirchenfernen Menschen mit einem Geleitwort des französischen Priesters P. Lhande.<sup>6</sup> Übersetzer ist Franz Stock. Am 12. März 1932 empfängt dieser durch den Paderborner Bischof Kaspar Klein die Priesterweihe. Sein Primizspruch aus dem 1. Petrusbrief kann als Absage an die von „Blut (Rasse) und Boden“ besessenen rechten Szenen der Heimatbewegung gelesen werden: „*Ihr seid ja wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern unvergänglichen Samen, durch Gottes Wort, das lebt und ewig ist.*“ Nach einer kurzen Tätigkeit in der Landgemeinde Effeln-Anröchte folgt eine Zeit als Vikar in der Bergarbeitergemeinde Dortmund-Eving. Franz Stock lernt Polnisch, um den polnischen Zechenarbeitern als Seelsorger näher kommen zu können. Sein Wirken wird am Ort auch von Kommunisten wohlwollend wahrgenommen.

1934 lässt der Kölner Kardinal Karl Josef Schulte anfragen, ob Franz Stock bereit ist, der deutschen katholischen Gemeinde in Paris vorzustehen. Im September des Jahres folgt die Berufung zum Rektor der Gemeinde in Paris.<sup>7</sup> In Deutschland herrschen seit einem Jahr die Nationalsozialisten. Es finden zwar jugendbewegte Franzosen aus dem Kreis der „Compagnons de Saint Francois“ den Weg zur deutschen Auslandsgemeinde, doch es gibt auch viele Vorbehalte und sogar falsche Unterstellungen, gegen die Franz Stock sich wehren muss. (Ein Journalist hält z.B. das Herder-Lexikon in seinem Buchregal für ein „braunes Evangelium“.) Auf der Pariser Weltausstellung predigt Stock in der deutschen St. Michaels-Kapelle am 5. September 1937: „Sollte uns dieser Altar nicht helfen können, die Brücke zu finden ...? Sollte es nicht möglich sein, dass unter dem Bild des heiligen Michael, unter dem so viel gestritten und gekämpft worden ist, des Schutzpatron Deutschlands und Frankreichs, die Herzen sich finden zu gegenseitiger Achtung und Verständigung?“ Bald darauf schließt Pfarrer Monsignore Chaptal eine Predigt zur Hundertjahrfeier der deutschen Gemeinde in Paris mit dem Satz: „Beten wir, dass die Völker sich verstehen und den Weg [...] zum innerlichen Leben wiederfinden, zur Gerechtigkeit und zum Frieden.“

Am 1. September 1939 beginnt mit dem Angriff Deutschlands auf Polen der zweite Weltkrieg. Zu diesem Zeitpunkt ist Franz Stock auf Anordnung der Deutschen Botschaft bereits wieder in sein Heimatbistum zurückgekehrt. Es folgen für ihn dort Seelsorgetätigkeiten in Dortmund-Bodelschwingh, Klein-Wanzleben (Sachsen-Anhalt) und Pömpsen (bei Brakel).

## 2. Ein „Erzengel“ auf der Hinrichtungsstätte

Im Juni 1940 besetzt die deutsche Wehrmacht Frankreich (über 2 Millionen Franzosen werden hernach zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt). Im Oktober 1940 kehrt Franz Stock, erneut zum Seelsorger der deutschen Gemeinde ernannt, nach Paris zurück. Er war

<sup>5</sup> Loonbeek 2015, S. 91-92.

<sup>6</sup> Vgl. zu den falschen bibliographischen Informationen zum übersetzten Werk in vielen Arbeiten über Franz Stock: Loonbeek 2015, S. 80-81 (dort bes. auch die Anmerkung 45).

<sup>7</sup> Der spätere Erzbischof Lorenz Jaeger soll „zwischen 1934 und 1939 zweimal [eine] sechswöchige Seelsorgevertretung des Deutschenseelsorgers Franz Stock in der Rue Lhomond zu Paris“ wahrgenommen haben: Brandt, Hans Jürgen / Häger, Peter (Hg.): Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848-1945. Paderborn: Bonifatius 2002, S. 359. Vgl. auch Closset 1984, S. 20 (Besuch des Divisionspfarrers L. Jaegers in Paris während der deutschen Besatzung); Loonbeek 2015 (s. Namensregister).

durchaus kein Widerstandskämpfer gegen das Naziregime. Ausgeprägtes „Deutschtum“, ein fragwürdiger Vertreter der Literatur wie Walter Flex und höchstwahrscheinlich auch die fürchterlichen „Hirtenbriefe“ des deutschen Feldbischofs Franz Justus Rakowski spielen bei seiner Seelsorge in der deutschen Gemeinde in Paris eine Rolle; die sogenannten „deutschen Interessen“ sind ihm ebenfalls wichtig. Doch Franz Stock weigert sich – auch nach seiner offiziellen Ernennung zum Standortpfarrer im Nebenamt, den Soldatenrock anzuziehen. Er trägt die Soutane, später mit einer Binde des Internationalen Roten Kreuzes am Arm.

Schon bald organisiert sich in Frankreich der Widerstand gegen die deutschen Besatzer, ermutigt durch Radiobotschaften von Charles de Gaulle. Die Gefängnisse der Deutschen füllen sich an mit Widerstandskämpfern. (Allein im Zuchthaus von Fresnes zählt man 1941-1944 etwa 11.000 Gefangene der Wehrmacht.) Franz Stock, der mit der Resistance keineswegs sympathisiert, bietet sich als Seelsorger für die politischen Gefangenen an.<sup>8</sup> Diese Tätigkeit nimmt er Anfang 1941 auf. Es gelingt ihm, das Vertrauen unzähliger französischer Häftlinge zu gewinnen. Er spendet nicht nur die Sakramente, sondern „schmuggelt familiäre Nachrichten: Grüße, Bitten und Informationen, auf Papierfetzen und Buchdeckel gekritzelt, verschwinden in seiner Soutane und finden ihren Weg aus dem Gefängnis heraus“ (E. Kock). Die Deutschen bauen im Rahmen ihres Terrors eine Mauer des Schweigens auf. Franz Stock durchbricht sie für die Angehörigen. Er trägt den Gefangenen – z.B. durch Flüstern zwischen einem gemeinsam laut gebeteten „Ave Maria“ – Grüße und wichtige Informationen zu: „Ihrer Frau und Ihren Kindern geht es gut.“ – „Teilen Sie dem Zuchthausgeistlichen hier nichts mit, auch nicht in der Beichte; er ist ein Nazifunktionär.“

Als Standortpfarrer obliegt es Franz Stock, die zum Tode Verurteilten vorzubereiten. Er soll insgesamt mehr als 2.000 Hinrichtungen beigewohnt haben! Er liest die Messe in der Todeszelle, zitiert für Juden Stellen aus dem Alten Testament und schenkt den Atheisten respektvoll sein Gehör. Die Todeskandidaten – Männer, Jugendliche, Frauen – weinen, schweigen, ergeben sich oder singen mit Stolz für ihre Sache und vertrauen dem Priester letzte Grüße und Anweisungen für ihre Familie an. In ein kleines Notizbuch hat Franz Stock tagebuchartige Aufzeichnungen und Stichworte zu 863 Erschießungen eingetragen.<sup>9</sup> Er begegnet den Widerstandskämpfern als unverwechselbaren Personen, nicht als Kollektiv. Seine Notizen sind auch deshalb wichtig, um letzte Botschaften oder anvertraute Ringe etc. richtig überbringen zu können. Mehrmals verbringt er die ganze Nacht wachend bei einem Todeskandidaten.

Ab 1941 lässt die Wehrmacht nach Anschlägen in Gruppen jeweils willkürlich 12, 50 oder über 100 inhaftierte Franzosen – ohne Gerichtsurteil – als Geiseln erschießen. An den Pfählen der Hinrichtungsstätte kommt es zu erschütternden Szenen. Für viele ist der deutsche Abbé Stock ein Bruder und „Stellvertreter Gottes“, dem sie nach einer Umarmung – unter Verweigerung der Augenbinde – sterbend in die Augen schauen. Mit Verwunderung liest man die erhaltenen Einträge zu Hingerichteten, die dem Hass gegen die Feinde entsagen: „Mein Wille als französischer Kommunist ist es, dass es nach dem Krieg kein Gemetzel gibt.“ – „Sagen Sie allen Deutschen, dass ich ihnen vergebe und ohne Hass sterbe. Gern opfere ich mein Leben für den Frieden.“ Hanns Cornelissen will wissen: „Franz Stock hat einmal einem priesterlichen Mitbruder berichtet, dass 92% der Kommunisten vor ihrer Erschießung gebeichtet und gebetet hatten. Die restlichen 8% seien tapfer für die Ideale ihrer Weltanschauung gestorben.“ Ein Eintrag Stocks vom 25. Februar 1944 gilt der Erschießung eines jungen Mannes: „... schrieb in aller Seelenruhe seine Briefe, herrliche Schrift, die Adresse auf dem Umschlag wie gemalt. Hat gebeichtet und kommuniziert. Jung! wollte nicht die Augen verbunden haben, man tat es doch, riss im letzten Moment die Binde ab und lächelte. Ich betete mit ihm, dann sagte er: ‚Vous êtes chic!‘ und wollte mich umarmen, lachend schaute er dem Tod ins Auge.“

<sup>8</sup> Später wird ein deutscher Stabsarzt der Familie in Neheim über Franz Stocks Wirken im August 1944 schreiben, dieser habe „sich auch bei den französischen Terroristen [gemeint: Widerstandskämpfer] und dem sonstigen französischen Personal großer Wertschätzung erfreut“ (zitiert nach: Althaus 2014, S. 353).

<sup>9</sup> Er will es später gegen Ende seines Lebens nicht gerne den Franzosen überlassen!

Die Seelsorge bei Hinrichtungen treibt den Priester aus dem Sauerland bis an seine körperlichen und seelischen Grenzen. Beim Arzt wird eine ausgeprägte Herzschwäche diagnostiziert. Ein Messdiener soll Franz Stock am Altar öfter weinen gesehen haben. Ein Gefangener berichtet von einem Besuch des Seelsorgers in seiner Zelle, bei dem dieser seinen Kopf zwischen die Hände nahm und stöhnte: „Mein Gott! Wie entsetzlich sind die Menschen, was für Scheusale. Wie lange soll das noch weitergehen?“

### 3. Das „Stacheldrahtseminar“

Am 25. August 1944 zieht General de Gaulles als Befreier seines Vaterlandes in Paris ein. Franz Stock hat die Stadt nicht mit einem der letzten deutschen Militärtransporte verlassen, sondern ist bei schwerverwundeten, nicht transportfähigen Deutschen in einem Lazarett geblieben. Weil er den Anführer einer Resistance-Gruppe aus der Gefängnisseelsorge kennt, kann er eine Erschießung deutscher Verwundeter verhindern. Bald darauf übernehmen die US-Amerikaner das Lazarett. Auch der Priester aus dem Sauerland wird ihr Kriegsgefangener. Das Elend vieler deutscher Soldaten in französischen Lagern hat Franz Stock sehr verbittert! Die millionenfachen Massenmorde in deutschen KZs bezeichnete er später als „Sünde, die nicht vergeben werden kann“.

Auf Seiten der französischen Kirche verfolgt man die Idee, für die kriegsgefangenen deutschen Theologiestudenten ein eigenes Seminar einzurichten. Man gewinnt den – selbst kriegsgefangenen – Franz Stock als Regens. Nach einem Anfang am 24.4.1945 in Orléans wird das „Stacheldrahtseminar“ am 17.8.1945 nach Chartres verlegt. Bis zur Auflösung am 5. Juni 1947 haben insgesamt 949 Dozenten, Priester, Ordensbrüder, Seminaristen und angehende Theologiestudenten hier studiert, gebetet – oder sogar die Priesterweihe empfangen. Von größtem Interesse wäre ein Werk über spätere Lebenswege und Wirkfelder ehemaliger „Stacheldraht-Seminaristen“ in Deutschland: Ein Klaus Breuning legte mit seinem Buch *„Die Vision des Reiches“* (1969) ein wichtiges Werk zum theologischen Hintergrund des unseligen Rechtskatholizismus in Deutschland vor. Der Theologe Heinrich Missalla, aktiv in der pax christi-Bewegung tätig, berichtet in seiner Autobiographie *„Nichts muss so bleiben, wie es ist“* (2009) von seiner Zeit im Lager von Chartres. Erich Kock hat – ohne sentimentale Idealisierungen – eine solide, äußerst erhellende Biographie von Franz Stock verfasst ...

Die jungen Theologen oder angehenden Theologen in Chartres waren von Krieg und rohem Soldatenleben geprägt, ebenso von häretischen Tendenzen in Kriegsvoten deutscher Bischöfe zwischen 1939 und 1944. Als man ihnen nun Kunde von jener französischen Gebetsinitiative brachte, aus der später die internationale pax christi-Bewegung hervorgehen sollte, gab es keineswegs spontanen Beifall. Vielmehr wehrte man ab; die Franzosen sollten sich erst einmal selbst bekehren.<sup>10</sup> Auch vor diesem Hintergrund ist die bedeutsame Rede zu hören, die Franz Stock später am 26. April 1947 zur Schließung des Seminars von Chartres halten wird:

„Die von Gott gewollte Zahl Heiliger genügt, eine Zeit zu retten. Heilige, die sich selbst dieser Berufung verschreiben und die in Tugenden die Wirksamkeiten unserer Zeit verwandeln. Heilige, die, wenn sie auf die Liebe der Menschen verzichten, wissen, auf was sie verzichten, die durch das Schau- und Beispiel ihres Lebens den Weg der menschlichen Ordnung leben. Heilige, die keine Angst vor Katastrophen noch Revolutionen haben, die aber jede Gelegenheit benutzen und ihr ganzes Sein auf das zweite Kommen des Erlösers ausrichten; Heilige, die die Anhänglichkeit an ihr Vaterland mit der Liebe zur Menschheit in Einklang bringen, über die Grenzen der Nationen, Reiche, Rassen

<sup>10</sup> Vgl. *Closset, René*: Er ging durch die Hölle. Franz Stock, Paderborn, 3. Auflage 1979, S. 205. – Den ersten Hinweis auf die nicht freundliche Aufnahme des pax christi-Gebetsaufrufes verdanke ich Heinz Missalla.

und Klassen. Diesen Aufruf zur Heiligkeit hält uns die Vorsehung entgegen durch die Stimme der Geschichte.“<sup>11</sup>

Zu den freundlichen Gönnern des Gefangenen-Seminars für deutsche Katholiken gehörte u.a. der Bischof von Chartres. „Treibende Kraft im Hintergrund war sein Sekretär [Domkapitular] Chanoine Pierre André“, dessen Vater 1916 im *Kriegsgefangenen-Massenlager in Meschede* (→VI) den Tod gefunden hatte!<sup>12</sup> Nuntius Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., besuchte insgesamt vier Mal das „Stacheldrahtseminar“, welches er als mögliches Zeichen der Verständigung und der Versöhnung bewunderte und bis zu seinem Lebensende in lebendiger Erinnerung behielt: „Abbé Franz Stock – das ist kein Name – das ist ein Programm!“ Weniger als ein Jahr nach Schließung des Seminars starb Franz Stock am 24. Februar 1948 unerwartet in einem Pariser Hospital. Da er noch immer als Kriegsgefangener galt, gab es keine offizielle Todesanzeige. Nur wenige Menschen nahmen am Begräbnis teil. Nuntius Roncalli hatte den Sarg ‚eingesegnet‘.

Franz Stock hat seine Seelsorge für die französischen Inhaftierten und Todeskandidaten als Priesterpflicht betrachtet: „Lob verdiene ich nicht.“ Er gehört der weltweiten Kirche. Sein Andenken darf – zumal in der Zeit eines neuen Brückenbauers wie Bischof Franziskus von Rom – politisch nicht für eine besondere Koalition der beiden reichen – hochgerüsteten – Länder Frankreich und Deutschland oder für ein eurozentristisches Christentum instrumentalisiert werden. Als ihm ein Gefangener einmal vorhielt, die Deutschen wären ja von einem Engländer missioniert worden, antwortete Abbé Stock sanft: „In den Augen Gottes gibt es weder Engländer noch Deutsche noch Franzosen. Es gibt nur Christen oder ganz einfach Menschen.“ (1943) Dies ist das Glaubenszeugnis von der Einheit der menschlichen Familie auf dem Globus seit Beginn der Christenheit. Minicius Felix schrieb schon im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung: „Wir unterscheiden Stämme und Nationen; aber für Gott ist diese ganze Welt ein Haus.“ Stocks Festhalten am authentischen Christentum darf nicht einfach als Selbstverständlichkeit bewertet werden, denn man findet in deutschen „katholischen“ Voten zwischen 1933 und 1944 an zahlreichen Stellen die heidnische Vorstellung einer vorrangigen Verbundenheit mit „den deutschen Schwestern und Brüdern, die mit uns eines Blutes sind“. Diese – z.B. wörtlich auch vom Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger im August 1943 zur Kennzeichnung des Amtes der „*deutschen* Bischöfe“ benutzte – Wendung entsprach dem terminus technicus für „Arier“!

#### 4. Gedenken an Abbé Franz Stock

Von Joseph Folliet stammt folgendes Zeugnis über Franz Stock: „Ihm Ehre erweisen ist auch einfach unsere Menschenpflicht. Denn allein durch sein Dasein hat er die Größe der menschlichen Existenz in einem Augenblick bestätigt, wo Millionen von Menschen durch ihre Dummheit, Brutalität und Grausamkeit sich unter das Tier herab erniedrigten. Er hat uns vorgelebt, dass man an keinem einzigen Land jemals verzweifeln darf. Er hat uns gezeigt, dass man auch am Menschen niemals verzweifeln darf.“<sup>13</sup>

Im Ökumenisches Heiligenlexikon ([www.heiligenlexikon.de](http://www.heiligenlexikon.de)) wird die Geschichte des Gedenkens an den Priester aus Neheim folgendermaßen zusammengefasst:

<sup>11</sup> Zitiert nach: Althaus 2014, S. 355.

<sup>12</sup> Faltblatt des Franz-Stock-Komitee für Deutschland e.V. „Franz Stock: kein Name – ein Programm“. (Auch im Internet abrufbar: <http://www.franz-stock.org/images/dokdt/gruenerflyer.pdf>)

<sup>13</sup> Zitiert nach: Cornelissen 2001, S. 92. (Folliet spricht zwar nicht von einer „Entartung“ zum Tier, doch kann man die im Zitat vorkommende Metapher wohl kaum als glücklich bezeichnen.)

Die Familien der Inhaftierten und Erschossenen stifteten den Grabstein für Abbé Stock mit der Inschrift PAX. In Frankreich erhielt Stock die Beinamen „l'Aumônier de l'enfer“, „der Seelsorger der Hölle“ und „l'Archange en enfer“, „der Erzengel in der Hölle“. Viele Widerstandskämpfer haben ihm die Ehre erwiesen. Heute ist der Platz vor dem Mémorial de la France Combattante in Paris, das an den Widerstand der Franzosen gegen die deutsche Besatzungsmacht erinnert, nach Abbé Franz Stock benannt. 1963 wurden die Gebeine von Paris nach Chartres in die neu erbaute Kirche Saint-Jean-Baptiste übertragen. 1998 fanden in Paris die Feierlichkeiten zum 50. Todestag von Abbé Franz Stock statt. Höhepunkt war das Pontifikalamt in der Kathedrale von Chartres, das der Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger, zusammen mit Bischof Lehmann, dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, im Beisein des deutschen Bundeskanzlers Helmut Kohl und dem Präsidenten des Senats und damit zweitem Mann der französischen Republik, zelebrierte. 2009 eröffnete der Erzbischof von Paderborn das Seligsprechungsverfahren für Franz Stock. Die Website der Franz-Stock-Vereinigungen in Frankreich und Deutschland ([www.franz-stock.org](http://www.franz-stock.org)) bietet ausführliche Informationen auch in französischer und englischer Sprache.

Man darf es nicht schnell überlesen: Ein Platz vor dem Memorial für den französischen Widerstand und die Opfer des Hitlerkrieges ist nach einem *deutschen* Priester benannt! Wer denn im Rahmen der „Beatifikation“ (Seligsprechungsprozess) unbedingt noch nach einem „Wunder“ Ausschau halten will, sollte bedenken, dass ein solches längst schon vor unseren Augen offenliegt.

Peter Bürger

## 5. Günther Keine: Die friedenspolitische und kirchenpolitische Dimension des Wirkens von Franz Stock

*Vortrag, gehalten mit Blick auf den 40. Todestag beim Neheimer Adventstreffen 1988 der pax christi-Bistumsstelle Paderborn*<sup>14</sup>

Daß Pax Christi sich heute dem Thema Franz Stock widmet, könnte manchem so scheinen, als wolle Pax Christi reichlich spät auf einen fahrenden Zug aufspringen. In der Tat haben ja – nicht nur in diesem Jahr – zahlreiche Veranstaltungen zum Gedenken an Franz Stock stattgefunden – verdienstvolle, wie ich meine –, ohne daß Pax Christi als Organisation daran beteiligt war. Der Eindruck täuscht aber; viele einzelne in Pax Christi haben sich immer lebhaft für Franz Stock interessiert und ihn als einen wichtigen Vorläufer von Pax Christi betrachtet.

Für heute haben wir uns ein Thema gestellt, das einen Aspekt im Leben von Franz Stock hervorheben will, der Pax Christi als katholische Friedensbewegung besonders angeht und der zugleich Aktualität besitzt.

Es soll also nicht darum gehen, erneut die ganze Lebensgeschichte des Friedenspriesters Franz Stock darzulegen. Das haben viel Berufenere bereits gründlich getan, und wir können den daran Beteiligten, auch und gerade hier in Neheim, dafür nur danken.

(Für die, die vielleicht den Rahmen des Lebens von Franz Stock nicht vor Augen haben, sei nur dies erwähnt: Franz Stock, hier aus Neheim, Priester des Erzbistums Paderborn, ver-

<sup>14</sup> Die Veröffentlichung des nachfolgend dokumentierten Textes erfolgte ein Jahrzehnt später: Keine, Günther: Die friedenspolitische und kirchenpolitische Dimension des Wirkens von Franz Stock. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 6-9. (Günther Keine, geb. 1934 in Menden, war 20 Jahre lang Geistlicher Beirat von pax christi im Bistum Paderborn.)

brachte einen Teil seiner Studienzeit in Paris und nahm Anteil an der Friedensbewegung der zwanziger Jahre – in Frankreich wie in Deutschland. Als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Paris fiel ihm während des Krieges die Rolle des Gefängnisseelsorgers zu, der an die 2.000 überwiegend französische Opfer der Nazi-Justiz zur Hinrichtung begleitete. Nach dem Krieg war er Leiter des Priesterseminars für kriegsgefangene deutsche Theologen in Chartres. Er starb bereits 1948.)

Daß Franz Stocks Einsatz für die deutsch-französische Versöhnung unter Bedingungen stattfand, die nur im Geist tiefsten Glaubens und reifer Frömmigkeit zu ertragen und zu bewältigen waren, liegt auf der Hand.

Unsere heutige Frage, die nach der politischen Dimension im Leben und Wirken von Franz Stock, soll diese Feststellung nicht vom Tisch wischen und schmälern. Im Gegenteil: wir suchen nach dem Einklang beider Aspekte in einem christlichen Lebenszeugnis.

Das Verhältnis von „Mystik“ (also Innerlichkeit) und Politik, die Einheit von beidem im christlichen Engagement, ist eines der großen Themen der Theologie und des kirchlichen Lebens heute. Es geht um eine Verhältnisbestimmung, bei der auf der einen Seite Mystik nicht als weltfremde Spiritualität definiert wird, sondern als Quelle der Kraft aus dem Inneren *für* den Dienst an der Welt – und wo auf der anderen Seite „Politik“ nicht in der Engführung der bloßen Machtausübung oder als Parteipolitik gesehen wird, sondern als gesellschaftliche Verantwortung auf religiös begründeter ethischer Grundlage, also verwurzelt im Glauben. Es geht hierbei auch um den gesellschaftskritischen Aspekt christlichen Denkens – man kann ihn auch das „Prophetische“ nennen –, d.h. um ein Denken, das im Vorausgriff auf die Zukunft des Gottesreiches Herkömmliches in Frage stellt.

„Herkömmliches in Frage stellen“ heißt wiederum nicht Bruch mit der Tradition – erst recht nicht mit der Glaubensüberlieferung –, sondern aus der Kraft der Erinnerung in die Zukunft schauen, d.h. nach Möglichkeiten Ausschau halten, die mehr als bloße Konformität mit dem Gegenwartsdenken dem Evangelium entsprechen. Sich der politischen oder gesellschaftskritischen Dimension bewußt sein heißt auch: das Christentum nicht nur als Privatangelegenheit begreifen, sondern das Wort vom „Salz der Erde“ und vom „Licht der Welt“ ernst nehmen („Politik“ heißt: bewußt Sorge tragen für das Gemeinwohl).

Nach dieser Dimension wollen wir heute auch im Leben von Franz Stock fragen. Ich sage bewußt: *fragen*. Denn wir wissen nicht allzu viel darüber. „Wir“ – damit ist zunächst die Vorbereitungsgruppe für den heutigen Nachmittag geweint. Aber soviel wir wissen, ist auch nicht viel darüber geschrieben worden. Ich werde zwar im folgenden einige Vermutungen anstellen. Aber das möge keiner so verstehen, als solle Franz Stock für eine bestimmte Linie vereinnahmt werden. Es sind wirklich Fragen, die wir haben. Ich glaube, man kann einen Toten auch dadurch ehren, daß man Fragen an ihn stellt und Rat von ihm erbittet. Vielleicht können einige der hier Anwesenden, die Franz Stocks Leben besser kennen, unsere Fragen zum Teil beantworten. Dem soll das nachfolgende Gespräch dienen.

Die Fragen beziehen sich vor allem auf den Grad der Bewußtheit, mit dem politisches bzw. gesellschaftskritisches Engagement im Leben von Franz Stock zum Tragen kam. Denn daß faktisch vieles in seinem Leben ein „Politikum“ war, also auch eine kritische Anfrage an den Geist der Zeit, an herrschende Auffassungen in Gesellschaft und Kirche, das steht wohl fest. Zumindest gibt es dafür deutliche Indizien. Einige davon möchte ich nennen und stütze mich dabei vor allem auf das Vorwort von Walter Dirks zu den späteren Auflagen von „*Er ging durch die Hölle*“ von René Closset.

1. Franz Stock war im *Quickborn*, der unter den katholischen Jugendverbänden der zwanziger Jahre (etwa in Vergleich zu „Neudeutschland“) relativ progressiv war, und zwar hinsichtlich innerkirchlicher wie außerkirchlicher Verhältnisse; zu erkennen etwa in der Auseinandersetzung mit der „Überautorität der kirchlichen Institutionen“ (W. Dirks: Vorwort). Auch „die Fähigkeit zur Kritik am tödlichen Status quo der nationalstaatlichen Gegensätze und Aufrüs-

tungen war durch die Gesellschafts- und Kulturkritik der Jugendbewegung vorbereitet.“ (W. Dirks)

2. Das führt uns zum zweiten wichtigen Indiz: Franz Stocks Mitgliedschaft im „*Friedensbund Deutscher Katholiken*“ und seine Beteiligung am *französischen Zweig der Friedensbewegung* der zwanziger Jahre. Der Friedensbund Deutscher Katholiken war gesellschaftlich wie innerkirchlich unbequem. Führende Vertreter waren Pazifisten oder Teilpazifisten, was damals wohl noch weniger selbstverständlich war als heute (P. Franziskus Stratmann, Max-Josef Metzger ...). Das große Friedenstreffen in Bierville 1926 brachte Franz Stock zusammen mit Graf Marc Sangnier und der Gruppe der katholischen „Sillon“ („Furche“, „Strahl“), einer durchaus politisch orientierten Friedensbewegung (vgl. auch Closset: Er ging durch die Hölle) und stark pazifistisch inspiriert. Wie brisant das war, kann man daran erkennen, daß damals die Mehrheit auch der französischen Katholiken eher rechts orientiert war, was etwa in der „Action Française“ zum Ausdruck kam, einer Bewegung, die auch mit der deutsch-französischen Versöhnung nicht viel im Sinn hatte. Franz Stock gehörte auch zu den „Gefährten des heiligen Franz“, – einer Gruppierung katholischer junger Leute um Joseph Folliet (auch zum „Sillon“ gehörig), dem späteren Studienfreund von Franz Stock in Paris. Bei dieser Gruppe stand wohl eher die franziskanische Spiritualität im Vordergrund, aber eben auch diese mit besonderer Betonung der Friedensliebe des Franziskus, die bis heute – wie mir scheint – in dessen Würdigung oft zu kurz kommt, wohl deswegen, weil viele den politischen Implikationen gerne ausweichen.

3. Daß das Politische auch eine andere Wendung nehmen kann als das, was wir mit dem Begriff meistens verbinden, nämlich öffentliches Wirken, zeigt die Arbeit von Franz Stock in den Gefängnissen von Paris unter der Herrschaft der Gestapo. Sicher ein Politikum ersten Ranges – aber zur Stille verurteilt, und wohl so, daß zwischen mystischer Kraft und politischer Einwirkung kaum noch zu unterscheiden ist.

Zum Schluß soll die Frage gestellt werden, wo Franz Stock heute im friedenspolitischen und kirchenpolitischen Spektrum stehen würde. Die Frage läßt sich gewiß nicht mit letzter Eindeutigkeit beantworten, muß aber auch nicht reine Spekulation bleiben.

- Wäre Franz Stock etwa eine Art „Linkskatholik“ wie Walter Dirks, sein Altersgenosse?
- Wäre er in den fünfziger Jahren für die Wiederaufrüstung eingetreten wie die Mehrheit der deutschen Katholiken?
- Hätte Franz Stock in den sechziger Jahren zu denen gehört, die für konkrete Schritte zur deutsch-polnischen Versöhnung eintraten, bevor die politische und kirchliche Öffentlichkeit dazu bereit war?
- Würde Franz Stock heute zur Kriegsdienstverweigerung aufrufen, oder würde er sich an der neugegründeten deutsch-französischen Militärbrigade beteiligen – oder würde er für beides offen sein?

Vielleicht kann uns das Gespräch helfen, solche und ähnliche Fragen zu beantworten. Auf jeden Fall besteht genügend Anlaß, Franz Stocks bewegendes christliches Lebenszeugnis um Rat zu bitten.

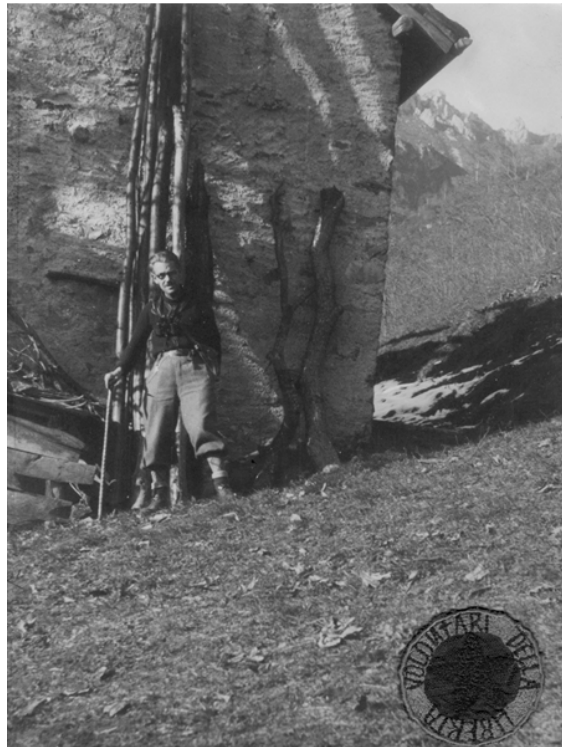


## XX.

### „Ein Steppenwolf, der extrem gefährliche Unternehmungen machte“

Nach seiner Ausweisung aus Deutschland wurde der  
Olper Redakteur und Heimatdichter Carlo Travaglini  
bewaffneter Partisanenkämpfer in Italien

Von Peter Bürger



Carlo Travaglini vor der Mauer einer kleinen Kirche im Ort „Alpe di Era“,  
wo er und seine Begleiter sich in der Widerstandszeit aufhielten.  
Ende 1944 wurde diese Kirche von den Faschisten niedergebrannt.  
(Archiv Luigi Borgomaneri, Mailand)

Carlo Travaglini, ein Redakteur des „Sauerländischen Volksblattes“ für den Kreis Olpe mit italienischem Familienhintergrund, hat zur Zeit des Nationalsozialismus Schwierigkeiten bekommen. Das ist durch spärliche Mitteilungen in der regionalgeschichtlichen Literatur schon länger bekannt. Ein ganz neues Licht auf seine Persönlichkeit werfen Beiträge, die eine politische Geschichtswerkstatt<sup>1</sup> 2012 auf indymedia.org veröffentlicht hat, insbesondere ein Interview mit dem italienischen Historiker Luigi Borgomaneri.<sup>2</sup> Hier wird Travaglini gar als ein „Mailänder Oskar Schindler“ charakterisiert!

<sup>1</sup> *Geschichtswerkstatt Dortmund*: Carlo Travaglini – ein Dortmunder in der italienischen Resistenza. In: linksunten, 14.08.2012. <https://linksunten.indymedia.org/de/node/65456> [zuletzt abgerufen am 25.02.2013].

<sup>2</sup> Polit-Cafè Azzoncao 2012 = *Polit-Cafè Azzoncao* [Bochum]: Proyecto Memoria: Carlo Travaglini, uno spirito libero [Interview mit dem italienischen Historiker Luigi Borgomaneri in Mailand-Lambrate vom 23. April 2011].

Carlo Travaglini wurde am 2. November 1905 in Dortmund geboren, wo er auch aufwuchs. Luigi Borgomaneri teilt zu ihm mit: „Seine Mutter war eine Deutsche und sein Vater ein Italiener. Seine Mutter entstammte aus einer gutbürgerlichen Familie, wie man zu sagen pflegt. Sie hieß Hedwig Müller. Sein Vater war Offizier und Leiter einer deutschen Militärkapelle<sup>3</sup> und hieß Vincenzo Travaglini. Ich habe einmal eine Fotografie aus den Jahren 1910/1915 von ihm gesehen. Da standen sie alle einheitlich in Uniformen gekleidet. [...] Carlo Travaglini wurde auf jeden Fall in einem großen Respekt für den Menschen an sich, für die Freiheit, für die Demokratie und einer Haltung gegen jegliche Ungerechtigkeit erzogen.“

Aus den Indymedia-Veröffentlichungen ergeben sich, leider ohne genaue Chronologie, folgende Stationen der Lebensgeschichte: Travaglini studierte in Köln, machte an der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen 1933 seinen Doktor im Fach Literaturwissenschaft und arbeitete zunächst in Olpe als junger Journalist für das „Sauerländische Volksblatt“. Nach einem Konflikt mit Nazis im Sauerland war er danach bis zur Ausweisung 1937 noch für die „Nordische Volkszeitung“ in München und in der Hauptstadt beim „Berliner Lokalanzeiger“ tätig.

## 1. Heimatbewegtes Forschen und Schreiben im Kreis Olpe

Wie kam Carlo Travaglini nun aber ins Sauerland? Im „Rundblick Drolshagen“ vom 5.5.2000 bietet Günther Alterauge dazu folgende Darstellung<sup>4</sup>: Bereits als 14-Jähriger, also bald nach dem 1. Weltkrieg, begibt sich Travaglini auf Wanderschaft und bereist ganz Deutschland. Schließlich landet er im Drolshagener Land, zunächst in der Ortschaft Heiderhof. Auf dem Bauernhof Hundt in Öhringhausen findet der junge Wandersmann hernach als Hütejunge Schlafstelle, Kost und Freunde. Später geht er mit Josef Hundt regelmäßig den Weg von Öhringhausen in das nahe – damals noch nicht durch den Biggensee überflutete – Ronne-  
winkel, um dort im Sägewerk Heuel etwas Geld zu verdienen.

Carlo ist wissensdurstig und braucht für seine geistigen Forschungen Bücher. Außerdem hegt er Leidenschaft für die noch junge Fotografie. Beim Hüten der Kühe und bei der Stallarbeit soll sich der neugierige Zuwanderer bereits Notizen über das Leben und die Menschen im Drolshagener Land gemacht haben. Insbesondere beschäftigt er sich auch mit dem Schrifttum über die Zeit der Reformation und Gegenreformation. Zur Nachbarschaft im Westen hin grenzte sich Drolshagen hinsichtlich politischer Zugehörigkeit, Sprache und Religion ab. Nach der Reformation wurde es ein „Bollwerk des katholischen Glaubens“. Solche und andere geschichtlichen Zusammenhänge interessieren Carlo Travaglini. Er tauscht sich oft aus mit dem Vikar Josef Kleeschulte (ab 1929 Pfarrer in Drolshagen). Zu diesem hat er einen guten Draht. Der Priester erzählt ihm u.a. „von den Streitigkeiten und Hänseleien, die Drolshagens Bürgerschaft mit dem Kloster, der Kirche und der Stadt jahrhundertlang hatten“.

Das bedeutendste Ergebnis dieser eifrigen Heimatstudien ist ein Werk mit dem Titel „*Die Heiderhofs – Roman aus den sauerländischen Bergen zur Zeit der kurkölnischen Regie-*

---

In: linksunten, 31.08.2012. <https://linksunten.indymedia.org/de/node/64180> [zuletzt abgerufen am 25.02.2013].

<sup>3</sup> Vgl. dagegen Alterauge 1983 = *Alterauge*, Günther: Der Drolshagener Heimatroman „Die Heiderhofs“. In: „Der Panneklöpfer“ Olpe/Biggensee. Unabhängiges Informationsblatt. – Rundblick Drolshagen u. Wenden. 7. Jahrgang, 23. Woche, 8. Juni 1983, S. 3-14. [mit zahlreichen sonst nicht greifbaren Fotodokumenten]: „Der Vater von Carlo Travaglini war vor und im 1. Weltkrieg als Dirigent einer italienischen [?] Militärkapelle in Berlin stationiert.“ (S. 3)

<sup>4</sup> *Der Drolshagener Heimatroman „Die Heiderhofs“ – von Karl Traulinger*. In: Rundblick. Unabhängiges Informationsblatt für die Städte Bergneustadt und Drolshagen. Drolshagen, 5. Mai 2000. [<http://www.ortszeitungen.de/rmp/DxMLW?Template=../Templates/idx.tpl&Ort=52&Rubrik=1000004&Art=842705>] [abgerufen am 25.02.2013.]

runge“.<sup>5</sup> In ein Druckexemplar schrieb Professor Dr. Carlo Travaglini später: „Dieses Buch habe ich im Jahre 1927/28 in Öhringhausen und zwar im Kuhstall der Familie Hundt erdacht und geschrieben.“<sup>6</sup> Zunächst erfolgte 1931 ein Abdruck als Zeitungsroman im „Sauerländischen Volksblatt“ des Kreises Olpe, 1933 auch in der „Märkischen Volkszeitung“ Berlin. 1935 erschien die Buchausgabe im Franz-Borgmeyer-Verlag Hildesheim – unter dem „eingedeutschten“ Autorennamen *Karl Traulinger*. In den „Heimatblättern Olpe“ vom April 1935 wurde der Titel von einem Rezensenten nachdrücklich empfohlen:

„Der Dichter zeichnet in diesem Büchlein ein Bild des kurkölnischen Sauerlandes aus dem 16. Jahrhundert. Zwei Generationen hindurch lässt er uns das Schicksal der Drolshagener Bürgerfamilie Heiderhof verfolgen, und darüber hinaus führt er uns anschaulich das Leben und Treiben des ganzen Städtchens und seiner Bewohner vor Augen. Wir sehen sie förmlich vor uns, diese schlichten, geraden, herben sauerländischen Menschen, wie sie fest verwurzelt in Brauchtum und Sitte ihr Leben gestalten. Meisterhaft hat es der junge Verfasser verstanden, den geschichtlichen Stoff, der den Hintergrund des Romans bildet, mit der spannenden Handlung zu verknüpfen. Nur diese tiefe Heimatliebe konnte solch ein Büchlein entstehen lassen. Deshalb sollte jeder Heimatfreund es zu seinem Eigentum machen.“

Geschichten aus dem Buch „*Die Heiderhofs*“ werden zwar heute auch auf einer Internetseite zur Stammbaumforschung<sup>7</sup> wiedergegeben, aber es handelt sich wohl kaum um einen ‚authentischen‘ historischen Roman im strengen Sinne. Der zeitgeschichtliche Rahmen folgt einschlägigen Forschungen, doch die dargebotene Familiengeschichte ist frei erfunden: Zwei Generationen einer Drolshagener Bürgerfamilie stehen im Mittelpunkt: Martin Heiderhof (1491-1547) vom Drolshagener Gehöft „Heiderhof“ erlernt beim Zunftmeister und Stadtrat Hinrich Finke in Köln das Zimmermannshandwerk, welches schon sein Vater ausgeübt hat. Im Zuge seiner Wanderjahre findet er eine Anstellung im Augustinerkloster Ewig bei Attenborn, wo ihm der Kirchbaumeister Pater Lukas, ein ehemaliger Söldner, Lesen, Schreiben und Bauzeichnen beibringt. Weil die Eltern alt geworden sind und der väterliche Betrieb weitergeführt werden soll, kehrt Martin im September 1521 – zum großen Bedauern des Klosters – nach Drolshagen zurück. Bei seinem alten Lehrherrn in Köln verfertigt er vor Aufnahme der eigenen Selbständigkeit aber noch sein Meisterstück.

In der Bischofsstadt bietet ihm die kurfürstliche Verwaltung, die aufgrund der Tätigkeit im Kloster Ewig ein sehr gutes Bild von ihm hat, das Amt eines Schulmeisters für Drolshagen an. Martin stellt vor der Annahme dieses Angebotes die unerhörte Bedingung, aus der – für seine Familie seit Generationen geltenden – Leibeigenschaft entlassen zu werden. Als dies gewährt wird, kann er Ursula, die Tochter seines Kölner Lehrmeisters Finke, heiraten. Den beiden wird 1527 ein Sohn geboren, den sie auf den Vornamen des ausgewählten Paten, des Augustiners Lukas von Kloster Ewig, taufen lassen. Auf Bürgerschaft und Stadtrat von Drolshagen, die Konflikte mit der kurkölnischen Verwaltung wegen Holzbesorgung und Abwehr von Wildschaden nicht immer klug austragen, übt Martin Heiderhof einen guten Einfluss aus. Seine Schreibkunst stellt er unentgeltlich in den Dienst der Gemeinschaft. Beim Ausbruch eines Feuers wehrt er eine größere Brandkatastrophe für die ganze Stadt ab. Der Zimmermann und Schulmeister ist in der Stadt allseits geachtet und beliebt – auch bei seinen ehemaligen Gegnern. Im strengen Winter 1547 findet er auf einer Wegwanderung den betrunkenen

<sup>5</sup> *Traulinger*, Karl: *Die Heiderhofs*. Roman aus den sauerländischen Bergen zur Zeit der kurkölnischen Regierung. Hildesheim: Franz Borgmeyer Verlag [1935]. [244 Seiten]

<sup>6</sup> Zitiert nach: Alterauge 1983, S. 5.

<sup>7</sup> *Datenbank genealogy.com* [<http://www.genealogy.com/users/h/e/y/Drpeter-G-Heyderhoff/FILE/0001page.html>] [zuletzt abgerufen am 11.02.2015]

Schneider von Drolshagen im Schnee liegen. Diesen errettet er vor dem Kältetod, zieht sich dabei jedoch eine tödliche Lungenentzündung zu.

## 2. Eine Wilddiebgeschichte im Roman „Die Heiderhofs“

Im zweiten Teil des Romans steht Martins Sohn Lukas Heiderhof im Mittelpunkt. Von Kindesbeinen an ist er wie ein leiblicher Bruder aufgewachsen mit Hirme Menken, der Tochter des kurfürstlichen Vogtes von Drolshagen. Hirmes Mutter war bei ihrer Geburt gestorben. Als junger Mann wird Lukas gewaltsam von auswärtigen Militärwerbfern entführt, um später als „Türkenschreck“ im österreichischen Kaiserheer bekannt zu werden. Da seine Briefe in die Heimat die innig geliebte Mutter Ursula nie erreichen, gilt er in den Jahren seiner Zwangsöldnerschaft lange als verschollen oder tot.

In dieser Zeit entwickeln sich die Verhältnisse in Drolshagen zum Schlechten hin. Die alten Konflikte mit der Landesobrigkeit, besonders das Jagdrecht betreffend, eskalieren. Gegen den großen Wildschaden auf ihren Äckern greifen die Bauer trotzig zur Selbsthilfe: „Hatte das Wild Schaden verursacht, so zogen die Drolshagener hinaus und knallten wild darauf los, angeblich nur in der freien Pürsch, in Wahrheit aber auch über deren Grenze hinaus, zumal wenn ein angeschossenes Wild in den herrschaftlichen Forst sich flüchtete. Manch feistes Stück Wild wurde geschossen, das nicht auf die fürstliche Hoftafel kam und auch keinen Erlös für die herrschaftliche Forstkasse brachte. Vermummt, das Gesicht geschwärzt, zog man hinaus. Manch' scharfer Zusammenstoß zwischen den Wilddieben und den Forstleuten gab Zeugnis von der wachsenden Erbitterung. Was immer in der Umgegend von Drolshagen geschah, wurde dessen Bewohnern auf das Kerbholz geschrieben, obwohl schlechtes Gesindel und auch Nachbargemeinden die günstige Gelegenheit benutzten, um im Trüben zu fischen.“

Vor Ort hat im Zuge der Gegenmaßnahmen der Kölner Räte ein neuer kurfürstlicher Förster mit Namen Habicht seinen Dienst aufgenommen. Dieser versucht den ihm gegenüber reservierten Vogt Menken gefügig zu machen, auch weil er dessen Tochter Hirme heiraten möchte. Habicht entdeckt die lange unterdrückte Jagdleidenschaft des Vogtes und verführt diesen schließlich zu ausgiebigen, einträglichen Wilddiebereien. Beim Kurfürsten Hermann von Wied (1477-1552) erwecken die beiden Beamten indessen den Anschein, dass die Drolshagener Bürger hinter dem erneut zunehmenden Wilddiebfrevel stecken. Es kommt durch ein verschärftes Jagdverbot zu einer endgültigen Aufhebung der „freien Pirsch“. Sämtliche Bewohner sollen ihre Gewehre abliefern. Vor einer drohenden Belagerung durch Soldaten des Landesherrn wandern die Männer aus ihrer Stadt aus, was man vielleicht als ‚zivilen Ungehorsam‘ verstehen kann.

Inzwischen ist Lukas Heiderhof aus dem unfreiwilligen Söldnerdienst in die Heimat zurückgekehrt. Förster Habicht betrachtet ihn als Nebenbuhler und lockt ihn in eine nächtliche Falle. Beim kurfürstlichen Gericht sieht es später so aus, als sei Lukas der Erzwilderer von Drolshagen und habe deshalb – *nicht* aus Notwehr – den Förster Habicht im Auerwaldbezirk mit einem Gewehrkolben zum geistigen Krüppel geschlagen. Mit Hilfe seines Taufpaten aus Kloster Ewig kann der Beschuldigte in Köln jedoch seine Unschuld beweisen und die Machenschaften der beiden „verbeamteten Wilddiebe“ aufklären. Der Fürst sichert nun auch den zu Unrecht verdächtigten Drolshagener Männern Straffreiheit zu, wenn sie in ihre Stadt zurückkehren. Der irrsinnig gewordene Förster Habicht findet nach nächtlicher Flucht aus der Pflege bei den Zisterzienserinnen „seinen Richter“ (Lynchjustiz?). Der ehemalige Drolshagener Landvogt Menken wird als Eremit in den Attendorner Waldungen zum Büsser. Der Kurfürst bestellt Lukas zu dessen Nachfolger. Mit der Hochzeit von Lukas Heiderhof und Hirme Menken kommt es im Roman zu einem perfekten Happy End.

### 3. Ein „judenfreundliches Werk“?

Günther Alterauge hat schon 1983 in einem Zeitungsbeitrag mitgeteilt, das Werk „*Die Heiderhofs*“ sei „im III. Reich unter den Nazis verboten, eingezogen und eingestampft“ worden. Professor Dr. Carlo Travaglini habe ihm geschrieben: „Als Buch jedoch, wurde der Roman ein Opfer des Naziregimes und (1935) von der Reichsschrifttumskammer als ‚deutschfeindlich‘ [sic!] verworfen und amtlich eingestampft. Den Satz, der dem Roman das Leben kostete, habe ich auf Seite 167 im Manuskript rot angestrichen!“<sup>8</sup> Bei der besagten Textstelle hat der Verfasser außerdem am Rand vermerkt: „Zensiert vom Naziregime! Mögen solche Zeiten nicht wiederkommen!“

Beim näheren Hinsehen auf den Text muss man sich jedoch über das Buchverbot wundern. Im Roman gibt es nämlich die durchaus zwielichtige Gestalt eines jüdischen Händlers mit Namen Nathan Lewinsohn. Dieser Lewinsohn aus Meinerzhagen wird keineswegs vorteilhaft gezeichnet. Er hält – wie schon sein Vater – Bauern durch Geldgeschäfte in Schuldabhängigkeit. Er betätigt sich als Hehler für das vom Drolshagener Vogt und Förster heimlich erlegte Wild und gibt sich auch sonst zu dubiosen „Dienstleistungen“ her. Auf einer Kirchweih in Wiedenest sagt dieser Krämer Lewinsohn zu Lukas Heiderhof, der ihn ablehnt: „Ganz wie Euer seliger Vater; der wollte auch nichts von uns armen Juden wissen. Hat mir leid getan, er war ein so braver Mann.“ Lukas antwortet: „*Da irrt Ihr, Lewinsohn; ein armer, ehrlicher Jude galt ihm genau so viel wie ein armer ehrlicher Christ.*“ Allein diese ganz kurze Bemerkung, in der für „Christ und Jude“ die gleichen Bewertungsmaßstäbe gelten, war Anlass zur Zensur! Im Romangeschehen tauchen daneben aber überhaupt gar keine jüdischen Personen auf, die vorteilhaft dargestellt sind.

### 4. Hetzkampagne der NSDAP Olpe und Ausweisung

Arnold Klein teilt in seiner Dissertation über „*Katholisches Milieu und Nationalsozialismus*“ im Kreis Olpe mit, es habe schon 1933 eine Hetzkampagne der Olper NSDAP-Gruppe gegen den italienischen Redakteur des sauerländischen Volksblattes und „unerwünschten Ausländer“ Carlo Travaglini gegeben.<sup>9</sup> Eine „Anfrage des italienischen Generalkonsulates über die politische und moralische Führung von C.T.“ sei jedoch noch am 31. März 1933 „mit positivem Führungszeugnis des Bürgermeisters“ beantwortet worden. In dem oben genannten Interview sagt Luigi Borgomaneri 2011 über Travaglinis Zeit beim Volksblatt in Olpe: „Dort bekam er 1933 Streit mit einigen SA-Männern, weil er sich weigerte eine Nazi-Zeitung zu kaufen. Deswegen ging er aus dieser kleinen Stadt weg.“

Im April und Juli 1935 findet man in den „Heimatblättern“ des Kreises Olpe aber noch zwei plattdeutsche Beiträge „*Vamme schwarten Stamm*“ von „Carl Travaglini“. Darin behandelt der Redakteur die originelle Gestalt des Landwirtes Franz-Josef Stamm (1847-1917) aus der Ortschaft Alperscheid, die ihm aus den Jahren im ganz nahe gelegenen Öhringhausen gut vertraut gewesen sein muss.<sup>10</sup> Diese kleine „Mundartreihe“ zeigt, dass sich der Verfasser mit teilweise italienischem Familienhintergrund über seine „sauerländische Heimatliebe“ sogar plattdeutsche Sprachkompetenz erworben hatte. Trotz einer entsprechenden Ankündigung im

<sup>8</sup> Zitiert nach: Alterauge 1983.

<sup>9</sup> Klein, Arnold: *Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Altkreis Olpe 1933-1939*. Siegen 1994, S. 144.

<sup>10</sup> Vgl. Bürger, Peter: *Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten*. Eslohe 2010, S. 680-681 (zum Mundartautor C. Travaglini); Bürger, Peter: *Fang dir ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland*. Eslohe: Museum 2013, S. 595-611 (zur Figur des „Schwarzen Stammes“).

2. Teil sind die Geschichten vom „Schwarzen Stamm“ dann aber nicht fortgesetzt worden. Warum?

Zu jener Zeit müssen die wirklich bedrohlichen Probleme von Carlo Travaglini mit dem NS-Staat begonnen haben. Dazu teilt Luigi Borgomaneri folgende Chronologie mit: „Am 16.9.1934 wurde er das erste Mal von der GeStaPo verhaftet. Er wurde bald wieder frei gelassen. Aber er verlor deswegen seine Arbeitsstelle. Damals muss er 29 Jahre alt gewesen sein. [...] Am 19.9.1936 wurde er subversiver Tätigkeiten verdächtigt und in ein Konzentrationslager gesperrt. Am 9.4.1937 wurde er dann auf Anordnung des Reichsführer Heinrich Himmler als unerwünschter Ausländer abgeschoben.“

Carlo Travaglini, in den 1930er Jahren Redakteur des katholisch ausgerichteten „Sauerländischen Volksblattes“ für den Kreis Olpe, Verfasser sauerländischer Mundarttexte und Autor eines Drolshagener Heimatromans, verfügte über zwei Staatsangehörigkeiten: die deutsche und die italienische. Am 9. April 1937 musste er nun – trotz der Achse Berlin-Rom – Deutschland verlassen. In einem Interview vom 23.4.2011 mit Mitgliedern der Geschichtswerkstatt „Polit-Cafè Azzoncao“ (Bochum) urteilt der Historiker Borgomaneri über diesen gravierenden Einschnitt in der Biographie Travaglinis: „Seine Ausweisung bedeutete seine Rettung.“<sup>11</sup> Vorausgegangen war ja die Inhaftierung in einem Konzentrationslager der Nationalsozialisten.

Das im Internet auf indymedia.org veröffentlichte Interview mit Luigi Borgomaneri ist derzeit wohl die einzige Quelle in deutscher Sprache zu Travaglinis bewegter Biographie in der Zeit des zweiten Weltkrieges. Borgomaneri stammt aus einer italienischen Partisanenfamilie. Großvater, Vater und Onkel sind Widerstandskämpfer gewesen. Sein Vater wurde in den letzten Kriegstagen bei einem Gefecht mit abrückenden deutschen Militärs getötet. Das familiäre Umfeld, in dem Luigi Borgomaneri im Nachkriegsitalien aufwuchs, hat ihm viele Zugänge zur Geschichte des Partisanenkampfes eröffnet, über die er als Wissenschaftler an einem Institut für Zeitgeschichte mehrere Bücher verfasst hat. Besonders bekannt ist sein Werk über Theodor Saevecke, den ehemaligen GeStaPo-Chef von Mailand.

Nach seiner Ausweisung aus Deutschland 1937 musste Carlo Travaglini in Italien zunächst seinen Militärdienst – in Ravenna – absolvieren, doch er erkrankte an Malaria. Bei einem erneuten Ausbruch der Krankheit 1940 machte er in einem Mailänder Krankenhaus Bekanntschaft mit der Krankenschwester Anna Ambrosetti, die er 1942 heiratete. Als Akademiker mit Hochschulabschluss und perfekten Deutschkenntnissen fand er eine Anstellung bei der Industriefirma Magneti Marelli, die riesige Elektromotoren herstellte. Viel mehr, so Borgomaneri, ist über die ersten Jahre in Italien nicht bekannt.

## 5. Dokumentenfälschung: Travaglini als „Mailänder Oscar Schindler“

Am 26. Juli 1943 wurde Mussolini, der Bündnispartner von Hitler-Deutschland, inhaftiert. In Geheimverhandlungen schloss Italien einen Waffenstillstand mit den Alliierten. Die deutsche Wehrmacht besetzte nach Bekanntwerden dieses „Verrates“ am 8. September 1943 das Land. An einem Vormittag des Monats überquerte Carlo Travaglini in Mailand den Piazza Loreto. Vor dem Sitz einer deutschen Kommandozentrale zur Überwachung der industriellen Produktion der Umgebung erblickte er viele weibliche Angehörige von zwangsinternierten Italienern, die nach Deutschland deportiert werden sollten. Die Frauen wollten ihre Ehemänner,

---

<sup>11</sup> Polit-Cafè Azzoncao 2012 (nachfolgend werde ich diese Quelle nicht an jeder Bezugsstelle gesondert angeben). – Meine Darstellung basiert auf einer Arbeit von 2012 für das Landwirtschaftliche Wochenblatt Westfalen-Lippe. Zwischenzeitlich ist folgendes E-Book des italienischen Historikers mit Ausführungen und Quellendarbietungen zu Travaglini erschienen, das ich jedoch nicht mehr herangezogen habe: *Luigi Borgomaneri: Lo straniero indesiderato e il ragazzo del Giambellino – Storie di antifascismi*. (Fondazione ISEC – I[n]stituto per la Storia dell' Età). [Bologna:] ArchetipoLibri 2014.

Söhne oder Väter mit Essen versorgen. Travaglini, Sohn eines Offiziers, ging auf die Wachen vor dem Kommandogebäude der Deutschen zu und verlangte, den Verantwortlichen zu sprechen. Mit seinem muttersprachlichen Deutsch trat er auf wie ein arroganter, hochgestellter Nazi. Das gelang ihm so überzeugend, dass er sofort einen Termin erhielt. Hierbei stellte er „sich als Deutscher vor, der in einer großen und kriegswichtigen Mailänder Fabrik arbeiten würde. Er würde schon sehr lange in Mailand leben und hätte große Sympathien für Volk, Reich und Führer. Es sei sehr wichtig die Industrieproduktion und Ressourcen an italienischen Arbeitskräften für das Reich zu nutzen. Aber doch bitte in Italien und nicht im Reich.“ (L. Borgomaneri) Seine Argumente: Die Italiener wären vor Ort mit der Fabrikation vertraut und viel produktiver. Die Kosten für Maschinentransport, Arbeiterdeportation und Bewachung könne sich die Wehrmacht sparen. (Tatsächlich wurde die an jenem Septembertag 1943 noch nicht geklärte Frage des weiteren Vorgehens später in diesem Sinne entschieden.)

Als der Verantwortliche der deutschen Militäradministration das Büro bei diesem Gespräch zwischenzeitlich verließ, konnte Travaglini unbemerkt einen wertvollen Amts-Stempel an sich nehmen. Beim Verlassen des Gebäudes vereinbarte er dann draußen mit den weiblichen Angehörigen seiner internierten italienischen Landsleute ein geheimes Treffen. Mit Hilfe von entwendeten Blanko-Papieren seines Arbeitgebers, der Firma Marelli, und dank des entwendeten deutschen Originalstempels konnte Travaglini offizielle Anträge fälschen: Der Arbeiter N.N. sei in der Produktion unabhkömmlich usw. Mit Hilfe solcher fingierter Ersuchen des Personalbüros der Firma Marelli, die von den Deutschen protegiert wurde, soll Travaglini „einige hundert zur Deportation Inhaftierte“ befreit haben. Ein Dokument vom 28. September 1943 betrifft z.B. einen Mann, der nie bei Marelli gearbeitet hat:

„Unterzeichnete Firma stellt hiermit Antrag an das Kommando der Deutschen Wehrmacht auf Freilassung seines ehemaligen Angestellten Pizzamiglio Constantino Sohn des Pietro geboren zu Codogne am 7/7/1924, welcher sich am 20. September 1943 im Konzentrationslager zu Trento befand. [...] Für den regulären Ablauf unserer Arbeit ist die Wiedereinstellung des obengenannten Pizzamiglio in unser Werk notwendig. Ihrer wohlwollenden Aufnahme, Prüfung und Genehmigung unseres Antrags entgegensehend, zeichnen wir. Heil Hitler!“

Für die Verwandten der Inhaftierten erstellte Travaglini detaillierte Anweisungen zur Beschaffung der benötigten Daten und zum Verhalten gegenüber den deutschen Behörden. Im Oktober/November 1943 arbeitete er in einer neuen Stelle, nämlich als Übersetzer für die Firma Ledoga-Lepetit. Dies ermöglichte ihm Besuche beim Sitz des „Generalbeauftragten für Italien des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion“, wo er erneut mehrere Stempel entwenden konnte, die bei Dokumentenfälschungen dann gute Dienste leisteten. Bei Offiziellen in deutschen Dienststellen, denen er bei regelmäßigen Kontakten auch kleine Geschenke zukommen ließ, gab sich Travaglini weiterhin als „treuer Reichsdeutscher“ aus.

## 6. Frühe Aktivitäten im gewaltsamen Widerstand und Todesurteil

Der Darstellung von Luigi Borgomaneri zufolge muss Travaglini schon Ende 1943 auch an weitergehenden – nicht gewaltfreien – Widerstandsaktivitäten beteiligt gewesen sein. Am 14.12.1943 wurde auf Anlagen der Deutschen Luftwaffe in Gallarate ein Anschlag verübt, bei dem 2 Wehrmichtsangehörige ums Leben kamen und ein Sachschaden in Höhe von einer Millionen Reichsmark entstand. Später gehörte Travaglini zu den Verdächtigen. Er wurde

deshalb am 28.8.1944 in Abwesenheit von einem Feldgericht wegen Hochverrat und schwerer Sabotage zum Tod durch Erschießen verurteilt. Hierzu ist folgendes Dokument erhalten<sup>12</sup>:

*Feldgericht*

d. Kommandeurs d. Stabstruppe  
d- Komm. Gen. d. Dtsch. Lw.i.Italien  
□ □ Aussenstelle West –  
Urteil mit Begründung abgesetzt von  
OKGR. d.l.w. Dr. Rudolph  
W.I.K.St.L. 187/1944  
am 28. August 1944

*Feldurteil*

*Im Namen des Deutschen Volkes*

in der Strafsache gegen den italienischen Staatsangehörigen **Dr. Carlo Travaglini** (flüchtig) geb. am 21. November 1905 in Dortmund (Provinz Westfalen), wegen schwerer Sabotage an die Deutsche Luftwaffe und Hochverrat, hat das am 28. August 1944 in Gallerate zusammengetretene Feldkriegsgericht an dem teilgenommen haben, als Richter: Oberstabsrichter Dr. Rudolph Lt, Kables, Lw-Transportkolonne Samarate als Beisitzer Ogefr. Schröder, Lw-Transportkolonne Samarate als Beisitzer als Vertreter der Anklage:

Lt. Arend, Lw.-Stelle Bergamo Hfw. Wolf Feldgendamerie 513

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle: verpflichtete Urkundsperson: Feldwebel Weilscher

für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird in Abwesenheit wegen Hochverrat und schwerer Sabotage an Anlagen der Deutschen Luftwaffe zum Tode durch Erschießen verurteilt.

*Urteilsbegründung*

Der angeklagte 38 jährige Travaglini ist als Sohn des ehemaligen italienischen Offiziers Vincenzo Travaglini in Deutschland, und zwar in Dortmund geboren. Er besuchte verschiedene Hochschulen in Deutschland und promovierte an der Universität Tübingen zum Doktor der Literaturwissenschaft. Bis zum Jahr 1933 arbeitete er als Schriftleiter und Schriftsteller an der Provinzzeitung „Sauerländisches Volksblatt“ in Olpe i/Westfalen, wo er in den Tagen der nationalsozialistischen Machtergreifung infolge Händel gegen SA-Leuten und Parteigenossen flüchten mußte.

Es gelang ihm einige Monate später, als Redakteur beim „Berliner Lokalanzeiger“ eine Anstellung zu bekommen, bis die Geheime Staatspolizei in Berlin durch ein von ihm veröffentlichtes Buch (staatsfeindlich) das unter dem Pseudonym „Karl Traulinger“ im Verlag Franz Borgmeyer in Hildesheim erschien, auf ihn aufmerksam wurde. Auf Grund des obenerwähnten Buches, das gegen die Bekämpfung der Juden Stellung nahm und somit seine staatsfeindliche Gesinnung zum Ausdruck brachte, wurde Travaglini von der Berliner Zeitungsverlagsleitung entlassen. – Am 16. September 1934 wurde Travaglini von der GESTAPO unter dem Verdacht beim derzeitigen Fliegerhauptmann Fritz Dörpfeld in Bln.-Lichterfelde politische, wertvolle Schriftstücke entwendet und unterschlagen zu haben, verhaftet und am 19. September 1936 vom Schnellrichter am Berliner Sondergericht zu 4 Monaten und 2 Wochen Gefängnis verurteilt und auf

<sup>12</sup> Der Text ist mir Anfang 2013 durch das „Polit-Cafè Azzoncao“ per E-Mail zugänglich gemacht worden, mit folgender Erläuterung: „Abschrift des Feldurteils gegen Carlo Travaglini vom 28. August 1944. Als Vorlage der Abschrift diente ein Foto einer mäßigen Kopie. Einige Stellen waren daher nicht gut leserlich. (Eine Stelle im Text und Anhänge unter dem Urteil.) Milano 27.4.2011 – Azzoncao, ein Polit-Cafe.“



Anordnung des Chefs der Deutschen Polizei und Reichsführer SS auf Grund obenerwähnten politischen Vergehens als lästiger Ausländer aus dem Deutschen Reichsgebiet ausgewiesen.

Zur Sache: Am 14. Dezember 1942 wurde auf einem deutschbesetzten Flugplatz im Bezirk Gallerate ein Anschlag durch italienische Banditen ausgeführt, bei dem zwei Angehörige der Deutschen Luftwaffe ums Leben kamen. Der Sachschaden, der der Deutschen Luftwaffe zugefügt wurde, beläuft sich auf 1.260.786 Rmk. Eine sofort eingeleitete Untersuchung mit Hilfe der Feldgendamerie 513 der Feldkommandatur 1013 in Mailand ergab die Sicherstellung und sofortige Abführung in ein Deutsches Konzentrationslager des am Attentat beteiligten Italieners Renzo Piola-Occhieppi aus Mailand, Piazza Aspromonte 17. Weitere Nachforschungen ergaben, dass als Urheber des Attentates ein gewisser Dr. Carlo Travaglini aus Mailand, wohnhaft in Via Carlo Goldoni 44, anzusehen ist, der bis am Tage seiner Flucht als Haupt einer gutorganisierten Partisanenbande im italienischen Schutzbetrieb Ledoga Mailand angestellt war und als solcher ein Vertrauensamt zwischen obengenannten Firma und den Deutschen Kommandostellen [?= *unleserlich*] bekleidete.

Bei einer Haussuchung in der Wohnung des Travaglini am 30. Juni 1944 seitens der Feldgendamerie 513 der Feldkommandatur 1013 wurde eine Bleistiftszeichnung mit Beschreibung des zur Sache stehenden Flughafens gefunden, die die lakonische Aufschrift „evaso“ (erledigt) trug. Der von der Militärkommandatur 1013 Mailand vernommene nicht vereidigte Zeuge Graf Liverotto Ferretti, Personalchef der Firma Ledoga, beschreibt den Travaglini als „Staatsfeind“ und „Deutschenhasser“. Über Partisanentätigkeit des T. weiss Ferretti nichts zu sagen drückt jedoch die Mutmassung aus, dass Travaglini bewaffneten Banden angehöre, und zwar durch sein Benehmen, das T. seit seiner Anstellung (Oktober 1943) seinen Vorgesetzten gegenüber zur Schau trug, z.B. sein eifriges Bestreben, dienstpflichtige Angestellte und Arbeiter mit allen Mitteln vom Militärdienst freizustellen, was zum größten Teil durch den Zeugen Ferretti verhindert wurde.

Travaglini wird als äußerst intelligente und schlaue Person bezeichnet, die zu allen, auch zu Gewalttaten fähig ist. Nach Aussage des vernommenen Bürovorstehers des T. Dr. Dino Zumaglino durch die Feldgendamerie 1013 Mailand, wurde Travaglini im Oktober 1943 von der Firma Ledoga auf Grund einer Empfehlung der Mailänder Präfektur und zwar durch die Vermittlung des Verbindungsoffiziers der Präfektur mit der Deutschen Wehrmacht Dr. Meisen hin eingestellt. Dr. Meisen, diesbezüglich vernommen, erklärte, Travaglini in der Mailänder Präfektur kennen gelernt zu haben.

Oberstabsrichter

Vermerk:

...an Kriegsgerichtsrat Dr. Wildgruber

Vorschlag zur Vollstreckung:

Verteiler:

..., .., Urteilssammlung,

..., .., Strafvollstreckung 2x.

Wenige Tage nach dem Anschlag von Gallerate verübten Widerstandskämpfer am 18.12.1943 ein Attentat auf den Sekretär der faschistischen Föderation der Provinz von Mailand, Aldo Resega. Die Faschisten gestalteten die Beerdigung von A. Resega am 20.12.1943 zu einer riesigen Propagandademonstration. Mehrere Schüsse von einem dem Mailänder Dom gegenüber gelegenen Dach aus beendeten die Veranstaltung. Die Träger ließen den Sarg fallen und

flohen. Auf dem Platz hinter dem Dach, von dem aus die Schüsse abgefeuert worden waren, gab es ein Fotogeschäft. Darin hatte Travaglini, der mit dem Ladenbesitzer befreundet war, vor dem 20. Dezember die Waffe besorgt: Von einem deutschen Soldaten, der zum Zweck der Desertation Zivilkleider suchte, hatte er im Tausch ein Mausergewehr erhalten. Bei der Aktion zur Störung der Beerdigungsdemonstration war Travaglini beteiligt. Die Schüsse zur Auslösung von Panik soll jedoch ein zweiter Antifaschist mit Namen Sergio Bassi abgefeuert haben.

## 7. Die Dokumentenfälschung fliegt auf – Anschluss an die Partisanen

Bis etwa Mai 1944 ging mit der Hilfe Travaglinis für Inhaftierte alles gut. Aber dann machte ein Beteiligter einen Fehler, und die ganze Sache mit den gefälschten Dokumenten flog auf. Als Travaglini eines Tages im Juni 1944 zu seiner Wohnung kam, bemerkte er noch rechtzeitig, dass dort eine Razzia stattfand. Seine beiden kleinen Töchter Milena und Monica lebten zu jener Zeit nicht zuhause. Aber seine Frau wurde von einem Polizisten aus dem Haus geführt, misshandelt und zu Boden geworfen. Travaglini merkte sich das Gesicht des Polizisten und brachte in Erfahrung, wo seine Frau festgehalten wurde. Als der Polizist, der seine Ehefrau misshandelt hatte, später bei einem Bar-Besuch zum Urinieren nach draußen ins Dunkle ging, soll er von dem eher schwächlichen Travaglini mit einem Metallgegenstand getötet worden sein ...!

Die Ehefrau wurde einige Zeit später aus der Haft entlassen. Carlo Travaglini selbst schloss sich jedoch dem bewaffneten Widerstand an. Er wurde seit der Hausdurchsuchung von GeStaPo und Polizei gesucht. Travaglini war ein Einzelkämpfer und gehörte keiner Gruppierung oder Partei an. Es gab aber Kontakte mit Antifaschisten aller Richtungen, insbesondere mit Giulio Alonzi, der als Journalist bei der Zeitung „Corriere della Sera“ arbeitete und Mitglied bei den „Sozialliberalen“ (Partito Azione) war. Im Untergrund war Alonzi auch Inspektor einer Partisaneneinheit in den Bergen oberhalb von Lecco und Como, der sich Travaglini jetzt anschloss.

Er landete bei einer Brigade, die vor allem von jungen Männern der umliegenden Dörfer gegründet worden war und Kampfaktivitäten eher vermeiden wollte: „Denn hätten sie einen Militärlaster der Deutschen angegriffen, oder etwas Ähnliches unternommen, hätte die Repression der Deutschen die nächsten Dörfer, ihre Dörfer, getroffen: ihre Frauen, Schwestern, Eltern, Verwandte, Bekannte, etc.“ Den Preis für Widerstandsaktionen hätten die Angehörigen bezahlt. So betrachteten viele die Berge als Zufluchtsort. Sofern es keine Angriffe von Deutschen oder italienischen Faschisten geben würde, wollte man hier einfach das Ende des Krieges abwarten.

Im Gegensatz zum Partisanenkommandanten der größeren Region drängte Travaglini jedoch zu einem aktiven bewaffneten Vorgehen. Er wollte nicht „nur abwarten“, und bekam deshalb gefährliche Feinde in den eigenen Reihen! Einmal soll jemand aus der Brigade nachts auf ihn geschossen haben. Ein anderes Mal, so teilt Borgomaneri mit, „stellte man Travaglini eine Falle, um der faschistischen Polizei zu ermöglichen, ihn zu verhaften“. Im Oktober 1944 durchkämmten Sucheinheiten der Deutschen und der italienischen Faschisten die ganze Region. Deswegen löste sich die Partisanen-Brigade in den Bergen auf.

## 8. Winter 1944: Rückkehr nach Mailand

Danach kehrte Carlo Travaglini im Winter 1944 nach Mailand zurück, um dort mit einigen jungen Partisanen Waffen zu organisieren oder über Plakate und Flugblätter Propaganda für den Widerstand zu betreiben. Er zog mit den anderen ziemlich unverfroren für 4 Monate in seine alte Wohnung ein, weil er meinte, „dass die GeStaPo hier schon mal gewesen sei und ihn deshalb hier auch nicht mehr suchen würde“.

Am 11. November 1944 besuchte Travaglini das GeStaPo-Hauptquartier in Mailand, was sogar auf einem erhaltenen Foto dokumentiert ist. Die Deutschen hatten einen engen Freund, den Ingenieur und Antifaschisten Roberto Lepetit (gest. 4.5.1945) verhaftet. Travaglini wollte nun Informationen über den Aufenthalt seines Gefährten bekommen. Obwohl er selbst zu jenem Zeitpunkt wegen Sabotage schon in Abwesenheit zum Tode verurteilt war (s.o.), ließ er im GeStaPo-Hauptquartier bei dieser Gelegenheit seinen richtigen Namen auf dem Passierschein eintragen!

Bei anderer Gelegenheit, so hat einer der jungen Partisanen dem Historiker Luigi Borgomaneri überliefert, gab es Probleme anlässlich eines konspirativen Treffens am Bahnhof von Lambrate: „Die Faschisten hatten den Kontaktmann verhaftet. Sie begaben sich zum Hauptbahnhof und wollten nach Como fahren. Sehr viele Menschen wollten mit dem Zug fahren. Der junge Partisan war verzweifelt in Sorge, ob sie noch mitfahren könnten, und fragte Travaglini, was sie jetzt machen könnten. Worauf Travaglini ihn aufforderte mitzukommen. Es gab ein für die Wehrmacht reserviertes Abteil. Travaglini legte einen großen Auftritt hin und stieg ein. Dort saß schon ein Offizieller der italienischen Faschistenpartei. Diesen schmiss Travaglini, auf Deutsch kommandierend, einfach raus. Aber der Zug war total überfüllt. [...] Was machte Travaglini? Die ganze Fahrt nach Como hatte er seine P 38 in der Hand und spielte damit herum.“

Während der junge Partisan riesige Angst hatte, blieb Travaglini seelenruhig. Es gab gut gefälschte Ausweisdokumente, er konnte perfekt Deutsch sprechen, und sein herrisches Auftreten wurde durch die Wehrmachtspistole P 38 in seiner Hand noch glaubwürdig unterstrichen. Diese Waffe hatte er noch vor seiner Partisanenzeit im Büro von SS-Brigadeführer General Hans Leyers entwendet, der für die Rüstungs- und Kriegsproduktion in Italien zuständig war!

## 9. Kriegsende: Ein Mann, der in keine Schublade passte

Als Widerstandskämpfer hielt Travaglini an seiner Begeisterung für die Fotografie fest, die er jetzt für dokumentarische Zwecke einsetzte. Am 29. April 1945 hingen Partisanen in Mailand auf dem Piazza Loreto die Leichname von Mussolini und weiteren bekannten Faschisten auf, mit den Köpfen nach unten. Davon gibt es im Archiv von Luigi Borgomaneri Fotos, die anscheinend Travaglini gemacht hat. Im Gegensatz zu den meisten veröffentlichten Bilddokumenten sind diese jedoch nicht aus der Richtung der zuschauenden Menge aufgenommen. Vielleicht war Travaglini den vor Ort verantwortlichen Partisanen bekannt und hatte deshalb als Fotograf einen „privilegierten“ Platz bekommen.

In diesen Tagen nach Kriegsende kam es jedoch noch zu einem anderen denkwürdigen Ereignis. Um den 29. April 1945 herum hatte Travaglini mit seinen jungen Partisanen einen faschistischen Kommandanten der GNR (Guardia nazionale Repubblicana) gefangengesetzt. Dieser Mann muss einen einflussreichen Beschützer in den oberen Rängen des Befreiungskomitees für Italien gehabt haben und wurde schnell wieder freigelassen. Stattdessen aber geriet nun im Gegenzug Travaglini – wenn auch nur kurze Zeit – in Haft.

Nach der Befreiung Italiens am 25. April 1945 schrieben die Partisanengruppen Berichte über die Aktivitäten ihrer Mitglieder auf. Auch Travaglini hat für seine Gruppe solche Zeug-

nisse verfasst. Aber er fügte auf „Listen verdienstvoller Kämpfer“ auch kritische Anmerkungen ein. Die verschiedenen politischen Parteien erweiterten die Listen ihrer Widerstandsbrigaden nämlich mit *angeblichen* Mitgliedern. Dazu vermerkt Luigi Borgomaneri: „Travaglini akzeptierte dieses Vorgehen nicht. Er war kein Opportunist. Seine Moral war zu hoch, um sich an diesen Machtspielen zu beteiligen. Er hatte die Nazis und Faschisten nicht im Namen einer Partei bekämpft. Er hatte sie allein aus der Tatsache bekämpft, dass diese Freiheit, Respekt, Toleranz und Demokratie negierten.“

Die Fragesteller aus dem Ruhrgebiet wollten 2011 zum Schluss ihres langen Interviews von dem italienischen Historiker wissen: „Und Travaglini? Was machte er nach dem Krieg?“ Die Antwort von Borgomaneri fiel kurz und bündig aus: „Er kehrte zu seiner Familie und seiner Arbeit zurück. Widmete sich nur diesen Dingen. Er lebte ein völlig normales Leben. Und verstarb in den 70iger Jahren.“

Belegt ist, dass Carlo Travaglini nach Kriegsende von Mailand aus Kontakt hielt zum Sauerland, namentlich zu seinem Jugendgefährten Joseph Hundt in Öhringhausen.<sup>13</sup> Zum 500. Stadtjubiläum schenkte er der Stadt Drolshagen das Originalmanuskript seines Heimatromans „Heiderhof“ und auch die Urheberrechte an diesem Werk: „Der Stadt des heiligen Clemens alles Gute für die Zukunft ...!“

---

<sup>13</sup> Alterauge 1983, S. 5: „Sein Sohn ist ein bekannter Auslandsreporter im Deutschen Fernsehen. Professor Dr. Travaglini, der im übrigen viele Jahre Schriftführer der St. Franziskus-Xaverius-Bruderschaft in Frenkhausen war, kommt oft auf den Ponyhof Hundt in Öhringhausen, immer dann, wenn es Gesundheit und Zeit erlauben. Die Familie Hundt und die Travaglinis sind gute Freunde geworden. Die Enkel des Professors haben schon viel auf den Ponys von Josef Hundt geritten. ‚Er half mir oft bei den Schularbeiten‘, so der heute 63-jährige Josef Hundt [jun.], Besitzer des Ponyhofes in Öhringhausen.“

## XXI.

### „Ein guter Mensch, der alle Menschen achtete“

Der Sauerländer Gabriel Stern (1913-1983) war schon vor der Gründung des Staates Israel ein Pionier der Verständigung zwischen Juden und Arabern

„Die Sache mit der Naivität ist sehr relativ, und vielleicht wird heutzutage jeder, der irgendwie versucht, nach moralischen und vom Gewissen bestimmten Grundsätzen (die nicht unbedingt mit den normalen, anerkannten Normen übereinstimmen müssen) zu leben, schon als naiv bezeichnet.“

*Gabriel Stern*



Gabriel Gerhard Stern (1913-1983) stehend, im Kommunalparlament von Jerusalem.  
Dritter von links: der Jerusalemer Bürgermeister Teddy Kollek (Bildarchiv Hartmut Hosenfeld).

Der Regionalforscher Hartmut Hosenfeld hat 2013 ein Buch über Gabriel Gerhard Stern aus Attendorn vorgelegt, erschienen als Band V der Reihe „Jüdisches Leben im Kreis Olpe“.<sup>1</sup> Diese Biographie ist jedoch keineswegs nur ein Beitrag zur heimatlichen Erinnerungskultur. Gabriel (Gerhard) Stern gehörte nämlich noch vor Gründung des Staates Israel zu einem Kreis von Einwanderern in Palästina, der sich entschieden für eine friedliche Verständigung zwischen Arabern und Juden einsetzte. Der große Philosoph Martin Buber war für ihn Lehrer und Vorbild. Mit der maßgeblichen Biographie „Gabriel, ein unbekannter Stern aus Attendorn“

<sup>1</sup> *Hosenfeld, Hartmut: Gabriel, ein unbekannter Stern aus Attendorn. Gerhard Gabriel Stern (1913-1983). = Jüdisches Leben im Kreis Olpe Band V. Attendorn 2013. [Kurztitel: Hosenfeld 2013] – Alle Seitenangaben im Haupttext beziehen sich auf diese Biographie, wenn kein anderer Titel vermerkt ist!*

stellt Hosenfeld einen Sauerländer vor, dessen Zeugnis für die Menschlichkeit auch angesichts der immer wiederkehrenden Gewalt-Eskalation in Nahost<sup>2</sup> weit über unsere Region hinaus Beachtung verdient. Neben dem aus dem Münsterland stammenden „Gush Shalom“-Gründer Uri Avnery begegnen wir hier dem zweiten bedeutsamen Westfalen im Spektrum der israelischen Friedensbewegung.

Für seine gründlichen Recherchen ist der sauerländische Biograph bis nach Israel gefahren. Sein überaus verdienstvolles Werk erschließt uns eine Persönlichkeit, von der es in einem Zeitzeugnis heißt: „Ein guter Mensch, der alle Menschen achtete.“

## 1. Ein Kind alteingesessener Sauerländer wird Zionist

Sterns Vorfahren waren alteingesessene Sauerländer, die sich in Lenhausen, Helden und schließlich in Attendorn niedergelassen hatten. Dort führten die Eltern der Mutter das bekannte, später von den Nazis „zwangsarisierte“ Kaufhaus Lenneberg. Henriette Lenneberg heiratete am 8.2.1900 Hermann Stern. Dem Ehepaar wurde am 27.10.1913 als fünftes Kind der Sohn Gerhard geboren. Der Großvater muss noch streng die jüdischen Rituale befolgt haben, was auch durch folgende Überlieferung durchscheint: Einmal wollte ihn ein Bauer frühmorgens sprechen, doch er wurde vom Knecht mit den Worten abgewiesen: „Der Herr ist noch im Geschirr!“ Mit dem „Geschirr“ waren die Gebetsriemen (Tephillin) gemeint.

Am 1. April 1920 wurde Gerhard Stern als einziges jüdisches Kind in die katholische Volksschule in Attendorn eingeschult. Zu Ostern 1924 konnte er auf das Gymnasium am Ort wechseln. Einer seiner Lehrer fragte die Kinder suggestiv, ob sie sich den Kaiser zurückwünschen würden. Gabriel Stern war der einzige, der in der Klasse für die Weimarer Demokratie stimmte. Hierbei, so heißt es in einem Selbstzeugnis, sei sein Widerspruchsgeist geweckt worden:

„Im vergangenen Jahr, genau an meinem Geburtstag, bekam ich ein Glückwunschtelegramm aus meiner Geburtsstadt Attendorn. Die Absenderin war eine betagte Lehrerin. Es stellte sich heraus, dass die Dame zum Einwohnermeldeamt gegangen war, um das Datum zu eruieren – eine durch und durch deutsche Vorgehensweise. Ihr Vater war vor etwa sechzig Jahren mein Volksschullehrer gewesen, und ich bin ihm zu großem Dank verpflichtet (was sie, die Tochter, zweifelsohne nicht weiß). Der Lehrer, ein alter Deutschnationaler, führte in der Klasse unter den Acht- bis Neunjährigen eine ‚Volksbefragung‘ durch, ‚wer für die Wiedereinführung des Kaiserreichs ist – stehe auf‘. All die gehorsamen kleinen Kinder erhoben sich – außer mir, dem einzigen jüdischen Jungen. Ich allein stand für die Republik ein (natürlich unter dem Einfluss der häuslichen liberalen Erziehung). Der Lehrer blickte auf mich mit Verachtung und deutete – wenn auch nicht explizit – an, dass sich hiermit die Annahme bestätigte, dass es sich um nichts weiter als eine ‚Judenrepublik‘ handele. Wohingegen ich an jenem Tag erstmals zum Nonkonformisten wurde, der ganz bewusst Nein sagt.“ (S. 8)

In einem Brief vom 28.08.1978 an K.H. Klosner lässt Gabriel Stern Leute in Attendorn grüßen und teilt hierbei noch eine Erfahrung seines Bruders aus Kindertagen mit: „Es fällt mir

<sup>2</sup> Israels ehemaliger Botschafter in Deutschland Avi Primor gab nach einem Mordanschlag auf eine Jerusalemer Synagoge in einem ARD-Interview vom 18.11.2014 folgendes, leider weithin überhörtes Signal: „Die Frage ist, wie behandelt man die Wurzel der Sache, die Ursache der Tragödie. [...] die Krankheit heißt [...] ‚der Kriegszustand ohne Hoffnungen‘ [...], hoffnungslos, weil es keine Verhandlungen gibt, [...] weil die beiden Regierungen [...] einem echten Friedensprozess heute überhaupt nicht gewachsen sind. Das heißt, dass wir die Intervention der internationalen Gemeinschaft brauchen; ohne die wird sich nichts in Bewegung setzen und die Situation wird weiter [...] eskalieren.“

schwer, alle aufzuzählen, vielleicht nur die alte Frau Apotheker Peiffer. Mein Bruder Walter, ein Schulkamerad des jetzigen Apothekers, dem ich über meinen Besuch in Attendorn berichtete, erinnerte sich – nach wohl ungefähr 60 Jahren, wie die alte Dame Kinder, die ihn hänselten, zurechtwies. Ich habe das in einem Artikel als Beispiel dafür erwähnt, dass man seinen menschlichen Regungen, auch wenn sie unmittelbar scheinbar wirkungslose Gesten sind, immer nachgeben muss [...].“ (S. 101)

Margret Ursell, Tochter des jüdischen Attendorners Julius Ursell, hat 1988 bei einem Besuch in der alten Heimat über die Gymnasialzeit erzählt: „Gabriel Stern war ein schlechter Tänzer, dafür aber ein gelehrter und begabter Schüler und ein begeisterter Zionist.“ Stern, von einem Schulfreund nur „Stella“ (lateinisch: Stern) genannt, muss sich also schon früh für den Zionismus interessiert haben. Diese Bewegung war seit dem späten 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund des in Europa erstarkenden Judenhasses und der mörderischen Pogromwelle in Russland (1881) entstanden. Die Suche nach einer Heimstatt für Juden war die Suche nach einem Ort des geschützten Lebens.

Gleichzeitig muss es auch ausgeprägte religiöse Neigungen gegeben haben. Folgende Berufswünsche aus einem schulischen Lebenslauf von Stern sind überliefert: „Am liebsten würde ich jüdischer Theologe werden, Rabbiner. Aber ich zweifele noch, ob ich die Fähigkeiten und auch die Möglichkeiten in Deutschland dazu habe.“

Immerhin, als Schüler erhielt Gerhard Stern in Attendorn schon Hebräisch-Unterricht – und zwar beim katholischen Religionslehrer des Gymnasiums! Nach dem Abitur im März 1933 wollte er in Freiburg Philosophie studieren, doch man verweigerte ihm nach der „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten die Aufnahme an der Universität. Stern, dem eigentlich mehr das Akademische lag, schloss sich einer Pionierbewegung zur Auswanderung an, besuchte einen Einführungslehrgang in Landwirtschaft und durchlief eine bei holländischen Bauern durchgeführte Vorbereitung auf das Gemeinschaftsleben im damaligen Palästina: „Diese Zeit war sehr hart, und ich war offenbar nicht aus dem Holz für Bauern geschnitzt.“

Zu Anfang 1936 wanderte Stern, der nunmehr nur den Vornamen Gabriel trug, nach Jerusalem aus. Er begann dort jedoch nicht mit genossenschaftlicher Pionierarbeit in der Landwirtschaft, sondern schrieb sich in der Hebräischen Universität ein, um Judaistik (Hebräische Sprache, Bibelkunde, Geschichte) und Arabisch bzw. Islamkunde zu studieren. Am Ende hat Stern, der 1938 nur zeitweilig im Kibbuz lebte, keinen Abschluss an der Universität gemacht. In einem Brief aus dem Jahr 1980 offenbart er: „Ich hatte immer Angst vor Prüfungen, und das ist einer der Gründe dafür, dass ich keinen akademischen Grad habe.“ Als anerkannter Hebraist, der zugleich als guter Kenner des Arabischen, des Islams und der christlich-orientalischen Kultur ausgewiesen war, konnte Gabriel Stern jedoch „Anschluss an das hebräische Geistesleben finden“. Das war vielen anderen hochgebildeten Einwanderern seiner Zeit nicht möglich. Der berühmte Theologe Schalom Ben-Chorin wird 1983 in einem Nachruf über Stern schreiben:

„Er war einer der gebildetsten Journalisten seiner Generation. Er schrieb Hebräisch, Englisch und Deutsch, las und sprach fließend Arabisch und verfolgte auch die französische und die russische Presse. Er war ein vorzüglicher Lateiner und konnte die griechischen Klassiker im Original lesen. Auf vielen Gebieten der Politik, der Religion und des Geisteslebens war er zu Hause. [...] Gabriel Stern wurde 1913 in dem kleinen Ort Attendorn im Sauerland geboren, wo es nur eine winzige jüdische Gemeinde gab, die im Haus seines Großvaters ihre Miniatur-Synagoge hatte. Es waren nur noch Rudimente einstiger jüdischer Tradition, die sich in diesem halbländlichen Milieu erhalten hatten. [...] Hebräisch lernte Gabriel Stern bei dem katholischen Katecheten am Gymnasium in Attendorn, und er lernte es gründlich.“ (S. 127)

## 2. Im Kreis friedensbewegter Zionisten – Mitarbeiter Martin Bubers

Im frühen Zionismus zeigte eine einflussreiche – demokratisch und auch pazifistisch geprägte – Fraktion schon zu Anfang des 20. Jahrhunderts einen wachen Sinn für die Erfordernisse einer friedlichen Zukunft.<sup>3</sup> Man war sich sehr bewusst, dass Araber schon dreizehnhundert Jahre in Palästina lebten. Die frommen zionistischen Friedenstheologen erinnerten an die Propheten Micha und Jesaja: „Denn von Zion wird Weisung ausgehen [...]. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Kein Volk wird gegen das andere das Schwert erheben, und sie werden fortan nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“ Schon 1925 wurde unter Vorsitz von Arthur Ruppin der *Brit-Shalom* (Friedensbund) gegründet, der sich für ein friedliches Zusammenleben von Juden und Arabern sowie die Gründung eines binationalen jüdisch-palästinensischen Staates einsetzte. Diese Anliegen wurden dann in der 1942 ins Leben gerufenen *Ichud* (Union, Einigung) auf breiterer Basis weiterverfolgt.

Ziel der Bewegung, so Hans Kohn, war ein Gemeinwesen, „in dem beide Völker ohne Vorherrschaft des einen und ohne Bedrückung des anderen in voller Gleichberechtigung zum Wohle des Landes arbeiten“. In den 1920er Jahren konnte man sich das „Heilige Land“ gar visionär als Zentrum eines zukünftigen Völkerbundes vorstellen:

„Geschichtlich und geographisch ist Palästina ein Land des Friedens. Dies soll auch in seiner äußeren Stellung zum Ausdruck kommen, es soll ein neutrales Land unter dem Schutz des Völkerbundes werden, eine Stätte nationalen und internationalen Friedens, die durch Geschichte und Lage in naher Zukunft auch der Sitz des Völkerbundes sein sollte. Ein im inneren Leben friedliches, prosperierendes und in seiner kulturellen Mehrfältigkeit autonomes Palästina, das, auch nach außen stets neutral, unverletzlich und unbewaffnet, Frieden wahrt und ausstrahlt, kann die erste große Tat des Völkerbundes auf seinem mühsamen Wege zu seiner wahren Form und Aufgabe werden.“

(Hans Kohn)

Zu den Zionisten, die sich in dieser geschwisterlichen, übergreifenden Richtung orientierten, gehörten sehr viele Wissenschaftler an der Hebräischen Universität in Jerusalem und vor allem auch der 1938 aus Deutschland eingewanderte berühmte Religionsphilosoph Martin Buber.<sup>4</sup> Gabriel Stern aus dem Sauerland wurde einer der engeren Mitarbeiter Bubers. Er wirkte im Rahmen der ‚Ichud‘ und mehrerer Zeitschriften für den jüdisch-arabischen Dialog. Viel später hat Stern auch Schriften Bubers übersetzt (als Mitarbeiter bei der Briefedition<sup>5</sup>), in Deutschland einen Vortrag<sup>6</sup> über dessen Verständigungswerk gehalten und einen Beitrag „Judentum und Islam“ veröffentlicht.

<sup>3</sup> Vgl. auch *Bürger*, Peter: Judentum und Pazifismus. Eine Spurenlese gegen den Strich – zugleich ein Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog unter friedensbewegtem Vorzeichen. In: Online-Magazin telepolis, 02.08.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/42/42398/1.html>

<sup>4</sup> Vgl. Hosenfeld 2013, S. 58: „Seit seiner Einwanderung nach Palästina bemühte sich Buber um eine gute Verständigung zwischen dem jüdischen und dem palästinensischen Volk. Schon in Deutschland war er der Gruppe ‚Brith Schalom‘ beigetreten. Im Jahr 1921 hatte sich Buber beim XII. Zionistischen Kongress in Karlsbad mit folgendem Statement an die arabischen Völker gewandt: ‚An diesem historischen Scheideweg, da wir in das Land unserer Väter zurückkehren, verkündet das jüdische Volk seinen Wunsch, mit den Arabern in Frieden und Brüderlichkeit zu leben und das gemeinsame Heimatland zu einer Völkergemeinschaft zu entwickeln, in der sich beide Völker entfalten können.‘ Diese Resolution wurde allerdings von mehreren Kommissionen umgearbeitet und verwässert. Verärgert zog sich Buber bis 1947 aus der praktischen Politik zurück.“

<sup>5</sup> *Buber*, Martin: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, hrsg. und eingeleitet von Grete Schaeder in Beratung mit Ernst Simon und unter Mitwirkung von Rafael Buber, Margot Cohn und Gabriel Stern. 3 Bände. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1972ff.

<sup>6</sup> *Stern*, Gabriel: Martin Buber unter Juden und Arabern. In: Licharz, Werner (Hg.): Dialog mit Martin Buber. (= Arnoldshainer Texte 7). Frankfurt a.M. 1982, S. 401-421.



Nach dem Trauma des sechsmillionenfachen Massenmordes an den Juden Europas konnten Vertreter einer militanten und nationalistischen Linie im Zionismus ihre Vorstellungen in großem Umfang einbringen – aus naheliegenden Gründen. ‚Ichud‘-Leute wie Gabriel Stern empfanden die Form der Staatsgründung von 1948 und die damit eingehende Militärgewalt als tragisch. Doch sie versuchten als treue Zionisten, weiter ihren Beitrag zum Frieden zu leisten. Martin Buber sagte: „Wir sind zwar durch das falsche Tor in den Staat eingetreten, aber jetzt besteht der Staat Israel, und wir müssen in seinem Rahmen für die Gleichberechtigung der arabischen Minderheit arbeiten.“

Gabriel Stern, der kein Pazifist im strengen Sinne war, hielt zeitlebens an diesem Weg fest. Er hat zwar Dienst im jüdischen Selbstschutz geleistet, soll jedoch nur ein einziges Mal geschossen haben und zwar im Jahr 1948. Am Ende eines langen, schlecht beleuchteten Korridors stand ein Mann vor ihm: „Stern wusste nicht, wie er dahin gekommen war. Er hatte das Gefühl, dass es in diesem Augenblick um sein Leben ging: Einer von ihnen würde das Feuer eröffnen und überleben. Der andere würde sterben. Stern drückte ab. Die Kugel flog direkt in die Gestalt hinein – und zerbrach in tausend Stücke. Es war ein großer Spiegel. Stern hatte auf sich selbst geschossen. Er feuerte nie wieder eine Waffe ab.“ (Rabbi Ben Kamin hat dieser Geschichte 2009 folgende Weisung entnommen: „Lass jeden Soldaten in einen Spiegel blicken, bevor die Welt ein Scherbenhaufen ist. Lass jeden Soldaten das Gewehr niederlegen: einer nach dem anderen.“)

Der israelische Historiker Tom Segev erzählt in seinem Buch *„1967 – Israels zweite Geburt“* noch eine weitere, bezeichnende Geschichte: „Ein kleiner Junge fragte einmal Gabriel Stern, was eine Grenze sei? Eine Grenze, antwortete Stern, ist eine Linie, aber sie trennt nicht die guten von den schlechten Menschen. Gute gibt es auch auf der anderen Seite. Nur wissen diese nicht, dass auch auf unserer Seite gute Menschen leben: Und deswegen haben wir Krieg.“

### 3. Journalist bei der linken Zeitung „Al Ha-Mischmar“

Ab 1948 arbeitete Gabriel Stern hauptberuflich als Chefkorrespondent der linkszionistischen Tageszeitung „Al Hamishmar“ und kritisierte gemäß der Linie seines Lehrers Martin Buber die offizielle Politik des Staates. Tom Segev schreibt darüber im Vorwort zum Buch von Hartmut Hosenfeld (S. 8):

Als er für die Zeitung „Al Ha-Mischmar“ zu arbeiten begann, blickte er bereits auf mehrere Jahre gemeinsamer politischer Arbeit mit J. L. Magnes, dem Präsidenten der Hebräischen Universität, und Martin Buber, dem Philosophen, beide vom „Brit Schalom“, dem „Friedensbund“, zurück. Als Journalist wurde Stern dafür eingespannt, jeden zu beschützen, den die Behörden schlecht behandelten: jüdische Immigranten aus arabischen Ländern und Angehörige von Minderheiten, Muslime wie Christen. Später wurden ihm Medaillen und Ehrenabzeichen verliehen für seinen Kampf für die Menschenrechte und sein Bemühen um Verständigung, und am liebsten war ihm die Urkunde, die ihn zum Ehrenbürger des arabischen Dorfes Abu Gosch<sup>7</sup> bei Jerusalem machte. Er wollte alle Menschen vereinigen. Nachrichten, die die Konfrontation, die Kluft und die

<sup>7</sup> Vgl. Hosenfeld 2013, S. 114: „Die Geschichte von Abu Gosh, einer Kleinstadt, die dreizehn Kilometer westlich von Jerusalem liegt, ist ungewöhnlich. Im Krieg von 1948 schlugen sich die arabischen Bewohner auf die jüdische Seite und widerstanden der Belagerung der palästinensischen Izzadin-al-Qassam-Brigaden auf den umliegenden Bergen. Im Unterschied zu der palästinensischen Bevölkerung in anderen Dörfern wurde in Abu Gosh niemand vertrieben. Die Araber in Abu Gosh handelten so, weil sie weiter mit den Juden zusammenleben wollten und weil es wirtschaftlich für sie Vorteile hatte, mit der Folge, dass dort der arabische Suq sich zum Handelszentrum der Region entwickelte.“

Feindschaft widerspiegeln, unterschlug er mehr als einmal und ignorierte sie sogar, als glaubte er, er könne dadurch den Frieden mehren. Viele Exklusivmeldungen hatte er dadurch nicht. Doch der Humanismus von Gabriel Stern war bei aller moralischen Tiefe auch sehr politisch und sehr realistisch.

Bisweilen floss auch ein untergründiger Spott über Kollegen in seine Meldungen, so in folgender ironischer Notiz aus den 1950er Jahren: „Unser politischer Korrespondent hat aus Quellen, die den UN-Beobachtern nahe stehen, erfahren, dass es heute Nacht auch im jordanischen Teil stark geschneit hat.“ Zu Sterns Ressortaufgaben gehörten u.a. die Berichterstattung aus dem Stadtparlament, die Vermittlung des vielfältigen religiösen Lebens von Christen und Muslimen in Jerusalem und speziell auch eine Auswertung der lateinischen Vatikan-Zeitung. Seine Gabe des Zuhörens und der Begegnung sowie eine große Sympathie für das orientalische Leben sind zuverlässig bezeugt. Originelle Alltagsreportagen und Porträts gehörten zu seinen Stärken. Er setzte sich – z.T. mit sehr unkonventionellen Mitteln – für Minderheiten und Benachteiligte ein, denn dies habe ihn schon sein Vater im sauerländischen Attendorn gelehrt.

Von Jutta Schwerin stammt folgende Skizzierung zu dem eigenwilligen Journalisten: „[...] Unten, in dem großen Zimmer links von der Eingangshalle, wohnte der Journalist Gabriel Stern aus Westfalen. Sein Zimmer war vollgestopft mit alten Zeitungen, und von den bunten Ornamenten der Fliesen, die den Boden zierten, sah man kaum mehr etwas. Die Papierstapel reichten bis zur Decke hinauf. Der sechszwanzigjährige Mann mit der dicken Hornbrille stand täglich und lange am schwarzen Telefon in der Eingangshalle und diktierte Artikel an seine Redaktion in Tel Aviv. Gabriel arbeitete für die linkszionistische Zeitung *Al Ha-Mischmar*, die unter der politischen Losung ‚Zionismus, Sozialismus, Brüderlichkeit‘ erschien. Gleichzeitig gehörte er zu den Gründern der Organisation *Ichud*, die sich für einen arabisch-jüdischen Staat einsetzte, in dem keine Gruppe die andere dominieren sollte. [...] Wegen seiner pazifistischen Artikel wurde Gabriel Stern einmal von rechtsradikalen Terroristen überfallen und verprügelt. Dann sperrte man ihn verletzt in eine Kiste und stellte ihn auf der Ben-Jehuda-Straße ab, wo man ihn erst nach Stunden fand. Darüber sprach er fast nie“ (S. 75).

Wegen seines Einsatzes für die Brüderlichkeit unter allen Völkern und Religionen hat ein arabisches Dorf in Israel Stern zum Ehrenbürger ernannt (s.o.). Zu seinen Auszeichnungen zählen außerdem der Journalistenpreis der Hauptstadt Jerusalem, ein Bürgerrechtspreis „für seine lebenslange Bemühung um die Rechte von Araber und Juden“ und eine Ehrung durch das ‚Israel Interfaith Committee‘ (interkonfessioneller Dialog). Das Martin-Buber-Institut der Hebräischen Universität Jerusalem verlieh nach seinem Tod jährlich einen ‚Gabriel Stern Memorial Prize‘ zur Förderung von Frieden und Koexistenz in Israel. – Viele Zeitzeugen haben die friedensbewegten Zionisten wie Stern später als Phantasten abgetan. Nach Jahrzehnten der Gewalt kann man heute aber auch mit gutem Recht den Standpunkt vertreten, sie seien schon 1948 die einzigen wirklichen *Realisten* gewesen.

In einem Brief an Brief vom 27. April 1973 an Wolfgang Thomä, dem seit der Schulzeit befreundeten Sohn des evangelischen Pfarrers von Attendorn, schrieb Gabriel Stern über sich selbst: „Ich war auch während der Unruhen von 1936-1939 und dem Krieg 1947/1948 und danach immer wieder im Reservedienst eingestellt, meist mit starken inneren und äußeren Vorbehalten. Ich war immer aktiv in Bemühungen um jüdisch-arabische Verständigung, wenn auch nicht immer aktiv genug, aber immer unter prinzipieller Bejahung des Zionismus Buberscher Prägung. [...] Dagegen war und bin ich ein entschiedener Gegner israelischer und palästinensischer Vergeltungsaktionen, und gehörte 1938 zu einer Initiativgruppe ‚Du sollst nicht morden‘, die nicht ohne Erfolg eine jüdische Terrorwelle gegen Araber einzudämmen suchte. Es gab also hier in Israel für Juden doch Gewissenskonflikte zwischen Humanismus und Chauvinismus.“ (S. 79-80)

In einem anderen Briefzeugnis von 1976 berichtet Stern: „Ich habe freundschaftliche Beziehungen zu der ‚Aktion Sühnezeichen‘, die eine segensreiche Tätigkeit ausübt. Die meisten jungen Leute dort sind jetzt Kriegsdienstverweigerer. Irgendwie paradox: Deutsche Antimilitaristen in dem doch stark militärischen, wenn auch nicht militaristischen Judenstaat“ (S. 68).

Auffällig ist, wie unbefangen der links stehende Gabriel Sterns auf Vertreter gegnerischer Positionen zugeht und etwa in der Familie eines politisch rechten Juden aus Marokko wie ein Familienmitglied verkehrte. Er war offenbar ein Meister der Begegnung zwischen Menschen. Doch viele Zeitgenossen haben den ledigen Journalisten<sup>8</sup> auch als einen Einzelgänger wahrgenommen, von dem sie so gut wie nichts Privates erfahren konnten. Hartmut Hosenfeld hat in seiner Biographie unglaublich viele Zeugnisse über Stern zusammengetragen, aus denen ich hier einige markante Aussagen zitieren möchte:

*Walter Laqueur*: „Er lächelte oft, aber wer ihn ein wenig besser kannte, der wusste auch, dass er im Grunde ein einsamer und trauriger Mann war, ohne Familie und mit nur wenigen Freunden, geschweige denn Freundinnen. Er hatte sein Leben der jüdisch-arabischen Zusammenarbeit gewidmet und spielte in diesen Kreisen während einiger Jahre eine nicht unbedeutende Rolle“ (S. 60). – *Gideon Spiro*: „Trotz der gemeinsamen Arbeit als Journalisten bei ein und derselben Zeitung war Gavriel Stern, wenn es um sein eigenes Persönliches ging, immer sehr zurückhaltend. Gavriel blieb zeitlebens Junggeselle. Für mich waren einige unklare Seiten in seinem Leben. Aber darüber, über das Persönliche, kann ich keine Informationen geben“ (S. 71). – *Yitzchak Schorr*: „Alle Besucher der Mapam Filiale waren Gavriels Leser. Ich hörte von ihnen freundschaftliche Lobworte für Gavriel. Sein Verhalten war persönlich und nicht hochtrabend. Trotz allem war Gavriel einsam, ein ewiger Junggeselle [...]. Ich glaube, dass die Einsamkeit auch seiner Gesundheit Schaden zufügte und zu seinem frühen Tod mit 70 führte.“ „Als Person war er weich, delikater und fast vornehm; er war ein herzlicher Mann, aber sehr naiv. Wichtig war für ihn nicht der politische Alltag, sondern die Beziehung zwischen den Menschen, zwischen Juden und Arabern.“ (S. 74; S. 146) – *James Yaakov Rosenthal*, Vorsitzender des Israelischen Presseverbandes, am 25.5.1983: „In der privaten Sphäre war er, sagen wir, extrem lonesome, obgleich darunter vielleicht Menschen, die sich ihm nahe fühlten, mehr litten als er selbst. Seiner Bahre folgten Menschen aller Richtungen, ein Konzentrat des politischen und intellektuellen Jerusalemer ‚Who is who‘.“ (S. 133) – *Marcel Saluk*, ein befreundeter jüdischer Friseursalonbesitzer mit marokkanischer Herkunft: „Viele Freunde, und trotzdem allein. Er war auch ein bisschen seltsam, wie viele kluge Menschen.“ (S. 137) – Der Historiker *Tom Segev*: „Ich habe viel von Gavriel gelernt, aber leider habe ich ihn nie nach persönlichen Dingen gefragt, und er hat sich auch nie dazu geäußert. [...] Gavriel war ein Phantast, ein guter Mensch, der niemandem etwas zu Leide tat und alle Menschen achtete. Bei Gavriel hatte man immer das Gefühl, dass er etwas Besonderes leisten wollte. Eine Art von Minderwertigkeitskomplex, der wahrscheinlich schon auf seine Kindheit als jüngster Sohn der Familie mit zwei älteren Brüdern und der älteren Schwester zurückzuführen ist. Dabei stand Gavriel doch so gerne im Mittelpunkt.“ (S. 143-144)

Uneinigkeit herrscht darüber, ob Gabriel Stern denn nun ein „frommer Mann“ gewesen ist. Sein Lehrer Martin Buber sprach von dem „Ewigen Du“, das in den Begegnungen der Welt durchscheint oder vernehmbar ist, aber nicht als Besitz („Es“) dingfest gemacht werden kann. Die Frömmigkeit von hebräischen Humanisten wie Stern wird demjenigen wohl verborgen bleiben, der nach einem plakativen und lauten Gottesbekenntnis sucht.

---

<sup>8</sup> Hosenfeld 2013, S. 64: „Ich bin Junggeselle geblieben wie nicht wenige meiner Schicksalsgenossen. Die große Mehrheit der Flüchtlinge und Immigranten, besonders im Kibbuz, hat aber wie es so der Weg der Welt ist, geheiratet.“

An Gabriels Sterns Beerdigung nahmen 1983 viele Menschen aus gegensätzlichsten politischen und weltanschaulichen Lagern teil, die sich sonst kaum einmal freundlich begrüßt hätten. Zugegen waren auch der große Pädagoge Ernst Akiba Simon, Jerusalems Bürgermeister Teddy Kollek, der ehemalige Bürgermeister Mordechai Isch-Schalom, Viktor Schem-Tow (Generalsekretär der Partei MaPaM), Repräsentanten der armenischen, katholischen und protestantischen Gemeinde, der deutsche Propst Jürgen Wehrmann, ein Vertreter der Aktion Sühnezeichen, zahlreiche Zeitungskollegen und viele politische Freunde.

1995 wurde erstmals darüber diskutiert, eine Straße in Attendorn nach Gabriel Stern zu benennen. 1999 konnte dieser Vorschlag verwirklicht werden.<sup>9</sup>

P.B.

#### 4. Textdokumentation: Onkel Alex aus Beckum

*In der „Jerusalem Post“ vom 9.11.1938 hat Gabriel Stern von seinem Onkel Alex erzählt, der als Pferdehändler und Landwirt im Münsterland lebte. Hartmut Hosenfeld erschließt diesen Text in seinem Buch durch eine Übersetzung von Birgit Wolter:*

„Unter den Onkeln stach Alex Falk aus Beckum hervor. [...] Er galt in der Familie als hartnäckig und jähzornig, darin ein echter Westfale [...]. Tatsächlich fühlte er sich richtig in seinem Element, wenn er mit seinem zweirädrigen Pferdewagen über Land fuhr und mit den Bauern Platt sprechen konnte. Die Familie Falk saß seit vielen Generationen in der Gegend, und sein Großvater – mein Urgroßvater –, der schon in Beckum geboren war, starb dortselbst zu Anfang des Jahrhunderts im gesegneten Alter von 109 Jahren, das er – wie es heißt – dank einer Diät von viel Pumpnickel mit sehr viel Rauchfleisch und Gänsebrust (der jüdische Ersatz für den westfälischen Schinken), Bratkartoffeln und nicht zuletzt großen Mengen von Doppelkorn erreichte. An das Beckumer Rauchfleisch erinnere ich mich noch recht gut, aber nicht mit Pumpnickel, sondern mit Mazzoth (ungesäuerten Broten). Denn meine Besuche bei Onkel Alex fanden gewöhnlich in den Osterferien statt, und dort erlebte ich meine ersten Seder-Abende, die wir zu Hause nicht kannten. Wie die meisten westfälischen Landjuden war mein Onkel weit entfernt davon, ein Schriftgelehrter zu sein, aber er war ein streng traditioneller Jude und stolz auf die hübsche Synagoge der kleinen Gemeinde, an der übrigens der Großvater des Knesseth-Abgeordneten Uri Avneri, der Ostermann hieß, als Prediger und Religionslehrer wirkte. Alex Falk war also ein guter Jude, was ihn aber nicht daran hinderte, in seiner Jugend im Kirchenchor auf Wunsch des katholischen Pfarrers, dem seine Stimme gefiel, mitzusingen – ‚Kaddisch und Messe‘, um mit Heine zu sprechen [...].

Diese Idylle sollte aber nicht andauern. Schon auf einer der Wagenfahrten durchs Münsterland – es war wohl um 1930 – kam es zu heftigen Auseinandersetzungen mit manchen Bauern, die auf die Juden schimpften, bei aller Freundlichkeit zu dem gern gesehenen Gast: ‚Wir meinen ja nicht Sie, Herr Falk! Wenn alle Juden wie Sie wären ...!‘ und dergleichen allzu bekannten Redensarten, mit denen sich der Onkel aber nicht abspeisen ließ. Sein Kopf lief vor Zorn rot an, wie ich ihn nie gesehen hatte, und er rief aus: ‚Ihr sprecht von jüdischen Ausbeutern? Und was ist mit den Großgrundbesitzern, Graf S. und Fürst v. F., die euch zusetzen wie kein Jude – alles gute Christen?‘ Die Bauern gaben kleinlaut zu, dass dem so sei, aber ‚Das ist ganz was anders! Das sind Leute unseres eigenen Schlages!‘

<sup>9</sup> Zur weiteren Erinnerungskultur am Ort vgl. Hosenfeld 2013, S. 103: ‚Eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Pogromnacht wurde 1988 an der Außenwand des ehemaligen Betraums angebracht, zwölf Stolpersteine für die von den Nationalsozialisten umgebrachten Attendorner Juden wurden im Jahr 2006 verlegt, weitere zwei in späteren Jahren‘.

Das sollten aber nur erste Warnungszeichen sein. Bald ballten sich die braunen Wolken immer mehr zusammen, jedoch Alex Falk verließ seine Heimat nicht: ‚Was kann mir schon passieren? Hier kennen mich doch alle!‘, pflegte der alte Mann zu sagen. Dann kam der 10. November 1938, die ‚Reichskristallnacht‘, wie sie von den Nazis in ihrem perversen Humor genannt wurde. Unter den 195 Synagogen, die in jener Nacht in Brand gesteckt bzw. anderwärtig zerstört wurden, fehlte auch nicht die von Beckum<sup>10</sup>. Aber als dort die braunen Horden sich anschickten, Feuer an die Synagoge zu legen, trat ihnen der greise Alex Falk, der noch die Großväter von manchen der Rowdies gekannt hatte, mit dem Mut der Verzweiflung entgegen und versetzte dem ersten Besten eine schallende Ohrfeige. Im ersten Augenblick wich die Menge wie gelähmt angesichts der Kühnheit des alten Juden zurück, aber bald fasste sie sich wieder und schlug ihn unbarmherzig zusammen, bis er seine Seele aushauchte. Alex Falk war einer von 36 Juden, die an diesem Tage in Deutschland ermordet wurden.“

---

<sup>10</sup> [Angemerkt sei hier, dass im münsterländischen Beckum 2015 noch immer eine Straße nach der rechtskatholischen Antisemitin Maria Kahle (NSDAP) benannt ist.]

## XXII.

# Prälat Josef Kayser 1895-1993

### Deutsche Geschichte im Spiegel eines bewegten Lebens

Von Erika Richter

Ein deutsches Priesterleben im 20. Jahrhundert – das ist wohl in keinem Fall ein beschauliches Seelenglück in der Gottgeborgenheit. Selten verdichten sich aber in einer Biographie die unterschiedlichen Strömungen, Konflikte und Katastrophen unseres Säkulum so anschaulich, wie in der des am 22.11.1895 in Schmallenberg geborenen Pastors Josef Kayser, der am 27. April 1993 auf dem Waldfriedhof Lippstadt-Eickelborn seine irdische Ruhestätte fand.

Hier seien ein paar Stationen seines Lebens noch einmal nachgezeichnet.<sup>1</sup> Der Sohn eines Schmallenberger Textilfabrikanten, von dem der fast Hundertjährige immer noch mit Liebe und Respekt erzählte, besuchte das Gymnasium in Attendorn. Hier war er Banknachbar eines späteren Priesters, der 1944 dem Fallbeil der Nazihenker zum Opfer fiel: des Franziskaner-Paters Kilian Kirchhoff. Als im September 1992 die Zeitschrift „Sauerland“ an diesen erinnerte, der sich als Nachdichter byzantinischer Hymnen weltweiten Ruhm erworben hatte, ehe er wegen „staatszersetzender Äußerungen“ denunziert und hingerichtet wurde, dankte Kayser aus dem Altersheim in einem bewegten Leserbrief für den Artikel?<sup>2</sup>

Ostern 1914 postierten sich 17 gravitatisch dreinschauende Abiturienten, (Kilian Kirchhoff war inzwischen in ein Franziskaner-Kolleg nach Holland übergewechselt) in Schülermütze, steifem Kragen und strammer Haltung um ihren Ordinarius, einen Major der Reserve, zum obligaten Erinnerungsfoto. Soll man es als symbolisch empfinden, daß Josef Kayser auf dem vergilbten Photo der düstere Links-Außen ist? In einem Jahrzehnte später entworfenen Lebenslauf berichtet er, daß er schon als Gymnasiast von den religiösen und sozialen Ideen des schwungvollen und unkonventionellen Dr. Carl Sonnenschein gepackt war. Dieser katholische Priester schrieb seine begeisternden Artikel damals im Rahmen des „Volksvereins für das katholische Deutschland“. Er begründete in Mönchengladbach ein „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“, um junge Akademiker an die sozialen Probleme der Gegenwart heranzuführen und sie in lebendigen Kontakt mit der Arbeiterschaft zu bringen.<sup>3</sup> Schon erwog auch der junge Kayser einen Beruf, in dem er seine sozialen und religiösen Neigungen verwirklichen konnte. Aber der Vater hatte mit dem einzigen Sohn neben vier Töchtern andere Pläne.

Der Kriegsausbruch verschob die Entscheidung. Selbstverständlich meldete sich der junge Sauerländer wie viele seiner Altersgenossen freiwillig. Er kämpfte im Baltikum (Dünaburg) und in Frankreich. Er wurde mehrfach verwundet und erlebte als Kompanieführer 1918, wie die scheinbar festgefügte Welt des Kaiserreichs zerbrach. Der junge Leutnant wurde Bergmann, arbeitete im Ruhrgebiet, in Kali-Zechen in Mitteldeutschland und in den Schwefelkiesgruben im sauerländischen Meggen. Neben der praktischen Tätigkeit studierte er Bergbauwissenschaft in Clausthal-Zellerfeld und Berlin. Dort machte er 1924 sein Diplom als Bergingenieur. Es war charakteristisch für ihn, daß er in Berlin zum engsten Kern der Sonnenschein-

---

<sup>1</sup> [Quelle dieses Beitrages: Erika Richter: Prälat Josef Kayser 1895-1993. Deutsche Geschichte im Spiegel eines bewegten Lebens. In: Westfälische Zeitschrift 144. Jg. (1994), S. 387-403. – Der Wiederabdruck an dieser Stelle erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Verfasserin und des Herausgebers der Westfälischen Zeitschrift. Die Ziffern der Zwischenüberschriften sind Zusätze für diese Publikation. P.B.] Dieser biographische Versuch stellt die stark erweiterte Fassung meines Artikels zu Kaysers 90. Geburtstag in der Zeitschrift „Sauerland“, Heft 3, Sept. 1985, S. 76ff. dar.

<sup>2</sup> Leserbrief Kaysers in „Sauerland“, Heft 4, Dez. 1992, S. 147 zu einem Aufsatz von Dietmar Rost in „Sauerland“ 3/1992, S. 95ff.

<sup>3</sup> Dazu Heinz Hürten, Deutsche Katholiken 1918-1945, Paderborn 1992, S. 144-146.

Zirkel stieß, da Carl Sonnenschein mittlerweile unter den Katholiken der Reichshauptstadt eine breite Wirksamkeit entfaltet und u.a. einen Geschichtsverein für die Mark Brandenburg gegründet hatte. Bei den sonntäglichen Wanderungen der Gruppe übernahm Kayser, der ein leidenschaftlicher Gesteinskundler bis ins höchste Alter blieb, den geologischen Part. Aber auch im Sauerland suchte und sammelte er unermüdlich, vor allem seit ihn eine neue Wendung seines Lebensweges wieder nach Westfalen geführt hatte.<sup>4</sup> 1926 entschloß er sich doch noch zum Theologiestudium in Paderborn. Er wurde am 15. März 1931 hier zum Priester geweiht.

## 1. Der Lagerkaplan

Inzwischen hatte die Wirtschaftskrise in Deutschland ein verheerendes Ausmaß angenommen und zu immer bedrohlicher ansteigenden Arbeitslosenzahlen geführt. Die fehlenden sozialen Sicherungen verschärfen die Verelendung breiter Volksschichten und steigerten die innenpolitischen Konflikte, die stellenweise in blutigen Straßenkämpfen ausgetragen wurden. Die Sehnsucht nach einem Ende der Spannungen und neuer deutscher Harmonie wuchs in der ratlosen und tief verunsicherten Bevölkerung. So wurde der Begriff „Volksgemeinschaft“ schon in der Spätphase der Weimarer Republik zu einem Kultwort. Auch andere Beschwörungsformeln und Idealvorstellungen feierten verbale Triumphe: Arbeit als Ehrendienst für das deutsche Volk – deutsche Scholle und deutsche Seele – deutsches Bauerntum als Jungbrunnen der Nation ... die Aufzählung ließe sich mühelos fortsetzen.

Solche gefühlsträchtigen Formulierungen, die nach dem Mißbrauch durch die Nationalsozialisten keinen unbefangenen Gebrauch mehr zulassen, finden sich zuhauf in zeitgenössischen Broschüren. Alle propagieren Lösungsmöglichkeiten aus der völkischen Zerrissenheit, z.B. „Volkslager“ unter Beteiligung aller Klassen und Stände oder „Arbeitslager“ auf freiwilliger Grundlage. In den Notgebieten Schlesiens waren sie durch den Grafen Moltke aus Kreisau und seinen geistigen Mitstreiter Prof. Eugen Rosenstock bereits 1928 eingerichtet worden. Auch der über Schlesien hinaus weithin bekannte Kirchenhistoriker und religiöse Volksschriftsteller Joseph Wittig, seit 1926 als „Luther redivivus“ exkommuniziert, nahm an dem Projekt lebhaften Anteil und verfaßte schon 1928 eine kleine Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Es werde Volk“. Der Untertitel lautet: „Versuch einer ersten Geschichte des Löwenberger Arbeitslagers im Frühjahr 1928“.<sup>5</sup>

1931 wurde diese Idee eines „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ mit dem Ziel, den Erwerbslosen eine sinnvolle Tätigkeit bei der Aufschließung kulturfähigen Ödlandes zu ermöglichen, auch in Ostwestfalen aufgegriffen. Der Nationalsozialismus hat mit der Zwangsorganisation „Reichsarbeitsdienst“ auch die freiwillige Vorform mit einem negativen Odium belegt, so daß diese Vorgänge bis heute wenig bekannt sind.

Pastor v. Bodelschwingh von der Anstalt Bethel gehörte in Westfalen zu den Initiatoren des Freiwilligen Arbeitsdienstes. In einem bemerkenswerten Akt Ökumenischer Zusammenarbeit hatte der Protestant dem Paderborner Erzbischof Kaspar Klein angeboten, auf dem Truppenübungsplatz Sennelager ein zwar konfessionell getrenntes, aber in der technischen Arbeitsorganisation gemeinsam wirkendes Arbeitsdienstlager zu errichten. Die praktische Umsetzung des Vorschlags fiel dem Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine in Paderborn, Domvikar Heinrich Marx, zu. Er griff die Idee des Freiwilligen Arbeitsdienstes mit

<sup>4</sup> Zu einem 1931 erschienenen „Wanderführer-Heimatsbuch Schmallenberg“ steuerte Kayser die geologischen Bemerkungen bei. Dieter *Wiethoff*, Kreisarchivar Frenn Wiethoff, in: Jahrbuch Hochsauerland 1994, Brilon 1994, S. 20ff.

<sup>5</sup> Ich danke Frau Bianca Wittig herzlich für die Überlassung der kleinen, 1928 in Waldenburg / Schlesien erschienenen Schrift ihres Mannes. Sie bezeugt die Hoffnungen der Initiatoren, im gemeinsamen praktischen Tun Studenten, Bauern und Arbeiter zu vereinen, auf eindrucksvolle Weise.

Tatkraft auf und organisierte das im Ersten Weltkrieg von englischen Kriegsgefangenen gebaute Lager Staumühle zu einer Unterkunft für „Alu“ und „Kru“-Leute um, d.h. männliche Empfänger von Arbeitslosen- und Krisenunterstützung, die sich auf eine Ausschreibung meldeten. Träger der Einrichtung waren der Diözesanverband Paderborn der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands und das Arbeitsamt Paderborn. Als Taschengeld erhielten die „Dienstwilligen“ täglich 50 Pfennig. Dafür sollten sie an dem großen Projekt mitarbeiten, das nach den damaligen Schätzungen bei „Anwendung von Maschinen auf das Mindestmaß“, wie Domvikar Marx in einem Aufsatz der Reihe „Heimat und Scholle“ schrieb, Tausenden Arbeit für 10 Jahre versprach: Regulierung der Ems und damit Melioration des Emslandes – eine Aktion, die später von den „Moorsoldaten“ der NS-Konzentrationslager in böser Pervertierung des ursprünglichen Ansatzes fortgeführt werden mußte.<sup>6</sup>

Heinrich Marx suchte für seine katholischen Dienstwilligen eine seelsorgliche Betreuung. Und hier kehrt die Darstellung zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Auf einer Tagung über die Organisation des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Duisburg lernte Marx im Jahr 1931 Josef Kayser kennen, der gerade seine erste Stelle als Kaplan an der Propsteikirche Dortmund angetreten hatte.

Kurz nach der ersten Begegnung, so schilderte es mir Prälat Kayser, habe ihm Marx auseinandergesetzt, daß er im Lager „ein herrliches Feld der Betätigung“ finde und mit seinen drei Berufen: als Priester, als Ingenieur und gewesener Kompanieführer der geeignete Mann für die Lagerleitung sei. So begann Kaysers Aufgabe als Lagerkaplan. Jetzt trafen sich der Schwung des jungen Geistlichen und des Geologen, und mit Stolz berichtete er in seinen Erinnerungen über die geleistete Arbeit: „Wir rigolten [rigolieren = tief umstechen] 320 Morgen Heide bis zu 1.50 m durch die Ortsteinschicht, wir bauten 5 Siedlungsdörfer, regulierten die Grimke ...“ Dabei ging es allerdings weniger um die Effizienz der Arbeit als um die Bemühung, die jungen Städter wieder zu erdnahem Tun zu führen und die Verantwortung vor der Schöpfung in ihnen zu wecken. Das ist auch in einem von Marx und Kayser gemeinsam unterzeichneten Merkblatt spürbar, dessen Tenor von der Demut vor der Natur erfüllt ist. Stolz auf die menschliche Kraft zur Landschaftsveränderung im Sinne jener Vorstellung, daß der Mensch berufen sei, sich die Erde „untertan“ zu machen, tritt ganz zurück. „Gott gibt dir die Verantwortung für das Leben in Pflanzen und Tieren; halte es heilig und pflege es gläubig“, heißt es in den Leitlinien. Das Emblem des Merkblatts „Für Gott und Volk“ faßt die Antriebskräfte der Leiter sinnfällig zusammen.

Das Lagerleben vollzog sich vor einem bewußt gestalteten religiösen Hintergrund: Ein Turm, für den Prälat Wolker die Glocke stiftete, wurde gebaut, und jeden Morgen nach der Messe war die Arbeitseinteilung. Die besonderen Meßintentionen deuten den Versuch an, in einer die politischen Spannungen überwölbenden Deutschland-Mystik alle Gegensätze zu überwinden: „Für die Freiheit des deutschen Arbeiterstandes“ – „Ob Hitler oder Thälmann, wir nützen Deutschland“ ...

Ganz ließen sich die zeitgenössischen Richtungskämpfe allerdings nicht ignorieren. Kräfte, die den Freiwilligen Arbeitsdienst zu einer Art paramilitärischen Organisation umfunktionieren wollten, regten sich allenthalben. Es gab auch Resonanz darauf unter den Arbeitswilligen. Wie wäre es sonst verständlich, daß sie ihren Kaplan angingen, er solle ihnen doch den Parade-marsch beibringen – in Holzschuhen! ...

Kayser war ein vielgesuchter Multiplikator der Arbeitsdienstidee. In einer Ansprache im Berliner Rundfunk vom Frühjahr 1932, deren Manuskript glücklicherweise erhalten ist, erläuterte er seine Vorstellungen vom Führertum im F.A.D. Nach Ablehnung des militärischen

<sup>6</sup> Heinrich Marx, Der Freiwillige Arbeitsdienst in seiner Beziehung zur Siedlung, in: Heimat und Scholle Nr. 7, Schriftenreihe des Verbandes „Wohnungsbau und Siedlung (Katholische Schriftenreihe des Verbandes Wohnungsbau und Siedlungsdienst)“, Berlin 1933. Marx bemerkt im Vorwort, der Text sei im Oktober 1932 als Vortrag für eine Konferenz über Siedlungsfragen geschrieben worden. Informatives Material zum Thema F.A.D. findet sich noch unbearbeitet im Archiv des Generalvikariats Paderborn.



und des beamteten Führers kennzeichnete er den „mütterlichen“ Führer als Leitfigur: „Mütterlichkeit muß heute das Charakteristikum des Führers sein und dazu gehört:

1. Der Führer muß stets das größte Kreuz tragen wollen, also nichts fordern, was er nicht zu leben bereit ist, und nicht nur im Rausch der ersten Begeisterung, sondern fort und fort.

2. Der Führer muß bereit sein, seine stets wechselnde Gefolgschaft freudig als sein größtes Kreuz zu tragen.“

Spitzbübisch lächelte der über Neunzigjährige, wenn er das unmittelbare Ergebnis der Ansprache nannte: 28 Anträge von heiratslustigen jungen Damen.

Die spätere Folge einer derartigen Interpretation von Führertum ist unschwer zu erschließen. Als die Nationalsozialisten die Macht ergriffen und in wenigen Jahren den Arbeitsdienst zu einer straff soldatischen Zwangsorganisation umformten, war der Kaplan mit den sonderbaren Vorstellungen von Führertugenden „untragbar“. Ihm wurde eröffnet, daß er kein deutsches Arbeitsdienstlager mehr betreten dürfe. Heinrich Marx, der das Ende des konfessionell geprägten Arbeitsdienstes als unausweichlich ansah, löste das Lager Staumühle auf. Die Einrichtung wurde vom Militär des Truppenübungsplatzes übernommen, die von den Männern erbauten Sennedörfer wurden Ziele für Artillerieübungen. Josef Kayser kam als Kaplan nach Höxter.

Fast ist es unnötig zu berichten, daß er auch dort heimlich eine katholische Jungschar führte, sich um „rassisch Verfolgte“ kümmerte und wegen „organisierter Zersetzungsarbeit gegen den Staat“ mit der SA aneinandergeriet. Als der Wagen für das KZ Oranienburg schon bestellt war, wählte er nach eigener Darstellung eine andere Lösung. Er meldete sich als Militärseelsorger.

## 2. Der Divisionspfarrer

Seine soldatische Vergangenheit hatte Kayser immer wieder eingeholt. In dürren Worten vermerken die Personalnotizen des Generalvikariats: 1935 mit der Seelsorge im Pionierbataillon Höxter beauftragt, seit Juli 1939 zur Disposition gestellt für die Wehrmachtseelsorge, am 1.1.1940 Wehrmachtspfarrer in Brandenburg, anschließend Kriegsdienst und Gefangenschaft.

Den Rußlandfeldzug im Sommer 1941 machte Kayser als Pfarrer der 76. Berlin-Brandenburgischen Infanteriedivision immer in der vorderen Linie mit, wie der Chronist der Division berichtet<sup>7</sup>. Die Truppen überquerten den Dnjestr und Dnjepr und trafen zu ihrer Überraschung in den fruchtbaren Landschaften der südlichen Ukraine auf rein deutsche Dörfer, ernteschwer in der Augustsonne. Siedler aus dem deutschen Südwesten, die noch ihren alemannisch-schwäbischen Dialekt wie im 18. Jahrhundert sprachen, hatten sie in der Zeit Katharinas der Großen, die sie damals ins südliche Rußland gerufen hatte, angelegt. Sie bauten immer noch in ihren Dörfern, „Karlsruhe“ oder „Rastatt“ genannt, Weizen, Melonen, Wein und Obst an. Eine der Begegnungen mit katholischen Glaubensgenossen sei hier im Kayserschen Originalton wiedergegeben: einer charakteristischen Mischung aus Gefühl und Frömmigkeit und einem plastischen, erzählfrohen Landserstil.

Kayser schildert zunächst, wie er auf der Fahrt zur Front von ein paar Soldaten angehalten wird, die gerade mit einer Gruppe deutscher Siedler sprechen und ihm bedeuten, es gehe um ihn. Dann fährt er fort: „Die Deutschen waren Jungen im Meßdienerornat, 12, 13, 14 Jahre alt, und ein Mann hatte einen Klumpfuß und hinkte. Die Jungen sagten: ‚Herr Pfarrer, heute ist Sonntag, heute müssen Sie zu uns kommen. Wir müssen eine Messe haben.‘ Hinfahren konnten wir nicht, weil ein Sumpf dazwischen war. Ich ging zu Fuß, die Jungen liefen voraus und meldeten uns an. Als wir uns dem Dorf Christopherowka näherten, kam uns eine ganze

<sup>7</sup> Jochen Löser, *Bittere Pflicht – Kampf und Untergang der 76. Berlin-Brandenburgischen Infanterie-Division*, Osnabrück 1986, S. 88. [Kurztitel: Löser 1986]

Prozession entgegen – wie bei einem Rudel Rotwild angeführt von einem Leittier, einer alten Dame. Ich merkte, daß sie einen kleinen Schnurrbart hatte, denn sie umfaßte mich, küßte mich rechte Backe, linke Backe, auf den Mund. Ich schmeckte ihre salzigen Tränen. Sie sagte: ‚Herr Pfarrer, 28 Jahre haben wir gebetet, daß wir noch einmal einen katholischen Priester sehen. Nun bleiben Sie bei uns, taufen Sie unsere Kinder, segnen Sie unsere Ehen ein, bisher habe ich das getan.‘ Wir kamen in das Dorf, der Major [Kaysers Begleiter] spielte das Harmonium. Wir kamen nicht über die erste Strophe von ‚Großer Gott wir loben Dich‘ vor lauter Weinen hinaus.“<sup>8</sup>

Aus ernsten, manchmal aber auch erheiternden Meldungen formt sich für den Leser der Kriegsberichte, in denen er immer wieder erwähnt wird, das Bild des Divisionspfarrers, von den Landsern liebevoll-schnoddrig „Kasak“ genannt: Katholische-Sünden-Abwehr-Kanone (sein evangelischer Amtsbruder, mit dem Kayser vorzüglich harmonierte, hieß entsprechend „Esak.“). Er war der Partner in langen Gesprächen, wenn Offiziere vor Gefechten in Todesahnung seine Nähe suchten,<sup>9</sup> er hörte die Beichte und tröstete Sterbende. Er erlebte aber auch die Brutalität von SS-Leuten, die selbst vor Erschießungen deutscher Dörfler nicht zurückschreckten. Dazu bemerkte er: „Dies Erlebnis hat mich geprägt und verfolgt bis zum großen Halt bei Stalingrad.“

Mit dem Namen der Stadt an der Wolga ist das Schicksalswort in der Biographie Josef Kaysers gefallen. Im August 1942 erreichte die 76. Infanteriedivision als Teil der VI. Armee das Vorfeld Stalingrads. Hier erlebte der Divisionspfarrer die Einkesselung durch die Russen und das Inferno der gewaltigen Schlacht:

Kellerlöcher voller Hungernder, Verstümmelter, Erfrorener. Eine Kälte so mörderisch, daß sich zwischen Wandlung und Kommunion im Meßkelch Eisklumpchen bildeten. Massenhaftes Sterben, so auf dem Hauptverbandsplatz von Bolsche-Rossoschka, wo Kayser im November 1056 Tote „beerdigte“. Gebete an von den Sanitätern herangeschafften Bahren, auf denen vermeintlich Tote plötzlich seine Gebete fortsetzten. Aufwachen nach einem Erschöpfungsschlaf zwischen 19 Toten in der als Hauptverbandsplatz eingerichteten Schweinekolchose. Immer wieder sagte er, wenn er nach den Stalingraderfahrungen gefragt wurde: „Das eigentliche Stalingrad kann man nicht aussprechen und nicht beschreiben. Es kann nur gebetet werden.“ Jedoch hat er mehrfach das Erlebnis seiner Gefangennahme geschildert, als ihn der Schreckensruf flüchtender Kameraden erreichte: „Die Russen kommen!“ Er blieb bei den Sterbenden, denen seine unermüdliche Fürsorge galt, und berichtete:

„Ich hatte noch Hostien bei mir, kommunizierte und dachte natürlich, jetzt ist es vorbei. Ich ging nicht weg, sondern auf die Russen zu und stand plötzlich fünf jungen Kerls gegenüber, dahinter war einer mit einer anderen Kopfbedeckung, etwas Höheres, ein Leutnant. Die 5 Jungen legten auf mich an. Ich machte ein großes Kreuzzeichen und schrie ihnen auf russisch zu: ‚Ich bin Priester, Christus ist auch im Kriege auferstanden!‘ Da schmissen sie die Maschinenpistolen weg. Ehrlich gesagt, ich dachte, wenn du jetzt eine MP hättest! Mit einem Feuerstoß lägen die fünf, auf der Nase. Aber die schmissen auf mein Kreuzzeichen die Pistolen weg. Immer noch erwartete ich einen Schuß. Da fielen sie mir um den Hals, küßten mich, rechte Backe, linke Backe und den Mund und sagten: ‚Er ist wahrhaftig auferstanden!‘ und alles, was floh oder geflohen war, kriegte einen Rückenschuß. Und dann ging ich zu den Kameraden und gab ihnen die Krankenölung, und wenn ich ein Kreuzzeichen machte, machten die Russen es auch. Dieses Erlebnis hat mich stark beeindruckt und mir Kraft und Glauben für vieles später gegeben.“

Anschließend berichtet er, wie ihn die Russen auf „eine Art Feldherrenhügel“ führten, wo ein Feldmarschall stand, von dem er später erfuhr, daß es „Rokossowski war, Pole und von Haus aus sicher katholisch“. Die russischen Soldaten erzählten eifrig, wie sie ihn gefangengenommen hätten. Kayser schließt seine Schilderung: „... und dieser Feldmarschall guckte mir

<sup>8</sup> Löser 1986, S. 106.

<sup>9</sup> Dazu der eindrucksvolle Bericht von Mady v. Schilling, in: Löser 1986, S. 204ff.

in die Augen, und ich guckte ihm auch preußisch in die Augen. Da sagte der General: ‚Du wirst läbben!‘ Da hatte ich ein Kraftgefühl in mir, wie ich es gar nicht beschreiben kann!‘<sup>10</sup>

Vielleicht hat ihm dieses Kraftgefühl geholfen, als unter den in Gefangenschaft geratenen Deutschen jener große Konflikt ausbrach, den ein späteres Buch ausdrücklich ‚Krieg hinter Stacheldraht‘ nannte.<sup>11</sup>

Im Sommer 1943 neigte sich der Krieg zwar unverkennbar zugunsten der UdSSR, da die Hauptlast des Krieges aber noch immer allein von den Sowjets zu tragen war, versuchten sie die Entscheidung durch den Einsatz ihrer ‚Instrumente‘ hinter der Front zu beschleunigen. Ihre nun einsetzenden, oft geschilderten Maßnahmen können hier nur skizziert werden.<sup>12</sup> Exilkommunisten (darunter Träger so bekannter Namen wie Ulbricht, Pieck, R. Becher, W. Bredel u.a.), aber auch einige deutsche Soldaten und Offiziere, die als Antifaschisten gewonnen worden waren, gründeten am 13. Juli 1943 in Krasnogorsk bei Moskau das ‚Nationalkomitee Freies Deutschland‘ (NKFD). Sein Ziel war es, die kämpfenden deutschen Truppen durch propagandistische Einwirkung zum Sturz Hitlers und zum Rückzug bis zur Reichsgrenze zu bewegen – mit der Zusicherung, daß nach der Beseitigung Hitlers mit einer neu zu konstituierenden deutschen Regierung Friedensverhandlungen eingeleitet würden – insgesamt ein ungeheurer Auftrag für die militärisch Verantwortlichen. Die vom NKFD wöchentlich herausgegebene Zeitung ‚Freies Wort‘ erschien in schwarz-weiß-roter Umrandung, den Traditionsfarben des Kaiserreichs. Pathetisch wurde auch die Analogie zu der Entscheidung des Preußen Yorck in Taugoggen 1812, mit dem russischen Generalfeldmarschall v. Diebitsch eine Konvention gegen Napoleon zu schließen, beschworen. Damit sollte dem spektakulären Wandel in den deutsch-russischen Beziehungen die historische Legitimation verliehen werden.<sup>13</sup>

Doch statt einer positiven Resonanz gab es weithin eine eisige Ablehnung bei den Gefangenen gegenüber dem als kommunistisch eingestuften NKFD. Die anschließende Gründung eines reinen Offiziersbundes ohne Emigrantenbeteiligung muß als ein Zugeständnis von sowjetischer Seite gewertet werden: wohl ein Beweis, wie sehr den Sowjets in dieser Kriegsphase an einer Unterstützung durch die deutschen Gefangenen lag.

Am 11.9.43 wurde in Lunjowo bei Moskau der ‚Bund deutscher Offiziere‘ (BDO) gegründet, ein Zusammenschluß hochrangiger und teilweise hochdekorierte Offiziere mit General v. Seydlitz als Präsident an der Spitze. Dem Beitritt zu dem Bund war aber ein langes Ringen der Männer vorangegangen: War es nicht Eidbruch und Hochverrat, wenn sie sich den so lange als bolschewistischer Erzfeind angesehenen Sowjets zur Verfügung stellten? War ihr Tun nicht ein Dolchstoß in den Rücken der Waffenbrüder, deren Kampfmoral zersetzt werden sollte? Andererseits: Konnte man dem verbrecherischen Treiben Hitlers, der offenbar Deutschland bedenkenlos dem Untergang preisgab, tatenlos zusehen? War Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime jetzt nicht der einzig mögliche Patriotismus? Auch Pastor

<sup>10</sup> Theodor *Plivier* hat in seinem 1943/44 erstmals veröffentlichten großen Stalingrad-Roman *Kayser* unter dem Namen ‚Wehrmachtspfarrer Kalser‘ ein literarisches Denkmal gesetzt. Er schildert darin Kaysers unermüdliche, selbstlose Betreuung aller Sterbenden, unabhängig von ihrer Konfession. Erstmals für Deutschland nach der Erstfassung Köln 1983, S. 124ff. Sehr anschaulich auch die entsprechenden Schilderungen eines Kameraden Kaysers in Rußland, der bis 1945 alle Stationen seines Lebens mit ihm teilte: Heinrich *Gerlach*, *Odyssee in Rot – Bericht einer Irrfahrt*, München 1966, darin S. 290ff. [Kurztitel: *Gerlach* 1966] Das Archiv des Generalvikariats Paderborn birgt eine umfangreiche Sammlung der Stalingrad-Literatur aus dem Besitz Kaysers, teilweise von ihm mit Kommentaren versehen.

<sup>11</sup> Karl-Heinz *Friser*, *Krieg hinter Stacheldraht*, Mainz 1981. Friser schildert eingehend die Auseinandersetzungen unter den Deutschen in den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, wie man auf die Angebote des NKFD reagieren sollte.

<sup>12</sup> Unentbehrlich: Bodo *Scheurig*, *Verräter oder Patrioten*, Berlin 1993, Neuausgabe seines Standard-Werks von 1960 über das NKFD und den BDO, bes. S. 112ff. Scheurig interviewte Kayser mehrfach.

<sup>13</sup> Sehr lesenswert: Wolfgang *Jacobmeyer*, *Taugoggen in Krasnogorsk? Die Selbstlegitimation des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland‘ und seine Nachkriegsrezeption*. Münstersche Antrittsvorlesung 1992, in: *Geschichte, Politik und ihre Didaktik* Heft 3/4, 1992, S. 265-270. [Kurztitel: *Jacobmeyer* 1992]

Kayser, als Offizier des 1. Weltkriegs festverwurzelt im Ethos von Treue und Gehorsam, durchlebte diese Gewissenskämpfe. Aber er schob alle Bedenken zurück und erklärte seinen Eintritt in den BDO mit dem Bekenntnis: „Ich will einen Anfang machen, daß sich finde Mensch zu Mensch und Volk zu Volk. Es lebe die Liebe und die gegenseitige Hingabe. Es sterbe der Haß und der Stolz.“

Durch seine Wahl als Delegierter des BDO in das Nationalkomitee erhielt er eine zusätzlich exponierte Stellung. Ein entscheidender Impuls für seine Entscheidung zur Zusammenarbeit mit dem früheren Gegner war die Möglichkeit, nun Gottesdienste im Sender des NKFD halten zu können und in Flugblättern seine persönlichen Gewissensappelle zu verbreiten. Eines seiner Flugblätter, überschrieben: „Der tote Pfarrer Kayser spricht“ vom 20.11.1943, war gut sichtbar an drei Gruppen in der Heimat adressiert: Meine Kumpel im Ruhrgebiet! Meine Sauerländer Landsleute in Schmallenberg! Meine liebe Gemeinde in Höxter an der Weser! Der von den Deutschen Totgesagte ruft darin auf: „Macht Schluß mit dem Krieg und mit Hitler!“ Den Flugblatt-Kopf bildet ein Photo, das Kayser in einer Runde neben General v. Seydlitz zeigt. Dieses Flugblatt gelangte nach einer langen Odyssee aus der Ukraine ins Sauerland. Mescheder Gymnasiasten analysierten es im Rahmen einer Arbeit im Wettbewerb Deutsche Geschichte über Formen der Propaganda im 2. Weltkrieg. Sie empfanden es als wesentlich persönlicher und eindringlicher als die in drohendem Ton gehaltene Flugblattpropaganda der westlichen Alliierten.

Als Soldat erhebt Kayser seine Stimme: „Seid tapfer und kämpft für die Freiheit gegen den inneren Feind des deutschen Volkes, den Nationalsozialismus!“

Als Priester mahnt er: „Alles, was gegen Eure Überzeugung ist, ist Sünde. Nur keine Unterlassungssünden! Es gibt heute nur eine Sünde: die Feigheit! Ihr wißt, das habe ich immer gepredigt und tue es auch heute.“

Und er schließt: „Auf ein frohes Wiedersehen in einem friedlichen freien Deutschland ohne Diktator, SS und KZ!“

Auch wenn Kayser die Chancen nutzte, durch das NKFD das Gewissen der Deutschen aufzurütteln und als Priester vielfältig wirken zu können, so begegnete er der Organisation insgesamt kritisch. Das ist mit Nachdruck gegen eine Darstellung aus der ehemaligen DDR „Christen im Nationalkomitee Freies Deutschland“ festzuhalten, die Kayser als Kronzeugen permanent heranzieht und seine engen Beziehungen zu Ulbricht geradezu enthusiastisch ausmalt.<sup>14</sup> Es gibt keine Predigt, keine Artikel von ihm, die belegten, daß er marxistisches Gedankengut propagiert hätte. Er nutzte allerdings auch unkonventionelle Wege, um seinen Glauben mitzuteilen, und in späteren Briefen findet sich das Geständnis über sein Wirken unter den Kommunisten, das dem alten Kämpfen wohl zuzutrauen ist „... eigentlich habe er sich gelegentlich als eine fünfte Kolonne des Papstes gefühlt ...“

Der Priester blieb im ganzen gesehen viel mehr am religiösen Aspekt seines Tuns interessiert als an ideologischen Debatten mit den KP-Funktionären, und das Spannungsverhältnis zu den das Nationalkomitee bestimmenden orthodoxen Kommunisten blieb konstant. Er konnte auch nicht die Augen davor verschließen, daß es bei den russischen Plänen für Deutschland immer stärker um die Durchsetzung einer stramm kommunistischen Linie ging und daß die Mitwirkung der Deutschen für die Sowjets immer uninteressanter wurde, je offensichtlicher sich der Sieg der Roten Armee abzeichnete. Ohnehin war die Karte: Zersetzung der deutschen Truppen durch die Stimme von NKFD und BDO nicht aufgegangen, denn die Aufrufe zum Widerstand hatten weder in den Gefangenenlagern noch an der Front zu nennenswerten pro-sowjetischen Reaktionen geführt. Nach Jalta gehörte Kayser denn auch zu den entschiedenen Fürsprechern einer baldigen Auflösung des BDO.

Im Dezember 1945 wurde er einem Transport von Heimkehrern aus den Kreisen der Geistlichen zugeteilt, nachdem sein Wunsch, als Priester ins Dorf Christopherowka gehen zu

<sup>14</sup> Klaus Drobisch (Hg.), Christen im Nationalkomitee Freies Deutschland, Berlin (Ost) 1973.

dürfen, abschlägig beschieden worden war. Gern zitierte er beim Erzählen seiner Erinnerungen die Abschiedsworte seines intellektuell viel schärfer profilierten Amtsbruders Dr. Aloys Ludwig: „Geh nach Hause, Josef. Du bist zu dumm für die Politik.“<sup>15</sup>

Wenn man unter politischer Klugheit das Talent versteht, komplizierte Machtverhältnisse zu durchschauen und sich in ihnen geschickt operierend erfolgreich zu bewegen, war der fromme, spontane, oft naiv-unbekümmert vorgehende Kayser vielleicht „dumm“. Aber selbst wenn man diese Qualifizierung als ein Lob versteht, was half ihm das nach der Rückkehr aus Rußland? Für die Deutschen im Westen war ihm der Stempel aufgedrückt: Mitglied des Nationalkomitees. Wie ihn Jahre vorher seine nationale Argumentation und die Aktivität im Freiwilligen Arbeitsdienst scheinbar in die Nähe des Nationalsozialismus gerückt hatte, so belastete, ja verfermte ihn nun das Odium des Paktierens mit dem Kommunismus, ein gerade in der Zeit des Kalten Krieges unverzeihlicher Makel. Bei der Überschau über seinen Lebensweg urteilte der alte Geistliche mit gelassener Selbsteinschätzung: „Der Weg des Christen ist der schmale Gipfelpfad. Es mag sein, daß ich sowohl nach rechts wie nach links einige Schritte gestolpert bin.“ Insgesamt bewertete er seine Rolle im Nationalkomitee angesichts der Hoffnungen, die er anfangs mit seinem Wirken in diesem Gremium verbunden hatte: „Wir waren keine betrogenen Betrüger – aber vielleicht enttäuschte Enttäuscher.“<sup>16</sup>

### 3. Der Anstaltsgeistliche

Wenn ein Fünfzigjähriger nach den Schrecknissen und Belastungen dieses gewaltigen Krieges heimkehrt, sollte man meinen, er sehne sich nach einem ruhigen Hafen – in den Kategorien des Geistlichen gedacht: nach einer möglichst bequemen Pfarre. Nicht so Pastor Kayser. Nach einigen Monaten im Suchdienst, nach kurzer Pfarrvikarstätigkeit in Dortmund-Kirchhörde erhielt er das Amt des Pfarrers im abgeschiedenen Dorf Bosseborn im Kreis Höxter. Es ist wohl kaum eine Unterstellung anzunehmen, daß auch seine kirchlichen Oberen sich mit einem politisch so berühmt-berüchtigten Mann wie dem ehemaligen Divisionspfarrer aus dem Nationalkomitee schwertaten.

Trotz seiner dörflichen Abgeschlossenheit verfolgte Kayser die neuen Auseinandersetzungen, die zu Beginn der fünfziger Jahre die Geister und Herzen in der Bundesrepublik bewegten, mit großer Aufmerksamkeit. Er war von Jugend an für Lyrik aufgeschlossen gewesen, und starke Erlebnisse, wie die Begegnung mit der fremden russischen Landschaft, hatten ihn auch selbst zu Gedichten gedrängt. Einige von ihnen, im schlichten Volksliedton gehalten oder Rilke nachempfunden, sind auch heute noch lesenswert. Von den Gegenwartsdichtern war es vor allem Reinhold Schneider, dessen Gedichte und Sonette er seinen Kameraden gern vorgetragen und in der Gefangenschaft auf die Rinde junger Birken aufgezeichnet hatte, wie er Schneider später schilderte. Als Reinhold Schneider ab 1950 in den Debatten um die Wiederaufrüstung aus christlicher Grundüberzeugung seine warnende Stimme gegen die Wiederbewaffnung erhob, nahm Kayser einen brieflichen Kontakt zu dem Dichter in Freiburg auf. Er berichtete ihm, daß Johannes R. Becher, aus dem NKFD ja sein guter Bekannter, ihm bei seiner Heimkehr aus Rußland den Auftrag gegeben habe, Reinhold Schneider in den neubegründeten, kommunistisch geprägten „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ zu holen. Kayser war dem Auftrag nicht nachgekommen, aber Becher hatte schon Ende der vierziger Jahre Kontakt zu Schneider aufgenommen und es erreicht, Schneider in die Friedenspropaganda östlicher Spielart einzuspannen. Er hatte ihm vielfältige Möglichkeiten geboten, in Zeitschriften der DDR oder kommunistisch inspirierten (und finanzierten) Zeit-

<sup>15</sup> So auch bei *Gerlach* 1966, S. 427.

<sup>16</sup> Die Formulierung gebrauchte er immer wieder in Briefen an mich aus den Jahren 1983-90, auch in einem Brief an Prof. Georg Wagner, Paderborn, vom 29.4.1985, dessen Durchschlag mir vorliegt.

schriften des Westens seine Ablehnung einer Wiederbewaffnung zu verkünden. Schneider deswegen der „Kollaboration“ mit den Kommunisten zu bezichtigen, wie es in den 80er Jahren noch geschah, ist gewiß eine allzu plakative Deutung.<sup>17</sup> Sicher ließen sich aber Schneiders eindringliche idealistische und pazifistische Friedensappelle aus dem Geist der Bergpredigt als eine Art Schützenhilfe für eine Pax sowjetica mißbrauchen. Schneider wurde als „Paradechrist“ ausgenutzt, wie es auch Kayser und seinen geistlichen Mitbrüdern im NKFD geschehen war.

Im September 1952, als der Streit um die Einschätzung der Stalin-Note noch hin- und herwogte, schrieb Kayser dem verehrten Dichter einen langen Brief, der sich inzwischen überraschend im Reinhold-Schneider-Archiv gefunden hat. Er schildert darin zunächst die große Bedeutung, die Schneiders Gedichte für die Kameraden in russischer Gefangenschaft hatten, erinnert auch an den unausgeführten Auftrag, Schneider in den „Kulturbund“ zu holen und fährt fort: „Es scheint mir, daß er [gemeint ist Becher] den Weg zu Ihnen gefunden hat. Sie werden, wie jeder Christ in der heutigen Zeit, Ihren Weg durch das Dunkel dieser Welt und das Gestrüpp der widerstreitenden Meinungen nach dem Kompaß im eigenen Herzen gehen müssen. Sie sollen aber wissen, daß Ihr Name und Ihre Person durch mich vielleicht zuerst einer unheimlichen Macht bekannt wurde, die auch das Edelste und Feinste im Menschen rücksichtslos zu Zwecken benutzt, die ihren Zielen dient, denen sie alles, auch das Religiöse, unterordnet.“<sup>18</sup>

In dem Hinweis auf die „unheimliche Macht“ deutet Kayser wohl noch einmal und sehr bezeichnend seine eigenen Erfahrungen an, seine Erkenntnis, daß er als „nützlicher Idiot“ für machtpolitische Zwecke ausgenutzt worden war.

Schneider reagierte auf Kayzers Brief, von dem hier nur ein ganz kurzer Ausschnitt zitiert werden konnte, sehr bewegt. Zwar rechtfertigte er seine Haltung: „... Was mich selbst angeht, so glaube ich nicht, daß ich mich über die Verhältnisse im Osten täusche. Ich bin aber der Meinung, daß die Haltung der repräsentativen Kirche gegenüber dem Unglauben und seiner Macht nicht die richtige ist, der Christ kann sich nur hingeben, opfern, aber nicht im Bunde mit weltlichen Mächten sich verteidigen. Seine Haltung muß vom Ursprung her eine andere sein als die von den Nichtglaubenden.“<sup>19</sup>

In der Folgezeit brach er aber seine Publikationen im von Becher geleiteten Aufbau-Verlag und zu Becher selbst ab.

Kayser hielt es auf Dauer nicht im stillen Bosseborn in den Weserbergen. Er suchte wieder einen Brennpunkt, nun aber in einem ganz anderen, dem psychotherapeutischen Bereich. Schon früher hatte er sich mit den Arbeiten des bekannten Schweizer Psychiaters Binswanger beschäftigt, seine Anstalten besucht und mit vielen namhaften Psychotherapeuten korrespondiert. So bewarb er sich 1954 um die Stellung als Anstaltsgeistlicher in Eickelborn bei Lippstadt. In dieser großen westfälischen Klinik für Psychiatrie – sie hatte damals fast 2000 Betten – wurden u.a. die besonderen Opfer der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft gesammelt und betreut: die Sucht- und Drogenabhängigen. Als Anstaltsgeistlicher wirkte Kayser hier bis weit über die Pensionierungsgrenze. Seine besondere Aktivität galt einer Sozialpsychiatrischen Hilfsgemeinschaft, die, Ideen C.G. Jung aufnehmend, in Eickelborn begründet wurde und als deren Vorsitzender er lange Zeit amtierte. Die Erfahrungen im Umgang mit

<sup>17</sup> Ekkehard Blattmann, Über den Fall Reinhold Schneider im Lichte von Reinhold Schneiders Kollaboration mit den Kommunisten, S. 26-120, in: E. Blattmann / Klaus Mönig (Hg.), Über den „Fall Reinhold Schneider“, Katholische Akademie Freiburg und Verlag Schnell & Steiner, München 1990. [Kurztitel: Blattmann 1990] – Blattmann zitiert den hier erwähnten Briefwechsel Kayser-Schneider sehr ausführlich. Er hat Kayser auch persönlich über seine Beziehungen zu Becher befragt, den er in seinem „Kollaborationsartikel“ als den großen „Netzauswerfer“ für Mitkämpfer in der „roten Weltfriedensmaschine“ dingfest macht. Auf Blattmanns sehr scharfe Verurteilungen Schneiders und seiner damaligen westdeutschen politischen Freunde kann hier nicht eingegangen werden.

<sup>18</sup> Blattmann 1990, S. 56.

<sup>19</sup> Antwortbrief Schneiders, in: Blattmann 1990, S. 108.

den Suchtkranken und den psychisch kranken Rechtsbrechern, die als doppelt stigmatisiert, nämlich psychisch krank und kriminell, eine äußerste soziale Randgruppe unserer Gesellschaft bilden, nannte Kayser: mein zweites Stalingrad. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß auch die Erinnerung an das erste Stalingrad und sein Mitwirken im NKFD ein schwieriges Kapitel für ihn blieb. Wolfgang Jacobmeyer hat mit Recht darauf verwiesen, daß die westdeutsche Historiographie diesem Thema über lange Zeit „überraschend monoton in Fragestellung und Ergebnisperspektive“ begegnete.<sup>20</sup> Die Bewertung des Nationalkomitees sei in unzuträglicher Erstarrung zu einem Topos geronnen. Es wurde abqualifiziert als bloßes Propagandainstrument der Sowjets, ohne die genauere Untersuchung möglicher ideeller Perspektiven bei einzelnen deutschen Mitgliedern überhaupt als erforderlich anzusehen. Und wenn schon die Historiographie nicht zu Differenzierungen bereit war, können die Klischeebildungen bei der Bewertung durch eine breitere Öffentlichkeit nicht wundern. Das NKFD galt als Kaderschmiede für die späteren SBZ/DDR Regierungen und als Ansammlung von Opportunisten. Jacobmeyer hat die Unrichtigkeit dieses Urteils nachgewiesen, aber das Vorurteil war zementiert. Gerade für einen Mann wie Kayser, der sich seiner religiösen und patriotischen Motive beim Eintritt in den BDO sicher war, mußte die Verfemung als „Bolschewistenfreund“ und Verräter schmerzlich sein.

Erst in den 80er Jahren eröffnete sich mit einem erweiterten Widerstandsbegriff ein neuer Denkhorizont für die Einschätzung der Männer hinter der russischen Front. Waren nicht auch die Mitglieder des NKFD/BDO Kämpfer gegen Hitler und sein verbrecherisches Regime? Pastor Kayser reagierte geradezu beglückt auf die Mitteilung, in der 1988 neueröffneten Gedenkstätte Deutscher Widerstand im ehemaligen Bendlerblock gebe es jetzt auch einen Raum, in dem ein Photo des 1944 in Lunjowo gegründeten „Arbeitskreises für Kirchenfragen“ hänge, und er stehe dort mit seinem von ihm selbst entworfenen silbernen Brustkreuz gut sichtbar im Vordergrund. Wieviel Unverständnis, wie viele manchmal geradezu bössartige Verdrehungen seiner reinen Motive hatte er bis dahin wohl erfahren? Zum 50. Jahrestag der Gründung des NKFD hat der renommierte Professor für osteuropäische Geschichte in Bonn, Alexander Fischer, in einem großen und ausgewogenen FAZ-Artikel am 10.7.1993 ein Fazit der jetzigen Bewertung gezogen. Darin fordert er, daß im allgemeinen Bewußtsein der militärische Teil der Widerstandsbewegung über die Männer des 20. Juli hinaus erweitert werden müsse: „Ihnen sind auch jene Offiziere und Soldaten zuzurechnen, die sich aus sittlichem Gebot, aus menschlichem Empfinden sowie aus Liebe zu Volk und Heimat erst hinter dem Stacheldraht sowjetischer Kriegsgefangenenlager dazu entschlossen, nicht tatenlos zuzusehen, wie Hitler das Deutsche Reich in den Abgrund führte.“

Schade, daß Pastor Kayser diese Worte nicht mehr vernehmen konnte!<sup>21</sup>

Er hatte, als nach seinem 90. Geburtstag gesundheitliche Beschwerden zunahmen, seinen „letzten Stellungswechsel“ vollzogen. So kündigte der passionierte Briefschreiber Kayser seinen unzähligen Korrespondenten die Übersiedlung ins St.-Ida-Altenheim nach Lippetal-Hovestadt an. Oft zitierte er in diesem Zusammenhang einen selbstironischen Grabspruch, den er bereits vor Jahrzehnten in Rußland hinter Stacheldraht als eine Art Lebensbilanz gedichtet hatte: „Ich taugt im Leben zwar nicht viel / doch langt es zum Lieben und Dichten! / Jetzt lieg ich als treffliches Leitfossil / in feucht-quartären Schichten! Nitschewo! Ob hier, ob im Sauerland / sein Grab hat der alte Lümmel, – / spricht still ein Memento / daß Ruhe findt / die ruhlose Seele im Himmel.“

Von der getragenen, eher weihevollen Tonart üblicher Nachrufe hebt sich ein Selbstbild als „Lümmel“ herzerfrischend ab. Es war eine passende Entscheidung, diese Verse auf die Rück-

<sup>20</sup> Jacobmeyer 1992, S. 269.

<sup>21</sup> Dagegen allerdings in der FAZ vom 10. 6. 1994 Günter Gillessens Leitartikel „Aber wofür waren sie?“ anlässlich der neuentbrannten Debatte um den Platz des NKFD in der Gedenkstätte. Sie ist Ausdruck der immer noch unabgeschlossenen Rezeptionsgeschichte dieser besonders umstrittenen Gruppe des Widerstands.

seite des Kayserschen Totenzettels zu setzen: Der lebensfrohe Mensch und tapfere Gottesstreiter wird darin noch einmal unnachahmlich lebendig.

In der Osterwoche 1993, am 15.4., schrieb er einer betagten, kranken Freundin: „Die Heimat der Seele ist oben im Licht.“ Wenige Tage später, am 21.4.1993, starb er.

#### 4. Textdokumentation:

##### „Der tote Pfarrer Kayser spricht: Moskau, den 20. November 1943“

*Im Beitrag von Dr. Erika Richter ist auf zwei Seiten ein Originalflugblatt von 1943 abgebildet, dessen Text hier folgt:*

##### **Der tote Pfarrer Kayser spricht: Moskau, den 20. November 1943**

Meine Kumpels Im Ruhrgebiet!  
Meine Sauerländer Landsleute in Schmalleberg!  
Meine liebe Gemeinde in Höxter an der Weser!

Das OKW [Oberste Kommando der Wehrmacht] hat mich totgesagt. Es ist möglich, daß irgendein Soldat gesehen haben will, wie der Divisionspfarrer der 76. I. D., Kayser, gefallen ist. Vielleicht passen aber auch gewissen Leuten in Deutschland seine Gottesdienste am Sender des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ wenig.

Aber Ihr, die Ihr mich kennt, wundert Ihr Euch darüber, daß ich gegen Hitler und seine Lügen auftrete?

Ich bin national: Zweimal wurde ich im Kriege 1914/18 im Nahkampf als MG-Offizier verwundet. Zweimal traf es mich auch in diesem Krieg, als ich Verwundete aus der Feuerlinie holte. Ich habe mich in acht Frontjahren immer da aufgehalten, wo die Kugeln piffen.

Ich bin sozial: Dreieinhalb Jahre habe ich auf Zeche Lothringen bei Bochum, auf Graf Schwerin bei Dortmund, auf dem Alten Hellweg bei Unna, in den Schwefelkiesgruben der Gewerkschaft Sachtleben in Meggen als Kumpel gearbeitet, auf Schacht Kaiserode in Thüringen meine Markscheidearbeit gemacht.

*Aber ich bin kein Nationalsozialist!*

Wißt ihr noch, Ihr Höxteraner, Ihr Jungen vom Corveyer Land, wie die Gestapo von Bielefeld alle 14 Tage nach Höxter kam?

Wie sie mich, den Bezirkspräses der Kolpingjugend, stundenlang verhörten und Euch mit dem Gummiknüppel traktierten „wegen organisierter Zersetzungsarbeit gegen den Staat“? Liborius Schmidt, Josef Halbey, mein Senior, Hannes Lücke, wißt ihr noch?

Wißt Ihr noch, wie ich nachts den Krach hatte mit den beiden SS-Leuten? Sie pöbelten mich an, als ich spät von einer großen Veranstaltung der Männergemeinschaft St. Nikolaus allein nach Hause ging.

Wißt Ihr noch, wie mich Pollmeyer mit seinem Auto umsonst ins KZ bringen wollte, weil ich die Frau des jüdischen Armenarztes in ihrem Haus in der Corveyer Allee besuchte, als ihr Mann nach der Nacht der langen Messer im November 1938 fortgeschleppt worden war?

Daß alles kann Euch nur ein Lebendiger erzählen, und Ihr versteht, daß ich jetzt *wohlbehalten und gesund in russischer Gefangenschaft* und lebendig wie nie zuvor mich mit allen Kräften in der großen Bewegung „Freies Deutschland“, im Nationalkomitee und im Bund Deutscher Offiziere betätige.

*Deshalb versteht Ihr auch, daß ich nun meine Stimme erhebe als Deutscher: Macht Schluß mit dem Krieg und mit Hitler!*



als Soldat: Seid tapfer und kämpft für die Freiheit gegen den inneren Feind des deutschen Volkes, den Nationalsozialismus!

als Priester: Alles, was gegen Eure Überzeugung ist, ist Sünde! Nur keine Unterlassungs-sünden! Es gibt heute nur eine Sünde: die Feigheit! Ihr wißt, so habe ich immer gepredigt und tue es auch heute.

Sendet dieses Flugblatt des offiziell Totgesagten an irgendeinen katholischen Priester der großen Diözese Paderborn, an die katholische Pfarrgemeinde St. Nikolai, Höxter / Weser.

Grüß Euch Gott, alle Ihr Lieben in der Heimat!

Auf ein frohes Wiedersehen in einem friedlichen freien Deutschland ohne Diktator, SS und KZ.

Euer

*Josef Kayser*

kath. Wehrmachtpfarrer der 76. I. D.,

gefangen bei Stalingrad am 15. [16?] 1943,

jetzt Mitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland“

*[Darunter folgende Aufstellung zu einem abgebildeten Foto:]*

Auf dem Bilde unten: eine Gruppe Mitglieder des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ und des Bundes Deutscher Offiziere. Von links nach rechts: Otto SINZ, Obersoldat [...]; Karl BETZ, Major (Ing.) u. Div.-Ing. [...]; Hans ZIPPEL, Gefreiter, Stab III./I. [...]; Johannes SCHRÖDER, Wehrmachtpfarrer [...]; Martin LATTMANN, Generalmajor u. Kommandeur d. 14. Pz. Div.; Josef KAYSER, kath. Wehrmachtpfarrer, 76. I. D.; Walter von SEYDLITZ, General der Artillerie, Kommandierender General des LI. Armee Korps; Alexander Edler von DANIELS, Generalleutnant [...]; Friedrich REYTHER, Oberleutnant [...]; Matthäus KLEIN, ev. Pastor, Unteroffizier [...].

## 5. Ergänzende Literatur- und Archivhinweise [P.B.]

*Brandt, Hans Jürgen / Häger, Peter (Hg.): Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848-1945. Paderborn: Bonifatius 2002, S. 37. [Personeneintrag „Kayser, Joseph“; mit allgemeinen Angaben zu Archivbeständen; u.a. zu nennen: AKMB, Sammlung Kayser, Nr. 52, Bl. 4: Feldtagebuch des Wehrmachtspfarrers Josef Kayser; Angabe: „Januar 1943 in sowjetische Kriegsgefangenschaft“.]*

*Bundesarchiv: Sammlung Warth: Nationalkomitee „Freies Deutschland“ – MSG 221 / 2. Materialsammlung / 2.1. Josef Kayser. 4. Fotografien [<http://www.argus.bstu.bundesarchiv.de/MSG221-37773/index.htm?kid=8016a177-f694-4f86-9ce6-b36e0be7241b>]*

*Hamacher, Gottfried (unter Mitarbeit von Andre Lohmar und Harald Wittstock): Deutsche in der Résistance, in den Streitkräften der Antihitlerkoalition und der Bewegung „Freies Deutschland“. Ein biographisches Lexikon. Arbeitsmaterial. Berlin: DRAFD e.V. 2003. [http://www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/Veranstaltungen/2003/DRAFD.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Veranstaltungen/2003/DRAFD.pdf)*

*Hamacher, Gottfried (unter Mitarbeit von André Lohmar, Herbert Mayer, Günter Wehner und Harald Wittstock): Gegen Hitler. Deutsche in der Résistance, in den Streitkräften der Antihitlerkoalition und der Bewegung „Freies Deutschland“. Kurzbiografien. (= Reihe: Manuskripte/Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 53). 2., korrigierte Auflage. Berlin: Dietz 2005. [http://www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/Manuskripte\\_53\\_2.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Manuskripte_53_2.pdf)*

*Kayser, Josef: Wir brauchen zum Himmel den Hitler nicht. In: Katholisches Militärbischöfamt (Hg.): Mensch, was wollt ihr denen sagen? Katholische Feldsorger im Zweiten Weltkrieg. Augsburg: Pattloch 1991, S. 167-171.*

*Röw, Martin: Militärseelsorge unter dem Hakenkreuz. Die katholische Feldpastoral 1939-1945. Paderborn: Schöningh 2014. [In diesem Werk ist der Name verschlüsselt; J. Kayser heißt dort „Pfarrer Kalmer“.]*

*Tondokument 1944: Schallplattenaufnahme mit Beitrag Joseph Kaysers für eine Radiosendung des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ 1944. (Aus einer ehemaligen DDR-Archivsammlung [heute Bundesarchiv]; Kopie der Tonaufnahme „Der tote Pfarrer Kayser spricht“ vom 20.11.1943: Peter Mönnikes, Archiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Paderborn.)*

## XXIII.

### „Hier waren noch sehr viele andere Mütter, die alle auf die kleinen Erdenbürger warteten“

Die letzten Wochen des zweiten Weltkriegs im Sauerland.  
Aufzeichnungen von Else Lindemann (1913-1958)  
aus Essen-Werden

Eingeleitet von Ilse Eberhardt, geb. Lindemann



„Meine Cousine Wilma und ich beim Äpfelklauen in Schmidts Garten,  
September 1948“ (Ilse Eberhardt).

#### 1. Zum Hintergrund der Tagebuch-Aufzeichnungen von 1945

Das kleine Dorf Isingheim liegt in der Nähe von Eslohe im Kreis Meschede im Sauerland. Es sieht heute beinahe noch so aus wie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als ich dort aufwuchs.

Meine Mutter Else Lindemann, geb. Lüning, brachte mich Ende Januar 1945 in Winterberg zur Welt. Sie stammte aus Essen-Werden. Wegen der Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet lebte sie in den beiden letzten Kriegsjahren zusammen mit ihrer Schwester Wilma Ziegenbein als Evakuierte in Isingheim. Die beiden Frauen wohnten mit ihren Kindern – mir und meiner sechsjährigen Cousine Wilma – in einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern. Die Schwägerin Hanne Lüning hatte mit ihrem Sohn im Dorf Bremke Zuflucht gefunden. Ihre Ehemänner waren weit fort: Mein Vater Bruno Lindemann als Besatzungssoldat in Norwegen und Hannes

Mann Heinz Lünig an der Front auf dem Balkan. Wilmas Mann Erich Ziegenbein war 1944 in Italien gefallen.

Kurz nach meiner Geburt begann meine Mutter ein Tagebuch zu führen. Sie schrieb alle paar Tage auf, was in meinen ersten Lebensmonaten rund um uns passierte. Diese Aufzeichnungen zeigen, dass selbst das kleine Dorf Isingheim in der Zeit von Januar bis Juni 1945 nicht vom Kriegsgeschehen verschont blieb. Auch hier spielten sich dramatische Ereignisse ab, die alle Dorfbewohner hart trafen. Vielleicht werden sich einige Ältere beim Lesen noch daran erinnern oder aus Erzählungen von Angehörigen etwas darüber wissen.

Nach dem Krieg blieben meine Eltern noch sieben Jahre in Isingheim. Erst als sich die Verhältnisse in Essen gebessert hatten und mein Vater dort Arbeit fand, zogen wir in die Stadt. Ich erinnere mich gern an meine Kindheit auf dem Land, an das einfache, aber trotz des materiellen Mangels fröhliche und an Erlebnissen reiche Leben der Nachkriegsjahre, an die sommerlichen Ausflüge in die Wälder zum Beerensuchen, an die stundenlangen Wasserspiele am Bach, an die Schlittenfahrten an kalten Wintertagen und die gemütlichen Abendessen am großen Küchentisch der Bauernfamilien.

Mit dem Tagebuch meiner Mutter möchte ich dazu beitragen, dass der Zweite Weltkrieg, sei er auch 70 Jahre vorbei, nicht vergessen wird. Geschichtsbücher mögen die Fakten aufzählen, die Erlebnisse einzelner Menschen jedoch bringen uns sehr viel näher, was sich zuge-  
tragen hat.

Münster, im Januar 2015  
Ilse Eberhardt, geb. Lindemann

## 2. Auszüge aus dem Tagebuch meiner Mutter Else Lindemann, Januar bis Juni 1945

(ergänzt durch Erinnerungen meiner Cousine Wilma Budzinski, geb. Ziegenbein [W.B.] )

In Winterberg kamst du am 31. Jan. 45 abends  $\frac{1}{4}$  9 zur Welt. Deine Mutter war schon 14 Tage vorher nach Winterberg gefahren, um hier in Ruhe und Frieden auf dich zu warten. Denn du hattest dir eine sehr unruhige Zeit ausgesucht. Es war schon  $5 \frac{1}{2}$  Jahre Krieg, dein Vater war schon so lange Soldat. In den Städten waren dauernd Luftangriffe und so war deine Mutter schon lange vor deiner Geburt zu Tante Wilma nach Isingheim gezogen, wo wir nun schön ruhig auf dem Lande lebten. Unsere Wohnung war sehr schön, nur etwas klein, um dich da in Empfang zu nehmen. Darum fuhr ich nach Winterberg. Hier waren noch sehr viele andere Mütter, die alle auf die kleinen Erdenbürger warteten.

Am 13. Tag traten wir dann die Reise nach Hause an. Die Schwestern hatten dich warm eingepackt, denn in Winterberg lag noch Schnee. Tante Wilma holte uns ab. Mit noch 13 Müttern und Kindern, wovon du die Jüngste warst, traten wir deine erste Reise an. Ich hatte ja etwas Angst vor der Fahrt, denn seit einigen Tagen griff der Feind sehr oft die Bahnstrecken mit Bomben und Bordwaffen an. In Winterberg am Bahnhof gab es dann auch schon Fliegeralarm. Mit Verspätung kam der Zug dann an und es ging los. In Bestwig, wo wir umsteigen mußten, kreisten die Tiefflieger in der Nähe des Bahnhofs und wir mußten eilig Schutz suchen. Unser Zug hatte den Anschluß nicht abgewartet und war weg. In einem Bunker mußten wir dann warten, bis die Gefahr vorüber war. Gegen Mittag fahren wir weiter. Auf der Strecke sahen wir nun Spuren eines Angriffs, die dem Zug geglückt hatten, den wir durch unsere Verspätung nicht erreicht hatten. So haben wir großes Glück gehabt und kamen ohne weitere Zwischenfälle in Eslohe an. Am Bahnhof stand eine Kutsche bereit, die uns nach Isingheim brachte.

**18. Februar**

Jetzt kommen die Glückwünsche an zu deiner Geburt. Oma und Opa Lüning und Lindemann möchten gerne ihr Enkelchen einmal sehen, doch jetzt im Krieg ist es nicht möglich, hierher zu kommen.

**25. Februar**

Heute wurdest du getauft in der Kirche in Eslohe. Deine Paten sind Opa Lüning und Oma Lindemann. Beide konnten aber nicht kommen, weil Bahnsperre war. So waren Tante Wilma und Tante Hanne Stellvertreter. Noch schöner wäre es ja gewesen, wenn dein Papa da wäre, doch der ist so weit weg im hohen Norden.

**1. März**

Von deinem Papa haben wir nun 2 Briefe erhalten, aber immer noch nicht die Antwort auf das Telegramm. Er weiß es immer noch nicht, daß wir dich nun haben. Hoffentlich kommt nur bald wieder Post.

**12. März**

Es kommt fast keine Post mehr, die Bahnstrecken sind alle zerstört durch Fliegerangriffe und so kommt nichts mehr durch.

**25. März**

Das Kriegsgeschehen rückt jetzt immer näher. Der Feind hat schon große Teile unseres Landes besetzt und überall finden Kämpfe statt. Hoffentlich werden wir nur verschont. Immer kommen hier Flüchtlinge durch mit dem bißchen Hab und Gut, was sie noch retten konnten. Der Krieg bringt doch ein großes Elend über uns. Ich habe jetzt immer Angst, daß es uns auch so ergehen könnte und wo sollen wir mit dir kleinem Würmchen hin? Die Flieger brummen auch fast jeden Tag über uns weg, in den Nachbardörfern war schon oft Beschuß und ich kann dich gar nicht mehr so oft nach draußen stellen, denn hier könnte es ja auch mal sein.

**29. März**

Der Feind rückt nun immer näher auf unser Gebiet. Winterberg, wo du geboren bist, ist schon vom Feind eingenommen. Nun hat deine Mutter doch große Angst um dich. Wenn hier mal Kampfgebiet wird, was machen wir mit dir? Ich habe Angst um deine Ernährung. Jetzt kann ich dich immer noch so schön versorgen, aber wenn wir vielleicht unsere Wohnung verlieren und es herrscht überall ein Durcheinander und große Aufregung, dann habe ich Angst, daß es mit meiner Milchquelle aus ist, und dann bist du ein armes Kind. Ich kann nur immer hoffen, daß alles gut geht.

**Ostern, 1. April**

Die Front rückt immer näher, der Feind hat nun schon so große Teile unseres Landes besetzt, er ist überall so weit vorgestoßen, daß wir regelrecht eingeschlossen sind. Das Schlimmste ist nun, daß wir von unserem Papa nichts mehr hören. Es kommt nun keine Post mehr und geht keine mehr weg. Jetzt sind wir vollständig voneinander abgeschnitten. Daß wir jetzt in Frontnähe wohnen, macht sich jeden Tag mehr bemerkbar. Das Dorf ist ein richtiges Heerlager geworden. Überall Soldaten und Fahrzeuge. Jedes Haus hat Einquartierung. Auch hier bei uns ist ein Kommen und Gehen. Der eine möchte sich waschen, der andere essen, wieder ein anderer schlafen. Es ist ja sehr eng bei uns, doch wir helfen, so gut es geht. Dir hat das wohl alles nicht so gepaßt, denn du hast gestern sehr viel geschrien. Nach draußen kannst du nun nicht mehr, denn wo das Dorf voll Fahrzeuge steht, kreisen dauernd die „Jabos“ [*Jagdbomber*] und da habe ich doch Angst vor Beschuß.

**4. April**

Die Front kommt immer näher zu uns, wir hören schon die Artillerie schießen, Dörfer in der näheren Umgebung liegen schon unter Artilleriefeuer und die weitere Umgebung ist schon vom Feind besetzt. Wenn wir hier nur verschont bleiben. Truppen liegen immer noch im Dorf, es ist ein Kommen und Gehen.

**5. April**

Heute morgen hieß es, daß der Feind in nächster Nähe auf unser Dorf anrückt. Wir haben uns in etwa darauf vorbereitet, haben Sachen in den Keller geschafft, für uns Koffer gepackt und die nötigsten Sachen für den Fall, daß wir hier wegmüssen. Es könnte ja auch sein, daß unser Häuschen abbrennt oder zerschossen wird. Deine ganzen Sachen habe ich dir in deinen Wagen gepackt. Zur Vorsicht auch ein Fläschchen und das nötige Mondamin. Hoffentlich haben wir es nicht nötig. Es war dann auch noch nicht soweit, die Nachricht war falsch.

**7. April**

Heute kam Tante Hanne und Heinz-Dieter. Das Dorf, wo sie wohnen, liegt schon unter Artilleriebeschuß. Nun wird es ernst. Doch wir haben immer noch die Hoffnung, daß wir verschont bleiben. Vielleicht geht es hier im Dorf ohne Kampf und Beschuß ab. Soldaten liegen hier immer noch sehr viele, doch sie machen uns wenig Hoffnung. Jedes Dörfchen, wo etwas Widerstand geleistet wurde, wurde zusammengeschossen. Nun müssen wir abwarten, wie es wird. Wir denken jetzt nur immer, wenn es denn schon kommt, dann auch schnell, denn so ist man auch in einer Unruhe und Aufregung.

**8. April**

Zum Baden habe ich schon gar nicht mehr die rechte Ruhe, immer kreisen die Jabos hier über uns und jeden Moment kann man mit Beschuß rechnen. Auf der Straße ist nur ein Hin- und Herfahren der Fahrzeuge. Heute morgen, als ich dich gerade stillte, war es dann soweit. Eine Maschine kam herunter und beschuß die Straße. Du wurdest nun gestört und wir mußten in den Keller. Deine Mutter hat ja immer noch große Ruhe dabei, jede Kugel wird wohl nicht treffen. Im Keller haben wir dann auf einer Kiste gesessen und du konntest schön weitertrinken.

In Eslohe gingen die ersten Geschosse ins Dorf. Nun werden wir auch bald drankommen. Es geht aufs Letzte.

**15. April**

Nun haben wir es überstanden, der Feind ist hier. Es hat alles gut gegangen und wir leben noch. In der Nacht von Sonntag auf Montag war die ganz große Schießerei hier in der Umgebung. Es hat gebollert und gedröhnt, ganz schrecklich. Am Tage ging es weiter, es kam nur immer näher, wir mußten damit rechnen, daß Isingheim im Laufe der Nacht Artilleriefeuer bekam. Wir hatten uns schon darauf eingerichtet, nicht schlafen zu gehen. Aber schon gegen Abend nach deiner 6-Uhr-Mahlzeit schlug das erste Geschöß in unser Dorf ein. Nun wurde es Zeit, den Keller aufzusuchen. Unser Häuschen war nicht sicher genug, darum gingen wir zum Nachbarhaus. Unsere Sachen, die wir ja noch gepackt haben, nahmen wir alle mit, vor allem Milch für dich.

Im Keller haben wir uns dann eingerichtet, so gut es ging. Am besten hattest du es ja, du lagst genau in deinem Wagen wie immer. Dein Cousinchen Wilma und Vetter Heinz-Dieter haben auf der Erde geschlafen. Nun kam eine Nacht voller Unruhe. Bis Mitternacht ging es, die Geschosse kamen nicht so oft und nicht so nah. Aber dann war die Hölle los, ohne Unterlaß ein Geschöß nach dem anderen. Eins schlug direkt ins Haus, die Fenster klirrten, im Keller war alles voll Staub und wir hatten Angst vor Einstürzung. Uns wurde die Nacht schrecklich lang, wir ersehnten den Morgen, dachten wir doch, daß dann der Feind einrückte, die

schreckliche Schießerei aufhörte. Als es dämmerte, haben wir erst nach unserem Häuschen gesehen, es stand Gott sei Dank noch. Aber sonst sah es auf der Straße böse aus, mehrere Geschosse waren ins Dorf gegangen, doch alle hatten großes Glück gehabt. Nur kleinere Schäden waren angerichtet.

Nun rückten auf einmal deutsche Panzer und deutsche Infanteristen an, unser Dorf sollte verteidigt werden. Nun war es sehr wahrscheinlich, daß unser Dorf zerschossen würde. Im Keller war es uns nun nicht sicher genug, wir gingen alle zum Bunker, der etwas außerhalb lag und sicherer war wie ein Keller.

Im ganzen Dorf waren nun die Soldaten verteilt und sollten hier den Feind aufhalten. Im Laufe des Morgens ging dann der Kampf los. Im Bunker waren wir ja sicher vor Beschuß. Der Kampf zog sich nun noch den ganzen Tag hin, Schießerei auf beiden Seiten. Deine Mutter hat sich schon mal zum Ausgang gewagt, hier konnte man schon mal etwas sehen. Unsere Soldaten lagen in Bereitschaft, sie wollten den Feind auffangen. Am späten Nachmittag sahen wir dann den Feind ins Dorf rücken, unsere Soldaten mußten der Übermacht weichen. Die Amerikaner suchten jeden Hof ab und machten Gefangene. Ein Ami kam auch zum Bunker und wir mußten alle raus. Dann konnten wir wieder ins Dorf, der Kampf war zu Ende. Das ganze Dorf stand voller Panzer und überall Amerikaner. Ein deutscher Soldat lag noch im Hof und schrie ganz fürchterlich, er war verwundet.

W.B.: „Der ‚Bunker‘ lag am Dorfende (oberhalb von Fischers auf der anderen Straßenseite) und war wohl eine Rübenmiete. Der Ami wollte ihn wohl beschießen, aber ein polnischer oder russischer Fremdarbeiter bei Nöckers hat gesagt, daß dort nur Frauen und Kinder sind. So hat er uns gerettet. An das Schreien des verwundeten Soldaten kann ich mich noch erinnern. Es hieß, man hätte ihm das Bein abgeschossen.“

Wir waren ja froh, daß wir nun den Kampf hinter uns hatten und unser Dorf stand noch, es war nicht viel zerstört worden. Aber es ist doch traurig, daß nun der Feind bei uns ist. Wie wird nun alles weiter werden?

Wir gingen zuerst noch in Stratmanns Keller, denn es wurde immer noch ab und zu geschossen.

W.B.: „Bei Stratmanns im Keller saßen auch die Bauern – mit Kopftüchern – damit sie nicht als Männer erkannt wurden. Sie haben dann das Vieh aus dem Stall gelassen, falls es brennen sollte.“

Die Amerikaner hatten alle Häuser besetzt und durchsuchten alle Räume. Unser Häuschen wurde verschont, es waren Amerikaner da, haben es sich angesehen und sind wieder gegangen. Wir sind ja auch selbst mit 6 Personen, da ist ja kein Platz für andere. Die Nacht wollten wir nun hier zu Hause bleiben, doch die Schießerei wurde wieder schlimmer, da sind wir wieder in den Keller. Es war wieder eine schlimme Nacht, kalt und unbequem saß man da herum. Am anderen Morgen wurde noch ab und zu geschossen, aber kein Vergleich zu den Tagen vorher, und nun gingen die Geschosse ja auch über uns hinweg, das nächste Dorf wurde sturmreif geschossen. Hier zu Hause haben wir dann erst wieder Ordnung geschaffen, es war alles verdeckt und verstaubt von dem Beschuß. Ein Fenster war kaputt und unsere Haustüre lag draußen, alles Schäden, die wir selbst wieder beheben konnten.

W.B.: „Daß unsere Haustüre draußen lag, weiß ich noch gut. Wir hatten auch Einschüsse im Schlafzimmer.“

Die Panzer blieben den ganzen Tag hier im Dorf und fuhren gegen Abend weiter nach Eslohe.

W.B.: „Ich sehe auch noch den Panzer, der durch Schmidts Garten fuhr, von der Straße den Zaun niedermachte und erst kurz vor der Hauswand drehte. Es waren viele Laster unterwegs. Die Fahrer waren Farbige und man sah nur die weißen Zähne. Auf Giersens Hof ist ein spielendes Kind beim Rückwärtssetzen unter den Laster gekommen und war tot. Es waren auch Evakuierte.“

Für uns kamen neue Bestimmungen heraus, in den ersten Tagen durften wir ja nicht heraus, und später nur von 8 – 12. Jetzt ist es ja wieder sehr ruhig im Dorf nach all der Aufregung. Nur die Straße wird befahren mit einer Unmenge Fahrzeuge.

Tante Hanne ist auch wieder nach Hause, denn da ist der Ami ja auch schon. So haben wir den Kampf ums Dorf und die Besetzung gut überstanden. Hoffentlich geht nun weiterhin auch alles gut. Wie mag es nur jetzt unserem Papa gehen? Vollständig voneinander getrennt sind wir jetzt und wir werden wohl nicht eher etwas hören, bis der Krieg zu Ende ist. Und wann mag das sein? Wie jetzt alles weitergeht, werden wir auch nicht gewahr. Unser Strom ist abgeschnitten und so können wir kein Radio hören, sind also ganz von der Außenwelt abgeschnitten. Aber wenn nur alles gut geht und wir zum guten Schluß unseren Papa wiederhaben, dann wollen wir noch zufrieden sein, denn dann haben wir großes Glück gehabt.

### **Pfingsten, 20. Mai**

Inzwischen sind nun bedeutungsvolle Tage dahin gegangen. Der Feind hat ganz Deutschland besetzt und am 8. Mai hat Deutschland kapituliert. Somit ist nun der Krieg, der fast 6 Jahre gedauert hat, zu Ende. Ob nun unser Vater bald nach Hause kommt? Was mit ihm ist, wissen wir ja nicht, es wird erzählt, die Truppen in Norwegen hätten sich ergeben, andere wollen wissen, daß sie noch nach Deutschland geschafft worden wären. Was wahr ist, weiß niemand, denn Nachrichten hören wir keine, weil wir immer noch ohne Strom sind. Ich nehme wohl an, daß unser Vater in englischer Gefangenschaft ist. Hoffentlich kommt er bald nach Hause.

Wie es nun in Essen ist mit den Omas und Opa, wissen wir auch nicht. Post und Bahn geht immer noch nicht und so stehen wir ohne jede Nachricht. Von Eslohe aus fahren jetzt schon mal Autos nach Dortmund und Essen.

### **Sonntag, den 3. Juni**

Bei Tante Hanne in Bremke war eine große Aufregung, sie mußte die Wohnung räumen für die Engländer.

### **6. Juni**

Der Onkel Heinz, Heinz-Dieters Papa, kam heute hier an. Das war eine Freude. Er war in amerikanischer Gefangenschaft in der Slowakei und ist entlassen. Das ist nun der erste. Hoffentlich kommt unser Vater auch bald an.

### **9. Juni**

Tante Hanne, der Opa und Tante Irmi kamen heute von Essen nach hier. Zu Hause ist nun einigermaßen alles gut gegangen, nur die Ernährung ist schlecht. Der Opa will nun mal ein paar Tage hier bleiben und sich etwas erholen.

### **14. Juni**

Dauernd kommen jetzt Soldaten wieder aus allen Gegenden. Aber von den Truppen in Norwegen hört man noch nichts, es wird wohl noch etwas dauern, bis sie hier ankommen.

### **20. Juni**

Unser Vater ist da. Er ist tatsächlich heute angekommen. Der Opa war nach Eslohe und brachte unseren Vater mit. Er hat den Krieg nun gut überstanden, ist nur eine kurze Zeit in



Gefangenschaft gewesen und es ist ihm sehr gut gegangen. Nun haben wir keine Sorgen mehr um ihn.

#### **24. Juni**

Den ersten Familienausflug haben wir heute gemacht und hatten großes Pech dabei. 2 Russen kamen mit einer Pistole und haben uns unsere Uhren geraubt.

W.B.: „Über den ‚Uhrenklau‘ wurde oft gesprochen. Es waren immer noch Soldaten in den Wäldern. Ich weiß, dass Bruno sich fürchterlich aufgeregt hat, dass ihnen das passiert ist. So etwas wäre ihm im ganzen Krieg nicht passiert.“

[Das Tagebuch berichtet weiter hauptsächlich über die Wachstumsfortschritte der kleinen Tochter. Außerdem werden Arbeitsstellen des Vaters bei Bauern und im Wald erwähnt und zwei Umzüge nach Bremscheid und zurück nach Isingheim. Eine Rückkehr nach Essen wird wegen der trostlosen Lage dort vorläufig ausgeschlossen.]

#### **13. Juli**

Heute ist unser Papa nach Essen gefahren. Er muß sehen, wie die Lage ist, ob er wieder arbeiten kann. Er hat schon mal hier beim Bauern geholfen, aber auf die Dauer ist das doch nichts. Obwohl es mit der Ernährung in Essen viel schlechter ist als hier, müssen wir doch langsam sehen, daß wir nach Hause kommen. So schön wie hier werden wir es ja wohl nicht vorfinden, aber wenn wir alle zusammen sind, dann wird es schon gehen.

#### **22. Juli**

Der Papa ist wieder da. Die Lage zu Hause ist trostlos, mit dir kleinem Würmchen können wir doch noch nicht weg. Jetzt wollen wir hier auf Wohnungssuche gehen, um wenigstens den Winter hier zu bleiben. Deine Eltern haben nun schon ihre Sorgen, denn es fehlt ja noch an allen Enden.

#### **12. August**

Eine Wohnung haben wir auch gefunden, wir ziehen ein Dörfchen weiter nach Bremscheid. In dieser Woche wird es wohl losgehen.

W.B.: „Als ihr kurz in Bremscheid gewohnt habt (in der Kurve zwischen Bremscheid und Eslohe) hat Bruno bei dem Bauern gearbeitet. Er pflügte mit zwei Reitpferden das Feld.“

#### **4. November**

Nun sind wir wieder umgezogen nach Isingheim. Ganz plötzlich kam es. Hier oben ist es doch besser. Vor allem haben wir es gemütlicher. Dein Papa arbeitet nicht mehr beim Bauern, er ist jetzt Waldarbeiter geworden.

[Die Aufzeichnungen enden im März 1946.]

## XXIV.

### „Kein Deutscher darf jemals wieder ein Gewehr tragen“

Der katholische Publizist Georg D. Heidingsfelder (1899-1967)  
wurde wegen seiner Ablehnung der Wiederbewaffnung  
in der Adenauer-Republik zum brotlosen Nonkonformisten<sup>1</sup>

Von Peter Bürger



Im Sommer 1945 gelangte der Kriegsgefangene Georg D. Heidingsfelder zusammen mit rund 150 anderen deutschen Intellektuellen in ein US-amerikanisches „Sonderlager“ ohne Stacheldraht in der Nähe von Cherbourg. Im Verlauf eines knappen Vierteljahres kamen die US-Instrukteure mit den privilegierten Lagerbewohnern zu der Übereinkunft, „dass *kein Deutscher jemals wieder ein Gewehr tragen dürfe*. Diese kriegerische Nation müsse ‚for ever‘ entwaffnet bleiben und zu friedlicher Zivilisation umerzogen werden, durch Amerikaner und deutsche Antimilitaristen“.

Georg D. Heidingsfelder erwies sich als äußerst gelehriger Schüler und erhielt nach bestandener Prüfung am 21. September 1945 eine Berufung zum „*Selected Citizen of Germany*“, zum auserwählten Bürger Deutschlands. Hiermit verbunden war die Bereitschaft der Kursteilnehmer, „für den Einzug eines neuen, zivilen, friedlichen, demokratischen Geistes in Germany Sorge zu tragen“. Im Rahmen einer großen Abschiedsfeier verkündete ihnen ein US-Colonel noch einmal,

dass das neue Deutschland das „andere Deutschland“ werden müsse, das antiwilhelmsische und antihitlerische Deutschland, das nicht auf „schimmernde Wehr“ und nicht auf „Vau zwei“ setze, sondern auf Recht, auf Humanität, auf Frieden, auf Demokratie.

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist zuerst als politischer Artikel zum Antikriegstag im Online-Magazin telepolis erschienen: Bürger, Peter: „Kein Deutscher darf jemals wieder ein Gewehr tragen“. – Der Publizist Georg D. Heidingsfelder (1899-1967) hielt hartnäckig an seinen Erkenntnissen aus der US-amerikanischen „reeducation“ fest und wurde deshalb in der Adenauer-Republik zum brotlosen Nonkonformisten. Eine Erinnerung anlässlich des Antikriegstages 2014. In: telepolis, 01.09.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/42/42660/1.html> – Zu Georg D. Heidingsfelder wird von mir eine digitale Gesamtausgabe nebst biographischer Einleitung für die Reihe „daunlots“ ([www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)) vorbereitet. – Das hier gezeigte Foto: Archiv Prof. Antonia I. Rode.

Der Stahlhelm werde nun für immer begraben, der Bürgerhut allein in Zukunft den deutschen Schädel bedecken.

### 1. „Waren Sie gegen die Nazis?“ – „Ein wenig, Herr Leutnant.“

Georg D. Heidingsfelder, geboren am 14. Oktober 1899 in Dinkelsbühl (Mittelfranken), war als Protestant zum römisch-katholischen Bekenntnis konvertiert und hatte 1933 seine Tätigkeit als Zeitungsredakteur aufgeben müssen. Nach einer beruflichen Umorientierung trat er am 1. März 1938 bei einer Zweigstelle der Ländlichen Centrakasse eGmbH im sauerländischen Meschede eine neue Stellung an. Ab 1939 thematisierte Heidingsfelder dort in Abendzirkeln mit älteren Schülern und Erwachsenen aus der katholischen Kirchengemeinde den „Gegensatz zwischen christlicher und nationalsozialistischer Weltanschauung“.

Als diese Bildungsarbeit nach außen hin bekannt wurde, drohte dem Vater von sechs (bis 1942 geborenen) Kindern ein Entzug der Vergünstigungen des nationalen „Sozialismus“. Mit Datum vom 7.11.1941 teilte ihm das Finanzamt Meschede mit, der NSDAP-Kreisleiter habe „der weiteren Gewährung von Kinderbeihilfe auf die Dauer eines Jahres widersprochen“. In einem Schriftsatz des Ortspfarrers Künsting von 1947 heißt es, Heidingsfelder sei als „scharfer Gegner der Nazis bei allen aufrechten Katholiken der Stadt bekannt“ gewesen, habe sich dem Zugriff der Gestapo entziehen müssen und deshalb seine Zuflucht bei der Wehrmacht gesucht.

Heidingsfelder, der als 18-Jähriger schon im 1. Weltkrieg „gedient“ hatte, wurde im Januar 1942 als Unteroffizier in die Zahlmeisterei des Wehrmachtsgefängnisses Bruchsal abkommandiert. Der mehrjährigen Erfahrung an diesem Ort der permanenten Menschenverachtung verdankte er nach eigener Mitteilung die spätere „Erkenntnis, dass das militärische System im Wehrmachtsgefängnis die potenzierte Kaserne geschaffen hatte, die sich von den Nazis ohne Schwierigkeit zum KZ weiterentwickeln ließ. Der Kommiss also, nicht erst die NS-Weltanschauung, ist das Fundament der Konzentrationslager“.

1945 hatte der US-amerikanische Leutnant in Cherbourg Heidingsfelder gefragt, ob er gegen die Nazis gewesen sei, und dieser hatte geantwortet: „Ein wenig, Herr Leutnant.“ Die auch für die Zeit bei der Wehrmacht belegte nonkonforme Haltung hatte den konservativen Katholiken und Moralisten nie ins Zuchthaus oder gar in ein KZ gebracht. Deshalb wollte er sich nach Kriegsende auch nie als „Widerstandskämpfer“ verstehen.

Meine bisherigen Nachfragen bei noch lebenden Zeitzeugen haben ergeben, dass Georg D. Heidingsfelder nach seiner Rückkehr ins Sauerland die Verbindung zu katholischen Männern suchte, die sich als NS-Gegner der eigenen Überlebens-Arrangements in den zurückliegenden Jahren sehr bewusst waren und nunmehr umso aktiver an einem Neuanfang mitarbeiten wollten.

1947 trat Heidingsfelder in der Kleinstadt Meschede als maßgeblicher Initiator eines „Sühnekreuzes“ zur Erinnerung an die Ermordung von 80 russischen und polnischen Zwangsarbeitern in Erscheinung.<sup>2</sup> Mitchristen, die von den beispiellosen „Endphase-Verbrechen“ in der nahen Umgebung nichts hören wollten, traktierten unter Beifall weiter Bevölkerungskreise das Kreuz mit Feuer und Säge. Selbst kirchliche Würdenträger, die das Zeichen „eingesegnet“ hatten, gingen später auf Distanz. Heidingsfelder geriet in den Ruf, ein unbelehrbarer Fanatiker zu sein.

<sup>2</sup> Vgl. jetzt im Internet den Band: *Bürger, Peter / Hahnwald, Jens / Heidingsfelder, Georg D. (†): „Zwischen Jerusalem und Meschede“. Die Massenmorde an sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern im Sauerland während der Endphase des 2. Weltkrieges und die Geschichte des „Mescheder Sühnekreuzes“.* (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 76). Eslohe 2015. www.sauerland-mundart.de

Gleichwohl, die Bildungsarbeit des „Selected Citizen of Germany“ wurde in den ersten Nachkriegsjahren allenthalben gelobt, und so kam es zu seiner Anstellung als hauptamtlicher Funktionär bei der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB).

## 2. „Bürger des Niemandslandes“

Im November 1950 gab nun der CDU-Politiker Josef Gockeln als KAB-Verbandsvorsitzender bei einer Delegiertentagung in Oberhausen bekannt, dass sich die Katholische Arbeiterbewegung hinter die Wiederaufrüstungspläne der Adenauer-Regierung stelle und zur Rettung des „christlichen Abendlandes“ eine „Geschlossenheit der gesamten Organisation“ in dieser Frage gefordert sei. Schon am Folgetag erklärte G.D. Heidingsfelder, der dies zunächst für einen Scherz gehalten hatte, seinen Austritt aus der KAB und verlor somit seine bezahlte Funktionsstelle. (Zehn Jahre später vermerkte er zu diesem Kapitel, es seien „die katholischen Arbeiter nichts mehr als die Schwanzspitze der von der Großbourgeoisie geführten und dirigierten CDU“ und würden es auch „in Ewigkeit bleiben“.)

Am 15. Juli 1951 schrieb Georg D. Heidingsfelder hernach dem Hohen Kommissar der US-Militärregierung Mr. MacCloy, er müsse fast sechs Jahre nach seiner Ernennung zum „Selected Citizien“ erleben, dass „das deutsche Volk von den [US-]Amerikanern, im Verein mit seiner eigenen ‚demokratischen‘ Regierung, wieder zu den Waffen gerufen wird“. Da die USA „ihre richtige Einsicht von damals offiziell über Bord geworfen haben und die Deutschen in eine gefährlich-unberechenbare Remilitarisierung hineintreiben“, sei das als Anlage zurückgeschickte „Zeugnis von Cherbourg“ für ihn nunmehr wertlos geworden. Er bleibe aber allen US-Amerikanern verbunden, „die bei der richtigen Einsicht von 1945 beharren“.

Als auch der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) – z.T. unter Umgehung der innerverbandlichen Demokratie – die Wiederaufrüstungspolitik Adenauers mit gezielten Stellungnahmen unterstützte, beriet Heidingsfelder kritische junge Katholiken und legte in zwei Auflagen eine Broschüre „*Wehrmacht und katholische Jugend*“ (1954/55) vor. Aus seiner Sicht waren Katholizismus und politischer CDU-Katholizismus zu diesem Zeitpunkt längst eine unheilige Symbiose geworden. Das Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung, von Kardinal Frings als „verwerfliche Sentimentalität“ bezeichnet, hatte man gegen die Gutachten der Jesuiten Gundlach und Hirschmann verteidigen müssen. Hoher Klerus und Verbandskatholizismus machten die Wiederbewaffnungspolitik des Bundeskanzlers gleichsam zur kirchlichen Chefsache. Schließlich würden sich deutsch-katholische Moraltheologen – im Einzelfall unter dem blasphemischen Konstrukt eines Weltuntergangs um der Gottesgerechtigkeit willen – sogar als Gutachter für Adenauers Atomwaffen-Begierde betätigen ...

In seinem kompromisslosen Widerstand gegen diese Entwicklung sah Heidingsfelder sich in Einklang mit einem Ausspruch von Reinhold Schneider: „Die Zeit fordert unseren Widerspruch und nicht unser Mitmachen!“ Er verehrte diesen konservativen katholischen Dichter und war ihm fast unterwürfig zu Diensten, als die katholische Welt Deutschlands den einstmals gefeierten Meister wegen seiner Ablehnung der Wiederaufrüstung fallen ließ. Heidingsfelder publizierte – wie Reinhold Schneider und von diesem dazu gar ermutigt – in „kryptokommunistischen“ Zusammenhängen, da es keine anderen Publikationsmöglichkeiten mehr gab. Nun galten die beiden trotz ihrer erwiesenen Gegnerschaft zum orthodoxen Marxismus als ‚Kommunisten‘.<sup>3</sup>

Der bislang nur in zwei Auswahldrucken veröffentlichte Briefwechsel Schneider-Heidingsfelder (1950-1954) dokumentiert am eindrucksvollsten die enorme Bedeutung der

<sup>3</sup> Ähnlich erging es auch anderen katholischen Nonkonformisten. Als der CDU-Mann und Publizistikwissenschaftler Walter Hagemann Adenauers Politik kritisierte und 1958 gar den Dialog mit der SED suchte, wurde er flugs als „bedingungsloser Mitläufer des sowjetischen Terrorsystems“ gebrandmarkt und sogar mit einem „Sittlichkeitsverfahren“ unmöglich gemacht.

zeitweiligen, auf beiden Seiten loyalen Zusammenarbeit und enthält zugleich eine scharfe Kritik der naturrechtlich angelegten atomwaffenfreundlichen Moraltheologie.

Das Ende dieser Geschichte ist beschämend: Der große Meister Reinhold Schneider mäktigt den Ton seiner Kritik, meidet anrühige Foren und findet alsbald wieder Gnade in den Augen der katholischen Welt. Sein eifriger Diener Georg D. Heidingsfelder lehnt hingegen jede Kompromisslinie bezogen auf die Wiederbewaffnung (und die „Atombombe als satanisches Instrument des Massenmords“) ab und wartet ab einem bestimmten Zeitpunkt vergebens auf eine Briefantwort des großen Vorbildes.

Auch Georg D. Heidingsfelder stellt Mitte der 1950er Jahre jegliche honorierte Publizistik ein, die unter Verdacht steht, „ostfinanziert“ zu sein, und veröffentlicht dann gar eine Schrift *„Der Kampf zwischen Christentum und Kommunismus“* (1956). Er ist nach eigenem Zeugnis in der Nachkriegszeit zum „Bürger des Niemandslandes“ geworden. Seine Familie muss den kostspieligen Antimilitarismus freilich mittragen, wenn wieder einmal kein Brot auf den Tisch kommt ...

Zeitweilig hatte sich Georg D. Heidingsfelder politisch und publizistisch als katholischer Kriegsgegner in Gustav Heinemanns „Gesamtdeutsche Partei“ betätigt. Die GVP wurde jedoch 1957 endgültig aufgelöst. Nonkonformistische Blätter gingen ein oder konnten keine Honorare mehr bezahlen:

Alle Bemühungen von Freunden und Bekannten, mir eine „sogenannte Stelle“ ([Heinrich] Böll) zu verschaffen, scheiterten. Ich war ja mittlerweile fünfundfünfzig Jahre alt geworden, gehörte also in die Kategorie der „älteren Angestellten“, die auch im „christlichen Staat“ zum gesellschaftspolitischen Schrott zählen – zum „Auswurf“ aber, wo sie auch noch „professionelle Nonkonformisten und Gewissensschausteller“ sind, wie die „christlich-demokratische“ Studentenzeitung „Civis“ im Januar 1961 zu schreiben sich nicht schämte.

*Georg D. Heidingsfelder: Vom „Selected Citizen“ zum Fabrikarbeiter (1961)*

Schließlich sah sich Heidingsfelder, inzwischen Mitglied der SPD, ab 1960 gezwungen, fern vom Wohnort als Hilfsarbeiter in verschiedenen Fabriken sein Geld zu verdienen. Seine eigenen Berichte darüber zeigen einmal mehr, dass dieser Kritiker eines „verbürgerlichten Christentums“ ohne Zukunft zutiefst ein ‚Antimoderner‘ war.

### 3. Erinnerung an Adenauers Votum für ein neutrales Deutschland ohne Kriegsindustrie

Am 17. Januar 1961 hatte US-Präsident Dwight D. Eisenhower in einer berühmten Abschiedsrede die Menschen seines Landes und der sogenannten ‚freien Welt‘ davor gewarnt, dass ein schon sehr weit ausgebildeter ‚militärisch-industrieller Komplex‘ sich anschicke, demokratische Prozesse durch „unberechtigte Ansprüche“ (u.a. Rüstungsprofite) zu untergraben. Derweil galten in der Bundesrepublik Remilitarisierung, Atomwaffenstationierung und transatlantische Vasallentreue zum US-Kriegsapparat längst als vorherbestimmte und alternative Notwendigkeiten.

Mit Blick auf diese Militärdogmen der westdeutschen Politik erinnerte Georg Dismas Heidingsfelder im Juni 1962 in der u.a. von Heinrich Böll mit herausgegebenen Zeitschrift „labyrinth“ daran, „dass unsere führenden Politiker noch bis zum Jahre 1950 [...] die richtigen Einsichten in den von unserem schwer heimgesuchten Volk einzuschlagenden Weg hatten“. In seinem Beitrag *„Feststellung“* führte er beispielsweise eine von Prof. Carlo Schmid bei der Gründung der SPD-Ortsgruppe Reutlingen abgegebene Willenserklärung an:

In einem wollen wir kategorisch sein: wir wollen in Deutschland keinen Krieg mehr führen, und wir wollen darum auch keine Vorbereitungen treffen, die das Kriegführen ermöglichen können, weder im politischen noch im wirtschaftlichen Sinne ... Wir wollen nicht umsonst Lehrgeld bezahlt haben ... Wir wollen unsere Söhne niemals mehr in die Kasernen schicken, und wenn noch einmal irgendwo der Wahnsinn des Krieges ausbrechen sollte, dann wollen wir eher untergehen und dabei das Bewusstsein haben, dass nicht wir das Verbrechen begangen und gefördert haben. Das scheint uns ehrenhafter als das Leben in der bewaffneten Anarchie dieser letzten Jahrzehnte, der man die Tugenden des Friedens zum Opfer gebracht hat.

*Prof. Carlo Schmid (SPD) am 10.2.1946*

Auch an zurückliegende „Betrachtungen zum Neuen Jahr“ des christdemokratischen Bundeskanzlers wollte Heidingsfelder seine Leser mit einem Zitat erinnern:

Wir sind einverstanden damit, dass wir völlig abgerüstet werden, dass unsere reine Kriegsindustrie zerstört wird und dass wir nach beiden Richtungen hin einer langen Kontrolle unterworfen werden. Ja, ich will noch weiter gehen: Ich glaube, dass die Mehrheit des deutschen Volkes einverstanden sein würde, wenn wir wie die Schweiz völkerrechtlich neutralisiert würden!

*Bundeskanzler Dr. h.c. Konrad Adenauer, 1. Januar 1947*

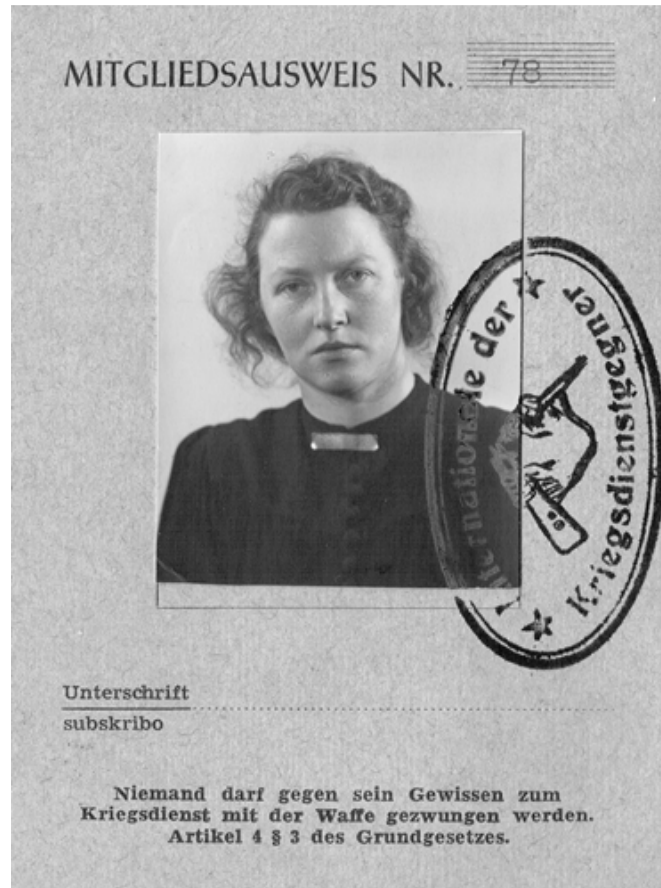
Der Publizist und nachmalige Fabrikarbeiter Georg D. Heidingsfelder hätte im Juli 1960 durchaus noch Gelegenheit gehabt, sich vom brotlosen Nonkonformismus loszusagen. Zu diesem Zeitpunkt bot ihm der „Chefredakteur eines bürgerlichen Blattes“ eine Schriftleiterstelle an. Er lehnte ab mit der Begründung, er wünsche zu jenen gezählt zu werden, „die sich in dieser Wunderwelt der Prosperität als Pilger und Fremdlinge fühlen und lieber in Armut zugrunde gehen wollen als nur ein Jota ihrer Überzeugung preiszugeben, dass dieses ‚Christliche Abendland‘ eine Welt der Lüge ist“.

Heidingsfelder blieb übrigens bis zu seinem Tod am 26.2.1967 ein überaus strenger und kirchentreuer Katholik, den manche in religiöser Hinsicht heute vielleicht unter Fundamentalismus-Verdacht stellen würden. Er verweigerte sich jedoch als Konvertit der im konfessionellen Milieu weit verbreiteten Identifizierung von Kirche und Amtsträgern. Als „Lüge vom christlichen Abendland“ bzw. als Verrat an der Kirche betrachtete er den Kriegskatholizismus 1914-1918, die während des 3. Reiches in Uniformen mit Hakenkreuz betriebene „katholische“ Kriegsseelsorge und schließlich den gleichgeschalteten „Nato- und Atomkatholizismus“ der Adenauer-Ära. Das Schweigen staatlich dotierter Kirchenobrigkeiten (und Universitäts-theologen) zur rasanten Remilitarisierung der Politik in unseren Tagen – neuerdings flankiert von (regierungsamtlich genehmten) Ausführungen zu einer sogenannten „responsibility to protect“ in Form von *Waffenlieferungen* in Kriegsgebiete – würde ihn kaum verwundern.

## XXV.

„Für den Frieden beten, aber man muss auch was tun“

Die Meschederin Irmgard Rode (1911-1989) war eine streitbare katholische Pazifistin – und eine „Legende der Menschlichkeit“



Zu Irmgard Rode und ihrem Ehemann Dr. Alfons Rode kann im Internet eine umfangreiche Dokumentation abgerufen werden, die zur vierteiligen „daunlots“-Reihe über die Friedensbewegung im kölnischen Sauerland gehört:

Peter Bürger (Bearb.): „Das Leben zum Guten wenden“ – Über die Meschederin Irmgard Rode (1911-1989), zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Friedensbewegung im Sauerland. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 75. Eslohe 2015. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

Irmgard Rode (1911-1989) war in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vermutlich die bekannteste Frau von Meschede. Viele sahen in ihr die Verkörperung einer Legende der Menschlichkeit. Schaut man sich im Rückblick die Zeugnisse genauer an, so kommt an einigen Stellen auch die Kehrseite des legendären Rufes zum Vorschein. Die entschiedene Parteinahme dieser Frau zugunsten der Schwachen, Benachteiligten und Opfer von Gewalt ist in der sauerländischen Kleinstadt keineswegs immer nur auf Zustimmung gestoßen. Vor dreißig Jahren wollte eine Mescheder Schülerin im Interview von Irmgard Rode wissen, ob das viel-

fältige soziale Engagement in ihrem Lebensweg etwas Politisches gewesen sei. Die Antwort von damals enthält in knapper Form das Programm eines öffentlichen Wirkens, das in die üblichen Schablonen von Erfolg und Lagerdenken einfach nicht hineinpasst: „Ja, ja, ich fühlte mich immer getrieben, politisch aktiv zu sein, nicht parteipolitisch, sondern in dem Sinne, das heißt: Politik ist eine Verpflichtung, das Leben zum Guten zu wenden und in diesem Sinne etwas zu tun.“

Irmgard Rode, geb. Beckmann, stammte wie ihr Ehemann Dr. Alfons Rode (1901-1987) aus einer katholischen und pazifistischen Lehrerfamilie in Münster-Kinderhaus. Ihr Vater Joseph Beckmann<sup>1</sup> (1886-1959) war schon während der Weimarer Republik im Friedensbund deutscher Katholiken aktiv und nahm nach 1945 alte Kontakte – u.a. zu Pater Franziskus Stratmann OP, Nikolaus Ehlen, Josef Rüther und Walter Dirks – wieder auf. Schon am 12. Mai 1947 trat Beckmann, Ehrenmitglied der DFG Münster, erneut der „Internationale der Kriegsgegner“ (IdK) bei; der IdK-Mitgliedsausweis von Irmgard Rode trägt das Datum: 01.01.1949. Von Joseph Beckmann sind übrigens auch plattdeutsche Gedichte gegen den Krieg überliefert, was angesichts der vorherrschenden Themenstellungen in der westfälischen Mundartdichtung wirklich als etwas „Besonderes“ hervorgehoben werden kann.

Gegen Ende der Weimarer Republik organisiert Alfons Rode, der spätere Ehemann Irmgard Rodes, im Rahmen der ‚katholischen Liga‘ in Münster den Saalschutz für Versammlungen, der sich gegen die zunehmenden Störungen durch gewalttätige Nationalsozialisten richtet. Rode, der promovierter Jurist ist, wird ab 1933 von den Nationalsozialisten an einer regulären Berufslaufbahn gehindert und darf nur als Gerichtsssekretär arbeiten. Nach kurzen Stationen in Rietberg und Lippstadt kommt es 1937 zur Niederlassung in Meschede. Dies ist das Jahr, in dem Irmgard und Alfons Rode geheiratet haben.

Ab Ende 1940 und auch noch nach Niederwerfung des Nationalsozialismus muss Irmgard Rode als Mutter von drei Kindern in Meschede ohne ihren Mann die Familie durch den Alltag bringen. Umso mehr erstaunen die Nachrichten über ihre öffentliche Wirksamkeit in jener Zeit. (Hierzu zählt auch der Hinweis auf eine Mitarbeit bei der Versorgung von verwundeten Soldaten in einem Lazarett, das man gegen Kriegsende in den Gebäuden der Benediktiner eingerichtet hatte.) Im Nachruf der Stadt Meschede wird 1989 nachzulesen sein: „Als Frau der ersten Stunde besaß sie bereits unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg das Vertrauen der damaligen britischen Besatzung. Noch bevor die Besatzer im Jahre 1948 erste freie Kommunalwahlen zuließen, beriefen sie die Verstorbene in die damalige Stadt- und Amtsvertretung Meschede. Beiden Vertretungen gehörte sie vom Zusammenbruch im Jahre 1945 bis zum Jahre 1948 an. In unermüdlichem Einsatz setzte sie sich Zeit ihres Lebens für die sozial Schwachen und die internationale Völkerverständigung ein.“<sup>2</sup>

Ab 1946 kommen über Meschede viele tausend ‚Flüchtlinge aus dem Osten‘ ins Hochsauerland. Nach ihrer Ankunft am Bahnhof erfolgt zunächst die Unterbringung in einem denkbar primitiven Barracken-Lager auf den Ruhrwiesen. Irmgard Rode erlebt, wie bei Dunkelheit eine große Gruppe Schlesier aus dem Zug aussteigt: „Ich fühlte mich da angetrieben, etwas zu tun. Irgendwie erschütterte mich das Schicksal dieser Menschen, und ich war sozusagen eine freiwillige Helferin, die sich bemühte, ihnen zu helfen, ihre Situation zu bewältigen.“

In einer 2000 erschienenen Darstellung der Frauengeschichtswerkstatt Meschede wird das Beispiel der frühen Stadträtin Irmgard Rode als seltene Ausnahme gewürdigt: „Ihr ungewöhnliches Engagement bewirkte auch, dass sie als einzige Frau im Frühjahr 1949 für eine

<sup>1</sup> Vgl. zu ihm die Abschnitte in der Internetdokumentation über Irmgard Rode, sowie: Joseph Beckmann: „Laot us singen!“ – Liederbuch eines ‚plattdeutschen Pazifisten‘ im Münsterland. = daunlots. internet-beiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 74. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

<sup>2</sup> Vgl. die zahlreichen Informationen zur praktischen Völkerbegegnungsarbeit I. Rodes in daunlots nr. 75\*; ergänzend zu Frankreich: Wilhelm, Georg: 30 Jahre Partnerschaft Meschede – Le Puy. Pflanze der Verständigung. In: Jahrbuch HochSauerlandKreis 1995, S. 71-73.



Delegation des Landes Nordrhein-Westfalen ausgewählt wurde, die in der für ihre intensive Selbstverwaltung bekannten Stadt Coventry die dortigen Formen der kommunalen Selbstverwaltung kennenlernen sollte. Die übrigen vier Mitglieder der Delegation waren Männer aus den verschiedensten Landesteilen Nordrhein-Westfalens, die alle mit der Demokratie in England vertraut gemacht werden sollten.“ Dass Meschede später ein bedeutsamer Schwerpunkt internationaler Versöhnungs- und Jugendarbeit im Sauerland geworden ist, hängt aufs engste mit den Initiativen Irmgard Rodes zusammen. Sie war Leitgestalt der „Freunde der Völkerbegegnung“ und maßgebliche Initiatorin eines Internationalen Kinderhauses in der Kreisstadt. Die praktische Hilfe für Menschen und Kinder mit beeinträchtigten Bildungschancen reichte weit in das familiäre Leben hinein. Aus einer Veröffentlichung des Jahres 1975 geht hervor, dass das Mescheder Ehepaar Rode „in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren neben eigenen Kindern mehr als 40 sozialbenachteiligte, schwierige Kinder und Jugendliche über Monate oder Jahre aus eigener Initiative bei sich aufgenommen hat“.

Nachdem im Frühjahr 1947 unweit von Meschede ein Massengrab von kurz vor Kriegsende ermordeten sowjetischen Zwangsarbeitern aufgefunden worden war, errichteten Mitglieder eines katholischen Männerkreises – darunter Georg Heidingsfelder und Albert Stankowski – ein Sühnekreuz zum Gedenken an das Verbrechen. Dieses Zeichen stieß in der Kleinstadt Meschede auf erbitterten Widerstand einflussreicher Kreise. Die 40-jährige Geschichte der Aufrichtung, Schändung, Vergrabung, Bergung und Wiederaufrichtung des Sühnekreuzes ist 1987 von der pax christi-Basisgruppe Meschede in einer Dokumentation dargestellt worden. Den Eheleuten Rode war es seit den 1960er Jahren ein Herzensanliegen, jüngeren Christen von den Hintergründen des Sühnekreuzes zu erzählen. Irmgard und Alfons Rode haben entscheidenden Anteil daran, dass sich in Meschede am Ende doch nicht das Programm einer Verleugnung der Verbrechen des Faschismus durchsetzen konnte.<sup>3</sup>

Die Internationale Katholische Friedensbewegung pax christi geht zurück auf einen französischen Gebetsaufruf zur Versöhnung noch aus der Zeit vor Ende des 2. Weltkrieges. Die deutsche Sektion wurde im April 1948 begründet auf einem Friedenskongress in Kevelaer. Im Vorfeld hatte Pater Franziskus Stratmann Irmgard Rodes Vater Joseph Beckmann in einem Brief um inhaltliche Zuarbeit gebeten (Thema: gewaltfreie Verteidigung). Irmgard und Alfons Rode, beide überzeugte katholische Pazifisten und Gegner der Wiederaufrüstung, waren pax christi von Anfang an verbunden. Die pax christi-Bewegung hatte in ihrer Frühzeit allerdings keineswegs ein so ausgeprägtes friedenspolitisches Profil wie der – nach 1945 nur für kurze Zeit wieder ins Leben gerufene – Friedensbund deutscher Katholiken (FdK). Im Bistum Paderborn sorgten besonders auch Mitglieder aus dem Sauerland, einer ehemaligen Hochburg des FdK, für entschieden pazifistische Standorte. Zu diesen zählten neben Josef Rütter (Brilon) auch die mit dem Publizisten Georg Heidingsfelder verbundenen Mescheder Ehepaare Stankowski und Rode. Meschede taucht in den Paderborner Bistumschroniken von pax christi immer wieder als Wohnort ermutigender Friedenskatholiken auf, so für die Phase eines Neuanfangs nach 1959 und in Zusammenhang mit den bundesweit ausstrahlenden, sehr politischen Entwicklungen ab den 1970er Jahren. Dr. Alfons Rode gab seiner Frau „finanziellen und moralischen Rückhalt bei der Bewältigung ihrer vielfältigen sozialen Aufgaben“ (Westfälische Rundschau 1987). In der katholischen Friedensbewegung pax christi war er darüber hinaus selbst von Anfang an engagiert.

Zur Mescheder Friedenswoche im November 1981 schrieb Irmgard Rode: „Diese Woche ist bundesweit eingerichtet worden als Angebot der evangelischen Kirche, und es haben sich Teilgruppen [!] der Katholiken zum Mitwirken bereit erklärt. [...] Der Weg des Friedens ist ein mühsamer und ungewöhnlicher Weg, ohne Marschmusik und Heldenehrung, ohne Kom-

<sup>3</sup> Bürger, Peter / Hahnwald, Jens / Heidingsfelder, Georg D. (†): „Zwischen Jerusalem und Meschede“. Die Massenmorde an sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern im Sauerland während der Endphase des 2. Weltkrieges und die Geschichte des „Mescheder Sühnekreuzes“. (= daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 76). Eslohe 2015. www.sauerlandmundart.de

mandos und lautstarke Töne. Aber er ist ein neuer Aufbruch in eine neue Richtung. Bisher ging alles in Richtung Stärke und Macht. Der Friedensweg geht in Richtung Verständigung, Selbstlosigkeit und Brüderlichkeit im Sinne des Evangeliums.“

Irmgard Rode war sehr froh, dass die sauerländische Kreisstadt damals von Anfang an erfasst wurde von der neuen Bewegung für Frieden und Abrüstung. Besser als viele Berichte der Lokalpresse gibt ein Beitrag aus der Kirchenzeitung „*Der Dom*“ (1983) ihre klare Haltung in den Auseinandersetzungen der 1980er Jahre wieder:

„Aktuelle Probleme kann man nicht übergehen.“ Die Botschaft der 72jährigen ist schlicht und doch so umstritten: „Schluß mit dem Rüstungswahnsinn.“ Als Sprecherin der Pax-Christi-Ortsgruppe Meschede koordiniert sie Friedenswochen und –veranstaltungen, steht selbst hinter Info-Ständen und wirbt neue Mitglieder. „Es gibt derzeit nichts wichtigeres als den Kampf gegen immer neue Raketen“, sagt sie. Diese Aussage klingt fast abgeklärt, wenn sie aus ihrem Mund kommt. Die Erfahrung zweier Weltkriege schwingt da mit. [...] Da „wieder einmal an der Rüstungsspirale gedreht werden soll“, geht sie für ihre Meinung auch auf die Straße.

Der Kirchenzeitungsredakteur Michael Plöger erkennt den inneren Zusammenhang des mitmenschlichen Engagements in der Biographie von Irmgard Rode: „ ‚Entlaufene Zöglinge‘ aus dem Heim in Marsberg, fanden bei ihr Aufnahme und eine Atmosphäre der Geborgenheit. Sie verhandelte mit den Ärzten und führte mit den Erziehern pädagogische Diskussionen. Hinter Mauern eingesperrte Menschen, Erziehung mit der Strafzelle, das ging damals ebenso gegen ihr Menschenbild wie die Waffenarsenale der Großmächte heute. [...] Zu finden ist sie, wo der Wind den Menschen ins Gesicht bläst.“ Zum Vorschein kommt eine Christin, die die Botschaft Jesu auf das leibhaftige Zusammenleben der Menschen und die Zukunftsfragen der Zivilisation bezieht:

Den Streit der Theologen und Politiker über die Frage, ob denn die Bergpredigt für das diesseitige oder das jenseitige Leben geschrieben sei, tut sie mit einer Handbewegung ab: „Für das Jenseits? Dann brauchen wir sie nicht mehr!“ Sie bezeichnet sich als Pazifistin, obwohl dieser Begriff fast schon als Schimpfwort gebraucht wird. – Dabei weiß sie um ihre Grenzen: „Ich kann nicht sagen, daß ich diese Einstellung auch von jedem anderen erwarte. Und schon lange kann ich dem Soldaten nicht seinen guten Willen absprechen.“ Ja, man müsse die Botschaft der Bergpredigt ernst nehmen und gemeinsam darüber reden, aufeinander hören. „Wer schweigt, macht sich mitschuldig“, meint sie.

Zur Mescheder pax christi-Basisgruppe gehörte auch die schon betagte Bianca Wittig (1899-1998), Ehefrau des berühmten schlesischen Dichtertheologen Joseph Wittig (1879-1949). Joseph Wittigs Erzählung „*Die Erlösten*“ von 1922 hatte Anfang des letzten Jahrhunderts bei vielen Katholiken – namentlich auch bei jugendbewegten „Quickbornern“ – den Sinn für ein von Sündenangst und Beichtskrupeln befreites „Frohes Glaubensleben“ geweckt. Die Amtskirche freilich exkommunizierte den Verfasser, dessen Grab in Meschede liegt. Auf Initiative von Irmgard Rode hin wurde das Buch zur Kontroverse „*Die Erlösten*“ – wie viele pax christi-Schriften – in der Kölner Druckerei ihres Sohnes Ivo nachgedruckt. Zwei Auflagen hat pax christi Meschede als Herausgeber ins ganze Land verschickt. Das war ein durchaus bedeutsamer Beitrag zur Rückbesinnung auf den Schlesier Wittig in den 1980er Jahren.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Vgl. zur Schattenseite des ‚Reformkatholiken‘ Joseph Wittig jetzt aber auch die kritischen Beiträge in: Hainz, Josef (Hg.): Wittig und Michel in der Zeit des Nationalsozialismus. Dokumentation eines Symposiums vom 22./23. März 2013 in der Bibelschule Königstein. Eppenhain: Selbstverlag des Herausgebers 2013.

Dass es Irmgard Rode wirklich in keiner Weise um Parteipolitik ging, ist erwiesen. Den jungen Christdemokraten Andreas Evers, der sich in seiner Partei als ein Gegner von Rüstungswettlauf, Atomwaffen und Atomkraftwerken engagierte, förderte sie in ihrem letzten Lebensjahrzehnt als Leiter der pax christi-Gruppe Meschede. Bei jungen Linken in Meschede war sie gut gelitten. Dass Irmgard Rode selbst Mitglied der sozialdemokratischen Partei gewesen ist, haben viele Menschen erst durch einen Nachruf des SPD-Ortsvereins Meschede erfahren.

Gegenüber einer staatlichen Ehrung hatte die christliche Pazifistin entschiedene Vorbehalte. „Als man ihr zum 70. Geburtstag das Bundesverdienstkreuz verleihen wollte, lehnte sie dankend ab: ‚Ich arbeite für den Frieden und nicht für einen Orden!‘“ (Westfalenpost 1987).

**XXVI.**  
**Karl Föster (1915-2010), pax christi-Pionier im Sauerland**  
**Ansprache zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes**  
**am 6. November 2006<sup>1</sup>**

Von Wolfgang Regeniter



Karl Föster (03.06.1915 – 05.05.2010), geboren in Fredeburg in einer Familie mit elf Kindern und später selbständiger Gärtnermeister in Arnsberg, gehörte zur ersten „sauerländischen Generation“ der pax christi-Bewegung (deutsche Sektion gegründet 1948). Im Jahr 2000 wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft der pax christi-Bistumsstelle Paderborn angetragen. Beim 60-jährigen Jubiläum von pax christi international in Brüssel hat er als einer der Vertreter der deutschen Sektion teilgenommen. Die nachfolgende Laudatio von Dr. Wolfgang Regeniter anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am 6. November 2006 in Arnsberg enthält einen guten Überblick über Fösters Friedenswirken.

Sehr geehrter Herr Landrat, sehr geehrter Herr Bürgermeister,  
verehrte Gäste aus Karl Fösters Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreis,  
lieber Karl, auch ich gratuliere Dir ganz herzlich zu Deinem Bundesverdienstkreuz.

Man hat mich gebeten, einige Worte der Würdigung zu Dir und Deinem Lebenswerk zu sagen. Das ist mir eine Ehre und eine große Freude, denn mich verbindet einiges mit Dir, vor allem die Weggefährtschaft in der katholischen Friedensbewegung pax christi und die Prägung durch den katholischen Bund Quickborn. Heute hat kein Prominenter, keine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens das Bundesverdienstkreuz erhalten, sondern ein „normaler“ und zugleich ungewöhnlicher Bürger, der auf unspektakuläre Weise hier in seiner Stadt Arnsberg und im umliegenden Sauerland ein Leben lang engagiert an der Entwicklung einer solidari-schen, friedlichen Zivilgesellschaft mitgewirkt hat.

---

<sup>1</sup> Erstveröffentlichung: *Regeniter, Wolfgang*: Ansprache zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Karl Föster am 6. November 2006. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 2/2006, S. 33-37. – Vgl. auch: W.R. [*Regeniter, Wolfgang*]: Bundesverdienstkreuz für Karl Föster. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 2/2006, S. 32.

Das Bundesverdienstkreuz würdigt das Verdienst eines Menschen, der sich um unser Volk und Land verdient gemacht und ihnen gedient hat. Unter dem „Dienst am Vaterland“ verstand man früher in Deutschland einseitig vor allem den Militärdienst. „Er hat gedient“, sagte man damals anerkennend von einem jungen Mann, der Militärdienst geleistet hatte. Als nachgeborener Deutscher frage ich mich heute: Wem hat der Militärdienst unserer Großväter und Väter wirklich gedient? Die Nationalsozialisten jedenfalls haben den „Dienst für Führer, Volk und Vaterland“ als Dienst für ihre Terrorherrschaft missbraucht. Du wähltest später eine alternative, gewaltfreie Form des Dienstes an unserem Volk und Land. Vorher allerdings musstest auch Du wie Millionen anderer deutscher Männer in Hitlers Wehrmacht Militärdienst leisten. Nach dem Ende dieses erzwungenen Kriegsdienstes, den Du als junger Pazifist innerlich stets ablehntest, stelltest Du Dein weiteres Leben, rund sechs Jahrzehnte, ganz in den Dienst der Versöhnung und des Friedens. Für diesen freiwilligen Friedensdienst bist Du heute ausgezeichnet worden. Das Bundesverdienstkreuz würdigt Deinen Friedensdienst als einen Dienst an unserem Volk und Land. Was für ein Fortschritt: Unser heutiger demokratischer Staat behandelt Pazifisten wie Dich nicht mehr als „vaterlandslose Gesellen“, sondern schätzt ihren Friedensdienst offenbar grundsätzlich als verdienstvoll und preiswürdig ein!

Dein persönliches Wirken für den Frieden war und ist getragen vom gemeinsamen Tun verschiedener Kreise und Gruppierungen, mit denen Du zusammengearbeitet hast. Darum darf ich auch sagen: In Deinem persönlichen Lebenswerk ehrt das Bundesverdienstkreuz zugleich auch die Arbeit von pax christi, des Franz-Stock-Komitees, der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, des „Arbeitskreises Steinwache“ und weiterer Gruppierungen.

Du selber bekenntest Dich zu einem christlichen Pazifismus und hast ihn ein Leben lang verkörpert. Christlicher Pazifismus schöpft seine Kraft aus dem Glauben an den „Gott des Friedens“ und sucht Gottes Frieden mit friedlichen Mitteln in unsere Welt der Gewalt hineinzutragen und so Gottes kommendem Friedensreich den Weg zu bereiten.

Die Wurzeln Deines christlichen Pazifismus reichen weit über die Anfänge von pax christi hinaus tief in Deine Kindheit und Jugend zurück. Dein Geburtsjahr 1915 fällt noch in die Zeit des wilhelminischen Kaiserreiches und des Ersten Weltkrieges. 1919, kurz nach Kriegsende, als Du kaum vier Jahre alt warst, trat Dein älterer Bruder Hermann in den katholischen Jugendbund Quickborn ein. Er und seine neuen Freunde, die er oft mit nach Hause brachte, kleideten sich alternativ in Wandervogelkluft und gingen oft „auf Fahrt“, sie tranken keinen Alkohol und rauchten nicht und entwickelten einen alternativen, „natürlichen“ Lebensstil, den Eure aufgeschlossenen Eltern akzeptierten und der Dir als heranwachsendem Jungen offenbar gefiel.

Endgültig öffnete sich Dir die neue Welt der Jugend- und Friedensbewegung, als Du Dich als 15jähriger Gärtnerlehrling hier in Arnsberg selber der hiesigen Quickborn-Gruppe anschlossst.<sup>2</sup> Innerhalb der deutschen Jugendbewegung, dieser großen Alternativbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, war der zahlenmäßig kleine Bund Quickborn die älteste und zugleich lebendigste und profilierteste katholische Gruppierung. Als revolutionär empfand man damals, dass der Quickborn schon frühzeitig die auch im katholischen Raum noch geltenden „Standesgrenzen“ aufgehoben hatte: Er vereinte Werktätige und Akademiker, Jungen und Mädchen, junge Männer und junge Frauen.

In Eurer Arnsberger Gruppe erlebtet und erlerntet Ihr eine neue Weise des Sehens und Denkens, einen neuen Umgang mit den Mitmenschen und mit der Natur und zugleich eine neue Lebens- und Glaubensweise.<sup>3</sup> Und als Jüngere nahmst Ihr auch regen Anteil am Leben

<sup>2</sup> [Vgl. zu Eberhard Büngener und die Arnsberger „Quickborner“ bzw. Sturmchar zur NS-Zeit auch: *Kaiser-Löffler*, Hanneli: Der Kreis Arnsberg. In: Knepper-Babilon, Otilie / Kaiser-Löffler, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. (= Hochsauerland Schriftenreihe Bd. IV). Brilon: Podszun 2003, S. 172-187.]

<sup>3</sup> [Geistlicher Beirat der Arnsberger Quickborner, mit jüdischen Vorfahren mütterlicherseits: „Josef Gastreich

und Wirken der älteren, bereits erwachsenen Quickborner. Über die Erneuerung ihres persönlichen Lebens und Glaubens hinaus erstrebten sie eine grundlegende Erneuerung der Kirche und der Gesellschaft. Sie wollten sich von politischer und religiöser Fremdbestimmung befreien und als selbstbestimmte Subjekte ihr eigenes Leben und das Leben in Gesellschaft und Kirche in eigener Verantwortung selber gestalten. In einem politischen und zugleich kirchlich-religiösen Emanzipationsprozess entdeckten und entwickelten sie ihre Mündigkeit, die Mündigkeit des demokratischen Staatsbürgers und die des katholischen Laien – dabei erstrebten sie partnerschaftliche Formen des Zusammenlebens. Entsprechend schuf man im Bund demokratische Strukturen und wählte Laien in seine Leitungsfunktionen; die Priester waren keine „geistlichen Führer“ mehr, sondern „Brüder“ und „geistliche Beiräte“ ...

Im gesellschaftlich-politischen Bereich blieben dem Erneuerungsstreben der Quickborner größere Erfolge versagt – immerhin gingen von ihnen wichtige Anstöße für die Sozialarbeit und für eine neue schulische und außerschulische Pädagogik aus. Und weil zu ihren Leitziele auch ein neues, friedliches Miteinander der Völker gehörte, waren auch ihre Beiträge zur katholischen Friedensbewegung beachtlich. Im kirchlich-religiösen Bereich übernahm der Bund eine wichtige Rolle als Vorreiter einer katholischen Erneuerungsbewegung lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Ein franziskanischer Geist bewegte den Quickborn, eine franziskanische Friedensspiritualität und Liebe zur Schöpfung. Man träumte von einem neuen Frühling des Glaubens und der Kirche. Viele Quickborner wirkten maßgeblich in der neu aufblühenden Liturgischen Bewegung mit, in der neuen katholischen Bibelbewegung, in der Una-Sancta-Bewegung, einer frühen Form der Ökumenischen Bewegung. Und bei der neuen Begegnung mit der Heiligen Schrift entdeckten nicht wenige auch die Friedensbotschaft des Evangeliums, die bereits Franziskus zu einem Friedensmann gemacht hatte, und suchten sie in eigenes Friedenshandeln umzusetzen. Führende Quickborner der Zwischenkriegszeit setzten sich gleichermaßen für den Frieden zwischen den Völkern wie für den Frieden zwischen den Kirchen ein, sie wurden Pioniere der Versöhnung mit Franzosen und Polen und zugleich Pioniere der Una-Sancta-Bewegung.

So entstand ein Netz enger Beziehungen zwischen dem Quickborn und dem „Friedensbund deutscher Katholiken“, dem Vorgänger der deutschen pax christi-Bewegung. Hier im Sauerland war dieses Netz besonders eng. Leute aus Deinem Quickborn-Bekanntenzirkel arbeiteten gleichzeitig aktiv im Friedensbund mit: Walter Dirks, der frühere „Gauführer“ der westfälischen Quickborner, Franz Stock aus dem Neheimer Quickborn und nicht zuletzt Eberhard Büngener, der „Führer“ Eurer Arnberger Gruppe. Vermutlich unter seinem Einfluss hatte sie sich als „korporatives Mitglied“ dem Friedensbund angeschlossen. So bist Du im Quickborn zugleich der katholischen Friedensbewegung begegnet und hast dort ihren Geist und ihr Gedankengut in Dich aufgenommen. Deine Gruppe wurde für Dich zu einer Lehrwerkstatt für Demokratie und Frieden. Dort lernst Ihr eigenständiges Denken und die kritische Auseinandersetzung mit dem Ungeist der frühen dreißiger Jahre, dem wachsenden Militarismus, Nationalismus und Rassismus, und Ihr wurdet immun gegen das braune Gift, das sich damals in der deutschen Gesellschaft immer stärker ausbreitete. Leider war die katholische Jugend- und Friedensbewegung viel zu schwach, um 1933 die Machtergreifung der Nazis verhindern zu können. Das neue Regime verbot sogleich den Friedensbund und verfolgte seine führenden Leute. Der Bund Quickborn löste sich offiziell auf, lebte und arbeitete aber an vielen Orten im

---

(\*14.01.1874, Kirchhundem/Kr. Olpe, †08.12.1954, Düsseldorf) betreute in Arnberg als geistlicher Beirat die Quickborngruppe, war bis 1936 geistlicher Studienrat an der ‚Staatlichen deutschen Oberschule in Aufbauform‘ und wurde 1940-1943 noch einmal als ‚wiederverwendeter Ruheständler‘ an der Aufbauschule und am Gymnasium Laurentianum eingesetzt.“ (*Knepper-Babilon, Ottilie / Kaiser-Löffler, Hanneli: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. = Hochsauerland Schriftenreihe Bd. IV. Brilon: Podszun 2003, S. 177 und 209.*) Vgl. zu ihm: *Frank, Wolfgang: Priester und Lehrer, geschätzt und geliebt. Erinnerung an Joseph Gastreich. Ein begnadeter sauerländischer Pädagoge und Heimatfreund. In: Sauerland Nr. 1/1996, S. 22-23. (Leserbrief von Paul-Heinz Jochheim dazu in: Sauerland Nr. 2/1996, S. 72); Föster, Karl: Studienrat Josef Gastreich. In: Jahrbuch Hochsauerlandkreis 1997, S. 60-62 (vermerkt: „pazifistische Neigungen“).*]

Geheimen bis zum Kriegsende und bis zur Neugründung weiter. Eure Arnsberger Gruppe schloss sich der „Sturmschar“ an, einer befreundeten Gruppierung im Katholischen Jungmännerverband. Auch die „Sturmschar“ wurde 1937 verboten und ging in den Untergrund. Eure Gruppe wurde eine starke Zelle des geistigen Widerstandes gegen die Nazis. Euer Gruppenführer Eberhard Büngener kam dreimal in Gestapohaft, zuletzt in die berüchtigte Dortmunder „Steinwache“. Aber Ihr beugtet Euch dem braunen Regime nicht, sondern bleibt dem Geist der katholischen Jugend- und Friedensbewegung treu.

Die Jugendjahre in der Arnsberger Quickborn- und Sturmschar-Gruppe haben Dich für Dein ganzes Leben nachhaltig geprägt und Dir das Rüstzeug für Deinen späteren Friedensdienst gegeben.

Nun möchte ich auf Deinen jahrzehntelangen Friedensdienst näher eingehen:

Als 1948 der deutsche Zweig der katholischen Friedensbewegung pax christi gegründet wurde, schloßest Du Dich ihm sogleich an. Als pax christi-Mann der ersten Stunde hast Du die vielgestaltige Friedensarbeit der Bewegung über ein halbes Jahrhundert bis auf den heutigen Tag engagiert mitgetragen und mitgestaltet. Du hast dies auf unterschiedlichen Aufgabefeldern und meist auf unspektakuläre Weise getan, oft in unauffälliger Kleinarbeit. Erst bei genauerem Hinschauen erkennt man die Vielfalt und Fruchtbarkeit Deiner verschiedenen Friedensaktivitäten. In welchen verschiedenen Gruppierungen Du dabei mitgearbeitet hast, zeigen uns die Grußworte, die wir soeben gehört haben ...

Eine Kernaufgabe, der sich in der Weimarer Zeit bereits der Friedensbund gewidmet hatte und die auch pax christi nach dem Zweiten Weltkrieg sogleich wieder aufgriff, war die Versöhnung der Deutschen mit ihren früheren Kriegsgegnern. Du hast Dir diese Aufgabe zu eigen gemacht. In den fünfziger Jahren nahmst Du an verschiedenen Versöhnungsfahrten nach England, Holland und Belgien teil. Als besonders wichtig erschien Dir die Versöhnung mit Frankreich. Dieser Aufgabe hatte sich schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg der Neheimer Quickborner Franz Stock verschrieben. Im Krieg stellte er sich als Gefängnisseelsorger im besetzten Paris ganz in den Dienst der von der Gestapo zum Tode verurteilten Widerstandskämpfer, die er zur Erschießung vorbereiten und begleiten musste. Durch seinen aufopfernden Einsatz für die französischen Opfer des deutschen Besatzungsterrors wurde er zu einem Friedenstifter und Brückenbauer zwischen Franzosen und Deutschen. Franz Stocks Erbe weißt Du Dich bis heute verpflichtet. Deshalb arbeitest Du seit Jahrzehnten im Franz-Stock-Komitee mit. Auf Franz Stocks Spuren warst Du mehrmals in Paris und Chartres und hast im Laufe der Jahre an einer Reihe von deutsch-französischen Begegnungstreffen mitgewirkt.

Ebenso wichtig wie die Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen ist die zwischen Deutschen und Polen, allerdings ist sie weitaus schwieriger. Die deutsche pax christi-Bewegung nahm sich dieser Aufgabe seit Mitte der sechziger Jahre an und musste dabei im Osten wie im Westen große Hindernisse überwinden. Du unternahmst im folgenden Jahrzehnt Versöhnungsfahrten nach Polen und knüpfte freundschaftliche Beziehungen zu polnischen Menschen. Nach der Wende 1989 arbeitetest Du in einem deutsch-polnischen Wittig-Kreis mit, der sich dem Werk des 1945 verstorbenen schlesischen Reformtheologen Josef Wittig<sup>4</sup> widmet.

Ein Herzensanliegen ist Dir seit Jahrzehnten die deutsch-israelische Versöhnung und die christlich-jüdische Zusammenarbeit. Eine anspruchsvolle Aufgabe, die auch pax christi schon seit lange bewegt. Beim Arnsberger NS-Prozess 1972/73, in dem es um die Ermordung von

---

<sup>4</sup> [Der – zeitweilig exkommunizierte – schlesische Patristiker und Dichtertheologe Joseph Wittig (1879-1949) liegt in Meschede begraben. Seine 1949 ins Sauerland übersiedelte Ehefrau Anca Wittig (1899-1998) gehörte zur pax christi-Basisgruppe in Meschede und war Karl Föster gut bekannt. Zur Haltung J. Wittigs gegenüber dem Nationalsozialismus liegt inzwischen ein Sammelband mit fundierten, sehr kritischen Beiträgen vor: *Hainz, Josef* (Hg.): Wittig und Michel in der Zeit des Nationalsozialismus. Dokumentation eines Symposiums vom 22./23. März 2013 in der Bibelschule Königstein. Eppenhain: Selbstverlag des Herausgebers 2013.]

rund 5.000 galizischen Juden ging, hast Du Dich im Auftrag von pax christi und der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ der überlebenden Zeugen des Massenmordes angenommen, die aus aller Welt angereist waren, und hast sie viele Monate lang fürsorglich betreut. Zu etlichen von ihnen hast Du freundschaftliche Beziehungen geknüpft, einige luden Dich in ihr Land ein. So bist Du zweimal der Einladung jüdischer Freunde nach Israel gefolgt. 1975 hast Du Auschwitz und Birkenau und den Ort des galizischen Massenmordes besucht. Gemeinsam mit anderen hast Du 1972 in Arnsberg die „Woche der Brüderlichkeit“ ins Leben gerufen und seitdem jedes Jahr mit vorbereitet. In einer „Geschichtswerkstatt“, in der Du maßgeblich mitgewirkt hast, habt Ihr die verschüttete Geschichte der Juden in Arnsberg und im Sauerland wieder ans Licht gehoben und habt sie in einer Dokumentation „Juden in Arnsberg“<sup>5</sup>, die Michael Gosman in Eurem Auftrag herausgegeben hat, heutigen Menschen nahegebracht. Dabei seid Ihr auch etlichen jüdischen Einzelschicksalen nachgegangen. Eure Geschichtswerkstatt hatte auch wichtigen Anteil daran, dass 1988 anlässlich der 750-Jahrfeier von Arnsberg frühere jüdische Mitbürger, die vor dem Naziterror ins Exil geflohen waren, zu einem Besuch ihrer alten Heimatstadt eingeladen wurden – Ihr habt das Treffen vorbereitet und gestaltet. So habt Ihr Menschen, denen die Nazis die Heimat geraubt hatten, ein Wiedersehen mit ihr ermöglicht und zugleich das Verbrechen ihrer Verfolgung gebrandmarkt. Du bist stolz darauf, dass sogar die New Yorker Zeitung „Der Aufbau“, die einzige deutschsprachige jüdische Zeitung in den USA, ausführlich über Euer Arnsberger Treffen berichtet hat. Du selber durftest später im „Aufbau“ einen Artikel über die Einweihung der wieder aufgebauten Mescheder Synagoge veröffentlichen.

Erinnerungsarbeit bleibt für Dich bis heute ein unverzichtbarer Teil Deiner Friedensarbeit. „Wir müssen uns der Vergangenheit stellen“, lautete das Leitwort einer Tagung, zu der Du noch im letzten Jahr gemeinsam mit Horst Leise Leute aus der Bündischen Jugend nach Arnsberg eingeladen hast. Dabei ging es auch um die Erinnerung an Christen, die während der NS-Zeit dem braunen Terror unter Einsatz ihres Lebens widerstanden haben. Der Quickborner Meinulf Barbers erinnerte an die Märtyrer Max Josef Metzger<sup>6</sup> [1887-1944] und Theo Hespers<sup>7</sup> [1903-1943]. Und es ging um das Gedenken an die widerständige katholische Jugend im Sauerland. Dem Schicksal von rund 30 katholischen Jugendlichen, die 1941 von der Gestapo in der berüchtigten Dortmunder „Steinwache“ inhaftiert und misshandelt wurden, bist Du gemeinsam mit Deinem Freund Paul Tigges<sup>8</sup> in einem umfangreichen Dokumentationswerk „Katholische Jugend in den Händen der Gestapo“<sup>9</sup> nachgegangen – nach dreijähriger Arbeit konntet Ihr 2003 dieses verdienstvolle Werk veröffentlichen.

Am Herzen liegt Dir auch, dass das Wirken des *Friedensbundes deutscher Katholiken*, der hier im Sauerland eine Hochburg hatte, nicht in Vergessenheit gerät. Wiederholt hast Du uns Jüngeren markante Sauerländer Friedensbund-Leute vor Augen gestellt, die heute kaum noch jemand kennt: den Arnsberger Quickborner *Eberhard BünGENER*, den Hüstener Amtsbürgermeister *Rudolf Gunst*<sup>10</sup>, den Warsteiner „Kreuzfahrer“ *Clemens Busch* und die beiden Briloner *Brüder Josef und Theodor RütHER*. Und seit vielen Jahren setzt Du Dich nach Kräften

<sup>5</sup> [Gosmann, Michael / Stadtarchiv Arnsberg (Hg.): Juden in Arnsberg. Eine Dokumentation. Arnsberg: Stadt Arnsberg 1991.]

<sup>6</sup> [Priester und katholischer Pazifist; von den Nationalsozialisten hingerichtet.]

<sup>7</sup> [Mitglied u.a. der linken Vitus-Heller-Bewegung, engagiert im Friedensbund deutscher Katholiken; von den Nationalsozialisten in Berlin-Plötzensee als Widerstandskämpfer hingerichtet.]

<sup>8</sup> [Vgl. Föster, Karl: Oberstudiendirektor, i.R. Paul Tigges, in Lennestadt-Altenhudem verstorben. In: Sauerland Nr. 4/2006, S. 213.]

<sup>9</sup> [Tigges, Paul / Föster, Karl: Katholische Jugend in den Händen der Gestapo. Widerstand im westfälischen Raum gegen das totalitäre NS-System. Es gab nicht nur die Weiße Rose. Olsberg: Berufsbildungsheim Bigge 2003.]

<sup>10</sup> [Vgl. Föster, Karl: Dr. Rudolf Gunst. In: Saure, Werner (Hg.): Hüsten – 1200 Jahre. Beiträge zu Vergangenheit und Gegenwart. [= An Möhne, Röhr und Ruhr Bd. 23]. Arnsberg: Heimatbund Neheim-Hüsten 2002, S. 73-78.]



dafür ein, dass die Friedenswallfahrt auf den Borberg<sup>11</sup> bei Brilon, ein Erbe des Friedensbundes und zugleich auch ein Erbe von Franz Stock, auch unter uns Heutigen lebendig bleibt.

Beim Blick auf Dein Lebenswerk bewundere ich, wie Du in Deinem langjährigen Friedensdienst nie resigniert oder ermüdet bist, sondern ihn trotz mancher Erfahrung des Scheiterns und trotz schwerer persönlicher Schicksalsschläge bis heute in Dein gesegnetes Alter von 91 Jahren hinein unbeirrt weitergeführt hast. Von Dir können wir lernen, uns nie mit der Gewalt abzufinden, sondern geduldig viele kleine Schritte zu ihrer Überwindung zu gehen. Vorbildlich finde ich Deine Weise des Einsatzes für den Frieden: entschieden und mit leidenschaftlichem Herzen, aber nie fanatisch, sondern stets mit entwaffnender Liebenswürdigkeit.

Zum Schluss möchte ich mich auch an Sie wenden, liebe Frau Föster. Ich möchte Ihnen ganz herzlich danken für den unschätzbaren Beitrag, den Sie zum Lebenswerk Ihres Mannes geleistet haben: Sie haben Karl viele Jahrzehnte auf seinem Weg begleitet und bestärkt und haben ihm den Rücken freigehalten für seine Arbeit.

Dir, lieber Karl, danken wir herzlich für die Ermutigung, die Du uns mit Deinem Lebenswerk schenkst. Wir wünschen Dir von Herzen, dass Du Dein Leben noch lange mit Deiner Frau und Deinen Freunden teilen und gleichzeitig auch noch lange für den Frieden wirken kannst.  
SCHALOM.

---

<sup>11</sup> [Vgl. *Föster*, Karl: Symbol Sauerländer Friedensgesinnung. Der Borberg. In: Jahrbuch HochSauerlandKreis 1995, S. 59-62.]

## XXVII.

### „Versagt euch ihnen, sagt NEIN!“

Theo Köhren (1917-2004) aus Warstein gehörte bei der NS-Machtübernahme zu den friedensbewegten „Kreuzfahrern“ und nahm 1948 an der pax christi-Gründung in Kevelaer teil

Theo Köhren, Mitbegründer von pax christi Brilon, wurde am 22. April 1917 in Warstein geboren, wo er auch aufwuchs. Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen, gehörte er zur besonders entschiedenen Jugendgruppierung der „Kreuzfahrer“, die aktiv mit den Anliegen des Friedensbundes deutscher Katholiken sympathisierte: „Wir standen konträr zum Militarismus und erst recht zu der nationalsozialistischen Bewegung.“ Nach dem zweiten Weltkrieg nahm Köhren den Faden der bündischen katholischen Jugend wieder auf und nahm 1948 teil an der Gründung der deutschen Sektion von pax christi in Kevelaer.<sup>1</sup> Berufliche Stationen: Jugendpfleger und Leiter des Jugend- und Sportamtes im Altkreis Brilon; Diplomierter Sozialarbeiter und Eheberater. – Nachfolgend ein autobiographischer Text von Theo Köhren und ein Interview mit ihm zur pax christi-Gründungsveranstaltung 1948.

#### 1. Theo Köhren

#### Erinnerungen eines alten Sturmschärlers an NS- und Kriegszeit<sup>2</sup>

In Warstein bin ich geboren und aufgewachsen. Dort hatte sich in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus einer Wandergruppe des DJK (Deutsche Jugendkraft) ein katholischer Jugendbund entwickelt. Dieser Bund nannte sich „Kreuzfahrer“. Dort wurde ich Mitglied. Die Kreuzfahrer waren dem Quickborn verwandt.

Neben den religiösen und bündischen Zielen setzten sie auch politische Akzente, weil sie dem „Friedensbund deutscher Katholiken“ – FDK – nahestanden.

Als dann 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war die Konfrontation mit ihnen vorprogrammiert. In der dunklen Zeit unseres Vaterlandes haben wir manchmal gesungen: „Wer jetzig Zeiten leben will, muß haben ein tapferes Herze. Es sind der argen Feind’ soviel, bereiten uns groß Schmerze.“<sup>3</sup>

Wir hatten erkannt, was die Stunde geschlagen hatte. Wenn braune Kolonnen durch die Städte und Dörfer zogen und grölten: „... hängt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand!“, so

---

<sup>1</sup> In einer sauerländischen Bibliographie wird für Theo Köhren ohne genaue Angaben ein Werk „NS-Zeit-Erinnerungen“ aufgeführt (Christine-Koch-Gesellschaft e.V.: Sauerländisches Literaturarchiv. Dokumentation 1993-2003. Bearb. Hans-Josef Knieb. Schmallenberg: Selbstverlag 2003). Mitarbeit am folgenden Werk: Schulte, Franz B. (Hg.): Alfred Delp: Programm und Leitbild für heute. Mit Beiträgen von Roman Bleistein SJ, Sr. Ansgaris Edler, Marie-Luise Endter, Gotthard Fuchs, Christian Göbel, Martin Guntermann-Bald, Peter Hammerich, Bernhard Hengesbach, Wolfgang Jakobi, Rafael J. Kleiner, Theo Köhren, Rainer Krockauer, Wilhelm Kuhne, Alfons Matzker SJ, Petro Müller, Michael Pope, Franz B. Schulte, Br. Stephan Senge, Ocist, Gertrud Sommer, Luitgard Tusch-Kleiner, Rita Walter. Münster: Lit 2007.

<sup>2</sup> Text nach: Köhren, Theo: Erinnerungen eines alten Sturmschärlers an NS- und Kriegszeit. In: Tigges, Paul / Förster, Karl: Katholische Jugend in den Händen der Gestapo. Widerstand im westfälischen Raum gegen das totalitäre NS-System. Es gab nicht nur die Weiße Rose. Olsberg: Berufsbildungsheim Bigge 2003, S. 45-49.

<sup>3</sup> [Dieses ins 17. Jahrhundert zurückgehende Lied (<http://www.volksliederarchiv.de/text165.html>) war und ist zwar auch bei Nationalsozialisten beliebt, doch die Anhänger verbotener katholischer Jugendverbände sangen es natürlich mit einer völlig anderen Intention als die deutschen Faschisten; P.B.]

war uns das wie ein böser Traum. Meine Chefin hatte es wohl anders gemeint, als sie mir am ersten Tag meiner Drogistenlehre sagte: „Theo, jetzt ist die ‚Kreuzfahrei‘ zu Ende. Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.“ Dass meine Jugendzeit vorbei war, ehe sie richtig begonnen hatte, wurde mir klar, als mich mein Chef nach einem Jahr wegen antinazistischer Bemerkungen aus der Lehre werfen wollte. Auch dem neuen Betriebsleiter meines Vaters behagte es nicht, dass seine vier Kinder abseits standen. All dessen ungeachtet, lebten wir unser Leben, und noch klingen mir Worte im Ohr, die einer unserer älteren Freunde aus dem *Frohen Leben*<sup>4</sup>, der Zeitschrift des FDK, vorlas – eine wirksame Handgranate war entwickelt: „Versagt euch ihnen, sagt NEIN!“

Wenig später, unser Heim war noch nicht beschlagnahmt und versiegelt, stürmte ein kleiner Trupp von SS-Männern polternd in unsere Jugendrunde, um uns einzuschüchtern. Nicht wenige Jungen wurden bei Wanderungen aufgegriffen, mussten Hausdurchsuchungen mit Beschlagnahme von Unterlagen über sich ergehen lassen oder wurden zu Verhören vorgeladen und zu Geldbußen von ca. 300 RM verurteilt. Jungscharführer Karl G. wurde zum Kreuzverhör der Gestapo in Dortmund-Hörde überstellt. Bei ihm hatte man einen Geheimbefehl von Baldur von Schirach, „Bekämpfung der katholischen Jugendverbände“, gefunden.

Darin hieß es: „...im Wiederholungsfall ist mit den brutalsten Mitteln einzuschreiten, um so den Gegner zu vernichten und auszurotten ...“

Den vertraulichen Erlass der Reichsjugendführung vom 28. Oktober 1936 hatte der Pfarrer von Altenhündem Warsteiner Kreuzfahrern bei einem Treffen übergeben. Auf dem Gerät der Provinzialheilanstalt vervielfältigt, wurde das Papier bis nach Arnsberg zu den Quickbornern verteilt. Noch liefen die Verfolgungen und Schikanen der braunen und schwarzen Machthaber verhältnismäßig glimpflich ab. Mit viel Phantasie, aber auch in jugendlicher Unbekümmertheit gelang es immer wieder, die Häscher der Gestapo, die vor Wochenenden und Feiertagen, in aller Morgenfrühe ihre jugendlichen Opfer am Stadtrand von Warstein erwarteten, auszutricksen. So fanden sich 1934 noch ca. fünfzig Kreuzfahrer heimlich im Warsteiner Wald, an den „KRONeichen“ ein, zählten doch die Kronen der Drei Könige, mit den Farben des Marienblümchens, zu ihrem Banner. Der Bund der Kreuzfahrer-Jungenschaft hatte sich, auf Grund seiner pazifistischen Grundhaltung, bei der hitlerschen Machtübernahme aufgelöst, die einzelnen Gruppen bestanden zwar fort, aber mit Übergang zur katholischen Sturmschar.

Ungeachtet der Bespitzelung fanden Heimabende, Michaelsfeiern, Einkehrtage, Fahrten nach Kloster Brunnen und Altenberg und Wallfahrten im kleinen und kleinsten Kreis statt. Unvergessen ist für mich auch die Jugendfeier am Dreifaltigkeitssonntag im Jahr 1937 im vollbesetzten Paderborner Dom mit Erzbischof Caspar Klein.

Immer wieder wurden Kontakte zu den Arnsberger Quickbornern/Sturmschärlern und Gruppen im Sauerland gepflegt; auch waren die unterschiedlichsten Hütten im Briloner Wald häufig ein Treffpunkt.

Ein Foto vom „Kirchgang nach Hoppecke“ von 1934 bringt das zum Ausdruck. Vor allem Zeltlager an der Möhne- oder Edertalsperre waren dabei immer ein besonderes Erlebnis. Das Pfingstlager im Jahre 1934 dürfte den Teilnehmern aus besonderem Grund unvergesslich sein. In Willingen flatterte stolz über dem großen SA-Treffen das Hoheitszeichen des „erwachten Großdeutschen Reiches“. Zu nächtlicher Stunde jedoch war die Hakenkreuzfahne tief gesunken, als Bauchwickel wurde sie zum blinden Passagier des „fahrenden Volkes“. Das schwarze „Kreuz mit Haken“ ward feierlich im Edersee versenkt, und die Hauptakteure trugen am nächsten Tag neue rote Badehosen.

Das herausragende Ereignis der Sturmschar war die Romfahrt der katholischen Jugend Ostern 1935 mit rund 2.000 Teilnehmern. Aus unserer Kreuzfahrer-Sturmschar-Gemeinschaft nahmen daran sechs der älteren Freunde teil. Der Papst sprach beim Empfang deutliche Worte

---

<sup>4</sup> [Die Zeitschrift „*Vom Frohen Leben*“ erschien 1921-1933 und bot ein linkskatholisches Forum für einen entschiedenen Pazifismus, war aber kein offizielles FDK-Verbandorgan. Auch Josef Rüter zählte zu den Mitarbeitern; P.B.]

zur Lage in Deutschland und begrüßte jeden Jungen mit Handschlag. Die Empörung der Nazis im Reich war dementsprechend. Bei der Rückkehr stand die Gestapo an der Schweizer Grenze zum Empfang der jugendlichen Romfahrer bereit. „An drei oder vier Stellen wurden wir abgefangen und sämtlicher Klamotten beraubt“, äußerte sich einer der Jungen. Doch selbst in dieser kritischen Situation verlor eine Gruppe nicht ihren Humor. Mein Bruder erzählte immer wieder: „An Stelle der verbotenen Fahrtenmesser steckten bei uns ‚friedliche Zahnbürsten‘ in unseren Koppeln, was die strammen Wachtposten verständlicherweise in Rage versetzte.“

Aufgrund der eindrucksvollen Demonstration der deutschen katholischen Jugend, die internationale Beachtung fand, und nach dem Affront war die immer härter werdende Auseinandersetzung mit dem totalitären System vorprogrammiert.

Ein harter Schnitt ergab sich für die katholische Jugendarbeit mit immer weiteren Verboten und Bspitzelungen durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Armee war in den ersten Jahren für manche Jugendliche eine Zuflucht vor der Verfolgung durch die Gestapo, da die nationalsozialistische Partei so gut wie keinen Einfluss auf die Wehrmacht hatte. Dabei ergaben sich jedoch auch schwerwiegende Fragen: nach der „rechtmäßigen Obrigkeit“, nach dem „gerechten Krieg“ und der „Vaterlands-Verteidigung“. Mein älterer Bruder schrieb mir im Feldpostbrief, „... ich sitze hier bequem in der Etappe, während unsere Freunde draußen verbluten“. Wenig später ruhte er in russischer Erde. Seine letzten Worte beim Abschied von seiner Braut waren: „Ich komme wieder, wir müssen ja die Kirche verteidigen.“

Ich wurde 1938 Soldat und war bei der 6. Armee in Russland. Und dann kamen mir in den schier endlosen Weiten Russlands immer wieder Texte eines Liedes, das uns an Dschingis Khan, den „wilden Reiter“ der Mongolen erinnerte, quälend in den Sinn:

„... hinter uns bleibt Not und Elend ... rauchige Dörfer ...und Verzweiflung steht den Menschen im Gesicht ...“. Als sich dann viel zu früh „General Winter“ mit unerbittlicher Härte anmeldete, sah ich ein einziges Mal ein Propagandaplakat im Frontbereich, und das mit einem persönlichen Wort Hitlers an seine Soldaten: „Vor Einbruch des Winters wird der Sieg unser sein.“

Aber unsere Fahrzeuge steckten in meterhohem Schnee, Temperaturen bis – 40 Grad, und dann auf unserem HVPl (Hauptverbandsplatz) verwundete, verlauste, flecktyphusranke, sterbende, tote Kameraden; einer schrieb: „Wenn der Tod tausendfach vorbeirast und man ihn tausendfach gesehen hat, dann liebt man das Leben wie nie zuvor. Man hat keine Angst vor dem Tod, denn er ist der Anfang eines neuen Lebens. Aber wenn man die Sonne morgens aufgehen sieht, so weiß man doch, wie schön das Leben ist und wie gerne man leben möchte.“

In diesen Tagen war ein Brief meines Freundes, Pater Franz Röttgermann, der Kontrolle in die Hände gefallen. Er hatte geschrieben: „Hier vorne erfrieren sich die Landser die Beine, und hinten in Orel laufen die Offiziere in Filzstiefeln herum.“ Der verständnisvolle Divisionskommandeur unterband das anstehende Kriegsgerichtsverfahren; Strafkompagnie oder Schlimmeres hätte ihm gedroht. Im Disziplinarverfahren wurde er „nur“ vom San.-Unterroffizier zum einfachen Soldaten degradiert und bekam dazu vierzehn Tage „Bau“ bei Wasser und Brot. Stalingrad erlebte er nicht mehr, eine Mine hatte ihm ein Bein weggerissen, im Olsberger Lazarett habe ich ihn im Urlaub besuchen können.

In Smolensk, das im Juli 1941 noch umkämpft wurde, hat er seit der bolschewistischen Revolution von 1917 wieder die erste Messe mit uns drei Sanitätssoldaten gefeiert. In kleinen Dörfern, in denen wir unseren leichten Verbandsplatz hatten, konnte er immer wieder kleine Kinder taufen, wenn die russischen Omas merkten, dass er Pope war. Mit ihm und vielen weiteren Priesterkameraden, die manchmal bei uns, oft in kleinen Bauernkaten, ihren vielleicht letzten Gottesdienst feierten, erlebten wir Sanitätssoldaten in kleinsten Gruppen kleine lebendige Kirche.

Meine Mutter schrieb mir in diesem ersten Russlandwinter: „Jetzt werden hier (in Warstein) die Kranken nach Hadamar transportiert und umgebracht.“ Der Feldpostbrief hätte auch wohl nicht der Gestapo in die Hände fallen dürfen.

Was mussten Familienväter und teils junge Menschen, oft kaum dem Kindesalter entwachsen, nicht alles ertragen. Fast unerträglich war die Sorge um die Lieben daheim und dazu viele Trauernachrichten.

Nach dem Krieg erst erfuhr ich, dass ein Freund, Wilhelm Korte, aus unserer Jugendgruppe in den letzten Monaten des Krieges wegen Wehrkraftzersetzung hingerichtet wurde. Von dem unsäglichen Leid, von den Ängsten, Nöten und Verfolgungen in der Heimat, vom keineswegs nur „stillen“ Heldentum der Frauen, Mütter, von den Mädchen ist kaum einmal die Rede. Vielleicht bringt ein kurzer Feldpostbrief von meiner späteren Frau ein wenig davon zum Ausdruck:

Lieber Theo!

Peine, 9.10.1943 – 70 –

Ganz kurz will ich Dir schreiben, dass wir alles gut überstanden haben. Großer Gott, war das ein Angriff! Peine blieb verschont, aber Hannover sieht traurig aus, ganz furchtbar! Die Flüchtlinge sind auf den Bahnhöfen in großen Scharen. Ist das ein Elend! Herrgott hilf! Ludwig blieb verschont, er kam noch in letzter Minute aus dem brennenden Keller. Entsetzliches hat er mitgemacht, er zittert jetzt noch oft. Aber wir haben ihn lebend, Gott Dank. Ich werde Montag nicht nach Sehnde gehen, ich muss mich krank melden, da ich heute wegen Überarbeitung ohnmächtig geworden bin. Morgen mehr!  
In herzlicher Liebe, Deine Ursula

Sie stammte aus einer Sauerländer Familie, hatte 1937/38 in Elkeringhausen die Mission gemacht und wurde wegen ihres kirchlichen Dienstes und ihrer Jugendarbeit dienstverpflichtet. Sie musste zusammen mit polnischen Zwangsarbeitern, zum Teil bei 40 Grad unter Tage in der Munitionsfabrik (Muna) Sehnde arbeiten. Wie sich später ergab, trug ihre Personalakte den Vermerk „nur im Arbeitshaus zu beschäftigen“. Später jedoch holte sie der Stabszahlmeister, kein Nazi, als Sekretärin in sein Büro. Immer wieder war es ihr möglich, heimlich auf Muna-Papier R. Schneider-Texte und Bischof Galen-Briefe zu schreiben und das mit „Approbation“ von Theologieprofessor Riebartsch. Von der Feldpost wurden sie anstandslos befördert, ohne auch nur einmal aufzufallen. Die Hoffnungsworte von Reinhold Schneider werde ich nie mehr vergessen:

„Allein den Betern kann es noch gelingen ...“; „Gebete verändern nicht die Welt. Aber die Gebete ändern den Menschen. Und Menschen ändern die Welt“, so Albert Schweizer. Und damit schließt sich der Kreis, Aufbruch im „Zusammenbruch“. Doch das nicht ohne Erinnerung, nicht ohne Trauerarbeit, denn: „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie überprüft uns in der Gegenwart“, so sagt es Siegfried Lenz. Im Winter, Dezember 1941, schrieb mir „Soldatenmutter Becker“ aus Dortmund voller Begeisterung von der großen Feier der Einführung des neuen Erzbischofs in Paderborn.

Das waren oftmals Nachrichten wie aus einer anderen Welt. Von der sich anschließenden Verhaftungswelle der Gestapo gegenüber rund 30 Jungen der katholischen Jugend, die in der Steinwache in Dortmund einsaßen, verhört, schikaniert und misshandelt wurden, erfuhr ich erst nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im Jahre 1945; nachdem ich seit 1938 bei der Wehrmacht dienstverpflichtet und in Frankreich, in Russland (vor Stalingrad bei der 6. Armee) und Italien bei der Feldtruppe im Sanitätsdienst eingesetzt war.

2. Theo Köhren  
**Der Tag des Friedens**  
 Der Weltkongreß der katholischen Pax-Christi-Bewegung  
 vom 1. bis 4. April 1948 in Kevelaer – Gedanken und Erinnerungen<sup>5</sup>

Der folgende Beitrag hat die Form eines Interviews. Das Gespräch mit Theo Köhren führte Franz Norbert Otterbeck, der Vorsitzende von „Pax Christi Kevelaer e.V.“, am 31. Mai 1997 in Brilon.

*Lieber Theo, Du wirst bald auf eine 50 Jahre währende Mitgliedschaft bei Pax Christi zurückblicken. Welches Bild steht Dir vor Augen, wenn Du an die Tagung von Kevelaer 1948 denkst?*

Dann wird meine ganze Geschichte lebendig. Ich denke an unsere Friedensarbeit in der jugendbewegten Zeit. Wir standen konträr zum Militarismus und erst recht zu der nationalsozialistischen Bewegung. Wir waren bemüht, in dieser chaotischen Zeit zu überleben. Wir fanden uns nach dem Krieg auf Burg Bilstein in der „deutschen Volkschaft“ zusammen, die dann Mitinitiator der Tage von Kevelaer wurde. Ich wußte damals gar nicht, daß der heute kaum noch bekannte Willi Hammelrath in Kevelaer einen Arbeitskreis leitete, wie auch der „Siedlungsvater“ Nikolaus Ehlen. Der „deutschen Volkschaft“ ging es um die demokratische Erneuerung aus dem Geist der Jugendbewegung. Die Tagungen und Werkwochen mit namhaften Referenten – beispielsweise Professor Karl Thieme, Klaus von Bismarck oder Walter Dirks – fanden insbesondere von 1946 bis 1952 statt.

*Du hast in Kevelaer auch an den Arbeitskreisen teilgenommen?*

Ja. Stärker beeindruckt haben mich aber die Großveranstaltungen und der feierliche Gottesdienst der Erstkommunikanten, zumal ich nach Stalingrad in Pau und Tarbes war. Der dortige Bischof Théas war jetzt in Kevelaer! Ich bin noch nie zuvor so lange in der Kirche gewesen wie damals in Kevelaer, um möglichst dicht an dem Geschehen zu sein. Auch die Veranstaltungen mit Pater Manfred Hörhammer und Pater Franziskus Stratmann haben mich bewegt.

*Wie bist Du nach Kevelaer gekommen?*

Wohl über die „deutsche Volkschaft“. Hans Schmidt beispielsweise, der das Bühler Friedenskreuz errichtet hat, habe ich in der Gefangenschaft kennengelernt; wir lagen mit 80.000 Gefangenen auf dem Flugplatz bei Verona; wir haben damals dort ein Kreuz aufgestellt, Gottesdienst gefeiert und im Arbeitskreis überlegt, wie unser Engagement, im kirchlichen und im Friedensbereich, aussehen müßte. Was ich für Blut gesehen habe auf vorgeschobenem Verbandplatz, angefangen von Frankreich über zwei Jahre Rußland und Italien von Sizilien bis Meran; die grausigen Erlebnisse dürfen sich nicht wiederholen. Mein Freund Karl Föster konnte in Kevelaer leider nicht teilnehmen, wie er mir später sagte; er hatte eine Absage bekommen aufgrund der großen Teilnehmerzahl.

*Das Interesse war also sehr groß?*

In der heutigen Diskussion gewinne ich den Eindruck, als sei das Jahr 1945 selbst von Christen als radikaler Zusammenbruch erlebt worden. Wir haben ungeheuer viel gefragt, was im

---

<sup>5</sup> Köhren, Theo: Der Tag des Friedens. Der Weltkongress der katholischen Pax-Christi-Bewegung vom 1. bis 4. April 1948 in Kevelaer. – Gedanken und Erinnerungen. [Erstveröffentlichung: Geldrischer Heimatkalender 1998]. In: Rundbrief der pax christi-Bistumsstelle Paderborn Nr. 1/1998, S. 21-22.

politischen Bereich, im weltanschaulichen und kirchlichen Bereich zu erneuern sei. Schon vor 1933 haben wir gesungen:

„Nie wollen wir Waffen tragen,  
nie ziehen in den Krieg.  
Laß die hohen Herren sich selber schlagen,  
wir machen einfach nicht mehr mit.“

Die Realität war dann anders. Als bekannt wurde, daß Hitler die allgemeine Wehrpflicht einführte, standen wir an unserem Jugendhaus in Warstein und haben unsere „Kreuzfahrerflagge“ auf Halbmast gesetzt. Ein Freund sagte: „Das bedeutet Krieg.“

*Pater Stratmann kritisierte in Kevelaer die allgemeine Wehrpflicht.*

Das ist mir nicht geläufig. Mein Schwerpunkt liegt in der Besinnung auf die christliche Friedensbotschaft. Gegenwärtig bin ich in der Pax-Christi-Arbeitsgruppe „Spiritualität und Gewaltlosigkeit“ tätig. Aus diesem Grunde habe ich mich auch seit Jahrzehnten mit dem ursächlichen Zusammenhang von Aggression und Gewalt auseinandergesetzt und war bemüht um Konfliktlösungen in Ehe, Familie und Partnerschaft. Als behördlicher Jugendpfleger des Altkreises Brilon hatte ich vielfältige Möglichkeiten, das Anliegen der „Begegnung von Mensch zu Mensch“, wie Clemens Busch gern sagte, in meinem Beruf umzusetzen. Schon 1949 war der Jugendpfleger aus Yorkshire (England) mit seinem Sohn in Brilon, woraus sich dann ein jahrelanger Jugendaustausch ergab. Auch unser Kreisjugendring tagte damals unter der Europafahne.

*Also war für Deine Arbeit die Begegnung in Kevelaer ein besonders wichtiger Impuls?*

In Kevelaer lebte die Chance auf, einen Neubeginn des völkerverbindenden Miteinanders in die Tat umzusetzen. Wir sahen, was nun möglich war. Die Ideale der Jugendzeit während der Weimarer Republik, die durch den Nationalsozialismus zunichte gemacht wurden, sollten nun verwirklicht werden.

*Ich kann mir die Aufbruchstimmung in Kevelaer damals nicht gut vorstellen.*

Nachdem ich die Pseudofeste der Nazizeit – und andererseits die bedrückende Enge des „Sakristeichristentums“ – erfahren hatte, jetzt zu sehen, wie, angefangen von kirchlichen Würdenträgern aus Deutschland und Frankreich, geistliche und geistige Kapazitäten in aller Öffentlichkeit „auf den Plan traten“ und ich als kleiner Laie das alles so intensiv miterleben durfte, das kam mir selbst unvorstellbar vor. Ich erinnere mich gut an das in Kevelaer aufgeführte, ungewöhnliche Schauspiel „Monsignorens Große Stunde“ von Emmet Lavery. Das war wie eine Vision einer neuen Kirche, wie sie dann durch das Konzil lebendig wurde.

*Die Tagung erinnerte vielleicht an einen kleinen Katholikentag?*

Klein war der Kongreß ja nicht mehr, eben international. Es brach eine ungeheure Hoffnung auf, daß die Kirche insgesamt die Friedensbotschaft Jesu Christi im kirchlichen und politischen Alltag umsetzt. Ist Dir das Michaelsbuch bekannt?

*Nein.*

Da wird deutlich, was ich meine (Er zeigt es). Das „Michaelsbuch“<sup>6</sup> wurde noch nach dem Ersten Weltkrieg gedruckt und als katholisches Familien-Hausbuch verteilt. Es ist für mich ein trauriges Kapitel der Kirchengeschichte; denn darin finden sich Aussagen wie: „Der Krieg als Erzieher“ (S. 51) oder „Hier aber im Gotteshaus wollen wir Waffenschmiede und Waffenweihe halten“ (S. 107). Dies ist eine Vergangenheit, die unsere Kirche nicht aufgearbeitet hat.

*Aber die sehr stark kirchliche Prägung der Tage in Kevelaer hat Dich nicht gestört?*

Nein. Das war für mich ein öffentlicher Aufbruch für die Kirche und den Friedensgedanken. Der „Aufbruch von Kevelaer“ dürfte Impulse ausgelöst haben, die sich auf das Zweite Vatikanische Konzil ausgewirkt haben; da hat sich eine neue Einstellung zu „Kirche und Welt“ gezeigt.

*Hat die Kirche seither für den Frieden genug getan?*

Es bleibt noch viel zu hoffen übrig.



Theo Köhren (1917-2004)  
Archivfoto Alfred Delp Haus, Brilon

<sup>6</sup> [Johann Leicht (Hg.): Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit, zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge. Würzburg-Berlin-Wien: Deutscher Sankt-Michaels Verlag 1917. / Stark erweiterte Folgeauflage: ebd. 1918.]



# XXVIII.

## Plattduitske Priäke – Altenwarstein 2015

### „Sierwentig Jaohre naoh me twiären Wiältkruige“

Van Joachim Wrede ofm cap



Laiwe Braiers un Süsters,

siewentig Jaohre naoh me tweren Wiältkruige in düesem Jaohr sall ues Grund giewen ues met diäm Thema te beschäftigen. Twelf Jaohre Nazidiktatur: Sess Jaohre imme Friän – sess Jaohre Kruig. Oine Katastrophe aohne Vergluik in de Geschichte. 36 Milliäonen Däoe, daovan sess Miliäonen ümmebrachte Juhen. Üewer fiftig Länner verwickelt in oinem Kruige dai van Duitskland iut anzettelt waoren was.

Van diänen, bai düese Tuit ärre Erwachsene erliäwet hiät, liäwen bläos näoh wennige Luie.

Ärre Jugendlicher froggere ieck muine Mömme (Jaohrgang 28) oinmaol: „Biu kann dat alles passoiern?“ Dao segg sai föür mui: „Ui, jungen Luie, könnt Uch nit vöörstellen, biu gräout dai Druck wass, unner diäm me liäwene in diän Jaohren.“

Oinigen waoren dai Nazis genehm. Ne gräoute Tal an Luien sin oinfach bläos metloapen un ne ganz gräoute Tal hett wiägkuiket vöör Verbriäken un Grausamkait.

Ett ies säo noirieg opptepassen, dat düese Wahnsinn nit näou oinmaol passoiert. Bat ues blitt ies, ues fake dao aan te entsinnen un dann äok te dauen bat müegliek ies.

Fui briuket staarke Luie bai „nit met diän Wülwen huilet“. Ieck well Uch vandage twoi van diänen vöörstellen. Et dait ues guett te saihen, dat me sieck nit bläous „naoh de Decke strecken mochte“. Sai hett betaohlt met ärrem Liäwen; daovöör owwer hett sai ärre Würde wahret un ues en gräout Boispiell giewen.

Et sin ne Ordensfrugge un en Ordensmann. Boide sin westfäölske Landsluie van ues, boide hett dai Hölle imme KZ metmaket. Et sin Süster Angela Autsch iut Röllecken, en klain Daorp tüsker Attendorn un Olpe, un Brauer Servulus Patermann iut Bühne in Ostwestfaolen, tüsker Warburg un Höxter. Hai wass en Metbrauer van mui, Kapuziner. Suin Liäwen heww ieck vöör twoi Jaohren nöchter oppaarbet.

Sr. Angela Autsch geng met draiendietig Jaohren in Mötztal in Tirol in oine Ordensgemeinschaft, dai viel in Spanien aarbet fäör Gefangene. Naoh diäm Anschluet van Österreich an Duitskland segg sai: „Hitler ies ne Goissel fäör ganz Europa.“ Prompt verraoh oiner vamme Daorpe düesen Iutspruak. Dai Gestapo breng sai 1940 in't KZ Ravensbrück. Dai Anklage was: „Führerbeleidigung und Wehrkraftzersetzung“. Imme KZ holp sai diän annern Gefangenen un möggere sieck ümme ärre Waohl säou guett sai konn in diese Hölle. Twei Jaohre läter brachen sai dai Süster naoh Auschwitz. Daoh harre sai in de Wäskenkamer te aarboien un siek üm et Verdoilen vamme Iäten te kümmern. Sai gaffte waarmes Water un Soipe taume Wasken dao, bo et am moisten fiählere; Näggere Kloidungsstücke fäör Fruggen un versteckte Kranke in dai Kloiderkamer, ümme siek te resten un wuier bui Kräften te kuemen. Oine Metgefangene jüdische Ärztin schrief: „Angela kam in diese Irrenanstalt biu en sanftet Lächeln van de Sunne, wann sai amme Maoren oppgeut. In düem fürchterliken Elenne was sai biu oine Insel der Zärtlichkeit.“ („In dieses Irrenhaus kam Angela wie ein Lächeln der Morgenröte, wie ein Strahl des Sonnenlichtes. Inmitten des fürchterlichen Elends entstand hier eine Insel der Zärtlichkeit.“)

Sai starw naoh oinem Bombenangriep van amerikanisken Bombern amme 21. Dezember 1944.

Dai twerre Persäon ies en Metbrauer van mui, oiner van insgesamt sess Braiers van muine Ordensprovinz, baiimme KZ wiäsen sin (fuif in Dachau, oiner in Auschwitz). Hai ies äouk iut Westfaolen, iut Bühne, säo tüsker Warburg un Höxter, drümme heww ieck iärne iutsocht.

Ieck entsinne mieck an oine Situatiäoun dai wahne oigen was. In diän Jaohren, bao ieck Student was in Mönster, säou ümme 1978 kam Metbrauer P. Wigbert Beckers iut uesem Klöster in Werne a.d. Lippe mangest te Besauk naoh Mönster. Hai was all aold un drai Jaohre imme KZ Dachau wiäsen bit taume Schluet. Owwer hai harre üerwerliärwet, anners biu Br. Servulus, bai met iäme tesammen naoh Dachau kuemen was. Fui jungen Studenten fraogeren iäne üewer dai schwaore Tuit. Me woit jao, dat dai moisten in't KZ wanneren ümme schikanoiert te waären – un ümme Angest te maken in de Bevölkerunge. Ieck froggere iähne: „Bat fäör ne Grund harren sai, ümme Uch aftehalen un in't KZ te brengen?“ Ieck entsinne mieck, et was ne oigenartige Situatiäoun. Hai kuik mieck nit aan un gaffte ne Antwaort, biu iut ne anneren Wiält. Hai kuire laise: „Hai hett Juden te iäten giewen!“ Et was mi nit klaor gnaug dai Antwaort. Bat harr hai saggt? Et schaot mi dör en Kopp: Juden te iäten giewen ... Fäör mui jungen Studenten ohne dai Vergangenhait, *was dat ne Held*. Drümme fraogere ieck näo maol naoh. Un hai gaffte, wahne schui, näomal dai selwe Antwaort: „Hai hett Juden te iäten giewen!“ Un wuier kuikere hai mieck nit aan, säou biu wann hai seggen woll: „Dat was jao äok nit statthaft. Me draffte dat jao äok nit dauen.“ Ieck fraoge mieck: „Hett dai Nazis et schappet, iäme diän Kopp te wasken?“ Ieck fraogere nit me naoh, hai konn nit schlaopen, biu hai ues saggte, naoh all diän Erinnerungen, bai wuier häoge kamen. Met üewer niegentig Jaohren starw hai 1981.

Niu opp häohduitsk dai Bericht von P. Wigbert, dat dai, bai nit platt verstoiht, äok bat dao van hett:

Am 28. Dezember 1942 – gegen 12 Uhr“ – so erinnert sich P. Wigbert – „kamen vier Kriminalbeamte aus Saarbrücken. Der Leiter ließ die Gemeinschaft (von St. Gangolf / Mettlach / Saar, Anm.) zusammenkommen und erklärte uns, wir seien verhaftet. Wir mussten in einem Zimmer zusammenkommen, und er erklärte uns, wir seien verhaftet. Der Leiter forderte den Hausoberen P. Matthias auf, ihn zu begleiten; er müsse eine Hausdurchsuchung vornehmen. Jeder Schrank und jede Schublade wurde aufgemacht und durchsucht ... Sechs Stunden lang. Dabei fand der Beamte in einer Truhe ein kleines Säckchen mit Mehl (zehn Pfund).

Er fragte den Oberen, woher das Mehl sei. Dieser wusste nichts davon. Daraufhin ging er mit P. Matthias in die Küche und fragte den Bruder Koch, woher das Mehl sei. Der

Bruder gab zur Antwort, das habe Br. Servulus mitgebracht. Nun kam der Leiter in das Zimmer, wo wir zusammen waren und rief Br. Servulus heraus. Auf dem Flur hörte ich noch, wie er den Bruder fragte, woher das Mehl sei. Dieser antwortete: „Das habe ich von einem guten Freund geschenkt bekommen.“ – „Wie heißt der Freund?“ – „Das sage ich nicht; einen Freund der mir Gutes getan, kann ich nicht verraten!“ – „Wo wohnt der Freund?“ – „Auch das sage ich nicht!“ – „Sie werden es noch sagen!“

Abends kam ein Lastwagen von Merzig und man lud alle Lebensmittel auf (die im Haus waren). Der Leiter betrat das Zimmer und sagte: „Pater Wigbert und Bruder Servulus: Zivil anziehen (Anm. des Predigers: d.h.: Ordenskleid ablegen – man wollte keine Skandale bei möglichen Passanten provozieren) und mit zur Vernehmung nach Saarbrücken!“

(Nach Tagen im Untersuchungsgefängnis) holte man uns ab zum getrennten Verhör. Während meines sechs Stunden dauert, war Br. Servulus schon nach einer Stunde fertig. Er hat den Namen des Wohltäters nicht verraten.“

Nach Einzelhaft bekommen beide am 2. März einen Haftbefehl ausgeliefert. Am 15. März sehen sich die beiden Gefangenen wieder. P. Wigbert hört von der Vernehmung seines Mitbruders. Der Beamte habe ihm gesagt: „Wenn Sie den Namen des Wohltäters nennen, sind Sie frei. Andernfalls kommen Sie ins Konzentrationslager.“ Br. Servulus blieb standhaft ...“ (P. Wigbert Beckers).

Nun der Kreuzweg nimmt seinen Lauf. Nach tagelangen Aufhalten in Sammelstellen Ludwigshafen, Würzburg, Nürnberg – teilweise schon zerstörten Städten – geht es nach Dachau. Dort treffen sie auf P. Hugo Montwé, Mitbruder und Guardian aus Dieburg, der mit P. Evarist Sauer schon seit zwei Jahren inhaftiert ist – wie die beiden Neuankömmlinge ohne klaren Grund ihrer Verhaftung. Ein anderer Mitbruder P. Dionysius Zöhren war zwei Monate vorher an Typhus umgekommen. P. Hugo vermittelt Br. Servulus zur Operation seines Wasserbruches in den Krankenhausbau des KZ's. Ab dann weiß niemand mehr etwas vom anderen. Ein Zufall klärt die letzten Tage des Br. Servulus auf. P. Wigbert arbeitet auf einem Versuchsfeld. Bei einem Gespräch mit einem anderen Häftling, Diplomlandwirt Reuter aus Düsseldorf, fällt der Name Patermann. P. Wigbert hakt ein, „handelt es sich um Alfons Patermann?“ Ja, er habe neben ihm gelegen. „Er hätte nicht sterben brauchen. Der Obercapo hatte angeordnet, Darmoperierte dürften keine festen Speisen bekommen. Nur einen halben Liter Kaffee habe man ihm täglich zu trinken gegeben. 15 Tage nach seiner Operation, am 16. März um 4 Uhr, Reuter hatte sich dieses Datum gemerkt, bekam Br. Servulus einen Herzschlag und war sofort tot.“

Menschenverachtend, kalt und verlogen die Nachricht von SS-Sturmbannführer – seine Unterschrift kaum zu entziffern. – Hier folgt das wörtliche Zitat des Briefes an seine *Mutter*:

„Sehr geehrte Frau Patermann! Ihr Sohn Alfons Patermann, geb. 21.12.01 zu Bühne/W. meldete sich am 21.3.43 krank und wurde daraufhin unter Aufnahme im Krankbau in ärztliche Behandlung genommen. Es wurde ihm die bestmögliche medikamentöse und pflegerische Behandlung zuteil. Trotz aller angewandten ärztlichen Bemühungen gelang es nicht, der Krankheit Herr zu werden. Ich spreche Ihnen zu diesem Verlust mein Beileid aus. Ihr Sohn hat keine letzten Wünsche geäußert. Die Zusendung des Nachlasses wird mit der Staatspolizeistelle Saarbrücken geregelt, Sie erhalten Nachricht ...SS-Sturmbannführer“.

P. Wigbert schließt seinen Bericht: „*So musste unser guter Servulus auf so tragische Weise sein Leben opfern. Ihm ist dadurch für später viel bitteres Leid erspart geblieben. Einen lieben Mitbruder haben wir verloren (sagt er seinen Mitbrüdern, Anm.), der sein Leben als Märtyrer der Treue hingegeben hat. Er hätte sein Leben retten können, aber er gab es hin, um das*

*Leben eines andern zu schützen, und darin zeigt sich wirklich Br. Servulus' ganze menschliche Größe.“*

„Kann me naoh Auschwitz näoh an Guott gloiwen?“ Hett oiner fraoget: En annerer dao opp: „Kann me naoh Auschwitz näoh an diän Mensken gloiwen?“

Br. Servulus gieht ues ne Antwaort opp boide Fraogen: nit däör Waorte – däör Schwiigen amme rechten Aort un däör diän Insatt van suinem oigenem Liäwen. Dai Schergen vamme Regime härren iären Triumph, wann hai iut Angest ümme sin oigen Liäwen dat Liäwen van oinem annern in Gefaohr bracht härre.

Et giet Situatiäonen bao dai oinzige Antwaort, bai ues blit, dai ies, sin oigen Liäwen henne te giewen. Buinaoh härre me Gründe hatt, diän Gläowen an Guott un an dai Mensken opptegierwen. Met Luie biu Sr. Angela un Br. Servulus ies en Stück Liäwen terügge kehrt.

Uese Tuit briuket Mensken, dai iut oinem Oigenstanne riut liäwet un hannelt. Kaine Marionetten un Massenmensken biu dai Nazis dat briuket hett. Kaine Mensken, bai dai Fahne naoh me Wind dregget. Uese Tuit briuket Mensken, bai iut daipen Grunne liäwet, leßtverantwortliek bläos diäm Geheimnisse vammme Liäwen, Guott, diäm Schöpfer un Erholler.

Uese Tuit briuket Luie, bai siek nit bestemmen laotet van de Angest ümme dat klaine Ieck un ümme dat Liäwen. Denn „ois bai dai Angest verlaoren hett vöör diäm Däout, fanget aan te Liäwen.“

Uese Tuit briuket Mensken, bai guere Prinzipien hett un sieck dao aan iutrichtet. Biu segget en wuiser Mensk iut diäm ollen Griechenland: „Gieff mi oinen Punkt un ieck hiewe dai Wiält iut diän Angeln.“

Uese Wiält briuket Mensken, bai vull sin van Gläowen un Truggen, bai opp dat Waort Jesu trugget: „Hewwet kaine Angest vöör diänen bai Uggen Luif morden könnt owwer nit ugge Siäle.“

# Hintergründe

## XXIX.

### Christentum und Militarismus

#### Was sagt Domkapitular Dr. Albert Stöckl [1823-1895] zu diesem Thema?<sup>1</sup>

Von Josef Griesbauer

Der nachfolgende Beitrag von Pfarrer Josef Griesbauer, etwa in der Zeit 1948-1950 als Faltblatt für den wiederbegründeten Friedensbund deutscher Katholiken gedruckt, vermittelt am Beispiel von Albert Stöckl (1823-1895), welche weitsichtigen antimilitaristischen Positionen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Raum der römisch-katholischen Kirche vertreten werden konnten. – Nicht unberücksichtigt bleiben darf an dieser Stelle, dass der geistliche Zentrumsolitiker Stöckl sowie der ebenfalls im Aufsatz genannte Alban Stolz nach Ausweis von Olaf Blaschkes Studie „Katholizismus und Antisemitismus im deutschen Kaiserreich“ (Göttingen 1997) dem ‚katholischen Antisemitismus‘ der Kaiserzeit zugeordnet werden müssen.

P.B.

Im Oktober 1947 wurde im bayerischen Landtag ein pazifistisches Gesetz angenommen mit folgendem Wortlaut:

„Bayern bekennt sich zu Frieden, Freiheit und Völkerverständigung. Der Krieg ist durch das Völkerrecht geächtet. Die bayerische Volksvertretung steht zu den Grundsätzen des Völkerrechts und erläßt das folgende Gesetz: Kein Staatsbürger kann zu Militärdienst oder zur Teilnahme an Kriegshandlungen gezwungen werden. Aus der Geltendmachung dieses Rechtes darf ihm kein Nachteil erwachsen.“

Dieses fortschrittliche Gesetz beweist, daß der bayerische Landtag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung ganz zu Unrecht als Hort der Reaktion verrufen ist. Es ist natürlich, daß die Anhänger der sogenannten Kriegsdienstverweigerung zunächst in der jüngeren Generation zu finden sind; sie werden selbstverständlich von den unverbesserlichen alten Militaristen empört abgelehnt, oder auch mit pharisäischer Geste ignoriert. „Man sagt mitleidvoll, diese jungen Leute habe der Krieg verdorben und radikal gemacht; ja man geht so weit, daß man sie als Schwärmer und Phantasten brandmarkt und für unzurechnungsfähig erklärt.

Zwischen den beiden Weltkriegen stand den Förderern der militärischen Aufrüstung eine kläffende Pressemeute zu Diensten. Unheilvoll wirkten auch die kleinen Provinzwinkelblättchen durch ihre naive Propaganda für die *Wehrhaftmachung des Volkes*, wie man das in so harmlos-famoser Weise damals nannte. Militaristische Fanatiker wird es allerdings immer wieder geben, aber der obige Parlamentsbeschluß gegen die allgemeine Wehrpflicht läßt trotz allem eine weitgehende Gesinnungs- und Stimmungsänderung für die Zukunft im Sinne einer konsequenten pazifistischen Entwicklung erhoffen. Bei dieser Gelegenheit sei an die Tatsache erinnert, daß es schon vor 60 und 70 Jahren, also in einer gewissen Blütezeit des speziell preußischen Militarismus, deutsche Männer gegeben hat, die den Mut fanden, gegen das mi-

---

<sup>1</sup> *Griesbauer, Josef* (Pfarrer in Großfalterbach): „Christentum und Militarismus. Was sagt Domkapitular Dr. Albert Stöckl zu diesem Thema?“ – Als Manuskript gedruckt für den Friedensbund deutscher Katholiken. Vertrieb: Pfarramt Großfalterbach (Landkreis Neumarkt / Oberpfalz), Post Batzhausen. Ohne Jahresangabe [ca. 1948-1950?] [Faltblatt, 4 Seiten; benutzt: Exemplar aus dem Nachlass des Publizisten Georg D. Heidingsfelder in der „Sammlung Stankowski“ – Archiv der Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn]

litaristische System Stellung zu nehmen. Bedeutungsvoll sind in dieser Beziehung die vielgelesenen Werke der badischen Volksschriftsteller Alban Stolz<sup>2</sup> [1808-1883] und Heinrich Hansjakob [1837-1916]. In der breiten Öffentlichkeit weniger bekannt sind die wissenschaftlichen Abhandlungen des Eichstätter Philosophieprofessors Dr. Albert Stöckl [1823-1895], der im Jahre 1895 als Domkapitular in der Bischofsstadt Eichstätt gestorben ist.

Im Jahre 1880 veröffentlichte dieser hervorragende Gelehrte ein dreibändiges Werk: Das Christentum und die großen Fragen der Gegenwart. Im dritten Band dieses Werkes ist auf den Seiten 60 bis 87 eine interessante Studie zu finden über den Militarismus in den modernen Staaten. Die Einleitung hierzu lautet:

„Eine charakteristische Signatur unserer modernen Staaten ist der Militarismus. Er hat in einer Weise sich entwickelt und hat eine Ausdehnung angenommen, wie die ganze Geschichte davon kein Beispiel kennt. Man kann sagen, daß unsere modernen europäischen Staaten förmlich in Waffen starren. Ungeheure Armeen werden gebildet und stehen jeden Tag kampfbereit da, um auf den Gegner sich zu stürzen und Blut in Strömen zu vergießen. Riesige Summen werden aufgewendet, um diese Armeen zu erhalten und mit allen Kampfmitteln auszurüsten, die der fortgeschrittene Menschengest nur immer ersinnen mag. Bajonette blitzen durch das ganze Land und der Donner der Kanonen erdröhnt auch in Friedenszeiten mit mächtiger Gewalt allüberall. Das Volk erlustigt sich an dem militärischen Gepränge; auch jene, die nicht mehr unter den Waffen stehen, sammeln sich in Kriegervereinen, um den militärischen Geist nicht „erlöschen zu lassen; selbst, die Kinder leben sich bereits in das Waffenspiel hinein und lieben es, mit den äußeren Zeichen des Militarismus zu paradieren. Das Militärische nimmt an Ansehen und Rang die erste Stelle im Staate ein; die militärische Uniform gilt als die erste und vornehmste. Den Militärgewalten muß alles übrige weichen. Wie erklären wir uns diese Erscheinung?“

In eingehender Untersuchung werden dann die Begriffe „Volksheer“ und Berufsheer“ behandelt. Bezüglich des Systems der allgemeinen Wehrpflicht wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß Preußen mit seinem Beispiel vorangegangen ist und die anderen Staaten gezwungen waren, diesem Beispiele zu folgen. Der Zusammenhang zwischen allgemeiner Wehrpflicht und Krieg wird auf Seite 67 folgendermaßen dargelegt:

„Es ist klar, daß die Anwendung und Durchführung des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht den Staat, in welchem solches geschieht, zu einem einzigen großen Militärlager, zu einer einzigen großen Kaserne machen muß. Werden alle Volkskräfte, die nur überhaupt waffenfähig sind; in einem einheitlichen militärischen Organismus zusammengefaßt, und bleiben sie diesem Organismus einverleibt, solange sie überhaupt noch eine Muskete tragen können, so ist das Volk im Grunde nur eine große Armee; der Begriff des Volkes geht nahezu in dem Begriffe der Armee auf.“

---

<sup>2</sup> [In ihrem Beitrag „Friedensbemühungen“ für einen regionalen, ökumenischen Kirchengeschichtsband weist Barbara Henze aber auch auf folgende Ausführungen von Alban Stolz hin, die am 16. August 1914 im *St.-Lioba-Blatt* erneut abgedruckt worden sind: „Es kann unter Umständen Gott gefällig sein, in den Krieg zu ziehen. Vor allem ist es ein heiliger Krieg, wenn man gegen Feinde kämpft, welche das Christentum und die katholische Kirche zugrunde richten wollen; wer in einem solchen Kampfe sein Blut vergießt, der verdient einigermaßen den Märtyrern beigezählt zu werden. Aber auch dann, wenn das Vaterland ungerechterweise angegriffen wird von auswärtigen Feinden, so ist es nicht nur erlaubt, daß man Gewalt mit Gewalt abtreibt, wie man sich auch gegen einen Räuber zur Wehr setzen darf, sondern es ist zugleich ein verdienstvolles Werk. Denn wer den Feind vom Vaterland austreibt oder abwehrt, der befreit zahllose Familien von Plünderung, Mißhandlung und Gewalttätigkeit aller Art.“ Literatur: Henze, Barbara: Friedensbemühungen. In: Blümlein, Klaus / Feix, Marc / Henze, Barbara / Lienhard, Marc / ACK (Hg.): Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend. Ubstadt-Weiher / Heidelberg / Basel: verlag regionalkultur 2013.]

In dem Maße aber, als solches geschieht, wächst auch die Militär-Macht eines solchen Staates; er kann ja im Falle eines Krieges nicht etwas Tausende, sondern Hunderttausende von Kriegeren dem Feinde entgegenwerfen; und dabei bleibt seine Macht doch noch immer unerschöpft, weil er im Notfalle noch bis zum Landsturm zurückgreifen und die letzten Kräfte des Volkes auf das Schlachtfeld führen kann. Und das ist noch nicht alles. Wenn der Jüngling schon von dem Augenblicke an, wo er nur ein Gewehr tragen kann, in die militärische Uniform gesteckt wird, und diese im Grunde genommen bis in sein hohes Alter gar nicht mehr ablegt, so kann es nicht anderes kommen, als daß in einem solchen Volke, das beständig uniformiert einherschreitet, der militärische Geist obenauf kommt und das ganze Volksbewußtsein für sich in Beschlag nimmt.

Die Bürger eines solchen Staates werden sich in erster Linie als Soldaten fühlen; der Soldatengeist wird den bürgerlichen Geist absorbieren, und wenn dann die staatliche Autorität den Ruf zum Kriege ergehen läßt, dann wird ihr nicht bloß eine ungeheuere militärische Macht zu Gebote stehen, sondern es wird ihr auch der militärische Geist des Volkes entgegenkommen; jauchzend wird ihr das uniformierte Volk in den Krieg folgen, möge nun die Veranlassung und der Zweck des Krieges sein, welcher er wolle. Denn der Soldatengeist fragt nicht, ob der Krieg gerecht oder ungerecht sei; der Soldat will nur Gelegenheit zur Ausübung seines kriegerischen Handwerkes, und wenn ihm diese gegeben wird, sei es auf was immer für eine Weise, dann ist es ihm ganz gleichgültig, was Vernunft und Gerechtigkeit dazu sagen mögen. So ist ein solcher Staat schon in Kraft seiner militärischen Einrichtung auf den Krieg gestellt; er ist im eigentlichen Sinne ein Kriegsstaat; es ist gar nicht möglich, daß er auf eine lange Zeit Frieden halten könne; er muß von Zeit zu Zeit seiner Militärmacht Beschäftigung, dem militärischen Geiste des Volkes Befriedigung geben, schon aus dem Grunde, weil sonst die Gefahr nahe stünde, daß dieser militärische Geist des Volkes sich abschwäche und dann gegebenenfalls nicht mehr auf die volle Energie und auf den vollen Elan desselben gerechnet werden könnte.“

Das System des Militarismus und der allgemeinen Wehrpflicht führt nach Dr. Stöckl notwendig zur Negation allen Völkerrechtes und damit zu einem allgemeinen Wettrüsten der Staaten. Sein Urteil über die Entwicklung des Militarismus faßt er auf Seite 70 folgendermaßen zusammen: „Die Art und Weise, wie er entstand und die Ursachen, welche ihn notwendig machten, weisen schon daraufhin, daß der Militarismus schlechterdings im Widerspruch steht mit der natürlichen und christlichen Ordnung, und daß er daher von diesem Standpunkt aus als eine ganz unberechtigte Institution betrachtet werden müsse.“

Zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen Militarismus und Naturrecht wirft Dr. Stöckl die Frage auf:

„Ist die staatliche Autorität berechtigt, den Söhnen des Volkes die Pflicht aufzulegen, persönlich, sei es auf längere oder kürzere Zeit, Waffen- und Kriegsdienste zu leisten? Oder beschränkt sich vielmehr ihre Berechtigung nur darauf, die Staatsbürger auf dem Wege der Besteuerung zur Beschaffung der notwendigen Geldmittel heranzuziehen, um damit ein Heer von Berufssoldaten zu bilden und zu unterhalten, die als solche freiwillig den Waffendienst als ihren Lebensberuf wählen?“ Schon die Art der Fragestellung läßt erkennen, daß die Antwort zugunsten des Berufsheeres gegen die allgemeine Wehrpflicht ausfällt. „Die staatliche Autorität ist dazu da, um das Leben, die Gesundheit und die Wohlfahrt der Staatsangehörigen zu schützen, nicht aber, um diese Güter für staatliche Interessen, die noch dazu gar häufig nur *vorgeblich* im Interesse der Gesamtheit liegen, in Anspruch zu nehmen.“

Ein geradezu katastrophales Urteil über den pädagogischen Wert des militärischen Systems finden wir auf Seite 73:



„Wir wollen von den sittlichen Schäden des Kasernenlebens gar nicht sprechen, die liegen ja so offen vor Augen, daß sie nur ein Blinder nicht sehen könnte. Aber das sagen wir, daß eine bloß äußere Disziplin – und eine solche ist ja bloß die militärische Zucht – allerdings den Anstand und die Proprietät [*Sauberkeit, Reinlichkeit*] in der äußeren Haltung fördern und den jungen Menschen zu einem geordneten äußeren Leben erziehen, niemals aber einen sittigenden Einfluß auf ihn ausüben, niemals ihn moralisch erziehen kann ... Aber wenn auch alle die gedachten Vorteile wirklich gegeben wären, so könnten solche Utilitätsgründe doch nie ein Recht begründen, d.h. sie könnten niemals für die staatliche Autorität ein Recht schaffen, das sie an und für sich nicht besitzt und nicht besitzen kann, das vielmehr in Kraft ihrer wesentlichen Stellung und ihres Verhältnisses zu den Untertanen ausgeschlossen ist. Um ein Recht zu begründen, dazu gehören andere Rechtstitel als die bloßen Rücksichten der Utilität, selbst wenn diese letztere nicht so fraglich wäre, wie es hier des Fall ist.“

Auf Seite 78 ff. wird der Militarismus noch beleuchtet in seinen destruktiven Wirkungen auf *Kultur* und Volksleben:

„Der Militarismus vernichtet aber nicht bloß die Volksfreiheit, sondern er ist auch verhängnisvoll für die höheren, idealen Bestrebungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst ... Der Militarismus kann nur eine ganz nüchterne und ideenlose Weltanschauung zur Folge haben ... Wir können dreist sagen, daß wir die ungeheure Ausbreitung der materialistischen Weltanschauung ... zum guten Teile der Überwucherung des Militarismus ... zu verdanken haben.

Nicht minder empfindlich wie Kunst und Wissenschaft leidet unter dem Einflusse des Militarismus das eigentliche Volksleben ... Den Beleg dazu bietet die Erscheinung, daß heutzutage die Kriegervereine wie Pilze aus der Erde hervorschießen und sich im Volksleben immer mehr Terrain erobern. Kriegerische Reden und chauvinistische Expektorationen werden in solchen Kreisen am liebsten gehört.“

Als Abschluß seiner ausgiebigen Studie stellt Dr. Stöckl den militaristischen Staaten und Völkern gleichsam das Horoskop mit folgendem Ausblick:

„Sollen die modernen Staaten wieder in einen Zustand zurückkehren, welcher der natürlichen und christlichen Ordnung entspricht, dann müssen sie wie so vieles andere so auch den Militarismus darangeben. Sie müssen alles daransetzen, um das internationale, das Völkerrecht wieder aufzurichten und damit wieder geordnete internationale Zustände herzustellen. Und sind diese wieder hergestellt, dann müssen sie abrüsten, aber nicht etwa bloß derart abrüsten, daß bloß die Präsenzzeit der Soldaten abgekürzt wird, im übrigen aber alles in statu quo bleibt, das würde gar nichts nützen; denn wer das Prinzip beibehält, für den sind auch die Konsequenzen unvermeidlich. Nein, es muß das Prinzip aufgegeben, es muß die Wurzel des Militarismus abgeschnitten werden, wenn gründlich geholfen werden soll. Und dieses Prinzip, diese Wurzel ist das Konskriptionssystem mit seiner allgemeinen Wehrpflicht. Wenn diese Wurzel nicht ausgerissen wird, dann ist schlechterdings gar keine Änderung zum Besseren zu hoffen; der Militarismus wird stehen bleiben nach wie vor und fortfahren, mit seiner ganzen Wucht auf die Völker zu drücken, bis er sie erdrückt hat. Diese Zumutung wird manchem als ungeheuerlich erscheinen; aber wir sind gewohnt, die ganze und volle Wahrheit zu sagen, weil nur dadurch, daß die ganze und volle Wahrheit erkannt und ins Leben eingeführt wird, eine gründliche Heilung schwebender Mißstände ermöglicht ist. Wir wissen allerdings, daß wir vorläufig tauben Ohren predigen; aber wir sind der Überzeugung, daß die immer mehr steigenden Übel, mit denen der unablässig fortschreitende Militarismus die Gesellschaft überschüttet, die Völker und die Ge-

walthaber zuletzt zwingen wird, dem von uns ausgesprochenen Gedanken Raum zu geben und auf die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht und des Konskriptionssystems überhaupt zu denken. Es müßte nur sein, daß die Kulturperiode der europäischen Völker bereits zu Ende und die Zeit bereits gekommen ist, wo sie ins Grab des militärischen Despotismus hinabsinken sollen. Die Stellung, in welche sie sich zum Christentum als zu ihrem Kulturprinzip tatsächlich gestellt haben, möchte solches allerdings vermuten und befürchten lassen.

Aber wir glauben es doch nicht und hoffen daher unentwegt auf ein endliches Erwachen des wahren und echten Volksgeistes, der die Ketten des modernen Militarismus abschütteln und auf dem Boden der Freiheit eine neue, segensreiche soziale Entwicklung inauguriert wird.“

Wenn wir am Schlusse dieser Skizze nochmal uns vor Augen führen, daß die dargelegten Anschauungen und Überzeugungen schon vor einem reichlichen Menschenalter zur Blütezeit des preußischen Militarismus niedergeschrieben und gedruckt worden sind, so kommt uns so recht zum Bewußtsein, daß nur ein Mann von der überragenden Geistesgröße eines Dr. Albert Stöckl sich solch kühne Vorstöße gegen die öffentliche Meinung leisten konnte.

Wenn dieser prominente Eichstätter Gelehrte erst den Wahnsinn der beiden Weltkriege erlebt hätte, so würde er heute erst recht ein durchaus vernichtendes Urteil fällen über jede Art von Militarismus und er würde zweifellos als geistiger und geistlicher Kämpfer in den vordersten Reihen der pazifistischen Front stehen, um das volle Gewicht seiner Gelehrsamkeit in die Waagschale zu werfen im Kampfe für Völkerverständigung und für das Recht zur Kriegsdienstverweigerung.

Josef Griesbauer  
geb. 20.5.1892 in Röttenbach  
Pfarrer in Großalfalterbach  
Landkreis Neumarkt (Oberpfalz)

## XXX.

# Lokalgeschichte als Mentalitätsgeschichte

## Die Herausbildung eines katholisch-nationalistischen Milieus in Sundern im Kaiserreich 1871 – 1914

Von Werner Neuhaus

Dieser Beitrag ist eine vom Verfasser im April 2015 umgearbeitete und erweiterte Fassung folgender Veröffentlichung:

*Neuhaus, Werner: Lokalgeschichte als Mentalitätsgeschichte. – Die Herausbildung eines katholisch-nationalistischen Milieus in Sundern im Kaiserreich 1871-1914. In: Sauerland Nr. 4/2008, S. 183-189.*

Die Geschichtswissenschaft ist eine revisionistische Wissenschaft schlechthin. Durch Erschließung neuer Quellen sowie durch Konzentration auf bis dahin vernachlässigte Bereiche der Gesamtgeschichte kommt sie zu immer neuen Erkenntnissen und revidiert dabei pausenlos das Bild, das Historiker vorher als für ihre Zeit gültig herausgearbeitet hatten. Diesen Prozess kann man auch anhand der Historiographie zum Deutschen Kaiserreich beobachten. Während seit den 1960er Jahren Vertreter der Wirtschafts-, Sozial- und Gesellschaftsgeschichte Methoden und Ziele eher traditioneller Historiker, die sich weitgehend auf die „Große Politik“ von Militär-, Geistes- und Diplomatiegeschichte spezialisiert hatten, angriffen, sind seit etwa 20 Jahren eben diese Sozialhistoriker das Ziel teilweise heftiger Kritik von Fachkollegen. Diese behaupten u. a., dass nur durch eine stärker kultur- und mentalitätsgeschichtlich ausgerichtete Forschung Phänomene wie „Nationalismus“ oder „Militarismus“, aber auch Milieus, Mentalitäten und Aspekte der Alltagsgeschichte in den Griff zu bekommen seien. Dabei wenden sich diese Historiker verstärkt überschaubaren Einheiten wie Regionen, Städten und Gemeinden zu, da man dort konkreter und anschaulicher Wandel und Beharrung von politischen, religiösen, sozialen und kulturellen Einstellungen untersuchen kann.

Der folgende Beitrag geht davon aus, dass Gesellschafts- und Kulturgeschichte sehr wohl miteinander verknüpft werden können, und versucht, anhand einer Analyse von Schul-, Vereins- und Pfarrchroniken der Freiheit Sundern wesentliche mentalitätsgeschichtliche Aspekte, die auch für andere Gemeinden des ehemaligen kurkölnischen Sauerlandes von Bedeutung sein könnten, zu erschließen.

### 1. Der Kulturkampf

Die neu gegründete Zentrumsparterie als Vertreterin des politischen Katholizismus hatte die Annahme der in ihren Augen zu „preußischen“ Reichsverfassung zwar abgelehnt, aber dennoch befürwortete der kirchenpolitische Wortführer des katholischen Deutschland, Bischof Emmanuel von Ketteler, auf dem Mainzer Katholikentag von 1871 die Mitarbeit der katholischen Staatsbürger im neu gegründeten Kaiserreich: „An Vaterlandsliebe wollen wir Katholiken wirklich keinem nachstehen.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Rudolf Morsey: Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg, in: Gerhard A. Ritter, Hg., Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 270-298, S. 271.

Dieses Bekenntnis galt zunächst auch für Sundern, denn obwohl fünf Sunderaner „Krieger“ im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 gefallen waren, stand auch dort das Kaiserreich zunächst hoch im Kurs. So notierte Pfarrer Kleff wenige Wochen nach der Reichsgründung in seiner Pfarrchronik:

„Kaisers, Königs Geburtstag. Am 22. März 1871 wurde am Geburtstagsfeste Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. nicht nur von Pfarrer Joseph Kleff ein Hochamt gehalten, sondern derselbe ließ auch nach dem Hochamte eine große Pause mit allen Glocken läuten.“<sup>2</sup>

Dies wäre seinem Nachfolger Christian Mittrop, der von 1873 bis 1885 in Sundern wirkte, vermutlich nicht im Traum eingefallen, denn in seine Amtszeit fällt das Ereignis, das die politische und mentale Entfaltung des vorherrschenden Milieus in Sundern fundamental prägte: der Kulturkampf. Als im Bistum Paderborn die Verurteilung und Ausweisung des ultramontanen Bischofs Konrad Martin<sup>3</sup> bei der katholischen Bevölkerung helle Empörung auslöste, reagierten die Behörden mit Verboten gegen das Verlesen des bischöflichen Abschiedsbriefes in den Kirchen. Ganz offensichtlich haben sich hiesige Geistliche nicht daran gehalten, denn am 30. Mai 1874 meldete der Allendorfer Amtmann Riedel dem Oberstaatsanwalt in Arnsberg, dass „der Pfarrer Schwickardi zu Hagen das Verlesen des genannten Hirtenschreibens zugestanden“ habe, „die Pfarrer Mittrop zu Sundern, Schulte zu Stockum und Volmar hier (d. h. in Allendorf) aber die Aussage darüber verweigert“ hätten.<sup>4</sup> Die beteiligten Priester wurden am 14. Juli 1874 wegen ungesetzlicher politischer Stellungnahme vor das Gericht in Arnsberg geladen, welches sie jedoch freisprach.

Dennoch ging der Konflikt zunächst mit unverminderter Härte weiter, denn im Frühjahr 1875 fragte Landrat von Lilien beim Allendorfer Amtmann Thüsing nach, „welche von den 4 Pfarrern des dortigen Amtsbezirks durch ihr bisheriges Auftreten in kirchenpolitischer Beziehung [...] von dem Amte als Schulinspektor zu entbinden sein werden.“<sup>5</sup>

Thüsing konnte nur wahrheitsgemäß antworten, dass „die Pfarrer des hiesigen Amtes [...] sämtlich, so wie die meisten Geistlichen des Sauerlandes, der ultramontanen, regierungsfeindlichen Partei“ angehörten und dieses durch ihr Verhalten auch öffentlich dokumentierten.

Daraufhin schärfte der Landrat ihm ein, die betreffenden Priester „in Bezug auf ihr Verhalten als Lokal-Schulinspektoren scharf zu überwachen und von jedem Falle der Renitenz gegen die kirchenpolitischen Gesetze oder eines regierungsfeindlichen Einwirkens auf die Lehrer oder den Geist der Schüler“ Anzeige zu erstatten.

Insgesamt sorgte dieses rechtsstaatswidrige Vorgehen der Behörden für viel böses Blut in den katholischen Regionen, und auch im Kreis Arnsberg meldeten die lokalen Behörden dem Landrat, dass die staatlichen Schikanen nur zu einer Solidarisierungswelle der katholischen Landbevölkerung mit ihren „Hirten“ geführt hatten.<sup>6</sup>

So hatte, wie auch in anderen katholischen Regionen, der Kulturkampf das Ergebnis, dass sich viele Katholiken nur noch fester „ihrer“ Kirche verbunden fühlten und mit dem Zentrum die Partei wählten, die die Interessen der katholischen Kirche rückhaltlos unterstützte.

<sup>2</sup> Archiv der Pfarrgemeinde St. Johannes Evangelist, Sundern (=PASu), Pfarrchronik, Eintragung Pfarrer Kleffs, § 120. Zur Stellung des politischen Katholizismus zur Reichsgründung vgl. allgemein Christoph Weber, „Eine starke, enggeschlossene Phalanx“. Der politische Katholizismus und die erste deutsche Reichstagswahl 1871, Essen 1992.

<sup>3</sup> Zu Bischof Konrad Martin vgl. die Ausführungen von Matthias Pape: Die Säkularisation im Herzogtum Westfalen – Tor für den Ultramontanismus, in: Sauerland, Nr. 2/2003, S. 61-66, S. 66. Vgl. dagegen die apologetische Darstellung bei Hans Jürgen Brandt, Karl Hengst, Geschichte des Erzbistums Paderborn, Bd. 3. Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter 1821-1930, Paderborn 1997, S. 131 ff.

<sup>4</sup> Stadtarchiv Sundern (=StASu), Stufe 1, B 780, 30.5.1874.

<sup>5</sup> StASu, Stufe 1, B 516, 19.3.1875. Die im Text folgenden Zitate sind der gleichen Akte, 21.3.1875 und 27.3.1875 entnommen.

<sup>6</sup> Vgl. Bernhard Riering, Chronik der Stadt Allendorf, Dortmund 1972, S. 109. Zum Kulturkampf im kölnischen Sauerland vgl. allgemein Jens Hahnwald: Tagelöhner, Arbeiter und soziale Bewegung in der katholischen Provinz. Phil. Diss. Bochum 2002 (Typoskript), S. 179-201.

So hielt Pfarrer Mittrop am 14.1.1885 rückblickend auf seine Zeit in Sundern fest: „Vor meiner Zeit (d. h. vor 1873) wurde nur liberal, seit ich hier bin, nur für's Zentrum gewählt.“ Erbittert hatte er hinzugefügt: „Ein Dutzend wählt auch jetzt noch lieber einen Sauhirten als einen Reichensperger.“<sup>7</sup> Diese Bemerkungen des Pfarrers werden durch den Blick auf einige Wahlergebnisse in Sundern belegt. Hatten vor und unmittelbar nach der Reichsgründung die Sunderaner ganz überwiegend liberale Kandidaten gewählt, so stimmten sie seit Beginn des Kulturkampfes immer mit großer Mehrheit für das Zentrum und seine Kandidaten. Wie intensiv die Einmischung der Pfarrer in die politischen Wahlen zur Zeit des Kulturkampfes war, kann man daraus ersehen, dass sich die Geistlichen von Hagen, Allendorf, Endorf, Stockum und Sundern bei der Wahl zum preußischen Abgeordnetenhaus im Jahre 1873 als Wahlmänner aufstellen ließen – und alle gewählt worden waren.<sup>8</sup>

Auch als die katholische Geistlichkeit nach dem Abklingen des Kulturkampfes nicht mehr so direkt in die Politik eingriff, blieb das Zentrum über ein halbes Jahrhundert hinweg unangefochten die einflussreichste politische Partei des kurkölnischen Sauerlandes. Als wichtigste Ursache für diese erstaunliche Kontinuität ist die durch den Kulturkampf beschleunigte Entstehung eines bestimmten „soziokulturellen Milieus“ (M. Rainer Lepsius) zu nennen, das auch nach Abebben des Kulturkampfes prägend für die Mentalität der hiesigen Bevölkerung war. Mit Herbert Kühn werden hier drei Faktoren als typisch für dieses „traditionale soziokulturelle katholische Milieu“ angesehen: Erstens das seit Jahrhunderten tief eingeschliffene „katholische Wert und Normensystem“, zweitens eine „totale Ritualisierung des Alltagslebens“, und drittens ein vom lokalen Klerus gesteuertes „Netzwerk katholischer Suborganisationen“.<sup>9</sup> Alle drei Aspekte lassen sich für Sundern und das kölnische Sauerland im Kaiserreich nachweisen, aber im Folgenden soll besonders der letztgenannte Aspekt, das von der katholischen Kirche und ihren Geistlichen geprägte Vereinsleben, untersucht werden.

## 2. Das Vereinsleben und seine Nähe zur katholischen Kirche

Dies gilt zunächst einmal selbstverständlich für die kirchlichen Vereine, obwohl solche häufig in der Euphorie von Volksmissionen gegründeten Vereine wie Jungfrauenvereine, Jünglings-sodalitäten, Mäßigkeitsvereine u. ä. manchmal nach kurzer Zeit „einschliefen“ und in Vergessenheit gerieten oder neu gegründet werden mussten. Andere dagegen, wie die bereits 1716 gegründete Jesus-Maria-Josef-Bruderschaft, waren noch um 1870 in Sundern aktiv.<sup>10</sup> Gerade die Marienverehrung scheint in der Freiheit Sundern äußerst wichtig geworden zu sein, denn neben den ab 1862 häufig stattfindenden Wallfahrten zum Gnadenbild nach Werl und den Mai- und Rosenkranzandachten zeugten auch Bildstöcke von der wachsenden Verehrung der Gottesmutter.<sup>11</sup> Auch die von den jeweiligen Vikaren betreute Borromäus-Bücherei vertrat durch Bereitstellung kirchentreuer Literatur aller Art zielgerichtet den Standpunkt der Kirche in religiösen, politischen, gesellschaftlichen und schulischen Fragen<sup>12</sup>, und natürlich wirkte

<sup>7</sup> PASu, Pfarrchronik, Eintragung Pfarrer Christian Mittrops vom 14.1.1885. – Der bekannte Zentrumspolitiker Peter Reichensperger war der langjährige Reichstagsabgeordnete des hiesigen Wahlkreises.

<sup>8</sup> StASu, St. 1, B 484, 29.10.1873. – Zur klerikalen Wahlbeeinflussung bei preußischen Landtagswahlen vergl. Thomas Kühn: Dreiklassenwahlrecht und Wahlkultur in Preußen 1867 – 1914, Düsseldorf 1994, S. 93 ff.

<sup>9</sup> Herbert Kühn: Katholische und evangelische Milieus. Vermittlungsinstanzen und Wirkungsmuster, in: Dieter Oberndörfer u. a., Hg., Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel. Folgen für das politische Verhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1985, S. 245-261, S. 249.

<sup>10</sup> Paul Fiebig, Chronik der Freiheit Sundern, Sundern 1954, S. 147.

<sup>11</sup> Vgl. allgemein hierzu Westfälisches Schieferbergbau- und Heimatmuseum Holthausen e.V., Hg., Marienverehrung im Sauerland, Brilon 2004; speziell zu Sundern: Michael Schmitt, Geschichte und Gegenwart der Sunderner Wallfahrt zur Gottesmutter von Werl, in: ebda., S. 111 – 130.

<sup>12</sup> Zwar teilte der Allendorfer Amtmann Thüsing dem Arnberger Landrat auf dessen Anfrage über Aktivitäten des Borromäus-Vereins, dessen Bestrebungen „vorzugsweise auf Verbreitung reichsfeindlicher Schriften

auch die gegen Ende des I. Weltkrieges gegründete Niederlassung der Olper Missions-schwestern in diese Richtung.

Vielleicht noch wichtiger in ihrer Breitenwirkung waren die nicht direkt von der Kirche gegründeten Vereine, die jedoch häufig eine enge weltanschauliche und personelle Affinität zum Katholizismus aufwiesen. Bei der Lektüre der Protokollbücher fast aller weltlichen Vereine fällt auf, dass die Mitglieder durch Statuten bzw. Generalversammlungsbeschlüsse verpflichtet waren, regelmäßig an Kirchengang und Kommunion, Prozessionen und sonstigen kirchlichen Ritualen teilzunehmen. Dies gilt besonders für die Schützen, die Handwerker, die Turner, die Sänger des MGV „Cäcilia“ sowie den Kriegerverein.<sup>13</sup> Viele Mitglieder dieser Vereine gehörten darüber hinaus dem Kirchenvorstand an, und umgekehrt war Pfarrer Schwickardi Präses der Schützenbruderschaft, Ehrenpräses des Kriegervereins, des MGV „Cäcilia“ sowie Ehrenmitglied im Handwerkerverein.

Dies machte sich im wahrsten Sinne des Wortes bezahlt, denn die Vereine erwiesen sich beim Neubau der Pfarrkirche um die Jahrhundertwende als generöse Spender und stifteten Kirchenglocken (Schützen), eine Josephsstatue (Handwerker), Teile der Muttergotteskapelle (Cäcilia) und ein Chorfenster (Kriegerverein).

Auch die Fahnen der weltlichen Vereine zeigten häufig Schutzpatrone wie z. B. die heiligen Hubertus (Schützen), Josef (Handwerker), Cäcilia (Sänger) oder Martin (Krieger). Dieser Hinweis auf Fahnen und auf ihnen dargestellte Symbole und Figuren zeigt jedoch, dass es im Kaiserreich außer der katholischen Kirche noch weitere Kräfte gab, die das kulturelle Milieu in Sundern beeinflussten. So wiesen viele Fahnen in jener Zeit neben den jeweiligen Schutzpatronen auch nationale Symbole wie Eichenlaub, Kaiserkrone, den „Deutschen Rhein“ oder den preußischen Adler sowie die Figur der Germania auf.

### 3. Katholisches Vereinswesen, Nationalismus und Militarismus

Nach der Reichsgründung – und teilweise erst durch diese – waren auch im katholischen Sauerland Nationalismus und Militarismus mentalitätsprägende Kräfte geworden, auch wenn der Annäherungsprozess zwischen beiden nicht ohne Probleme vonstatten gegangen war. Auch hier marschierten die Schützen vorneweg, hatten sie doch nach Entstehung, Organisation, Titeln, Orden und Uniformen von Anfang an eine gewisse Nähe zum Militärischen. So hielten die Statuten von 1867, also nach dem preußischen Sieg gegen das katholische Österreich, ausdrücklich fest, der Zweck des Schützenfestes liege darin, „insbesondere die heranwachsende Jugend im Gebrauch der Waffen, namentlich des Schießgewehres, auszubilden und auf die bevorstehende Militärzeit vorzubereiten, sowie diejenigen, welche der Militärpflicht bereits Genüge getan haben, in der Übung zu halten“. Diese strafferen Anforderungen, so wurde ausdrücklich betont, sollten die alten Statuten, die in dieser Hinsicht „zu mangelhaft“ erschienen, ersetzen.<sup>14</sup>

Ähnlich wie bei den Schützen konnte man bei dem 1872 zum ersten Mal gegründeten Kriegerverein die Pflege militärischen Brauchtums und nationaler Feiertage erwarten. Zunächst setzte sich der Verein für Mitgliederbegräbnisse mit militärischen Ehren sowie den Bau einer

---

gerichtet“ sei, am 14.11.1874 mit, der Verein habe „im hiesigen Amte wegen Mangel an Mitgliedern Aufgehört zu existieren“ (StASu, St. 1, B 787), aber später wurde der Verein in Sundern mehrfach erwähnt, wobei die Gemeindevertretung u. a. Geld für die Anschaffung von Büchern zur Verfügung stellte.

<sup>13</sup> Dies geht aus den Protokollbüchern der genannten Vereine hervor, die sich in den jeweiligen Vereinsarchiven befinden. Für genauere Belege vgl. Werner Neuhaus: Wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Wandel in Sundern von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der Weimarer Republik, in: Verein 700 Jahre Sundern – Freiheit und Kirche, Hg. 700 Jahre Sundern - Freiheit und Kirche, Sundern 2009, S. 149-191, bes. S. 155ff.

<sup>14</sup> Vgl. Paul Fiebig, Berthold Schröder, „Vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Nazi-Diktatur, in: Michael Schmitt, Hg., Über 375 Jahre Schützenwesen in Sundern, Sundern 2006, S. 84-131, S. 98.

Gedenkstätte für die im deutsch-französischen Krieg Gefallenen ein, wobei er von einzelnen Bürgern und der politischen Gemeinde finanziell unterstützt wurde. Darüber hinaus organisierten gerade die Kriegervereine Treuebekundungen zum Monarchen, zu Preußen und zum Reich: „Statutenmäßig kümmerten sich die Kriegervereine vornehmlich um die „Pflege und Betätigung der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich, zu Landesherrn und engerem Vaterland“ sowie um die „Stärkung und Hebung des Nationalbewusstseins“.<sup>15</sup> Gerade durch diese Aktivitäten wurde der Kriegerverein zum Einfallstor für den „Militarismus der kleinen Leute“.<sup>16</sup>

Dass es dabei zu Konflikten mit dem in Sundern vorherrschenden katholischen Milieu kommen konnte, zeigte sich zu Beginn der 1890er Jahre, als der Verein neu gegründet werden sollte. Das preußische Innenministerium bestand darauf, alle Statuten vor Genehmigung zu kontrollieren, und die Abbildung des auf der ersten Fahne von 1872 abgebildeten Schutzpatrons, des Hl. Martin, wurde vom Polizeidiener Bruder als „nicht gerade der Vorschrift“ entsprechend bezeichnet, da Kriegervereinsfahnen keine Heiligenbilder mehr enthalten durften. Allerdings war man durch die schlechten Erfahrungen aus der Zeit des Kulturkampfes so klug geworden, dass man von der Behörde ausdrücklich darauf hinwies, dies sei „nicht als Verletzung konfessioneller Anschauungen“ anzusehen. Jedenfalls enthielt die neue Fahne des Kriegervereins von 1893 als Abbildung den preußischen Adler mit den Worten: „Gehorsam, Treue, Tapferkeit – Des deutschen Kriegers Ehrenkleid.“<sup>17</sup>

Eine weitere Aufgabe des Kriegervereins bestand in der Vorbereitung und Durchführung „Vaterländischer Feiern“ und der Gedenktage an große Schlachten und Kriege. So wurde im Jahre 1910 zum 40. Jahrestag des deutsch – französischen Krieges ein Fest gefeiert „zur Ehrung der noch lebenden Veteranen aus den Feldzügen 1866/70 – 71“, und das Protokoll der Gemeindeversammlung hielt die Namen der Veteranen der Reichseinigungskriege am 13.9.1910 fest.<sup>18</sup>

Auch in dem 1876 errichteten Kriegerdenkmal<sup>19</sup> wurde u.a. eine Urkunde eingemauert, „auf welcher alle Krieger v. 1870/71 aus der Gemeinde Sundern u. alle diejenigen, welche zur Errichtung dieses Denkmals ihr Schärfflein beitrugen, verzeichnet“ waren. Dieses Denkmal wurde nebst der 1872 gepflanzten „Friedenseiche“ vom ‚Denkmalscomité‘, das Spenden für das Denkmal gesammelt sowie den Bau initiiert und begleitet hatte, und dem neben dem Gemeindevorsteher Scheffer mit den Herren F. Linneborn, F.W. Schröder, J. Widekind und T. Fischer bekannte katholische Kaufleute und Unternehmer angehörten, im Jahre 1882 der Gemeinde Sundern geschenkt. Als Motive für die Denkmalserrichtung wurden dabei angegeben, es diene „Gott zur Ehre“ und sei „aus wahrer Treue u. Liebe zum Vaterlande“ entstanden. Ganz offensichtlich waren die Auswirkungen des Kulturkampfes in den 1880er Jahren nicht mehr so prägend, dass ein gemeinsamer Nenner von Katholizismus und preußisch-kleindeutschem Patriotismus unmöglich war.

Manchmal beließ man es nicht bei bloßen Erinnerungsfeiern mit Reden und Heldengedenken, sondern plante etwas Praxisrelevantes. So wurde 1912 „beschlossen, am 18. August nachmittags eine kleine militärische Übung auf der Linne zu veranstalten“,<sup>20</sup> und ein Jahr später richtete man einen Antrag an den Turnverein „Sauerlandia“ zu gemeinsamen „Manöver-

<sup>15</sup> Ute Frevert, Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 276.

<sup>16</sup> Thomas Rohkrämer, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871 – 1914, München 1990; kritisch dazu: Benjamin Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870 – 1914. Desiderate und Perspektiven in der Revision eines Geschichtsbildes, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 53, 2002, S. 148-164, bes. 159 ff.

<sup>17</sup> Vgl. die Unterlagen im StASu, St. 1. B 787 u. 788.

<sup>18</sup> StASu, St. 3, 4 – 7, 13.9.1910.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu die Akte im StaSu K. 361, B. 65.3/01, Best.-Nr. 2.257.

<sup>20</sup> Pb Kriegerverein, 21.7.1912.

spielen“, und dessen Protokollbuch hielt fest: „Einem vorliegenden Antrage des Kriegervereins auf Teilnahme an den beabsichtigten Manöverspielen wurde zugesagt.“<sup>21</sup>

Mit den Turnern ist ein weiterer Verein benannt, dessen Geschichte vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Reichsgründungszeit durch ein betont nationales Auftreten gekennzeichnet war.<sup>22</sup> Tatsächlich belegt das Protokollbuch des Turnvereins „Sauerlandia“, dass in jedem Jahr der „Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II.“ mit Freibier gefeiert wurde.

Anhand eines weiteren nationalen Feiertages lässt sich der Wandel der Einstellung der katholischen Bevölkerung des Sauerlandes zu Reich und Nation zwischen den Zeiten des Kulturkampfes und dem Ende des 19. Jahrhunderts gut belegen. Am 30. 8. 1873 hatte das zentrumsnahe Arnsberger „Centrale Volksblatt“ unter dem Titel „Zur Sedanfeier“ heftig geklagt, die liberale und protestantische Öffentlichkeit könne von den Katholiken nicht verlangen, diesen Tag freudig zu begehen, solange die „heilige Kirche in eiserne Fesseln geschlagen“ und Katholiken „als staatsgefährlich, Reichsfeinde, Verräter des Vaterlandes“ diffamiert würden. Erst wenn diese Missstände beseitigt würden, würden auch die Katholiken freudig „Sedan feiern“.

Einige Jahre später war es offensichtlich so weit, denn die Turner beschlossen Mitte der 1890er Jahre gemeinsam mit dem Kriegerverein, „eine gemeinschaftliche 25-jährige Jubelfeier der Schlacht bei *Sedan* mit dem hiesigen Krieger-Verein auf der sg. Kaiser-Höhe zu feiern. Und zu welchem Zwecke von unserem Verein den gefallenen Kriegern zu Ehren ein Kranz gewidmet wird“.<sup>23</sup>

Während der Generalversammlung von 1911 hielt Vikar Franz Schiller eine längere Ansprache, in welcher er „der Zeiten vor 100 Jahren“ gedachte, als „sich um die Erhebung des deutschen Volkes auch der Turner-Organisator Jahn verdienstlich gemacht habe“.<sup>24</sup>

Auch bei anderen nationalen Feiern und Gedenktagen gaben sich die Turner stramm national. So wurde das 25-jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1913 mehrfach durch „Ansprache & Kaisertoast“ sowie „mit „begeisterten Worten“ und „dreifachem Hoch“ gefeiert,<sup>25</sup> und im gleichen Jahr beschlossen die Turner, „aus Anlass der 100-jährigen Wiederkehr der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1812 ein Freudenfeuer am Sonnabend, dem 18. Oktober ds. J. auf dem Franziskus abzubrennen“.<sup>26</sup> Während sich also nach Ausbruch des Kulturkampfes in Südern und im kölnischen Sauerland das weitgehend katholische Milieu und der neu gegründete preußisch-deutsche Nationalstaat zunächst ablehnend gegenüber gestanden hatten, war mit dem Abklingen der Auseinandersetzungen eine deutliche Annäherung zwischen katholisch geprägten Vereinen und nationalem Staat zu konstatieren. Drei Beispiele sollen diesen Wandel abschließend dokumentieren. Hatte der Klerus in Südern in den 1870er Jahren noch Papstjubiläen ausdrücklich gegen den protestantisch monarchischen Kult organisiert,<sup>27</sup> so fand Pfarrer Joseph Schwickardi im Jahr 1893 offensichtlich nichts dabei, aus

<sup>21</sup> Pb „Sauerlandia“, 6.9.1913.

<sup>22</sup> Vgl. Dietmar Klenke: Nationalkriegerisches Gemeinschaftsideal als politische Religion. Zum Vereinsnationalismus der Säger, Schützen und Turner am Vorabend der Einigungskriege, in: Historische Zeitschrift 260 (1990), S. 595 – 630; Hans-Georg John, Politik und Turnen. Die Deutsche Turnerschaft als nationale Bewegung im deutschen Kaiserreich von 1871-1914, Ahrensburg 1976.

<sup>23</sup> Pb „Sauerlandia“, 30.8.1895. – Zum Sedansfest vgl. allgemein Fritz Schellack, Sedan- und Kaisergeburtstagsfeste, in: Dieter Düding u. a., Hg., Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 278 297; Jakob Vogel, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich, 1871-1914, Göttingen 1997, bes. S. 144 ff.; 148 ff.

<sup>24</sup> Pb „Sauerlandia“, 30.5.1911. – Zu Jahns Aktivitäten vgl. Christiane Eisenberg, „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800 – 1939, Paderborn 1999, S. 105 ff.

<sup>25</sup> Pb „Sauerlandia“, 28.6.1913.

<sup>26</sup> Ebda., 10.10.1913. – Zur Bedeutung der Gedenkfeiern anlässlich der „Völkerschlacht“ bei Leipzig vgl. allgemein Wolfram Siemann: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913, in: Dieter Düding u. a., Hg., Öffentliche Festkultur, S. 298 – 320; Jakob Vogel, Nationen im Gleichschritt, S. 171 ff.

<sup>27</sup> Zu den Papstfeiern in Südern vgl. die Bemerkungen Pfarrer Kleffs in der Pfarrchronik, S. 83. - Vgl.



Anlass der Geburtstagsfeier des Kriegervereins für Kaiser Wilhelm II. die Festrede zu halten.<sup>28</sup> Auch die national eingestellten Turner hatten zu Beginn des neuen Jahrhunderts keinerlei Probleme, „am 1. März das 25-jährige Papstjubiläum unseres hl. Vaters zu feiern“.<sup>29</sup> Ebenso schafften die Handwerker vor Ausbruch des I. Weltkrieges mühelos den Spagat zwischen katholischem Glauben und Kaiserentreue, denn laut Protokollbuch hielt der Vorstand im Sommer 1913 fest, „am Jubiläumstage seiner Majestät des Kaisers im geschlossenen Zuge die hl. Messe zu besuchen“.<sup>30</sup>

Am deutlichsten wird diese Verherrlichung der vermeintlichen militärischen Glanzleistungen der Hohenzollern bei der Lektüre von Schulchroniken verschiedener Sunderner Volksschulen.<sup>31</sup> Natürlich galten auch für die katholischen Lehrer im Sauerland die Erlasse und Verfügungen des preußischen Schulministeriums, nach welchen die Lehrer die Schulkinder durch Unterricht, Ansprachen und Schulfeiern über preußisch-deutsche militärische Siege (z.B. den „Sedanstag“), die Geschichte der Reichsgründung von 1870/71 sowie die vermeintliche Friedenspolitik Wilhelms II. unterweisen sollten. Aber die Berichte in den Schulchroniken legen den Schluss nahe, dass viele katholische Lehrer zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als ihre Pflicht taten und freiwillig und ausgiebig patriotische Feiern, Fackelumzüge und Schulgottesdienste organisierten. Fragt man nach den Motiven für diese nun auch in katholischen Kreisen weit verbreitete Begeisterung für das protestantische dominierte Hohenzollernreich, so könnte man sozialpsychologisch argumentieren, dass die Zentrumsparterie und viele Katholiken nach dem Kulturkampf beweisen wollten, dass auch sie ‚gute‘ patriotisch gesinnte Deutsche waren, die den Vergleich mit den Protestanten in Sachen Vaterlandsliebe nicht zu scheuen brauchten. Wahrscheinlich versprachen sich viele Katholiken von einer solchen Unterstützung von Kaiser und Reich eine Überwindung ihrer Außenseiterstellung als Bürger zweiter Klasse, in welche sie seit der Zeit des Kulturkampfes geraten waren. Hier erwies sich, besonders seit dem Sieg der SPD bei den Reichstagswahlen vom Januar 1912, der Antisozialismus als ideologische Klammer zwischen Rechtskatholizismus und protestantisch eingefärbtem Reichsnationalismus. So führte der Sunderner Kaufmann, Unternehmer und katholische Kirchenvorstand Hermann Niemeyer in einer Rede in Sundern im Jahre 1912 aus, dass „in einer Zeit, wo die Sturmflut des Sozialismus die Wogen immer höher schnellen lässt, wo Kronen fallen und Throne wanken“, der Katholizismus in Sundern „in punkto vaterländischer Gesinnung seinen Mann“ stehe.<sup>32</sup>

Diese und ähnliche Formulierungen lenken unser Augenmerk auf bisher kaum berücksichtigte gesellschaftliche und politische Randgruppen in Sundern, denen wir uns nun zuwenden.

#### 4. Die Einstellung gegenüber Sozialdemokratie und Juden

Waren Kriegervereine und sonstige nationale und quasimilitärische Verbände einerseits darauf ausgerichtet, die national gesinnten Teile der Bevölkerung hinter der Fahne von Kaiser und Reich zu integrieren, sollten umgekehrt andere Gruppen ausdrücklich ausgeschlossen

---

allgemein zu diesem Problembereich Barbara Stambolis, Nationalisierung trotz Ultramontanisierung oder: „Alles für Deutschland. Deutschland aber für Christus“. Mentalitätsleitende Wertorientierung deutscher Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 269 (1999), S. 57-97.

<sup>28</sup> Pb Kriegerverein, 9.11.1893, S. 9.

<sup>29</sup> Pb „Sauerlandia“, 25.2.1903.

<sup>30</sup> Pb Handwerkerverein, 13.6.1913.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen bei Werner Neuhaus, Weltkrieg und Heimatfront: Auswirkungen des Ersten Weltkrieges in den Gemeinden der heutigen Stadt Sundern, in: SüdWestfalenArchiv 14/2014, S. 337-377, bes. S. 338ff.

<sup>32</sup> Zit. nach der katholischen Dortmunder Zeitung Tremonia, Nr. 320, 19.11.1912, II. Blatt.- Zu den Entwicklungen im Zentrum nach den Wahlen von 1912 vgl. Christoph Hübner, Die Rechtskatholiken, die Zentrumsparterie und die katholische Kirche in Deutschland bis zum Reichskonkordat von 1933, Münster 2014, S. 70-74.

werden. Dies waren nach Abklingen des Kulturkampfes nicht mehr die katholische Kirche und ihr nahestehende Organisationen, sondern die politische Arbeiterbewegung, die sich in der sozialdemokratischen Partei organisierte.

Auch nach dem Auslaufen des so genannten Sozialistengesetzes (1878-90) ging der Kampf gegen die als „vaterlandslose Gesellen“ verunglimpften Sozialdemokraten weiter. So informierte der Regierungspräsident in Arnsberg am 24.1.1891 alle Landräte über „Maßregeln zur Abwehr des Eindringens socialdemokratischer Elemente in die Kriegervereine“: „Mitglieder, welche [...] der Anforderung der Pflege und Bestätigung der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich nicht entsprechen, sind aus dem Vereine auszuschließen.“<sup>33</sup> Dazu bestand in Sundern keine Notwendigkeit, denn Polizeidiener Müller meldete: „Haltung und politische Gesinnung der Mitglieder ist gut“.<sup>34</sup>

Ähnliches ließ sich aus der Sicht der Behörden ganz sicher auch von den Mitgliedern des Turnvereins „Sauerlandia“ sagen, denn auf der Hauptversammlung des Jahres 1912 wurde im Protokollbuch festgehalten: „Infolge Beschlussfassung der deutschen Turnerschaft, nahm auch die heutige Generalversammlung einstimmig den Antrag an, die Mitglieder nicht wie bisher mit „Genossen“ anzureden. Die Bezeichnung wurde deshalb geändert, (weil) die Mitglieder der socialdem.- Partei mit Genossen angeredet werden“.<sup>35</sup>

Ein dritter „Verein“ kam hinzu, und es ist mit großer Sicherheit anzunehmen, dass dies den Ausschlag gab für die Entwicklung eines strikt antisozialdemokratischen Milieus in Sundern.<sup>36</sup> Ganz offensichtlich sorgte Pfarrer Joseph Schwickardi, der von 1885 bis 1916 in Sundern tätig war, dafür, dass seine Schäfchen dem Zentrum treu ergeben blieben. So lobte Pfarrer Franz Vollmer in der Pfarrchronik die Ergebnisse der Arbeit seines Vorgängers: „Während seiner Zeit wurden im Industrieorte Sundern bei den Wahlen keine roten Stimmen abgegeben.“<sup>37</sup> Während in anderen von der Industrialisierung erfassten Gemeinden auch des Sauerlandes „rote Kapläne“ Verständnis für die soziale Not der Arbeiter aufbrachten und angesichts des häufig sturen Verhaltens der Unternehmer vor der Gefahr des Abwanderns zu den Sozialdemokraten warnten<sup>38</sup>, blieb eine mögliche Hinwendung zur SPD für die Geistlichkeit in Sundern Teufelswerk.

Dies soll hier anhand eines weiteren Beispiels belegt werden. Der Borromäus-Verein war zwar seit der Zeit des Kulturkampfes nicht mehr aktiv gewesen, aber später wurde in Sundern wieder eine „Volksbibliothek“ eingerichtet, die von der katholischen Kirche und der politischen Gemeinde finanziert und von dem jeweiligen Vikar geleitet wurde.

In unserem Zusammenhang ist ein Bericht von Amtmann Claesgens an den Landrat in Arnsberg aus dem Jahre 1908 aufschlussreich. Nach dem obligaten Hinweis: „Die Sozialdemokratie hat sich im hiesigen Amte in keiner Weise bemerkbar gemacht“ führt der Sunderner Amtmann weiter aus:

„Eine gemeinnützige Einrichtung im Sinne der Bekämpfung der Sozialdemokratie ist hier durch die Einrichtung einer Volksbibliothek, in welcher hauptsächlich den Arbeitern gute Bücher patriotischen Inhalts zugänglich gemacht werden, getroffen worden. Die Arbeiter machen von dieser Einrichtung sehr vielfachen Gebrauch und ist deshalb an der sehr nützlichen Einrichtung auf die Fernhaltung der Leute von der Sozialdemokratie nicht zu zweifeln. [...]

<sup>33</sup> StASu, St. 1, B 788, 24.1.1891.

<sup>34</sup> Ebda., 8.6.1894.

<sup>35</sup> Pb „Sauerlandia“, 24.11.1912.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu Werner Neuhaus, Zur Geschichte von Arbeiterbewegung und SPD in Sundern bis 1945, in: Sunderner Heimatblätter, 21. Folge (2013), S. 7-13.

<sup>37</sup> PASu, Pfarrchronik, Eintragung Pfarrer Franz Vollmers (ohne Datum, ohne Seitenzahl).

<sup>38</sup> Vgl. Werner Neuhaus, Der Metallarbeiterstreik in Sundern im Jahre 1910: Ursachen – Verlauf – Folgen, in: Sauerland, H. 4/2010, S. 194-200. Zur allgemeinen Entwicklung im Sauerland vgl. Jens Hahnwald, Tagelöhner, S. 198 ff.; ders., „Schwarze Brüder in rotem Unterzeug ...“ Arbeiter und Arbeiterbewegung in den Kreisen Arnsberg, Brilon und Meschede 1889 – 1914, in: Karl-Peter Ellerbrock, Tanja Bessler-Worbs, Hg., Wirtschaft und Gesellschaft im südöstlichen Westfalen, Dortmund 2001, S. 224 – 275, S. 256 ff.

Eine Beteiligung der Sozialdemokraten [...] an kommunal- und kirchlichen Wahlen hat nicht stattgefunden. Sozialdemokratische Jugendorganisationen sind im hiesigen Amte nicht vorhanden.“<sup>39</sup>

Auch bei dem einzigen großen Streik in Sundern vor 1914, dem Metallarbeiterstreik von 1910, ging es nicht etwa um die Gründung einer sozialistischen Gewerkschaft, sondern um die Frage, ob sich die Arbeiter unter Führung des Pfarrers im Christlichen Metallarbeiterverband organisieren dürften. Erst als die Arbeitgeber selbst dies verweigerten und zu Aussperrungen griffen, kam es zum Streik.<sup>40</sup>

Allerdings zeigt dieses Beispiel, dass auch das scheinbar fest gefügte katholische Milieu Sunderns bereits vor dem Ersten Weltkrieg Erosionsprozessen ausgesetzt war, die unter dem Dach eines noch immer einflussreichen Gesamtmilieus unterschiedliche katholische Teilmilieus entstehen ließen, die im Krieg noch schärferen Belastungsproben ausgesetzt werden sollten.<sup>41</sup>

Während wir die Namen der wenigen Anhänger der Sozialdemokratie in Sundern während des Kaiserreichs nicht kennen, ist eine andere Minderheit genau bekannt. Es handelt sich um die Mitglieder der einzigen jüdischen Familie am Ort, die Familie des Metzgermeisters Moses Klein. Wirtschaftlich waren die Kleins nicht auf Rosen gebettet, denn bei der ersten *überlieferten* Wählerliste für die Kommunalwahlen, die auf der Steuerleistung der Wähler beruhte, nahm Moses Klein den letzten Platz der III. (und damit untersten) Steuerklasse ein. Auch wenn er seine Position bei den darauf folgenden Kommunalwahlen stetig verbesserte, blieb er doch immer in der niedrigsten Steuerklasse, wobei allerdings zu betonen ist, dass er dieses Los mit der überwältigenden Mehrheit der Sunderner Männer im Kaiserreich teilte.<sup>42</sup>

Im Hinblick auf die Vereinsmitgliedschaft des Moses Klein ist es selbstverständlich, dass er und seine Söhne nicht Mitglieder religiöser katholischer Vereine sein konnten. Dagegen waren Moses Klein und sein jüdischer Verwandter Julius Stern ebenso wie etwa weitere 160 Sunderner Männer Mitglieder einer sog. „Geschlossenen Gesellschaft“, deren Hauptzweck der Konsum geistiger Getränke gewesen zu sein scheint, denn diese Vereine, die es auch in einigen Nachbarorten gab, wurden von realistischen Zeitgenossen als „Sauf-Clubs“ bezeichnet, und Amtmann Mauve fürchtete, „namentlich in Sundern“ käme „die Moralität noch in weiteren Verfall, wie sie dort leider schon ist“.<sup>43</sup> Auch im Schützenverein waren Moses Klein und sein Sohn Levi Mitglieder, und dieser war sogar eines der Gründungsmitglieder des Turnvereins „Sauerlandia“ von 1886 und wurde bei mehreren Festen wie alle anderen Jubilare auch entsprechend geehrt.<sup>44</sup> Ebenso hatte er im Jahre 1890, wie viele Sunderner Handwerker, Bauern und Fabrikanten, das Recht, seine Unterschrift unter eine Petition, die den Bau der Eisenbahn von Hüsten über Hachen, Sundern und Allendorf nach Rönkhausen forderte, zu setzen. Offensichtlich stand dieses Privileg nur Selbstständigen zu, denn kein Arbeiter gehörte zu den Unterzeichnern.<sup>45</sup> Soweit die bekannten Akten dies zulassen, wird man also nicht behaupten können, die Kleins seien damals in Sundern gesellschaftlich diskriminiert gewesen, und von einem „eliminatorischen Antisemitismus“ (Daniel J. Goldhagen) zu sprechen führt

<sup>39</sup> Staatsarchiv Münster, Kreis Arnsberg, Landratsamt Nr. 665, 14.8.1908.

<sup>40</sup> Vgl. Hahnwald, Tagelöhner, S. 269 ff.

<sup>41</sup> Zur Forschungslage über den politischen Katholizismus im Kaiserreich vgl. Benjamin Ziemann: Der deutsche Katholizismus im späten 19. und im 20. Jahrhundert. Forschungstendenzen auf dem Weg zu sozialgeschichtlicher Fundierung und Erweiterung, in: Archiv für Sozialgeschichte 40, 2000, S. 402-422, bes. 404 ff.

<sup>42</sup> Vgl. die Wählerlisten im StASu, St. 1, B. 484, B 487, B 488, B 489. Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Familie Klein vgl. Irmgard Harmann-Schütz, Franz Blome-Drees, Geschichte der Familie Klein in Sundern, Sundern 1988, S. 19-23.

<sup>43</sup> StASu, St. 1, B. 786, Antrag vom 7.7.1883; vgl. auch das Mitgliederverzeichnis vom 6.7.1883, wo der Jude Julius Stern als Mitglied aufgeführt wird. Mauves Einschätzung stammt vom 23.8.1883.

<sup>44</sup> Pb „Sauerlandia“, begonnen 1894, 19.8.1921; Pb „Sauerlandia“, begonnen 6.12.1925, S. 6, Vorstandssitzung vom 28.7.1926: Bei beiden Anlässen wird Levi Klein als „Gründer“ des Vereins namentlich genannt.

<sup>45</sup> Ein gedrucktes Exemplar dieser Eingabe befindet sich im StASu, St. 2, rot, C 4, Fach 12.

gänzlich an der Realität vorbei. Zugespitzt könnte man formulieren: Nicht Juden, sondern Sozialdemokraten waren die Außenseiter in Sondern während des Kaiserreichs.

## 5. Ausblick

Zum Abschluss der hier gemachten Beobachtungen möchte ich einige Vorschläge machen, wie bei der Erforschung der Mentalitätsgeschichte Sunders im Kaiserreich gemachte Erfahrungen sich eventuell auch bei der weiteren Beschäftigung mit der Geschichte des kölnischen Sauerlandes als lohnend erweisen könnten:

1. Mit der leider noch immer unveröffentlichten Dissertation von Jens Hahnwald aus dem Jahre 2002 liegt endlich eine den Anforderungen einer modernen Gesellschaftsgeschichte entsprechende Untersuchung über den hiesigen Raum vor, die durch lokalgeschichtliche Untersuchungen sinnvoll ergänzt werden kann, soweit dies in jüngster Zeit nicht bereits geschehen ist.
2. Dabei könnten folgende inhaltliche Schwerpunkte gesetzt werden, wobei sich natürlich weitere Themen je nach Quellenlage und örtlichen Gegebenheiten anbieten können:
  - 2.1 Reichsgründung, Zentrumspartei und Kulturkampf sowie deren Auswirkungen auf das katholische Milieu;
  - 2.2 Weltliche Vereine und ihr Verhältnis zur katholischen Kirche (Abbau des Kulturkampfes; Rolle der Geistlichen als „Milieumanager“ [Olaf Blaschke]);
  - 2.3 Das Vordringen nationalistischer und militärischer Ideen im Vereinswesen (Fahnen; Feiern; Denkmäler; soziale Militarisierung);
  - 2.4 Die Bedingungen und Auswirkungen der Industrialisierung auf Parteien, christliche Gewerkschaften, katholische Kirche und Mentalitäten;
  - 2.5 Zur Rolle von Außenseitern (Sozialdemokraten; Freie Gewerkschaften; Juden);
  - 2.6 Der Erste Weltkrieg (das „Augusterlebnis“; das Verschwinden der Kriegsbegeisterung; soziale Polarisierung; Kinder-, Frauen- und Ausländerarbeit; Kriegsende)<sup>46</sup>;
3. Manche der hier ins Auge gefassten Prozesse wird man nur untersuchen können, wenn man die entsprechenden Quellen zur Verfügung hat. Neben gedruckten Quellen wie Zeitungsberichten und Vereinschroniken enthalten vor allen Dingen die handschriftlichen Pfarr- und Schulchroniken sowie die Protokollbücher der Gemeinderäte, der gesellschaftlichen Vereine und politischen Parteien lokalgeschichtliche Schätze, die noch gehoben werden könnten. Gerade hier verspricht die eingangs erwähnte Hinwendung zu mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen lohnende Ergebnisse.

---

<sup>46</sup> Vgl. hierzu Jens Hahnwald, Die „Heimatfront“ während des Ersten Weltkrieges im Sauerland, in: Süd-WestfalenArchiv 14,2014, S. 275-335.

# XXXI.

## Revolte in der Sauerländer Zentrumspartei

### Der Streit um die Besetzung des Reichstagsmandates im Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe zwischen 1893 und 1907

Von Jens Hahnwald

#### 1. Vorbemerkung

Nur selten standen politische Ereignisse in den vier Kreisen des kölnischen Sauerlandes während des 19. und 20. Jahrhunderts im Zentrum der reichsweiten Aufmerksamkeit. Eine dieser Ausnahmen war die Bestimmung der Nachfolge des langjährigen Reichstags- und Landtagsabgeordneten Peter Reichensperger nach dessen Tod im Jahr 1893. Der Kampf um das Reichstagsmandat wurde dabei mit einer ungewöhnlichen Intensität ausgetragen. Bemerkenswert daran ist, dass der Streit nicht zwischen unterschiedlichen Parteien stattfand. Vielmehr standen sich mehrere Kandidaten der Zentrumspartei gegenüber. Nicht nur die regionalen Zeitungen berichteten ungewöhnlich ausführlich über die Vorgänge, sondern die Angelegenheit wurde auch überregional aufmerksam registriert. Ein Autor der Zeitschrift „Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland“, der möglicherweise mit dem katholischen Publizisten und Politiker Julius Bachem identisch ist, meinte: „So lange zum deutschen Reichstage gewählt wird, hat in einem Centrumswahlkreis keine Reichstagswahl so viel Staub aufgewirbelt, wie die am 20. März betätigte Wahl im zweiten Wahlkreise des Regierungsbezirks Arnsberg.<sup>1</sup> Selbst im fernen British Columbia und in San Francisco war die Wahl ein Thema in der Presse. Die Zeitung „The Morning Call“ titelte etwa nach der Wahl: „A new and dangerous Element in the Kaiser’s Empire.“<sup>2</sup> Der Konflikt blieb keine Episode, sondern bei allen Reichstagswahlen bis 1907 standen sich stets mehrere Kandidaten aus der Zentrumspartei gegenüber. Für die Geschichte der Zentrumspartei insgesamt von Bedeutung war die Wahl von Johannes Fusangel im Jahr 1893 auch deshalb, weil er damit nach der Wahl von Gerhard Stötzel im Jahr 1877 erst der zweite ausgesprochene Arbeitervertreter des Zentrums im Reichstag war. Für einen doch vermeintlich eher kleinstädtisch und ländlich geprägten Wahlkreis bemerkenswert, wurde diese Tradition durch die Person von Johannes Becker bis zum Ende der Weimarer Republik fortgesetzt.<sup>3</sup>

Die Vorgänge wurden zwar in der Literatur zur Geschichte der politischen Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verschiedentlich erwähnt. Aber meist beschränkt sich dies auf die Vorgänge des Jahres 1893. Auch in der regionalgeschichtlichen Forschung fehlt eine zusammenfassende Darstellung dieses zeitgenössisch vielbeachteten Vorgangs. Der vorliegende Beitrag versucht diese Lücke zu schließen.

#### 2. Der Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe und Peter Reichensperger

Spätestens seit dem Kulturkampf begann die Zentrumspartei die politische Landschaft im kölnischen Sauerland eindeutig zu dominieren. Alle anderen politischen Strömungen, die es

---

1 Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg. In: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland Jg. 1893 Bd. 1 S. 564.

2 The Daily Colonist 22. März 1893, The Morning Call 22. März 1893.

3 Wilfried Loth: Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschland. Düsseldorf, 1984 S. 82.

noch in den 1860er Jahren in Form von Konservativen, Liberalen und Demokraten gegeben hatte, wurden marginalisiert. Standen der neugegründeten Zentrumsparlei bei der ersten Reichstagswahl des Kaiserreichs im Wahlkreis Lippstadt-Brilon im Jahr 1871 immerhin fast 50% Gegenstimmen gegenüber, sank dieser Anteil im Jahr 1874 auf etwa 10% ab. Daran änderte sich auch in den folgenden Jahrzehnten kaum etwas. Noch erfolgreicher war die katholische Partei im Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe. Bereits im Jahr 1871 kam sie auf über 80% der Stimmen und steigerte ihren Stimmenanteil bis 1881 auf über 97%. Kaum niedriger fiel ihr Ergebnis auch in den folgenden Jahrzehnten aus. Nur bei einigen Wahlen, wie in den Jahren 1890 und 1903, lag sie deutlich unter diesen Werten. Während in anderen Traditionsgebieten des Zentrums nach dem Ende des Kulturkampfes die Bindekraft der Partei bereits nachzulassen begann, konnte sich die Partei im Sauerland fast unangefochten als die alles beherrschende politische Kraft behaupten. In beiden Wahlkreisen machten sich die allgemeinen Bindungsprobleme des Zentrums erst ab 1912, freilich noch immer in begrenzten Ausmaß bemerkbar, als sie deutlich weniger als 90% der Stimmen bekam. Wie sich nach 1918 zeigen sollte, setzte damit ein schleichender Bindungsverlust der Partei ein, ohne dass das Zentrum bis 1933 ihre Führungsrolle verloren hätte.<sup>4</sup>

Auch personell war die Kontinuität groß. Immerhin wurde der Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe seit der Reichsgründung für über zwanzig Jahre im Reichstag von dem Rheinländer Peter Reichensperger vertreten. Dieser war bereits 1848 in der preußischen Nationalversammlung an führender Stelle im Sinne eines gemäßigten Konstitutionalismus aktiv, war in den 1850er Jahren zusammen mit seinem Bruder August Reichensperger Mitbegründer der Katholischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus und 1869/70 ebenso Mitbegründer der Zentrumsparlei. Auch später gehörte er zu den Führungspersönlichkeiten der Partei. Er war kein Ultramontaner, sondern eher ein Verfechter vergleichsweise liberaler Positionen. Er war aber auch einer der gouvernementalsten Politiker

*Reichstagswahlen Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe 1871-1912  
(in % der Stimmen)*

	Zentrum	Liberalen	Konservative	SPD
1871	83,88	15,83	0	0
1874	93,5	0	6,19	0
1877	94,94	4,9	0	0
1878	94,41	5,22	0	0
1881	97,26	1,09	0	0
1884	97,19	0,39	1,94	0
1887	93,04	0	6,37	0,42
1890	90,54	0,26	3,68	4,72

des Zentrums. Als solcher stimmte er nicht immer mit der Mehrheit seiner Fraktion überein. So stimmte er 1884 der Verlängerung des Sozialistengesetzes zu, war ein Befürworter des Septennats und später der Bismarckschen Sozialversicherung. Zwar ließ er sich im Sauerland immer wieder wählen, aber die Beziehung zu seinen Wählern blieb gering. Als er 1893 starb, hatte er seinen Wahlkreis bereits seit Jahren nicht mehr persönlich besucht. Angesichts der unerschütterlichen Zentrumstreue seiner Wähler war dies auch nicht notwendig. Allerdings hatte es bei

<sup>4</sup> Fritz Specht/Paul Schwabe, Die Reichstagswahlen von 1867-1907, Berlin 1908; Karl Rohe, Die Vorgeschichte: Das Parteiensystem in den preußischen Westprovinzen und in Lippe-Detmold 1871-1933, in: Parteien und Wahlen in Nordrhein-Westfalen. Köln, 1985, S. 22-47 hier: S. 32; Thomas Kühne; Handbuch der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus 1867-1918. Düsseldorf, 615-617; Statistik des deutschen Reiches Bd.250,1 Die Reichstagswahlen von 1912, Berlin, 1912.

den Septennatswahlen von 1887 Unstimmigkeiten zwischen Reichensperger und Teilen seiner Wählerschaft in Bezug auf die langfristige Festlegung der Militärausgaben gegeben. Auch 1890 war ein Teil der Wähler mit dem betont regierungsnahen Kurs Reichenspergers nicht einverstanden.<sup>5</sup>

Die Parteiorganisation des Zentrums war insgesamt nur wenig ausgeprägt. Dies galt nach Einschätzung von Karl Bachem für die „bombensicheren“ Sauerländer Kreise in besonderem Maß, bestand doch an der Wahl der katholischen Kandidaten kein Zweifel. Durch die Praxis der Kooptation neuer Mitglieder in die Parteigremien wurde der politische Einfluss des Klerus, des Adel, einiger größerer Landwirte und bürgerlicher Honoratioren wirkungsvoll geschützt. Bis zum Tod von Reichensperger wurde die politische Führungsrolle dieser Gruppen von der Masse der Wähler freilich auch nicht in Frage gestellt.

Eine allgemeine reichsweite Entwicklung war aber, dass diese Honoratiorenpolitik seit den 1890er Jahren in die Krise geriet. Viele Wähler waren nicht mehr bereit, für einen für sie von einer kleinen Gruppe ausgewählten Kandidaten zu stimmen. Immer stärker spielten Interessen insbesondere wirtschaftlicher Art für die Wähler eine Rolle. Die Parteien sahen sich gezwungen, Kandidaten aufzustellen, von denen sie annahmen, dass sie diese Erwartungen erfüllen würden. Dies galt auch für die Hochburgen der jeweiligen Parteien. Wurde dem nicht Rechnung getragen, konnte es zum Aufstand gegen die Entscheidung der Honoratioren kommen. Als ein Beispiel gilt in der Forschung die „Affäre Fusangel“ im Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe.<sup>6</sup>

Eine Besonderheit der Zentrumspartei war, dass sie von jeher Anhänger und Wähler aus allen sozialen Schichten umfasste. Solange die Erinnerung an den Kulturkampf noch präsent war, hielt dies die Partei bei allen Unterschieden nach außen und nach innen zusammen. Am Ende des 19. Jahrhunderts begannen dann die verschiedenen Gruppen innerhalb der Partei ihre Interessen zu artikulieren und es kam innerhalb des politischen Katholizismus zu einer ausgeprägten Flügelbildung. Folgt man Wilfried Loth, meldeten neben dem bisher tonangebenden Adel und Klerus drei gesellschaftliche Großgruppen verstärkt politische Mitspracherechte in der Partei an. Dazu gehörten eine bürgerliche Emanzipationsbewegung, eine populistisch gefärbte Bewegung ländlicher und kleinbürgerlicher Schichten und schließlich die Arbeiterbewegung. Angesichts eines nur schwachen Bürgertums spielte der bürgerliche Flügel im Sauerland nur eine untergeordnete Rolle. Wesentlich bedeutender waren die ländlich-populistische Strömung und der Arbeiterflügel. Dabei war der Populismus, getragen von kleineren Bauern und Handwerkern, nicht zuletzt Ausdruck eines Gefühls der Verunsicherung und Deklassierung im Zuge der Industrialisierung und des allgemeinen Modernisierungsprozesses. Auf der anderen Seite war der politische Partizipationsanspruch der Arbeiter, wie sich auch an der parallelen Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung zeigen lässt, ein Ausdruck für das Entstehen einer entstehenden Gruppenidentität. Auf den ersten Blick konnten die Unterschiede zwischen Arbeitern und ländlicher Protestbewegung kaum größer sein. Allerdings sorgte nicht zuletzt die agrarisch-gewerbliche Verflechtung vieler Arbeiter im Sauerland für eine gewisse Annäherung. Auch gab es gewisse inhaltliche Übereinstimmungen wie die Kritik an der liberalen Wirtschaftsordnung und der Wunsch nach mehr politischen Mitsprachemöglichkeiten.<sup>7</sup>

5 Thomas Mergel: Peter Reichensperger. Der katholische Liberale. In: Sabine Freitag (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution von 1848/49. München, 1998. S. 185-189; vergl. Ders: Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794-1914. Göttingen, 1994. S. 155f.; Bernd Haunfelder: Reichstagsabgeordnete der Deutschen Zentrumspartei 1871-1933. Biographisches Handbuch und historische Photographien. Düsseldorf, 1999. S. 240; Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg, S. 564; Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei. Bd. 9. Köln, 1932 S. 42.

6 Jacob Borut: „Das ungewohnte Bild jüdischer Wahlversammlungen.“ Zum Stilwandel innerjüdischer Wahlkämpfe in der Weimarer Republik. In: AfS 37/1997 S. 99; Bachem Vorgeschichte, S. 42.

7 Centralvolksblatt 32/1893 9.2., 48/1899 28.2.; Stefan Rüping: Parteiensystem und Sozialstruktur in zwei

### 3. Unmut in der Sauerländer Wählerschaft

Zum ersten Mal seit der Gründung des Kaiserreichs wurde nach dem Tod Reichenspergers im Jahr 1893 die Neubesetzung sowohl des Landtagsmandats für den Wahlkreis Olpe-Meschede wie auch des Reichstagswahlkreises Arnsberg-Meschede-Olpe nötig. Nur wenige Tage nach dem Tod Reichenspergers wurde eine baldige Zusammenkunft der Vertrauensmänner der Kreise Meschede, Arnsberg und Olpe angekündigt. Schon zu diesem Zeitpunkt gab es drei Interessenten. Die Tagung der Vertrauensmänner fand in Fröndenberg unter dem Vorsitz von Carl-Hubert von Wendt statt. Diese ausgewählte und nicht gewählte Honoratiorengruppe nominierte Friedrich Boese sowohl für das Landtags- wie für das Reichstagsmandat. Boese war Amtmann in Freienohl, Bürgermeister in Brilon und zuletzt Oberrentmeister für den Grafen von Westphalen zu Laer gewesen. Später lebte er in Münster und soll selbst Rittergutsbesitzer gewesen sein. Einen Zweifel an der Person Boeses hatte man offenbar nicht: „Herr Boese vereinigt alle die Eigenschaften, welche einen wirklich guten katholischen Volksvertreter ausmachen, in sich, und ist es sicher, dass er demnächst mit großer Majorität gewählt werden wird.“ Man verwies auch auf seine beruflichen Erfahrungen in der Verwaltung.<sup>8</sup> Dass eben der berufliche Hintergrund als Oberrentmeister für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung insbesondere der Kleinbauern alles andere als eine Wahlempfehlung war, haben die Honoratioren offenbar gar nicht ins Kalkül gezogen. Der Drang zur Vergrößerung des großen Grundbesitzes seines Dienstherrn dürfte verschiedentlich zu Konflikten zwischen Boese als Oberrentmeister und kleinen Grundbesitzern geführt haben, wie zeitgenössische Beobachter vermuteten.<sup>9</sup>

Nur wenige Tage nach Bekanntwerden der Nominierung gab es erste Hinweise auf Kritik. Zunächst spielten dabei vor allem lokalpatriotische Gründe eine Rolle. So wurde aus Olpe berichtet, dass niemand aus der Stadt bei der Vertrauensmännersitzung anwesend gewesen wäre. Man warf den Organisatoren vor, dass als Tagungsort mit Absicht das ungünstig gelegenen Fröndenberg gewählt worden wäre. Im Kreis Olpe wurde lebhaft über die Kandidatenaufstellung debattiert. Dabei wurde für eine Trennung von Reichstags- und Landtagsmandat plädiert. Man dachte dort daran den aus Olpe stammenden Oberlandesgerichtsrat Zeppenfeld aus Hamm als Landtagskandidat zu nominieren, während Boese nur für den Reichstag kandidieren sollte. Über eine Trennung der Mandate war auch in Fröndenberg schon diskutiert worden, aber diese Position war in der Minderheit geblieben. Wichtiger als die konkreten Vorschläge war, dass sich die Zentrumsparterie im Kreis Olpe nicht mit den Entscheidungen in Fröndenberg abfinden wollte und eine Vertrauensmännerkonferenz nach Finnentrop einberief. Schon zu diesem Zeitpunkt wurde auch darauf verwiesen, dass im Kreis bereits zwei Aufrufe kursierten, die sich für Johannes Fusangel aussprachen. „Derselbe erfreut sich im Kreis Olpe großer Beliebtheit und es ist wahrscheinlich, dass er bei der nächsten Wahl eine bedeutende Stimmenzahl erhalten würde.“<sup>10</sup>

---

dominant katholischen und überwiegend ländlichen Regionen 1912-1972 Münster, 1990 S. 173-175; Loth, Katholiken im Kaiserreich, S. 42, S. 44, S. 82, S. 95, S. 124; Ders., Soziale Bewegungen im Katholizismus des Kaiserreichs In: Geschichte und Gesellschaft 17/1991 S. 284-287, 289; Friedrich Hartmannsgruber: Die christlichen Volksparteien 1848-1933. Idee und Wirklichkeit. In: Geschichte der christlich-demokratischen und christlich-sozialen Bewegungen in Deutschland. Bonn, 1984. S. 255f.

8 Centralvolksblatt 10/1893 13.1., 19/1893 24.1., 21/1893 26.1.

9 Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg, S. 567.

10 Centralvolksblatt 21/1893 26.1., Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg. S. 565.



#### 4. Der „Volkstribun“ Johannes Fusangel

Der hier angesprochene Fusangel musste als junger Journalist während des Kulturkampfes vor drohenden Verfolgungen aus dem Rheinland nach Süddeutschland ausweichen. Aber es war nicht seine ultramontane Vergangenheit, die ihn auch im Sauerland populär gemacht hatte. Vielmehr geht dies auf seine journalistische und politische Tätigkeit im Ruhrgebiet zurück. Als Redakteur der Westfälischen Volkszeitung in Bochum hatte er die Zustände im Ruhrbergbau scharf angegriffen. Im Jahr 1884 war Fusangel dann maßgeblich an der Gründung des sogenannten „Rechtsschutzvereins“ beteiligt. Dieser Verein widmete sich vor allem der Reform des Knappschaftswesens und war eine der ersten Interessenorganisationen für die katholischen Bergleute im Ruhrgebiet. Auch wenn sich der Verein auf Dauer nicht behaupten konnte, brachte er „frischen Wind in die christlich-soziale Bergarbeiterbewegung“, wie Klaus Tenfelde urteilte. Seine Tätigkeit hatte ihn als „roter Johannes“ auf Seiten der Grubenbarone zum „bestgehassten Mann“ und unter den Bergleuten für einige Zeit zum „Abgott“ gemacht. Bereits im Ruhrgebiet hatte er vergeblich für ein Reichstagsmandat kandidiert. Fusangel griff in seiner Zeitung mit Vorliebe die im Revier übermächtigen, meist nationalliberal gesinnten Großindustriellen an. Er führte unter anderem einen aufsehenerregenden Prozess, der von dem Direktor des Bochumer Vereins Fritz Baare, dem Fusangel Steuerhinterziehung vorgeworfen hatte, angestrengt worden war. Als Folge seiner aggressiven Kritik wurde Fusangel häufig wegen Preßvergehen verurteilt. Im Jahr 1893 siedelte er auch im Zusammenhang mit der Kandidatur im Sauerland nach Hagen um und gründete dort die „Westdeutsche Volkszeitung“. Diese stieg in der Folge zu einer der meist gelesenen katholischen Blätter in Südwestfalen auf und hatte auch Redaktionen in Arnsberg und Bochum. Das bisherige Verhältnis Fusangels zum Zentrum war nicht ganz ohne Probleme. So hat er in seiner Zeit in Bayern die Partei teilweise scharf kritisiert. Aber zerrüttet war das Verhältnis nicht, hatte doch der Parteivorsitzende Ludwig Windthorts zu Gunsten Fusangels bei einer früheren Reichstagswahl auf eine Kandidatur im Wahlkreis Bochum verzichtet.<sup>11</sup>

#### 5. Formierung der gegnerischen Lager

Unter dem Vorsitz des Pfarrers Feldmann aus Wenden kam die angekündigte Versammlung in Fintentrop mit 200 Teilnehmern zustande. Sie sollte die Frage klären, ob die Wähler des Kreises Olpe an die Beschlüsse von Fröndenberg gebunden seien oder ob sie eine Trennung der Mandate befürworten würden. Weil die Entscheidungen von Fröndenberg nur von speziell eingeladenen Herren getroffen worden seien, wurde die Versammlung als nicht legitim abgelehnt. Weitgehend einig war sich die Versammlung in der Forderung nach einer Trennung der Mandate. Uneins war sie sich jedoch über den weiteren Kurs. In der Debatte zum Reichstagsmandat wurde eingewandt, dass Boese mit seinen 65 Jahren zu alt sei. Arbeiter und Handwerker aus Attendorn sprachen sich für Fusangel aus. Die Abstimmung fiel zu Gunsten Boeses aus. In der Frage des Landtagsmandats sprach sich die Mehrheit für Zeppenfeld aus. Eine Minderheit aus Arbeitern und Handwerkern hielt an der Kandidatur Fusangels fest:

---

11 Westdeutsche Volkszeitung 179/1910. 9.8.1910; Otto Hue: Die Bergarbeiter. Historische Darstellung der Bergarbeiterverhältnisse von der ältesten bis in die neueste Zeit. Bd. 2. Stuttgart, 1913 [ND Bonn, 1981] S. 330-333; Heinrich Imbusch: Arbeitsverhältnis und Arbeiterorganisation im deutschen Bergbau. Essen, 1908 S. 267-277; Klaus Tenfelde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert Bonn, 1977 S. 551-559, S. 585; Haunfelder, Zentrumsabgeordnete, S. 159f.; Paul Majunke: Der Zerfall der alten Parteien In: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland. Jg. 1893 Bd.1 S. 159f.; Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg, S. 565f.; Alfred Finke: Die Stadt Hagen (Westf.). Berlin, 1928 S. 179.

„Bleiben Sie uns fort mit den Beamten und Oberrentmeistern, es geht nicht, wir Arbeiter sind unverbesserlich.“<sup>12</sup>

Die Sache wurde noch komplizierter, weil sich eine ähnliche Versammlung im Kreis Meschede zwar auch gegen die Beschlüsse von Fröndenberg wandte und sich für eine Trennung der Mandate aussprach. Aber dort wollte man anstelle Zeppenfelds Fusangel als Mitglied im Abgeordnetenhaus sehen. „Handwerker, Kleinbürger und Arbeiter sind der Ansicht, dass Niemand besser ihre Sache im Landtage vertreten werde, als Herr Fusangel.“ Außerdem meldeten mit dem Unternehmer Otto Schütte aus Oberkirchen und dem Pfarrer Julius Falter aus Freienohl weitere Kandidaten ihr Interesse an. Aus dem Kreis Arnsberg trat als Kandidat der Landwirte zudem noch Engelbert Egon von Fürstenberg hinzu. Laut einer etwas später veröffentlichten Wahlanzeige wurde er von Mitgliedern der landwirtschaftlichen Kreis- und Lokalvereine, aber auch von Vertretern der Industrie aus dem Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe unterstützt. Relativ bald wurden indes Zweifel daran angemeldet, dass von Fürstenberg überhaupt dem katholischen Lager zuzurechnen sei. Er stünde nur in kirchenpolitischer Hinsicht auf dem Boden des Zentrums. In anderen Feldern würde er eher Positionen der Konservativen vertreten. Der im Kreis Olpe für das Landtagsmandat ins Gespräch gebrachte Landgerichtsrat Zeppenfeld zog seine Kandidatur zurück.<sup>13</sup>

Bereits zu diesem Zeitpunkt wird zweierlei deutlich: Ein beträchtlicher Teil der Wähler war mit der Honoratiorenpolitik, wie sie die Versammlung in Fröndenberg repräsentierte, nicht einverstanden und verlangte Mitsprachemöglichkeiten. Zum anderen zeichnete sich ab, dass die unterschiedlichen sozialen Gruppen versuchten, ihre Interessen in der Kandidatenfrage durchzusetzen. Dies haben auch die Zeitgenossen so gesehen. Das Centralvolksblatt warnte vor einer einseitigen Interessenvertretung und plädierte für die Suche nach einem Kandidaten, der alle Interessen repräsentieren könne. Es war klar, dass die Entscheidung von Fröndenberg nicht zu halten sei. Das Blatt warb für einen breiten demokratischen Meinungsfindungsprozess. Zunächst sollten danach Volksversammlungen zur Kandidatenfrage in den drei Kreisen stattfinden, auf denen dann Delegierte bestimmt würden, die ihrerseits in einer Versammlung eine Entscheidung herbeiführen sollten.

Als strukturelle Ursache machte das Blatt die Parteiorganisation des Zentrums aus. Insbesondere die Kooptation der Vertrauensmänner, das heißt die Selbstergänzung ohne demokratische Legitimation, wurde kritisiert. Die Zeitung schlug daher eine grundlegende Modernisierung der Parteistruktur vor. An jedem größeren Ort sollte ein Wahlverein mit einem geschäftsführenden Ausschuss gebildet werden. Bei Wahlen sollten Delegierte in die Vertrauensmännerversammlungen entsandt werden und dort nach Maßgabe ihrer Vereine entscheiden. Man erhoffte sich dadurch, dass Meinungsverschiedenheiten ausgeschlossen oder ausgeglichen werden könnten. Gleichzeitig könnten Wahlvereine vor Ort Wahlkampfzettel ansammeln und zur Bindung an die Partei beitragen. Damit sollte an die Stelle der bisherigen Honoratiorenpartei mit ihren undemokratischen Praktiken der Selbstergänzung fast so etwas wie eine demokratisch orientierte Mitgliederpartei treten. Diese Vorschläge wurden zunächst nicht umgesetzt, spielten aber nach der Jahrhundertwende erneut eine Rolle.<sup>14</sup>

Inzwischen hatte sich auch Fusangel zu Wort gemeldet. Zunächst zitierte dieser aus dem Schreiben, mit dem ihm eine Kandidatur angetragen worden war. Darin soll es geheißen haben, dass die „ungeheure Mehrzahl der Wähler“ eine weitere „Verstärkung des juristisch bürokratischen Elements“ in der Zentrumsfraktion ablehne und stattdessen eine Persönlichkeit wünsche, „welche in den breiten Schichten des Volkes wurzele, welche mitten aus dem praktischen Leben heraus sich ein hinreichendes Verständnis für die unbefriedigende Lage des

12 Centralvolksblatt 29/1893 6.2.

13 Centralvolksblatt 29/1893 6.2., 32/1893 9.2., 41/1893 20.2., 50/1893 2.3., 58/1893 11.3.; Arnsberger Zeitung 17/1893 26.2.

14 Centralvolksblatt 32/1893 9.2.

kleinen Mannes, des Handwerkers, des Arbeiters und Landwirts erworben habe, welche endlich durch ihre Vergangenheit die Bürgerschaft dafür biete, dass sie mit Umsicht und Energie für die wichtigsten Interessen der Wähler einzutreten entschlossen sei.“ Fusangel machte eine Kandidatur zu diesem Zeitpunkt noch von der Wiederherstellung der Einigkeit abhängig, denn „ich hielt und halte es nicht für angängig, dass man Zentrum gegen Zentrum und linken gegen den rechten Flügel der Partei ausspiele.“ Er hoffte darauf, dass in der laufenden Debatte sich die Einigkeit von selbst ergeben würde. Fusangel wandte sich gegen Berichte in der liberalen Presse, die offenbar gemeldet hatte, dass die Geistlichkeit sich gegen seine Kandidatur ausgesprochen hätte. „Wer in meiner Eigenschaft als linksstehender Zentrumsmann eine Nötigung für die Geistlichkeit findet, mir entgegen zu sein, der vergisst, dass durch unsere den Volke entsprossene und mitten im Volke lebende Geistlichkeit ein entschieden demokratischer Zug geht, ohne welchen die Zentrumspartei niemals das geworden wäre, was sie ist und immer sein soll, eine echte und rechte Volkspartei.“<sup>15</sup>

## 6. Konfrontation der Lager und Wahlkampf

Die Suche nach einem Konsens wurde dadurch erschwert, dass eine Wählerversammlung im Kreis Arnsberg die Ergebnisse von Fröndenberg ausdrücklich anerkannte und an der Kandidatur von Boese festhielt. Man schuf insofern Fakten, als dass ein geschäftsführender Wahlausschuss mit Sitz in Arnsberg geschaffen und Wahlversammlungen angekündigt wurden.<sup>16</sup> Die Gegenseite reagierte prompt. Ebenfalls in Arnsberg hatte sich ein Wahlkomitee zu Gunsten Fusangels gebildet, das vor allem von Handwerkern und Arbeitern getragen wurde und in einer Anzeige zur Wahl des „Volksmannes“ Fusangel aufrief.<sup>17</sup>

In der Folge war von der Suche nach einem gemeinsamen Kandidaten kaum noch die Rede. Vielmehr begann nun eine offene Auseinandersetzung der Kandidaten und ihrer jeweiligen Unterstützer. Der Wahlkampf zwischen den Anhängern Fusangels und Boeses verlief stark emotionalisiert, und die Angelegenheit führte zu einer politischen Erregung „wie man sie in unserem treu zum Zentrum haltenden biedereren sauerländischen Volke bis dahin nicht gekannt hat“.<sup>18</sup>

Vor allem die Äußerungen Fusangels, in denen er von Flügeln innerhalb der Partei gesprochen hatte, sich als linken Zentrumsmann bezeichnet hatte und in denen er in der Geistlichkeit einen demokratischen Zug zu erkennen glaubte, stieß auf massiven Widerspruch. In einer Zuschrift eines Klerikers an das zentrale Organ des Zentrums „Germania“ wollte man aus katholisch-konservativer Sicht für die Geistlichkeit zwar den Begriff „volkstümlich“, nicht aber „demokratisch“ verwandt wissen. „Denn im Ernstfall soll und darf man alle Worte nur in der Bedeutung benutzen, wie sie bei uns im Lande und in der Gegenwart besitzen. Dann aber schließt das Wort ‚demokratisch‘ seit Jahrzehnten einen Gegensatz ein gegen konservative Gesinnung und Haltung, gegen jede Aristokratie und zuletzt sogar gegen das monarchische System und das Königtum von Gottes Gnaden. Unser Klerus verdient diese Charakterisierung nicht.“<sup>19</sup>

Die Ablehnung der Kandidatur Fusangels war im Zentrum weit verbreitet. Eine zeitgenössische Wochenschrift schrieb über die Hintergründe: „Er gilt den Arbeitern und Bauern als ein sozialpolitischer Drachentöter und schlägt nicht ohne Erfolg antisemitische Töne an. Nicht diese Tendenzen Fusangels erregen Widerspruch im Centrum, sondern die Art seiner Agitation, der exzentrische Demagogenton und die leichtherzige Art, in welcher er sich

15 Centralvolksblatt 40/1893 18.2.

16 Centralvolksblatt 49/1893 1.3.

17 Centralvolksblatt 52/1893 4.3.

18 Centralvolksblatt 55/1893 8.3.

19 Centralvolksblatt 53/1893 6.3.

Verleumdungsklagen aussetzt.“<sup>20</sup> Die Fraktionsvorstände des Zentrums im Reichs- und Landtag nahmen Fusangels Äußerungen zum Anlass, ein gemeinsames Rundschreiben herauszugeben, womit sie ihm seine Zentrumseigenschaft absprachen. Die Vorstände wandten sich mit Entschiedenheit gegen die Vorstellung eines linken oder rechten Flügels in Partei oder Fraktion. „Wer eine andere Stellung nimmt, tritt damit außerhalb des Zentrums und kann als Kandidat des Zentrums unsererseits nicht anerkannt werden.“ Es wurde die Parole ausgegeben: „hie Fusangel, hie Zentrum.“<sup>21</sup>

Diese Verlautbarung hatte keine erkennbare Wirkung. Die Lokalpresse wurde vielmehr überschwemmt mit Zuschriften insbesondere von Arbeitern, Handwerkern, anderen Gewerbetreibenden und Landwirten, die sich für die Wahl Fusangels einsetzten. Sie verbreiteten Flugblätter, die offenbar teilweise persönliche Angriffe und Verschwörungstheorien über die Hintergründe der Kandidatur von Boese enthielten. Auf Wahlversammlungen wurde Fusangel wie ein Volksheld gefeiert. In Fredeburg sollen an einer Versammlung 4.000 Zuschauer teilgenommen haben. Den Vorwurf außerhalb des Zentrums zu stehen, wies Fusangel mit Nachdruck zurück und fasste dies als eine direkte Beleidigung seiner Person auf. Seit 20 Jahren stehe er im Dienst der katholischen Presse; er habe auf diesem Gebiet unentwegt und ohne Furcht gewirkt, ja selbst längere Gefängnisstrafen im Interesse der von ihm vertretenen Sache erduldet und wolle diesen Standpunkt auch immer einnehmen. Er wandte sich dagegen, dass die Geistlichen sich gegen ihn aussprechen würden. „In der Kirche allerdings hätte der Geistliche allein das Wort, hinsichtlich der Politik aber sagt das Volk: ‚Wir sprechen auch ein Wörtchen mit.‘ Die deutschen Zentrumswähler seien treue Kinder des heiligen Vaters, aber auch diesem gegenüber würden sie in Sachen der Politik sich ihre eigene Meinung nicht nehmen lassen.“ Die Versammlung legte Protest gegen die Bevormundung durch die Fraktionen ein. Fusangel wurde zum alleinigen Kandidaten proklamiert und die Fraktionen darüber in einem Telegramm informiert.<sup>22</sup>

Von den überregionalen Parteiinstanzen wurden führende Zentrumspolitiker wie Dr. Ernst Lieber ins Sauerland entsandt, um gegen Fusangel Stellung zu nehmen. Paul Majunke urteilte: „Die Ehre ist noch niemals einem Abgeordneten des Centrums zu Theil geworden, dass die bekanntesten und gewandtesten Redner der Fraktion in seinen Wahlkreis gekommen und sich Tage lang für ihn bis zur Heiserkeit verwendet hätten.“<sup>23</sup>

Lieber beteuerte, dass die Fraktionen nicht in das Wahlrecht des katholischen Volkes eingreifen wollten. Aber er betonte auch, dass sie das Recht hätten, zu entscheiden, wer ins Zentrum gehört. „Und nicht ins Zentrum gehöre Kaufmann Schütte, nicht Fürstenberg, nicht Fusangel. Nun und nimmer mehr wird Fusangel ins Zentrum kommen. Das sei einstimmiger Fraktionsbeschluss.“ Der Landtagsabgeordnete Eduard Fuchs aus Köln warnte in mehreren Versammlungen vor reiner Interessenpolitik, die angesichts der sozialen Heterogenität des Zentrums die Partei auseinander sprengen müsste. Er betonte stattdessen das Gemeinsame und beschwor die Zeit des Kulturkampfes. Gewissermaßen als letztes und nicht widerlegbares Argument berief er sich auf eine angebliche Äußerung des Papstes, der die Sauerländer zur Einigkeit aufgerufen hätte. All dies half den Vertretern der offiziellen Parteilinie nichts. Sämtliche Veranstaltungen für Boese verwandelten sich durch massive Unmutsbekundungen, Unruhe und Hochrufe zu eindeutigen Vertrauenskundgebungen für Fusangel. Die Versammlungen von Fusangel etwa in Attendorn und Hüsten zogen, wie schon in Fredeburg, zahlreiche Anhänger an. In Hüsten wurde ein Protesttelegramm an Franz von Ballestrem im Namen von

20 In der Wiedergabe der Äußerungen Fusangels in der Region ist von antisemitischen Äußerungen nichts zu finden. Das Echo. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft Bd. 22 Januar bis Juni 1893 S. 356.

21 Reichstagswahl in Olpe-Meschede-Arnsberg, S. 566; Deutscher Geschichtskalender Jg. 1893 Bd.1 Leipzig, 1893 S. 158; Arnsberger Zeitung 18/1893 2.3.

22 Centralvolksblatt 55/1893 8.3.

23 Majunke, Zerfall der alten Parteien, S. 632.

5.000 anwesenden Wählern abgesandt. Ein Beobachter berichtete vor der Wahl in der Presse, dass nach seinen Beobachtungen, Fusangel zweifellos die meisten Sympathien für sich verbuchen konnte. Nach seinem Eindruck erwarteten die Wähler, dass er „recht scharf im Parlament auftrete“, sie unterstützen ihn aber auch, „um ihre Opposition gegen die Kandidatur Boese, die sie als Volkskandidatur nicht anerkennen, zu bekunden. [...] Das Volk befindet sich in einer hochgradigen Erregung, in einer sehr gereizten Stimmung, es ist erbittert darüber, dass man es bei der Auswahl der Kandidaten nicht in dem Maße hat mitsprechen lassen, wie es ihn nach seiner Auffassung [...] zukam.“<sup>24</sup>

## 7. Wahlergebnis und Einschätzungen

Die Wahlbeteiligung war mit 82,8% für die Region ungewöhnlich hoch und das Ergebnis war bei der Reichstagswahl eindeutig. Auf Fusangel entfiel mit 15.131 Wählern ein Stimmenanteil von mehr als 70%. Boese erhielt mit 4.729 nur knapp 20%. Außer in der Stadt Arnberg mit ihrer konservativen Beamtenschaft blieb die Unterstützung für von Fürstenberg marginal. Er erhielt mit 417 Stimmen nur 2%, und die übrigen lokalen Kandidaten erhielten nur knapp 1,5% der Stimmen. Bei der Landtagswahl mit ihrem Dreiklassenwahlrecht setzte sich dagegen Boese mit 78,8% gegen Fusangel mit 20,4% durch. Während die Region im Reichstag also von einem Vertreter des Sozialkatholizismus vertreten wurde, wurde das Landtagsmandat weiterhin von einem Vertreter der Honoratioren besetzt.<sup>25</sup>

Die Germania hat den Ausgang am 24. März in Zusammenhang mit anderen Nachwahlen betrachtet. Die Zeitung ahnte, dass die politischen Gegner den Ausgang als ersten Riss im bisher unerschütterlichen „Zentrumsturm“ interpretieren würden, und bezeichnete den Ausgang als unerfreulich. Sie verweist dann darauf, dass der Konflikt um die Militärvorlage dabei eine zentrale Rolle gespielt hätte. Diese Zusammenhänge gehen zwar aus den regionalen Quellen so nicht hervor, sie verweisen aber darauf, dass die Wahl in einem für die Zentrums- partei schwierigen Umfeld stattgefunden hatte, war doch die Vorlage in der Partei umstritten. Tatsächlich wurde Fusangel zumindest überregional als ein Streiter gegen die Militärvorlage wahrgenommen. Andere Zeitungen wie die Münchener Volkszeitung wiesen im Zusammenhang mit der Wahl darauf hin, dass die Partei nach dem Tod von Ludwig Windthorst dessen Integrationskraft fehle. Bei einem Besuch von Franz von Ballestrem bei Leo XIII. soll der Papst mit Blick auf das Zentrum zur Einheit gemahnt haben. Das Blatt stellt fest, dass Personen wie Ballestrem und Lieber oder gar Fusangel sehr unterschiedliche Richtungen repräsentieren würden.<sup>26</sup>

In den politisch-historischen Blättern für das katholische Deutschland beschäftigte sich der Kaplan und Publizist Paul Majunke mit dem Zustand der Zentrums- partei und sah in den Vorgängen im Sauerland ein Indiz für eine zurückgehende Bedeutung oder sogar für den Beginn des Zerfalls der Partei. Er verwies dabei auch auf andere Wahlen. Majunke sah dabei ein grundsätzliches Problem. Er bemerkte zu Recht, dass solche Vorgänge während des Kultur- kampfes völlig unmöglich gewesen seien. Nicht mehr die grundlegenden und einheitsstiften- den kirchenpolitischen Fragen, sondern andere Fragen, in denen das Zentrum nicht in gleicher Weise einig sei, wären in den Vordergrund getreten. In den Hochburgen des Zentrums, wie eben im Wahlkreis Arnberg-Meschede-Olpe, machten sich soziale Strömungen innerhalb des

24 Deutscher Geschichtskalender Jg. 1893, S. 159, Centralvolksblatt 60/1893 14.3., 62/1893 16.3., 63/1893 17.3., 66/1893 21.3.; Arnberger Zeitung 22/1893 16.3., 23/1893 19.3.

25 Centralvolksblatt 136/1893 16.6., 139/1893 20.6.; Kühne, Handbuch, S. 617; Specht/Schwabe, Reichstagswahlen, S. 140f.

26 Deutscher Geschichtskalender Jg. 1893 Bd.1 S. 159; Jürgen Michael Schulz: Kirche im Aufbruch. Das sozialpolitische Engagement der katholischen Presse Berlins im Wilhelminischen Deutschland. Berlin, 1994 S. 226.

Zentrums bemerkbar. Dort wäre Fusangel mit sozialpolitischen Forderungen aufgetreten, die im Gegensatz zur Führung der Partei gestanden hätten. Gleichzeitig läge er aber in kirchenpolitischer Hinsicht auf Parteilinie. Er warnte davor, dass es ein vergebliches Mühen sei, das Zentrum in rein politischen und sozialen Fragen unter einen Hut bringen zu wollen; selbst Windhorst habe dies nur einige Mal vermocht, und die ältere Geschichte des Zentrums in Preußen vor dem kirchenpolitischen Kampfe ergebe, dass die kirchlichen Fragen die Fraktion einigen, politische Fragen sie zerstreuen.<sup>27</sup> Wie es die Zentrumspresse befürchtet hatte, nutzten die politischen Konkurrenten und die regierungsnahen Presse die Angelegenheit um über eine Krise in der Zentrumsparlei zu spekulieren.<sup>28</sup> Allerdings gab es auch Stimmen, die davor warnten aus dem Einzelfall voreilige allgemeine Schlüsse zu ziehen.<sup>29</sup>

Fusangel hat nach der Wahl unter anderem mit einem demonstrativen Bekenntnis zum Zentrum versucht, die Wogen etwas zu glätten. Die Zentrumsfraktion im Reichstag erkannte den „gemäßigten und entgegenkommenden Ton seiner Erklärung zwar an, beharrte aber mit Blick auf die Wahl, die im bewussten Gegensatz zur Fraktion stattgefunden hätte, am 15. April darauf Fusangel nicht als Mitglied aufzunehmen. Diese Entscheidung wurde von der Germania ausdrücklich begrüßt. „Es wird [...] Niemand in Zweifel ziehen, dass die erfahrenen und bewährten Männer, die Erwählten des katholischen Volkes, welche jenen Beschluss einstimmig gefasst haben, das nach ruhiger, allseitiger Erwägung der Sache und ihrer Konsequenzen getan haben.“ Es gab aber auch positive Stimmen in der Zentrumspresse. Die ebenfalls in Berlin erscheinende Märkische Volkszeitung kritisierte den innerparteilichen Streit, äußerte sich zu Fusangel aber ganz anders: „Wir haben unsererseits aus unserer Sympathie für den tapferen Vorkämpfer für Recht und Wahrheit [...] niemals Hehl gemacht, und werden seine Wahl in diesem Sinne auch gerne begrüßen.“<sup>30</sup>

## 8. Vertauschung der Fronten – Allgemeine Reichstagswahl 1893

Noch im Jahr 1893 kam es nach der Auflösung des Reichstages erneut zu einem Urnengang, der ganz im Zeichen der Militärvorlage stand. Dabei ging es um die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um rund 80.000 Mann. Die Frage ob das Parlament dem zustimmen sollte, wurde innerhalb der Zentrumsparlei von den verschiedenen Flügeln unterschiedlich beurteilt. Die Mehrheit der Partei hatte jedenfalls zusammen mit der SPD und einem Teil der freisinnigen Partei die entsprechende Regierungsvorlage abgelehnt, was eben die Auflösung des Reichstages zur Folge hatte. Ein Teil der Zentrumsparlei hatte dagegen der Vorlage zugestimmt. Vor allem in Süddeutschland meldete sich im katholischen Lager eine populistische Protestbewegung zu Wort, die die Zentrumsführer mit Mandatsentzug drohten, sollten diese dem preußischen Militarismus erneut Tribut zollen. Die Vorgänge im Sauerland waren vergleichbar.<sup>31</sup>

In der Region sammelten sich die Anhänger der Regierung wie auch deren Gegner aus den Reihen der Zentrumsparlei in zwei Lagern. Die Gegner der Militärvorlage hoben Fusangel auf den Schild. Die Presse war sich im Vorfeld sicher, dass dessen Haltung sich durchsetzen werde, und meinte, nur derjenige könnte im Wahlkreis Erfolg haben, dessen Parole lautet „Keine neuen Steuern, keine neuen Soldaten“. Die Gegner der [militarismuskritischen] Parteilinie trafen sich auf Einladung des dortigen Bürgermeisters in Olpe. Die Versammlung wurde

27 Majunke, Zerfall der alten Parteien, S. 630; Deutscher Geschichtskalender Jg. 1893 Bd.1 S. 161.

28 Neueste Mitteilungen 19. April 1893.

29 Allgemeine Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst 4/1893 S. 448.

30 Centralvolksblatt 89/1893 19.4.; Deutscher Geschichtskalender Jg. 1893 Bd.1 S. 159; Jürgen Michael Schulz: Kirche im Aufbruch. Das sozialpolitische Engagement der katholischen Presse Berlins im Wilhelminischen Deutschland. Berlin, 1994 S. 225f.

31 Wilfried Loth: Das Kaiserreich. Obrigkeitsstaat und politische Mobilisierung. München, 1996 S. 96.

vom Arnsberger Bürgermeister Max Lücke geleitet. Der Rechtsanwalt Carl Scheele aus Arnsberg erklärte sich zur Kandidatur bereit. Er bekannte sich zum Zentrum, erklärte aber auch, gegen die Mehrheitslinie stimmen zu wollen. In gewisser Weise kam es zu einer Verkehrung der Fronten, stand doch Fusangel nun auf dem Boden der Parteimehrheit, während sich staatsnahe Personen wie die Bürgermeister von Arnsberg und Olpe in der Opposition wiederfanden. Aus diesem Grund verweigerte die zentrumsnahe Regionalpresse Scheele auch die Unterstützung. Dagegen stand die Arnsberger Zeitung erkennbar auf dessen Seite.<sup>32</sup>

Das politisch Trennende wurde durch die soziale Dimension noch verstärkt, indem aus Arbeiterkreisen Vorwürfe kamen, dass die Anhänger Scheeles keine Arbeiter zu den Nominierungstreffen eingeladen hätten. „Jetzt seht ihr alle deutlich, was die Gegner des Herrn Fusangel von dem Arbeiterstand halten.“ Auf der anderen Seite berichtete die Arnsberger Zeitung über eine sinkende Zustimmung zu Fusangel in Kreisen der Landbevölkerung. „Was haben wir davon, wenn nur den Arbeitern alles mögliche in Aussicht gestellt wird?“<sup>33</sup>

Wieder gelang es Fusangel, seine Anhänger in großen Versammlungen zu mobilisieren. In Meschede sollen daran bis zu tausend Personen teilgenommen haben. In Altenhundem beteiligten sich 1.500 bis 1.800 Besucher. Für die Verkehrung der Fronten bezeichnet war, dass in Warstein selbst der dortige Vikar Strausberg, der bei der vorigen Wahl sich noch vehement gegen Fusangel ausgesprochen hatte, diesen nun zum „einzig legitimen Zentrums kandidaten“ erklärte. Auch Scheele hielt Versammlungen ab. In Meschede zog er immerhin 600 Zuhörer an. Er verteidigte sich gegen den Vorwurf, nicht mehr auf Seiten der Zentrumsparterie zu stehen, und verwies darauf, dass ja früher Reichensperger etwa in der Septennatsfrage auch schon gegen die Parteimehrheit gestimmt hätte. Die Anhänger Scheeles versuchten ihrerseits, Fusangels politische Haltung in Zweifel zu ziehen, indem behauptet wurde, dass Sozialdemokraten aus Arnsberg, Neheim und Attendorn sich aktiv für Fusangel einsetzen würden. In Warstein hätten die Mitglieder des dortigen Gewerksvereins der Metallarbeiter sich für Fusangel ausgesprochen. Natürlich unterließen sie es nicht, darauf hinzuweisen, dass Fusangel nicht im offiziellen Verzeichnis der Zentrums kandidaten auftauchen würde und dass dieser noch immer „keine Gnade bei der Parteileitung“ gefunden hätte. Dagegen hätte die westfälische Parteileitung beschlossen, weder für noch gegen Scheele Stellung zu nehmen.<sup>34</sup>

Die Beteiligung an der Wahl war mit 74% geringer als bei der zurückliegenden Ersatzwahl. Als Vertreter der Parteilinie konnte Fusangel offenbar auch solche Wähler gewinnen, die zuvor gegen ihn gestimmt hatten. Er kam mit 15.434 Stimmen und einem Anteil von fast 85% auf sein bestes Ergebnis überhaupt. Dagegen erhielt Scheele nur 2.652 Stimmen. Dies entsprach 14,5%. Nicht verwunderlich ist, dass letzterer eine Hochburg in seiner Heimatstadt Arnsberg hatte. Dort stimmten 552 für ihn und 587 für Fusangel. Auch in Meschede hatte Scheele mit 112 zu 348 Stimmen noch einen vergleichsweise großen Erfolg. Anderswo hatte, soweit Zahlen bekannt sind, seine Kandidatur kaum eine Bedeutung. In Neheim stimmten etwa nur 22 Wähler für Scheele, während sich 1.104 für Fusangel entschieden. Einige Monate später fand auch eine allgemeine preußische Landtagswahl statt. Boese kandidierte nicht mehr für den Wahlkreis Meschede-Olpe. Stattdessen trat Georg von Detten gegen Fusangel an. Auch von Detten war ein ausgesprochener Vertreter landwirtschaftlicher Interessen. Obwohl Fusangel mit 44,3% ein beachtliches Ergebnis erzielte und gegenüber der Ersatzwahl deutlich zulegen konnte, profitierte auch Detten vom Dreiklassenwahlrecht und setzte sich mit 54,2% durch. Auf Dauer hielt die Reichstagsfraktion den Ausschluss Fusangels nicht durch. Karl Bachem berichtet, dass sie ihn nach „einer kurzen Anstandsfrist“ aufgenommen hätte. Dabei spielte aber auch eine Rolle, dass sich nach der Reichstagswahl in der Zentrumsparterie eine

32 Centralvolksblatt 112/1893 15.5., 122/1893 30.5., 126/1893 5.6.; Arnsberger Zeitung 45/1893.

33 Centralvolksblatt 130/1893 9.6.; Arnsberger Zeitung 46/1893 10.6.

34 Centralvolksblatt 133/1893 13.6.; Arnsberger Zeitung 47/1893 11.6., 48/1893 15.6., 50/1893 22.9.

bürgerliche Führungsgruppe um Ernst Lieber durchsetzte, die verstärkt Rücksicht auf die populistischen Bewegungen der kleinen Leute zu nehmen hatte.<sup>35</sup>

## 9. Abgeordnetenhauswahl im Fokus – Die Wahlen von 1898

Der Konflikt zwischen den Anhängern Fusangels und den Honoratioren erwies sich nicht als Ausnahmeerscheinung, sondern prägte in den folgenden Jahren weiterhin die politische Kultur des Sauerlandes. Im Rückblick schrieb ein Zentrumspolitiker aus Meschede: „Da durch diese Wahlen die Bundesgegensätze in Erscheinung traten, in dem besonders die wenig bemittelten Arbeiter, Handwerker usw. den wohlhabenden Kreisen gegenüberstanden, wurde hierdurch viele Gegensätze, sogar Feindschaft in Stadt und Land geschaffen, die bei jeder Neuwahl erneut sich bemerkbar machte.“<sup>36</sup>

Dies war 1898 bei den Reichstags- und Landtagswahlen erneut der Fall. Im Frühjahr dieses Jahres hatte die Provinzialpartei in Münster ein neues Statut beschlossen, nach dem in jedem Wahlkreis ein Komitee der Zentrumspartei zu bilden sei. Dazu ist es im Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe jedoch nicht gekommen, und es wurde kein Versuch gemacht, die Einigkeit im Zentrumslager der Region wieder herzustellen. Im Kreis Olpe wurde auf Initiative des Gewerkes Carl Löhr auf Kreisebene ein Wahlkomitee gebildet, das sich allerdings in der Kandidatenfrage nicht einigen konnte. Vorschläge zur Bildung von Kreiskomitees auch für die Kreise Arnsberg und Meschede sowie eine gemeinsame Lösung des Kandidatenproblems wurden dort abgelehnt.<sup>37</sup>

Es war selbstverständlich, dass Fusangel bei der Reichstagswahl erneut kandidieren würde. Die Kandidatur von Georg von Detten bei der Landtagswahl war auch wenig überraschend. Nach Angaben Fusangels hatte es ein Abkommen mit Führern der Reichstagsfraktion gegeben, in denen beide Seiten sich „ihren Besitzstand“ garantieren und Fusangel nicht bei den Landtags- und Detten nicht bei den Reichstagswahlen antreten würde. Ähnlich äußerte sich auch der Gewerke Löhr bei einer Sitzung des Provinzialkomitees. Offenbar haben beide Seiten aber nicht mit dem Eigensinn ihrer Unterstützer gerechnet.

Da im Wahlkreis keine Einigung erzielt werden konnte, wurde von der Provinzialpartei kein offizieller Kandidat nominiert und man ließ den Wählern freie Hand. Die Anhänger Dettens riefen auch diejenigen Wähler, die nicht für Fusangel stimmen wollten, dazu auf, den bisherigen Landtagsabgeordneten auch bei der Reichstagswahl zu wählen. Offenbar war die Nominierung von Dettens für die Reichstagswahl ohne dessen Zustimmung erfolgt, erklärte dieser doch schriftlich eine Wahl in den Reichstags nur annehmen zu wollen, wenn Fusangel auf eine Kandidatur verzichten würde. Dennoch beharrten die Initiatoren der Reichstagskandidatur auf ihrem Standpunkt. „Wenn aber eine große Zahl von Wählern sich die Kandidatur Fusangel nicht aufdrängen lassen will, so kann Niemand, selbst Herr von Detten nicht, diese hindern, nach ihrem freien Wunsch und Willen den um das gesamte Sauerland hochverdienten Landtagsabgeordneten auch in den Reichstag zu wählen.“<sup>38</sup>

Ganz ähnlich handelten die Unterstützer von Fusangel. Diese nominierten ihn ebenfalls ohne sein Wissen für die Landtagswahl. Ohne nennenswerte Organisation oder eine besondere Agitation gelang es, über 100 Wahlmänner für Fusangel zu gewinnen. Dies reichte aber nicht aus, um die Wahl gewinnen zu können. So plädierte Fusangel dafür, die Kampagne vor

35 Specht/Schwabe, Reichstagswahlen, S. 141; Kühne, Handbuch, S. 617; Centralvolksblatt 136/1893 16.6., 130/1898 10.6.; Loth, Kaiserreich, S. 96f.

36 Chronik der Stadt Meschede, S. 38.

37 Stadtarchiv Attendorn, Chronik der Stadt Attendorn, Bd. 1, Seite 10f. (Online im historischen Tagebuch der Stadt Attendorn: <http://www.attendorn.de/stadtinfo/historisch/archiv/?id=1206>).

38 Centralvolksblatt 130/1898 10.6., 131/1898 11.6.; Stadtarchiv Attendorn, Chronik der Stadt Attendorn, Bd. 1, Seite 10f.



der eigentlichen Wahl abubrechen, auch um die Gegensätze nicht noch weiter eskalieren zu lassen. Die Wahlmänner sollten der Wahl fern bleiben und so demonstrieren, dass die Mehrheit des katholischen Volkes nicht von einer Minderheit der Wahlmänner repräsentiert würde. Vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich, aber auch kennzeichnend für die „linke“ politische Position Fusangels innerhalb des Zentrums, war seine vehemente Kritik an dem „elendesten aller Wahlsysteme“, die sich kaum von sozialdemokratischen Äußerungen zum Dreiklassenwahlrecht unterschied. Auch kritisierte er massive Beeinflussungsversuche von Seiten des Landratsamtes in Meschede zu Gunsten von Detten.<sup>39</sup>

Das Ergebnis beider Wahlen bestätigte erneut die politische Spaltung der Region. Bei der Reichstagswahl lag Fusangel mit 13.921 Stimmen klar vor Detten mit 3.980 Stimmen. Wegen des Rückzugs der meisten Wahlmänner des Fusangellagers kam von Detten bei der Landtagswahl auf 92,9% und Fusangel nur auf 5,5%.<sup>40</sup>

## 10. Fusangel in der Defensive – die Wahlen von 1903

In konservativen katholischen und kirchlichen Kreisen nährte die Wahl Fusangels die Befürchtung, dass sich innerhalb der Zentrumsparlei eine „radikale“ Richtung etablieren könnte. Diese Gefahr war sogar Bestandteil eines Gesprächs zwischen dem Papst und dem deutschen Kaiser. Tatsächlich aber blieb die parlamentarische Bedeutung Fusangels gering, und über seinen Wahlkreis hinaus hat er keinen nennenswerten politischen Einfluss ausgeübt. Er war im Reichstag politisch isoliert und hat selbst kaum parlamentarische Aktivitäten entfaltet, war häufig abwesend und blieb wichtigen Abstimmungen fern. Ansonsten hatte er der Fraktion keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Hatte er noch 1893 vehement gegen die Militärvorlage gekämpft, stimmte er später sogar den Flottengesetzen zu.<sup>41</sup>

Dieses Verhalten erleichterte und beförderte die Kritik an Fusangel auch in der Region. Vor allem seit der Jahrhundertwende nahmen in der Regionalpresse die Angriffe zu. Dies hatte durchaus auch wirtschaftliche Gründe, standen diese Blätter doch in einem Konkurrenzkampf mit der Westdeutschen Volkszeitung Fusangels um den regionalen Pressemarkt. Dabei wurden nicht nur seine Arbeit im Parlament, die politische Haltung seiner Zeitung oder seine Fehler in der Vergangenheit kritisiert, sondern zunehmend stand die Person Fusangels selbst im Mittelpunkt der Angriffe. Berichte über dubiose Geschäftspraktiken und über die zahllosen Gerichtsprozesse, in die Fusangel aus verschiedenen Gründen verwickelt war, sollten seine Glaubwürdigkeit beschädigen. Die Angriffe gipfelten 1906 in der Vermutung, dass Fusangel seine Immunität genutzt hätte, um sich der Strafverfolgung und Pfändung seines Besitzes zu entziehen. Auch wenn nicht alle dieser Vorwürfe auf einer realen Grundlage beruhten, geriet Fusangel in die Defensive und musste Fehler einräumen.<sup>42</sup>

39 Max König: Statistisches Material für die Landtagswahlen 1908. Dortmund, o.J. S. 45; Westdeutsche Volkszeitung 250/1898, 254/1898 5.11.; Centralvolksblatt 268/1903 21.11.

40 Specht/Schwabe, Reichstagswahlen von 1867-1907, S. 141; Kühne, Handbuch, S. 617.

41 Loth, Katholiken im Kaiserreich, S. 82, S. 124; Bachem, Zentrumsparlei, S. 41f.; John C. G. Röhl: Wilhelm II. der Aufbau der persönlichen Monarchie. München, 1988 S. 419.

42 Centralvolksblatt 97/1902 29.4., 98/1902, 99/1902 1.5., 100/1902, 104/1902, 107/1902, 138/1902 10.6., 143/1902, 144/1902, 146/1902, 156/1902, 158/1902, 67/1906 22.3., 70/1906 26.3., 12/1907 15.1.; Arbeiter-Zeitung 209/1906 7.9.; Bachem, Zentrumsparlei, S. 41f.

Stimmenanteile für Fusangel und Gegenkandidaten bei den Reichstagswahlen 1893-1907  
im Wahlkreis Arnberg-Meschede-Olpe (in% der gültigen Stimmen)

1893, 1	Fusangel	74,9	Boese	22,97	Sonstige	3,5
1893, 2	Fusangel	83,48	Scheele	14,34	Sonstige	2,17
1898	Fusangel	76,52	v.Detten	21,87	Sonstige	1,59
1903	Fusangel	70,74	Löhr	20,36	Sonstige	8,8
1907	Fusangel	36,11	Becker	55,28	Sonstige	8,6

Die geschwächte Position Fusangels und die für die Bevölkerungsmehrheit wenig attraktiven Kandidaten der offiziellen Zentrumsparterie eröffneten der Sozialdemokratie nach der Jahrhundertwende erstmals seit 1890 größere Spielräume. Im Wahlkampf des Jahres 1903 beteiligten sich die Sozialdemokraten deutlich aktiver und sichtbarer als in der Vergangenheit. Neu waren vor der Wahl auch Versammlungen einzelner sozialer Gruppen aus dem Zentrumslager. So trafen sich in Warstein 750 Arbeiterwähler. Neben Vertretern aus dem katholischen Lager sprachen dort auch Sozialdemokraten. Die Partei warb dabei vor allem um enttäuschte Wähler Fusangels. In der Region wurden Flugblätter verbreitet, die durchaus geschickt die verbreitete Kritik an der parlamentarischen Arbeit Fusangels aufgriffen. „Was hat Fusangel von all dem, was er vor zehn Jahren den Sauerländern, als er sich um das Mandat dieses Kreises bewarb, versprochen hatte, gehalten? Wir dürfen ruhig behaupten, ohne der Wahrheit weh zu tun, Nichts!“ Wie schon in der Vergangenheit bestand eine reale Gefahr für den Zusammenhalt des katholischen Lagers zwar eigentlich nicht, gleichwohl hat das Auftreten der Sozialdemokratie zweifellos den Druck auf die Flügel der Zentrumsparterie erhöht, ihre internen Streitigkeiten beizulegen. Selbst Fusangel äußerte sich in diesem Sinne.<sup>43</sup>

Auch vor dem Hintergrund der Konkurrenz mit der SPD trat das organisatorische Defizit des Zentrums wieder in den Blickpunkt. Im Vorfeld der Wahlen von 1903 begann eine breitere Diskussion in der Region über die Struktur der Partei. Ein Leserbrief beklagte in der katholischen Presse, dass eine lokale Parteiorganisation so gut wie unbekannt sei. Zwar gäbe es in jeder Gemeinde Vertrauensleute der Partei, diese seien aber nicht von den Mitgliedern der Zentrumsparterie des Ortes gewählt, sondern von dem Bezirkskomitee der Partei kooptiert worden. Der Autor kritisierte weiter, dass die Vertrauensmänner überwiegend der wohlhabenden Klasse angehören würden und mit den Wählern kaum direkte Fühlung aufweisen würden. In einer Wahlversammlung in Warstein mit 900 Teilnehmern wurde die Forderung nach einer Neuorganisation und einem Organisationsstatut der Partei laut. Aus jeder Gemeinde sollten auf Basis der Einwohnerzahl Vertrauensmänner gewählt werden, wobei die verschiedenen Berufe zu berücksichtigen seien. Aus den Vertrauensmännern sollte sich das Kreiskomitee bilden und aus diesem sollte ein geschäftsführender Parteiausschuss für den Wahlkreis gebildet werden.<sup>44</sup>

Diesen Forderungen wurde in den einzelnen Teilen der Region unterschiedlich Rechnung getragen. Im Kreis Arnberg konnte man sich nicht entschließen, sich von der bisherigen Praxis des Kooptierens zu lösen. Allerdings wurden bei der Zuwahl vermehrt Angehörige der „breiteren Schichten“, vor allem Arbeiter berücksichtigt. Allein in Hüsten wurden 13 Arbeiter kooptiert.<sup>45</sup>

Im Kreis Meschede hatte es bislang kein Wahlkreiskomitee auf Kreisebene gegeben, bis sich der Bankier Meschede bereit erklärte, dieses zu organisieren. Hier scheint man tatsächlich in den Orten Vertrauensmänner zur Organisation der Zentrumsparterie im Kreis Meschede gewählt zu haben. Wie problematisch eine solche Wahl für die Parteihonoratioren war und

43 Westfälisches Staatsarchiv Münster Regierung Arnberg 14233: Landrat Brilon an Regierungspräsidenten vom 15.8.1903, Landrat Meschede an Regierungspräsidenten vom 12.8.1903; Stadtarchiv Arnberg Bestand Neheim II: Wahlwerbung für Heinrich Becker / Dortmund [ohne Datum]; Der Reichstagswähler. Eine Zeitung für jedermann 4/1903 17.5.; Centralvolksblatt 100/1903 4.5., 116/1903 23.5.

44 Centralvolksblatt 87/1903 18.4.; Arnberger Zeitung 44/1903 31.5.

45 Centralvolksblatt 290/1906 18.12.

wie stark der Rückhalt für Fusangel noch immer war, zeigt die Tatsache, dass alle Gewählten dessen Richtung angehörten.<sup>46</sup> Das Komitee für den gesamten Wahlkreis tagte schließlich, es wurde aber die geringe Teilnehmerzahl aus dem Kreis Arnsberg beklagt. Aus dem Amt Warstein sei niemand anwesend gewesen. Eine wirkliche Einigung über die Kandidatenfrage konnte nicht erreicht werden. Mit wenigen Stimmen Mehrheit wurde eine Resolution beschlossen, in der festgestellt wurde, dass Fusangel augenscheinlich noch immer zahlreiche Anhänger hätte, es aber auch zahlreiche Gegner einer weiteren Kandidatur gäbe. Die Resolution rief dazu auf, im Interesse der Partei keine Gegenagitation zu Fusangel zu betreiben, und dessen Anhänger wurden aufgefordert, keine Schärfe in den Wahlkampf hinein zu tragen. Gleichzeitig wurde bekannt gegeben, dass neben Fusangel ein Zählkandidat für dessen Gegner aufgestellt werden sollte.<sup>47</sup>

Bei diesem handelte es sich um den Gewerker Carl Löhr aus Meggen. Von 22.006 Stimmen bei der Reichstagswahl insgesamt erhielt dieser 4.481, während Fusangel mit 15.568 erneut als Sieger aus der Abstimmung hervorging. Bei der im November desselben Jahres stattfindenden Landtagswahl wurde im Wahlkreis Olpe-Meschede Georg von Detten mit 58,5% wieder gewählt, während Fusangel auf 41,5% kam. Auch wenn die Gegner eine nachlassende Unterstützung Fusangels ausmachten, verfügte er doch noch immer über eine große Anhängerschaft.<sup>48</sup>

## 11. Die Lösung des Problems „von Oben“

Angesichts dieser festen Blöcke innerhalb der Zentrumswählerschaft bedurfte es erheblicher Veränderungen, um die Spaltung bei der Reichstagswahl von 1907 zu überwinden. Einiges deutet daraufhin, dass die Zentrumspartei ihre Organisationsstrukturen in der Region modernisierte. So hat das Provinzialkomitee der Partei 1906 die Anstellung eines Parteisekretärs für den Kreis Arnsberg genehmigt. Nach der Wahl wurde mit dem Windthorst-Bund die Jugendorganisation der Partei in der Region etabliert.<sup>49</sup> Eine Voraussetzung für eine Annäherung war, dass die Honoratioren die Partizipationswünsche der Arbeiter und anderer sozialer Gruppen anerkannten. Der Arnsberger Unternehmer Friedrich von Schenck sprach sich in einer Vorbereitungsversammlung des Wahlkomitees dafür aus, in verstärktem Maße Arbeiter in das Gremium zu berufen. Sowohl Fusangel wie auch der Briloner Reichstagsabgeordnete Wilhelm Schwarze kritisierten dies als undemokratisch und plädierten für Urwahlen des Reichstagskandidaten. Die Mehrheit lehnte dies indes ab. Immerhin hat die Kooptation breiter Schichten offenbar tatsächlich zu einem breiten sozialen Spektrum der Delegierten geführt. Das Amt Warstein etwa wurde vertreten von einem Lohgerber, einem Fabrikarbeiter, einem Landwirt, einem (heimgewerblichen) Kettenschmied und einem Vikar.<sup>50</sup>

Die Verbreiterung der innerparteilichen Mitbestimmung kam sicherlich den seit 1893 geäußerten Partizipationsforderungen entgegen, reichte aber kaum aus, um die Spaltung zu beenden. Vielmehr hatte ja schon die Delegiertenwahl im Kreis Meschede 1903 gezeigt, dass Fusangel im Zweifelsfall gegenüber einem eher konservativen Kandidaten weiterhin über starken Rückhalt verfügte. Letztlich kam es auf die Person des Kandidaten an und wofür sie

46 Centralvolksblatt 90/1903 22.4.; Mescheder Zeitung 34/1903 28.4.

47 Centralvolksblatt 17/1903 25.5.; Arnsberger Zeitung 43/1903 28.5.

48 Specht/Schwabe, Reichstagswahlen, S. 141; Kühne, Handbuch, S. 617; Centralvolksblatt 127/1903 6.6., 136/1903 18.6.1903, 137/1903 19.6.1903.

49 Centralvolksblatt 54/1906 7.3.; Stadtarchiv Arnsberg Bestand Neheim II 169: Bericht über die am 29.10.1907 abgehaltene Versammlung der Zentrumspartei.

50 Stadtarchiv Arnsberg Bestand Neheim II 169: Bericht über die am 16.12.1906 stattgefundenen Versammlung der Wahlmänner der Zentrumspartei des Kreises Arnsberg; Centralvolksblatt 290/1906 18.12.; Westdeutsche Volkszeitung 3/1907 4.1.

stand. Die bisherigen Gegenkandidaten von Fusangel waren entweder Vertreter landwirtschaftlicher oder industrieller Interessen. Für einen Großteil der Wähler stellten sie keine Alternative zu Fusangel dar. Unklar ist, wie die Strategie der Gegner Fusangels für die bevorstehende Wahl aussah. Wollte man wie 1898 und 1903 den leichten Weg eines Zählkandidaten gehen, wohl wissend, dass dieser gegen Fusangel keine Chance hatte oder suchte man die Konfrontation?

Die Entscheidung wurde der regionalen Partei durch das Eingreifen der westfälischen Zentrumspartei aus der Hand genommen. Die Presse berichtete, dass die westfälische Partei Fusangel fallen gelassen hätte und beabsichtige, mit Johannes Becker einen christlich-sozialen Arbeitersekretär als Reichstagskandidat aufzustellen. Damit hoffte sie den jahrzehntealten Bruderzwist beenden zu können.<sup>51</sup>

Der Nominierung Beckers von Seiten der Provinzialpartei war allerdings keine Einigung mit den Anhängern Fusangels oder dem bisherigen Abgeordnete selbst vorausgegangen. Der in einer Wahlversammlung in Neheim gemachte Vorschlag, beide Kontrahenten sollten sich in einer öffentlichen Versammlung aussprechen und sich auf einen Kandidaten einigen, wurde von Fusangel als „Preisboxerei“ abgelehnt. Die Neheimer Versammlung endete ohne eine klare Wahlempfehlung für die Delegierten. Diese wurden aber aufgefordert, die im Raum stehenden Vorwürfe gegen Fusangel gewissenhaft zu prüfen und dann zu entscheiden.<sup>52</sup>

Die Situation für einen Befreiungsschlag gegen Fusangel war günstig, weil dieser kurz 1906 erneut in die Kritik geraten war und wegen Angriffe auf sein Geschäftsverhalten Beleidigungsklagen führte. Er gab sogar Gerüchte, dass er sein Mandat niederlegen und den Wählern die Vertrauensfrage stellen wollte. Tatsächlich hat eine Rentnerin aus Köln einen Haftbefehl gegen Fusangel zur Leistung eines Offenbarungseides beantragt. Zwecks Aufhebung der Immunität befasste sich damit die Geschäftsordnungskommission des Reichstages. Fusangel selbst hat den Reichstagspräsidenten ebenfalls um die Aufhebung seiner Immunität gebeten und zur Klärung der Vorwürfe bei der Staatsanwaltschaft Essen ein Verfahren gegen sich selbst beantragt. Die Kommission schlug dem Reichstag vor, dass das Amtsgericht in Hagen Fusangel die Zwangsvollstreckungsforderung der Rentnerin übermitteln sollte.<sup>53</sup>

Offenbar war sich das Provinzialkomitee der Zentrumspartei diesmal sicher, dass Fusangel im Wahlkreiscommittee keine Mehrheit erreichen würde. Am 29. Dezember 1906 schrieb der Vorsitzende des Provinzialkomitees Carl Herold an Fusangel, dass dieser bis zum 4. Januar erklären sollte, ob er die Entscheidung des Wahlkreiscommittee anerkennen würde. Sollte dies nicht geschehen, würde er aus dem Provinzialkomitee ausgeschlossen. Dies bedeutete, dass Fusangel anders als 1898 und 1903 kein Kandidat des Zentrums sein würde. Fusangel sah darin ein ungerechtfertigtes Eingreifen in innere Wahlkreisangelegenheiten und verwies darauf, dass die westfälische Parteileitung in der Vergangenheit auch nicht zu seinen Gunsten eingeschritten sei, obwohl er die Mehrheit der Delegierten hinter sich hatte. Einen Tag vor Ablauf der Frist schrieb Fusangel an den Dechanten Berens aus Rumbeck, der Vorsitzender des Wahlkomitees für den Kreis Arnsberg war. Darin weigerte er sich, die Entscheidung des Wahlkomitees für sich als bindend zu betrachten, weil er bezweifelte, dass die Delegierten tatsächlich die Mehrheit der Wähler repräsentieren würden. In ähnlicher Weise schrieb er auch an Carl Herold. Darin hieß es zum Schluss: „Und jetzt will man mir, dem Mandatar von 15-16000 katholischen Wählern zumuten, mich einer bis vor 14 Tagen noch gar nicht vorhandenen, kümmerlich zusammen geleimten, gesiebten und filtrierten Organisation, welche vom katholischen Volke, dem sie nicht entstammt, auch nicht anerkannt wird, blindlings zu fügen, oder wenn ich dies nicht kann, weil mich tausend Fäden mit meinen Wählern verknüpfen, oder nicht will, weil ich mir kein Unrecht zufügen lasse, dann soll ich vor der Öffentlichkeit

51 Centralvolksblatt 293/1906 21.12.

52 Centralvolksblatt 2/1907 3.1.; Westdeutsche Volkszeitung 3/1907 4.1.

53 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages. XI. Legislaturperiode, II. Session 1905/06 Bd.3 Berlin, 1906 S. 2086, 2358, 3546; Centralvolksblatt 67/1906 22.3., 69/1906 24.3.

bloßgestellt, gebrandmarkt und als nicht mehr würdig erklärt werden, den Namen eines Zentrumsmannes zu tragen. Sei es drum! Ich nehme den Kampf auf! Das katholische Volk des Sauerlandes mag entscheiden, zwischen mir und der Parteileitung in Münster, welche seit 14 Jahren kein Ohr für meine Wähler hatte und jetzt sogar noch den Versuch gewagt hat, durch Drohungen der schlimmsten Art den Abgeordneten zum Treubruch an seinen Wählern zu zwingen.<sup>54</sup>

## 12. Alter Volkstribun gegen jungen Verbandsfunktionär – Wahlkampf 1907

Fusangel hielt an seiner erneuten Kandidatur fest: „Ein Glück, das die alte sauerländer Garde noch lebt, welche seit 14 Jahren das Schlachtfeld behauptet hat, und solange, wie es ihr beliebt, auch behaupten wird. Auf dem ‚Felde der Ehre‘, am 25. Januar [gemeint ist der Tag der Wahl] sehen wir uns wieder.“<sup>55</sup> Bereits im Vorfeld der offiziellen Nominierung zeigte sich, dass Fusangel es diesmal mit einem ernsthaften Konkurrenten zu tun hatte, der über wirkungsvolle Unterstützung durch die christlichen Gewerkschaften verfügte. Ihre Mitglieder warben in Flugblätter für Becker, und auswärtige Redner aus dem Lager des sozialen Katholizismus unterstützten ihn durch Reden. Auch der Volksverein für das katholische Deutschland unterstützte Becker. So wurden Flugblätter für ihn in Mönchengladbach gedruckt. Fusangel versuchte, gegen den ausgesprochenen Arbeitervertreter Becker wenig glaubhaft das Misstrauen der kleinen Landwirte und Handwerker zu wecken.<sup>56</sup>

Die Sitzung des Wahlkreiskomitees fand im Gesellenhaus in Hagen statt. Der Vorsitzende war der Dechant Berens aus Rumbeck. Neben Fusangel und Becker gab es verschiedene weitere Interessenten, die von der Versammlung allerdings rasch abgelehnt wurden. Gegen eine erneute Kandidatur Fusangels wurden zahlreiche Bedenken laut, während für Becker eine Reihe Fürsprecher auftraten. Die aus Urwahlen hervorgegangenen Delegierten aus dem Kreis Meschede sprachen sich, anders als 1903, geschlossen gegen Fusangel aus. Dasselbe taten auch die Abgesandten aus Warstein. Nur einige Vertreter aus Neheim und Hüsten haben sich offen für Fusangel erklärt. Die Abstimmung war eindeutig. Für Fusangel sprachen sich lediglich 14 Abgesandte aus, für Becker stimmten dagegen 54. Aus Fusangels Sicht belegt dieser große Abstand zwischen den Lagern, dass es Manipulationen bei der Zusammensetzung des Wahlkomitees gegeben haben musste.<sup>57</sup>

Obwohl es auch einen „nationalkatholischen Kandidaten“ mit Namen Anton Gödde und einen sozialdemokratischen Bewerber gab, konzentrierte sich der Wahlkampf ganz auf die beiden katholischen Arbeiterkandidaten. Wie man auch außerhalb der Region erstaunt zur Kenntnis nahm, erreichte die Intensität und Emotionalität der Auseinandersetzung dabei ein bisher unbekanntes Maß. So hat Otto Hue, der freigewerkschaftlichen Bergarbeiterführer, den Wahlkampf im Wahlkreis Arnsberg-Olpe-Meschede als „unerhört wüst“ charakterisiert. Aus Sicht eines langjährigen Lokalredakteurs aus Arnsberg erreichte, abgesehen von den Wahlen in der Endphase der Weimarer Republik, keine politische Auseinandersetzung die Schärfe des Wahlkampfes von 1907.<sup>58</sup>

Wie 1893 fanden Wahlversammlungen für die jeweiligen Kandidaten statt. Fusangel etwa trat als Redner in Neheim, Hüsten, Sundern, Arnsberg und Schmollenberg auf. Er konnte dabei wie früher große Massen anziehen. In Neheim nahmen an einer Veranstaltung zwischen 1.200 und 1.500 Personen teil. Ähnlich hoch war auch die Zahl der Zuhörer in Hüsten und

54 Westdeutsche Volkszeitung 4/1907 5.1., 6/1907 8.1.

55 Westdeutsche Volkszeitung 2/1907 3.1.

56 Westdeutsche Volkszeitung 3/1907 4.1., 4/1907 5.1.

57 Centralvolksblatt 6/1907 8.1.; Westdeutsche Volkszeitung 6/1907 8.1.

58 Hue, Bergarbeiter, S. 338; Centralvolksblatt 21.1.50/1931 2.3.; Westdeutsche Volkszeitung 15/1907 18.1.

Schmallenberg. Die Gegenseite bot prominente Redner auf. Unter ihnen war August Brust, der zwar nicht mehr Vorsitzender des christlichen Bergarbeiterverbandes war, aber durch seine Tätigkeit beim Aufbau der Bergbaugewerkschaft im Sauerland über großen Einfluss verfügte. Auch andere Führer der christlichen Gewerkschaften unterstützten Becker stark. Durch Gegner des jeweiligen Kandidaten gestört, kam es bei den Veranstaltungen teilweise zu Tumulten.<sup>59</sup> Wie schon früher stellte sich die regionale Presse in den Dienst des Gegners von Fusangel. Sie berichtete über staatsanwaltliche Ermittlungen gegen Fusangel, die aber bis zum Ende der Legislaturperiode wegen der Immunität des Abgeordneten zurückgestellt worden seien. Auch in anderer Weise versuchte die Presse, Fusangel zu diskreditieren. Diesem, der sich in Reden als Gründer einer ersten christlichen Gewerkschaft bezeichnete, wurde eine angebliche Äußerung vorgehalten, in der er die Gewerkschaften zum Teufel gewünscht hätte.<sup>60</sup>

Auch der Klerus setzte alles daran, die Ära Fusangel zu beenden. Die Einflussnahme der Geistlichen ging so weit, dass die Anhänger Fusangels eine förmliche Wahlbeschwerde an den Reichstag schickten. Die Beschwerde richtete sich gegen das „Maß des Erlaubten weit überschreitenden Beeinflussung der Wähler durch kirchliche Autorität. [...] Wir sind ausnahmslos treue Zentrumswähler und gläubige Katholiken. Wir sehen es gerne, wenn unsere Geistlichen auch in politischen Angelegenheiten uns mit Rat und Tat, mit Belehrung und Ermahnung zur Seite stehen; aber der Rat soll nicht zum Befehl sich verdichten und die Ermahnung nicht mit der Drohung verbunden werden. Die kirchliche Autorität und der geistliche Einfluss dürfen nicht für einen Kandidaten in dem Maße eingesetzt werden, dass die Wähler glauben können, sie seien im Gewissen verpflichtet, den ihr kirchlicherseits empfohlenen Kandidaten unbedingt zu wählen.“ Die Beschwerdeführer warfen der Geistlichkeit vor, eben so im Sinne Beckers gehandelt zu haben. In der Folge wurden eine Reihe von lokalen Beispielen von Beeinflussungsversuchen und aktiver Unterstützung einzelner Geistlicher zu Gunsten Beckers genannt. Weitere Kritik richtete sich gegen Anhänger Beckers, die etwa Stimmzettel für Fusangel gestohlen hätten. Vor der Wahl sei ein Gerücht verbreitet worden, nachdem Fusangel in ehebrecherischer Weise mit einer verheirateten Dame verkehrt hätte.<sup>61</sup>

Wohl aus Sorge um den Wahlausgang wurde Beckers Kandidatur in der Presse auf dem Höhepunkt der Wahlauseinandersetzung unter der Überschrift: „Warum ist ein Arbeitersekretär als Reichstagsabgeordneter aufgestellt“ ausführlich begründet. Diese offenbar halboffizielle Darstellung macht deutlich, dass die westfälische Zentrumspartei nicht nur die Überwindung der regionalen Krise beabsichtigte, sondern mit der Nominierung eines ausgesprochenen Arbeiterkandidaten auch übergeordnete politische Ziele verband. Zur weiteren Bindung breiter Wählerschichten an das Zentrum war es erklärte Absicht der Parteiführung, auf Reichsebene den Anteil der Arbeitervertreter zu erhöhen. Wenn dies nicht geschähe, befürchtete die Parteiführung, dass der Arbeiter „dorthin geht, wo der Arbeiter allein redet und allein handelt, zur Sozialdemokratie“. Von einer Kandidatur im Ruhrgebiet oder in anderen industriellen Ballungsräumen sah man ab, da dort ein beträchtlicher Teil der Arbeiter nicht der katholischen Konfession angehörte und zahlreiche katholischen Arbeiter bereits in das sozialdemokratische Lager übergegangen wären. Die Kandidatur eines Arbeiterkandidaten war daher nur in „zentrumssicheren Wahlkreisen“ aussichtsreich. Der möglichen Kritik von

59 Staatsarchiv Münster Regierung Arnsberg 14236: Bericht Bezirkspolizeikommissar Dortmund über den Stand der sozialdemokratischen Bewegung für die Jahre 1907/08, S. 66; Centralvolksblatt 7/1907 9.1., 12/1907 15.1., 17/1907 21.1.; Westdeutsche Volkszeitung 6/1907 8.1., 8/1907 10.1., 10/1907 12.1., 12/1907 15.1., 15/1907 18.1., 17/1907 21.1., 19/1907 23.1.

60 Centralvolksblatt 12/1907 15.1., 16/1907 19.1.

61 Die Wahlkommission hat einige Punkte für bedenklich erachtet. Aber auch bei Abzug von insgesamt 1500 Stimmen hätte sich am Endergebnis nichts geändert, so dass die Wahl für rechtmäßig erklärt wurde. Verhandlungen des Reichstages XII. Legislaturperiode, I. Session Bd.245, Anlagen zu den Stenographischen Berichten. Berlin, 1908 Drs. 636 4303-4310; StaAr Arnsberg NL Severin 8 Flugblatt: „An die Reichstagswähler des Wahlkreises Arnsberg-Olpe-Meschede“; Weichlein, Wahlkämpfe, S. 70f.

Seiten etwa des agrarischen oder gewerblichen Mittelstandes hielt die westfälische Parteiführung entgegen, dass die Arbeiter auch im Sauerland eine der stärksten Wählergruppen darstellen würden. Insbesondere in Gemeinden wie Arnsberg, Neheim, Hüsten, Meschede, Olpe oder Attendorn mit dem größten Wählerpotential waren dagegen Landwirte und andere traditionelle Wählergruppen kaum noch vertreten. Nicht zuletzt diese Tatsache rechtfertigte die Aufstellung eines Arbeiterkandidaten.<sup>62</sup>

Die Wahlbeteiligung war mit 85% deutlich höher als bei den letzten Reichstagswahlen. Der „nationalkatholische“ Kandidat Gödde bekam beachtliche 1.163 Stimmen. Dies entsprach 4,5%. Der sozialdemokratische Kandidat Heinrich Becker kam nur auf 684 Stimmen (=2,6%). Fusangel erhielt 9.275 Stimmen. Dies entsprach 36,1%. Der klare Wahlgewinner war Johannes Becker mit 14.197 Stimmen (=55,28%). Offenbar war es Fusangel noch einmal gelungen, den Kern seiner Anhänger zu mobilisieren. Er erwies sich aber gegen Becker als chancenlos. Dieser hatte nicht nur die westfälische Zentrumsparterie hinter sich, sondern wurde auch vom Volksverein und den christlichen Gewerkschaften sowie vom Klerus unterstützt.<sup>63</sup>

Fusangel gestand seine Niederlage ein, kritisierte aber dabei noch einmal die westfälische Parteileitung und warf vor allem dem Klerus vor, seine Position durch ihre Propaganda für Becker missbraucht zu haben: „Nach dem nun veröffentlichten amtlichen Wahlergebnis hat das ‚offizielle Zentrum‘ mir das seit 14 Jahren von mir behauptete Mandat entrissen. Als mein Nachfolger wird der jugendliche Arbeitersekretär Becker in den Reichstag einziehen. [...] Wenn jemals die Wahrheit geschändet, jemals die Freiheit missbraucht, wenn jemals das Recht in sein Gegenteil verkehrt worden ist, so ist es in diesem Wahlkampf gegen mich geschehen. Und die offizielle Parteileitung hat ruhig zugesehen; ja sie hat sogar ihren Segen dazu gespendet! Sie hatte Recht mich auszuschließen. Ich passe wirklich nicht mehr hinein in eine Gesellschaft, wo so etwas möglich ist. Und auch die hochwürdige Geistlichkeit oder doch wenigstens ein Teil derselben, hat im Kampfe gegen mich nicht fehlen dürfen; weshalb weiß ich freilich nicht. [...] Das katholische Sauerland kann nur zum Frieden kommen, wenn die jetzige, völlig unfähige und dabei auf krummen Wegen wandelnde ‚Parteileitung‘ vollständig beseitigt wird. Möge sich das katholische Laienelement auf breitester politischer Grundlage organisieren und dem Klerus seine Ehrfurcht dadurch beweisen, dass es dessen Mitglieder zu Ehrenräten der vollendeten, politischen Organisation ernennt; dann erst werden wir im Sauerland den politischen Frieden und das Vertrauen zwischen Seelsorgerklerus und Volk wiederhergestellt sehen.“<sup>64</sup>

Ein letzter Versuch Fusangels, bei der Landtagswahl von 1908 noch einmal politisch Fuß zu fassen, scheiterte. Er trat gegen Anton Klocke, einen Regierungsrat aus Treysa an. Dieser erhielt 85,2% der Stimmen, während Fusangel nur noch auf 14,1% kam. Die amtlichen Beobachter der Arnsberger Regierung urteilten zu Recht, dass diese Niederlage das Ende für seine politische Karriere bedeutete. Bis zu seinem Tod im Jahr 1910 spielte Fusangel politisch in der Region keine erkennbare Rolle mehr.<sup>65</sup>

62 Centralvolksblatt 14/1907 17.1.; Michael Berger: Arbeiterbewegung und Demokratisierung. Die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiters im Selbstverständnis der katholischen Arbeiterbewegung im wilhelminischen Deutschland zwischen 1890 und 1914. Diss. Köln, 1971. S. 82.

63 Fritz Specht/Paul Schwabe: Die Reichstagswahlen von 1907. Berlin. 1908 S. 39; Centralvolksblatt 22/1907 26.1.

64 Centralvolksblatt 22/1907 26.1.; Westdeutsche Volkszeitung 24/1907 29.1.

65 Staatsarchiv Münster Regierung Arnsberg 14237: Bezirkspolizeikommissar Dortmund zu Stand der Arbeiterbewegung vom 18.9.1908; Westdeutsche Volkszeitung 179/1910 9.8.1910; Kühne, Handbuch, S. 617.

### 13. Folgen – politische Kontinuität und Differenzierung

Der neue Reichstagsabgeordnete für den Wahlkreis Arnberg-Meschede-Olpe Johannes Becker repräsentierte nicht nur eine neue Generation, sondern stellte innerhalb des politischen Katholizismus einen neuen Politikertypus dar. Anders als der bereits im Kulturkampf politisch aktive „Volkstribun“ Fusangel gehörte Becker bereits einer im sozialpolitischen katholischen Verbandsmilieu sozialisierten Generation an. Während Fusangel wie die meisten Zentrumsmitglieder einer bürgerlichen Familie entstammte, war Becker ein sozialer Aufsteiger. Als Sohn eines Schmiedemeisters 1875 in Elspe geboren, wurde er zunächst Metallarbeiter in Lüdenscheid. Er war aktiv im „Volkverein für das katholische Deutschland“ sowie in der christlichen Metallarbeitergewerkschaft und war seit 1902 für die katholischen Arbeitervereine Arbeitersekretär in Hagen und ab 1906 als Redakteur der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ tätig.

Dennoch bestand eine gewisse Kontinuität zu seinem Vorgänger. Wie dieser gehörte er als Arbeitervertreter einer Minderheit in der Zentrumsfraktion des Reichstages an, die bei einer Gesamtstärke von über 100 Abgeordneten auch 1912 nur 5 ausgesprochene Arbeitervertreter umfasste. Wenn auch moderater im Ton als Fusangel, war auch Becker etwa in der preußischen Wahlrechtsfrage ein Teil des linken Parteiflügels und forderte das Ende des Dreiklassenwahlrechts. Becker verteidigte während des sogenannten „Gewerkschaftsstreits“ die Autonomie der christlichen Gewerkschaften gegen die Versuche von integralistischer Seite, die katholisch-christliche Arbeiterbewegung stärker unter die Kontrolle des Klerus zu bringen. Außerdem entwickelte er sich zu einem anerkannten Sozialversicherungsexperten und war 1913 Mitbegründer und Geschäftsführer des antisozialdemokratischen, bürgerlich-christlichen „Gesamtverbandes der Krankenkassen Deutschlands“. Er hat auch maßgeblich an der Reichsversicherungsordnung mitgearbeitet. Im Jahr 1917 gehörte Becker zu denjenigen in der Zentrumsparlei, die sich für eine Parlamentarisierung des Reiches einsetzten und im interfraktionellen Ausschuss gegen die Mehrheit seiner Parteikollegen stimmte. Er trat nach der Revolution zusammen mit Stegerwald für ein Ende des Zentrums als katholischer Partei ein und plädierte für eine christliche Volkspartei unter Einschluss der Evangelischen. Später war er zeitweise stellvertretender Fraktionsvorsitzender des Zentrums. Außerdem war er bis 1925 Beirat im Reichsarbeitsministerium in der Stellung eines parlamentarischen Staatssekretärs.

Die Wahl Beckers bedeuteten zwar kein Ende der sozial und wirtschaftlich untermauerten Interessenkonflikte innerhalb der regionalen Zentrumsparlei, gleichwohl blieben auf der Ebene des Reichstagswahlkreises Arnberg-Meschede-Olpe vergleichbare interne Konflikte wie in den Jahren zwischen 1893 und 1907 aus. Wie in der Ära Reichensperger wurde die politische Landschaft vielmehr von einer langen Phase der Kontinuität geprägt. Auch nach der Revolution von 1918/19 vertrat Becker den Wahlkreis zunächst in der Nationalversammlung und schließlich bis 1933 im Reichstag. Diese dauerhafte Behauptung des Reichstagswahlkreises durch einen Arbeitervertreter ist nicht nur ein deutlicher Hinweis für den vor allem in den letzten Jahrzehnten des Kaiserreichs gestiegenen *quantitativen* Anteil der Arbeiterbevölkerung in der Region und ihr damit gestiegenes politisches Gewicht, sondern ist auch Ausdruck für ein gewachsenes Selbstbewusstsein dieser Gruppe.<sup>66</sup>

<sup>66</sup> Centralvolksblatt 116/1903 23.5.; Loth, Katholiken Kaiserreich, S. 138, S. 155, S. 205, S. 356. – Zu Becker: Bernhard Otte: Becker (Arnberg), Johannes, in: Ludwig Heyde, Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens Bd.1, Berlin 1931, S. 172; einiges zu Becker befindet sich im Nachlass Severin im Stadtarchiv Arnberg. Vergl. Michael Berger: Arbeiterbewegung und Demokratisierung. Die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiters im Selbstverständnis der katholischen Arbeiterbewegung im wilhelminischen Deutschland zwischen 1890 und 1914. Diss. Köln, 1971 S. 83, 248. Zu Becker gibt Morsey zahlreiche Hinweise: Rudolph Morsey: die deutsche Zentrumsparlei 1917-1923. Düsseldorf 1966.



Indirekt aber trug der Streit innerhalb des Zentrums zu einer stärkeren politischen Differenzierung in der Region bei. Angesichts des stark emotionalisierten Wahlkampfes von 1907 fiel es der Zentrumsparlei nicht leicht, den Kern der Fusangelanhänger wieder an die katholische Partei zu binden. Tatsächlich begründete Friedrich von Schenck eine Einladung an Wilhelm Marx zu einer Zentrumsversammlung in Neheim noch im Jahr 1909 mit dem Ziel, dort die „jahrelangen hässlichen Kämpfe“ zu beenden.<sup>67</sup>

Vor der Reichstagswahl von 1912 warben sowohl das Zentrum wie auch die sozialdemokratische Partei im Sauerland intensiv wie nie zuvor in zahlreichen Versammlungen vor allem um die Stimmen der Arbeiterwähler. Wie schon in der Vergangenheit predigten nach Beobachtungen der katholischen Presse vor allem auswärtige Agitatoren als „Pioniere des Sozialismus“ [...] „uns ‚dummen Sauerländern‘ die Botschaft des völkerbefreienden Sozialismus.“ Dass diese Agitation nicht wie in der Vergangenheit weitgehend wirkungslos blieb, wurde nicht zuletzt darauf zurückgeführt, dass sie teilweise mit den Positionen Fusangels übereinstimmte und daher auch unter dessen ehemaligen Anhängern ihre Wirkung nicht verfehlte. „Die gewiegten sozialdemokratischen Agitatoren haben die schwachen Seiten

*Reichstagswahl 1912 im Wahlkreis Arnsberg-Meschede-Olpe  
(in % der Stimmen)*

	Zentrum	SPD	Nationalliberal
Arnsberg	62,23	14,51	21,38
Hüsten	75,8	17,99	4,78
Neheim	81,91	14,49	3,59
Oeventrop	66,6	33,3	0
Freienohl	84,16	13,66	0,93
Warstein	70,97	21,4	1

der Sauerländer bald herausgefunden. Seinem demokratischen Empfinden entspricht darum das Schlagwort von Volksrechten und Volksfreiheit.“

Tatsächlich versuchte die SPD erneut vor allem ehemalige Anhänger Fusangels auf ihre Seite zu ziehen. „Die

niederträchtige Gemeinheit der Sozialdemokratie zeigt so recht das Flugblatt ‚An die Reichstagswähler des Wahlkreises Arnsberg-Olpe-Meschede‘, in dem sie wohl noch in letzter Stunde aus dem gutgemeinten Wahlprotest der früheren Freunde des Herrn Fusangel Kapital zu schlagen sucht, um die damaligen Wähler Fusangels in ihr verlogenes Lager zu ziehen.“ Nach der Wahl zeigte sich die katholische Presse befriedigt über die wiedergewonnene Einheit im Zentrumslager, feierte die „glänzende Wiederwahl des Abgeordneten Becker“, beklagte aber gleichzeitig das „verhältnismäßig starke Abschneiden sozialdemokratischer Stimmen insbesondere in jenen Orten, in denen wir größere Massen katholischer Arbeiter haben.“<sup>68</sup>

Tatsächlich war das Wahlergebnis nicht ohne Widersprüche. Auf der einen Seite blieb der Wahlkreises Arnsberg-Meschede-Olpe eine „bombensichere“ Zentrumshochburg. Auf der anderen Seite hatte die Partei im Vergleich mit 1907 fast 10% der Stimmen verloren und erreichte mit 87% das mit Abstand schlechteste Wahlergebnis seit 1874. Deutliche Stimmengewinne verbuchte dagegen die Sozialdemokratie, die auf fast 7% der Stimmen kam. Fast 3%

<sup>67</sup> Hugo Stehkämper: Der Nachlass des Reichskanzlers Wilhelm Marx. Bd. 3 Köln, 1968 S. 185

<sup>68</sup> Staatsarchiv Münster Kreis Arnsberg 301: Zeitungsbericht Amt Hüsten für das vierte Quartal 1911; Stadtarchiv Arnsberg Bestand Neheim II 2485: Bericht über eine sozialdemokratische Versammlung vom 17.12.1912; NL Severin 8: Flugblatt „An die Reichstagswähler des Wahlkreises Arnsberg-Olpe-Meschede“, Arbeiterzeitung 219/1910 19.9., 299/1911 22.12., 3/1912 3.1., 6/1912 8.1., Centralvolksblatt 2/1912 3.1., 3/1912 4.1., 8/1912 9.1., 9/1912 12.1., 11/1912 15.1., 12/1912 16.1., 17/1912 22.1., 31/1912 7.2.

der Stimmen entfielen außerdem auf einen liberalen Kandidaten. Einen besonders spektakulären Erfolg erzielte die SPD in Oeventrop, wo sie mehr als ein Drittel aller Stimmen erhalten hatte. Als einen Grund neben der Untätigkeit der Zentrumsparlei während des Wahlkampfes wurde die Nachwirkung der „Fusangelei“ angeführt. Aus dem benachbarten Freienohl hieß es: „Allgemein herrscht die Überzeugung, dass dieses Resultat die Nachwirkung früherer bedauernswerter Uneinigkeit im Zentrumslager unseres Reichstagswahlkreises ist.“<sup>69</sup>

\*

#### 14. Ort der Erstveröffentlichung

*Hahnwald, Jens: Revolte in der Sauerländer Zentrumsparlei. Der Streit um die Besetzung des Reichstagsmandates im Wahlkreis Arnsberg – Meschede – Olpe zwischen 1893 und 1907. In: SüdWestfalenArchiv 11. Jg. (2011), S. 231-261.*

---

<sup>69</sup> Statistik des deutschen Reiches: Die Reichstagswahlen von 1912. Berlin, 1912; Centralvolksblatt 10/1912 13.1., 11/1912 15.1., 12/1912 16.1., 17/1912 22.1.

# XXXII.

## Die Krise in der Zentrumsparlei

### [Historisch-politische Blätter 1920]

Von Chefredakteur Dr. Franz Geue[c]ke,  
Vorsitzender der Zentrumsparlei Wiesbaden

*Der Herausgeber dieser Zeitschrift [Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland] bringt die nachführenden Ausführungen zum Abdruck, weil sie offen und ehrlich die Lage besprechen. Welche Stellung die Historisch-politischen Blätter hierzu einnehmen, wird wohl keinem Leser zweifelhaft erscheinen.<sup>1</sup>*

In diesen Tagen sind es fünfzig Jahre geworden, da der Grundstein zur Deutschen Zentrumsparlei gelegt wurde. Am 11. Juni 1870 veröffentlichte Peter Reichensperger in der Kölnischen Volkszeitung einen Artikel, der die Forderungen der Katholiken formulierte. Bald darauf trafen die katholischen Vereine Deutschlands zu einer Tagung in Essen zusammen, hier wurde das Programm von Reichensperger gutgeheißen. Bald darauf fand eine Besprechung in Soest statt, die mit der Annahme des berühmten Soester Programms endete. Am 13. Dezember 1870 bildete sich im preußischen Abgeordnetenhaus die erste Zentrumsfraktion. Sie erließ einen Aufruf zu den Wahlen für den Reichstag. Auf Grund dieses Aufrufes wurden 58 Abgeordnete gewählt, die sich am 21. März 1871 zu der Reichstagsfraktion des Zentrums zusammenschlossen. Die Deutsche Zentrumsparlei wird also am 13. Dezember und am 21. März ihr goldenes Jubiläum feiern können. Der Rückblick auf das halbe Jahrhundert ist geeignet, lebhaft Freude und Genugtuung hervorzurufen. Unendliche Verdienste hat sich diese Partei für Volk, Vaterland und Kirche erworben. Ein halbes Jahrhundert hindurch war sie an der Gesetzgebung in hervorragendem Maße beteiligt, ja in manchen Perioden hat sie der Gesetzgebung geradezu ihren Stempel aufgedrückt.

Die Freude und Genugtuung über das Erreichte wird nun sehr vergällt durch die schwierige Lage, in der sich gegenwärtig die Zentrumsparlei befindet. Zu Anfang dieses Jahres hat die *Bayerische Volkspartei*, die schon allein infolge ihrer Stärke ein bedeutsamer Faktor war, ihre Verbindung mit dem Reichszentrum gelöst. Acht Wochen vor der Reichstagswahl entstand in den Rheinlanden die *Christliche Volkspartei*, die auch nach Westfalen übergriff. Ihre Gründung war ein Symptom für die Unzufriedenheit weiter Kreise mit der Politik des Zentrums. Neuerdings wird mitgeteilt, daß sich führende Kreise der christlichen Gewerkschaften mit dem Gedanken tragen, aus dem Zentrum auszuschneiden und eine *Christlich-demokratische Volkspartei* ins Leben zu rufen. Das Zentrum wird also im Jahr seines goldenen Jubiläums sowohl von rechts als auch von links auf das härteste bedroht. Wird es der Schwierigkeiten, die übrigens täglich zunehmen, Herr werden können?

Die Optimisten in der Partei, zu ihnen gehören insbesondere Männer, die seit Jahrzehnten die Ideale des Zentrums vertreten haben, weisen auf die Vergangenheit hin. Schon häufig sei der Bestand des Zentrums bedroht gewesen, aber immer wieder sei es gelungen, die äußeren Schwierigkeiten zu beseitigen und die inneren Gegensätze zu überbrücken. Man weist hin auf die Unzufriedenheit der Landwirtschaft in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die unter der Führung des westfälischen Bauernkönigs Freiherrn von Schorlemmer-Alst zu unerquicklichen Auseinandersetzungen führte. Man erinnert weiter an die Tage des „schwarz-

---

<sup>1</sup> Textquelle: Geue[c]ke, Franz: Die Krise in der Zentrumsparlei. In: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Band 166 (1920), S. 379-388. – Vgl. zu dem aus dem Sauerland stammenden Verfasser Franz Geuecke →Beitrag XII im vorliegenden Sammelband.

blauen Blocks“, der viele hundert Millionen indirekte Steuern bewilligen mußte und bei der Arbeiterschaft naturgemäß nur wenig Gegenliebe fand. Auch sogenannte nationale Fragen haben Schwierigkeiten in die Zentrumsparlei hineingetragen. Man denke an das Jahr 1887, man denke ferner an die Bülowwahlen 1906/07, welche im Zentrum eine kleine Absplitterung hervorriefen. Damals bildete sich bekanntlich die Deutsche Vereinigung, die dem Zentrum den Kampf ansagte. Im Jahre 1906 entstand unter der Führung der beiden Abgeordneten Rören und Bitter der Kampf um die Frage, ob das Zentrum eine politische oder konfessionelle Partei sei. Aus all den genannten inneren Streitigkeiten ist das Zentrum ohne größere Verluste herausgegangen. So werde es – sagen die Optimisten – auch diesmal sein.

Ein Vergleich mit früher ist indessen nicht möglich. Früher handelte es sich um einzelne Wählerschichten, die mit der Lösung dieser oder jener Frage nicht einverstanden waren, die aber die grundlegenden politischen Anschauungen billigten. Die Landwirte waren unzufrieden, weil ihnen der Zoll nicht hoch genug erschien, die Arbeiter kritisierten, weil zu hohe und zu viele Konsumsteuern bewilligt wurden. Das waren aber Fragen, die, wenn man alles in allem nimmt, doch nur von ungeordneter Bedeutung waren, die auch nicht über längere Zeit hinweg wirkten. Ähnlich war es mit den sogenannten nationalen Fragen. Wenn sich aber jetzt die Bayerische Volkspartei vom Reichszentrum gelöst hat, wenn die Christliche Volkspartei in den Rheinlanden zum mindesten einen Achtungserfolg errang, wenn sich sogar christliche Gewerkschaftskreise mit dem Gedanken tragen, eine eigene Partei zu gründen, ja wenn als die Führer dieser Richtung die beiden Zentrumsmitglieder Giesberts und Stegerwald bezeichnet werden, dann müssen doch innerhalb der Partei Gegensätze bestehen, die mit Schwierigkeiten früherer Zeit nicht zu vergleichen sind.

Angesichts dieser Entwicklung muß man sich die Frage vorlegen: *Hat die Zentrumsparlei heute noch Existenzberechtigung?* Windthorst bezeichnete das Zentrum als die politische Vertretung des katholischen Volksteiles. Alle Versuche, aus dem Turm herauszukommen und protestantische Wähler in größerer Zahl für das Zentrum zu gewinnen, erwiesen sich als aussichtslos. Die katholische Weltanschauung war das Bindemittel für das Zusammenhalten der Wähler. Während fast alle Parteien des alten Reichstages mehr oder weniger als Klassenparteien bezeichnet werden müssen, setzte sich die Zentrumsparlei aus allen Schichten der katholischen Bevölkerung, aus arm und reich, aus Bauern und Arbeitern, aus Adel und Bürger, aus Beamten und Angestellten, aus Kaufleuten und Handwerkern zusammen. So kam das Zentrum von selbst dazu, den sozialen Ausgleich zu befürworten. Die Führer waren sich klar darüber, daß eine einseitige Klassenpolitik den Zentrumsturm sofort zum Einsturz bringen würde. Diese Politik des sozialen Ausgleichs war möglich, solange das alte System bei uns herrschte, solange wir also keinen Parlamentarismus hatten. Unter dem alten System war die Regierung unabhängig von den Parteien, sie stand über den Parteien und suchte die Interessen des ganzen Volkes wahrzunehmen. Es ist infolgedessen kein Zufall, daß, je mehr die religiösen Kämpfe zurücktraten, die Zentrumsparlei die herrschende und führende Partei wurde. Sie hatte ja das gleiche Ziel wie die Regierung, nämlich den wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich. Um sie herum kristallisierte sich in den meisten Fällen die Mehrheit, die bald mit Hilfe der Rechten, bald mit Hilfe der Linken gewonnen wurde. Infolge dieser politischen Verhältnisse wurde das Zentrum davor bewahrt, eine einseitige Rechtsorientierung vorzunehmen oder eine einseitige Linkspolitik zu betreiben. Auf diese Weise gelang es, die beiden Flügel, die trotz allen Abstreitens immer vorhanden waren, zusammenzuhalten. Ließ sich das Zentrum einmal auf eine einseitige Politik ein, wie nach dem Zerfall des Bülowblocks, dann gingen zahlreiche Wähler zu anderen Parteien über.

Aus dieser geschichtlichen Betrachtung geht hervor, daß die *Struktur der Zentrumsparlei für einen konstitutionell regierten Staat als geradezu ideal* bezeichnet werden muß. Nun haben wir durch die Revolution den *Parlamentarismus* bekommen. Es ist keine Regierung mehr da, die über den Parteien steht. Die Parteien müssen vielmehr selbst die Regierung übernehmen. Das Zentrum kann heute nicht mehr bald mit der Rechten, bald mit der Linken zusam-

mengehen, wie das früher geschah, sondern das Zentrum muß mit anderen Parteien zusammentreten, um die Regierung zu übernehmen. Drei Mehrheitskonstellationen sind denkbar. Zuerst eine Mehrheit und damit eine Regierung der Mitte. Sie würde sich zusammensetzen aus Zentrum und Deutscher Volkspartei. Nun besteht aber auf absehbare Zeiten hin nicht die Wahrscheinlichkeit, daß diese beiden Parteien eine Mehrheit bekommen werden. Zweifellos wäre es wünschenswert, wenn eine solche Koalition zustande käme. Wie das Zentrum, so stützt sich auch die Deutsche Volkspartei auf die verschiedensten Schichten der Bevölkerung. Beide Parteien sind darum keine Klassenparteien, sondern streben danach, eine Politik der mittleren Linie und des gerechten Ausgleichs durchzuführen. Die zweite Möglichkeit wäre die Bildung einer Rechtsregierung. Sie bestände aus Zentrum, Deutscher Volkspartei und Deutsch-Nationaler Volkspartei. Eine solche Mehrheit hat für das Zentrum wenig Verlockendes an sich. Denn ein Teil des Zentrums würde eine ausgesprochene Rechtspolitik, in der die Deutschnationalen den Ton angeben, nicht mitmachen. Das Ergebnis der Wahlen im Jahre 1912 gibt uns nach dieser Richtung hin lehrreiche Aufschlüsse. Die dritte Konstellation hatten wir in der Nationalversammlung. Zentrum, bürgerliche und sozialistische Demokratie taten sich zu einer Mehrheit zusammen und übernahmen die Regierung. Trotzdem das Zentrum gewichtige Argumente für seine Politik in die Waagschale werfen konnte – Rettung der bedrohten Kulturgüter, Rettung vor dem Bolschewismus –, es kam doch die Krise. Letzten Endes veranlaßte die Linkspolitik den Austritt der Bayerischen Volkspartei aus dem Zentrum. Die Entstehung der Christlichen Volkspartei war eine indirekte Folge des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie.

Wie katastrophal die Linkspolitik für das Zentrum gewesen ist, lehren die *Wahlen zum Reichstag*. Es ist bedauerlich, daß die Führer des Zentrums, daß insbesondere die Zentrums- presse so tut, als bedeuteten diese Wahlen einen Erfolg für das Zentrum. In Wirklichkeit hat das *Zentrum eine sehr schwere Niederlage erlitten*. Zahlen beweisen. Im Jahre 1907 erhielt das Zentrum von 397 Mandaten 105. Diese Zahl sank 1912 auf 90. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung bekam die Zentrums- partei von 421 Mandaten 89. Sieht man sich die Wahlergebnisse von 1912 und 1918 genau an, so erkennt man einen deutlichen Rückgang der männlichen Zentrumswähler. Die Wahlen im Jahre 1918 und noch mehr die von 1920 wären eine Katastrophe für das Zentrum gewesen, wenn die Sozialdemokratie nicht das Frauenwahlrecht gebracht hätte. Nach dem Austritt der Bayerischen Volkspartei hatte das Zentrum in der Nationalversammlung noch 72 Mandate. Nun kamen die Wahlen zum Reichstag. Die Gebietsabtretungen haben dem Zentrum schmerzliche Verluste gebracht. Das Saargebiet und die beiden rheinischen Kreise Eupen und Malmedy wiesen immer stattliche Zentrumsziffern auf. Aber dieser Verlust wird mehr als aufgehoben durch die Nichtwahl in den östlichen Abstimmungsgebieten. Hier hat das Zentrum 1918 neun Mandate bekommen. Es bekam diese Mandate, weil sich die Polen damals der Wahl enthielten. Bei einer Neuwahl werden dem Zentrum von den neun Mandaten mindestens vier verloren gehen. Der Verlust im Westen kommt darum bei einer Berechnung nicht in Betracht. Nun hat das Zentrum im Reichstage 68 Mandate inne. Es ist also ein *Verlust von 4 Mandaten* zu verzeichnen. Berücksichtigt man weiter, daß sich die Zahl der Mandate von 421 auf 468 vermehrt hat, so wird der Verlust ungleich größer. Wären die Wahlen zum Reichstage genau so ausgefallen wie die Wahlen zur Nationalversammlung, dann hätte das Zentrum von den 47 jetzt mehr vorhandenen Mandaten mindestens 9 bekommen müssen. Alles in allem ergibt sich also ein *Verlust von mindestens 12 Mandaten*. Gegenüber 1918 hat die *Zentrumspartei mehr als 20 Prozent ihrer Stimmen eingebüßt*.

Dieser Verlust wirkt umso schwerer, wenn man berücksichtigt, daß das Zentrum nach der organisatorischen Seite hin mustergültig gearbeitet hat. In den kleinsten Orten des ganzen Reiches fanden mehrere Wahlversammlungen statt. Fast in jedem Kreise ist inzwischen ein Parteisekretär angestellt worden. Wie im einzelnen gearbeitet wurde, soll aus gewissen Gründen hier nicht näher dargelegt werden. Die Feststellung mag genügen, daß das Menschen-

mögliche getan wurde. Und trotzdem dieser Verlust! Dabei sind noch *Hunderttausende widerwillig zur Wahl gegangen*. Sie werden es zweifellos das nächste Mal nicht wieder tun. Nummerisch ist heute schon das Zentrum schwach. Unter 468 Mandaten nur 68. Schlimm ist auch, daß die sogenannten *gebildeten und besitzenden Schichten in immer größerer Zahl sich vom Zentrum abwenden*. In der Stadt Köln verlor die Zentrumspartei beinahe 40.000 Stimmen, von denen rund 10.000 zur Christlichen Volkspartei übergingen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um heute schon sagen zu können, daß das Zentrum bei der nächsten Wahl weitere schwere Verluste erleiden wird. Sagen wir es einmal offen heraus: *Die Zentrumspartei ist mit der Einführung des Parlamentarismus unmöglich geworden*. Es ist nicht denkbar, daß die 23 Millionen Katholiken geschlossen eine Rechtspolitik oder auch eine Linkspolitik mitmachen. Man darf von den Katholiken nicht verlangen, daß sie dauernd eine Partei unterstützen, mit deren politischer und wirtschaftlicher Haltung sie nicht einverstanden sind. Unter dem Parlamentarismus ist es eine absolute Unmöglichkeit, den rechten und den linken Flügel zusammenzuhalten. Werden trotzdem keine neuen Formen gefunden, dann werden die Wähler nach und nach in größerer Zahl abfallen, die Zentrumspartei aber wird zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinken.

Nun brauchen aber die deutschen Katholiken auch im republikanischen und demokratischen Deutschland eine starke politische Vertretung. Wir werden also von selbst dazu kommen müssen, das *Zentrum in seine zwei natürlichen Bestandteile zu zerlegen*. Wir müssen dazu kommen, weil wir nur so die Vertretung unserer religiösen und kirchlichen Interessen wirksam wahrnehmen können. Die bisherige Politik treibt den letzten rechtsgerichteten Zentrumswähler aus der Partei hinaus, sie stellt auch nicht einmal die radikalen Kreise zufrieden, wie ja die Erwägungen über die Gründung einer Christlich-Demokratischen Volkspartei beweisen. Das Zentrum setzt sich also tatsächlich zwischen zwei Stühle und wird mitten durchfallen. Angesichts dessen sollten gerade die Fraktionen und die Leitung der Partei den Mut zu rücksichtsloser Tat besitzen. Hören wir doch endlich einmal auf, von der politischen Einigkeit der deutschen Katholiken zu sprechen! Diese Einigkeit besteht schon längst nicht mehr, dafür wird die Uneinigkeit täglich umso größer. In einem demokratischen Zeitalter läßt sich Einigkeit nicht mehr gewaltsam erzwingen. Ein Zusammenarbeiten verschiedenartiger Elemente in einer Partei läuft aber auf Heuchelei und Unterdrückung hinaus. Zwei Parteien, die ihre Anhänger teils aus den Parteien der Rechten, teils aus den Parteien der Linken holen, können für den Katholizismus ungleich mehr wirken als eine Partei, die von Wahl zu Wahl an Einfluß verliert. Der Schnitt muß aber rechtzeitig vollzogen werden. Wenn die Wähler einmal an andere Parteien verloren gegangen sind, dann ist es schwer sie zurückzugewinnen.

Hinzu tritt noch eine andere Erwägung. Der Parlamentarismus wird eine *Scheidung der Geister nach rechts und nach links* bringen. Das heutige Zentrum steht mit beiden Füßen und mit warmem Herzen im Lager der Linken. Das Zentrum, wenn man darunter die gegenwärtigen Führer versteht. Erzberger, Dr. Wirth, Dr. Brauns und andere haben wiederholt erklärt, daß sie auf dem äußersten linken Flügel der Partei ständen, daß die Politik des Zentrums noch lange nicht weit genug nach links gegangen sei. Nach diesen Äußerungen kann man das Zentrum nicht mehr als Partei der Mitte bezeichnen. Die letzten Wahlen haben schon eine scharfe Verschiebung nach Rechts gebracht, das wird auch bei künftigen Wahlen der Fall sein. Die Möglichkeit besteht, daß die Parteien der Rechten einmal die Mehrheit bekommen und infolgedessen die Regierung übernehmen müssen. Dann ständen die politische Vertretung der deutschen Katholiken und damit die Katholiken selbst in der Opposition, auf welche die regierenden Parteien keine Rücksicht zu nehmen brauchten. Wollen und dürfen wir es darauf ankommen lassen? So weist uns auch dieser Gesichtspunkt darauf hin, daß eine Scheidung eintreten muß. Im Interesse des Katholizismus müssen die Katholiken sowohl rechts, als auch links ihren Einfluß wahren.

Ich weiß wohl, daß solche Gedankengänge in der Öffentlichkeit lebhaften Widerspruch gefunden haben und für die Zukunft noch finden werden. Aber die Absplitterung der Bayeri-

schen Volkspartei, die Gründung der Christlichen Volkspartei und der Plan, eine Christlich-Demokratische Volkspartei ins Leben zu rufen, sollten uns zu schneller Selbstbesinnung Veranlassung geben. Man weise uns nicht auf die Verdienste des Zentrums in der Vergangenheit hin. Wir kennen sie, wir wissen sie vollauf zu würdigen. Aber eine ganz andere Zeit ist gekommen. Und die neue Zeit verlangt neue Entschlüsse und neue Maßnahmen. Kommen wir nicht zu neuen Entschlüssen und zu neuen Maßnahmen, dann werden gerade die Katholiken Deutschlands den Schaden davon haben. Es ist mir bekannt, daß angesehene Führer der Partei die Spaltung für notwendig und für wünschenswert halten. Warum zögert man da? Jede Minute, die verloren geht, schadet dem katholischen Volksteil.

Es soll nicht bestritten werden, daß eine Spaltung der Partei große Schattenseiten aufweist. Eine starke Partei – das Zentrum wird aber nicht stark bleiben – würde natürlich viel mehr Einfluß im Parlament haben als zwei kleinere. In den wichtigsten kulturellen Fragen würden jedoch die beiden Parteien zusammengehen. In große Schwierigkeiten geriete natürlich die katholische Presse, die nicht zwei Herren dienen könnte. Auch die politische Betätigung der Geistlichkeit wäre mit Schwierigkeiten verknüpft. Aber diese und andere Schwierigkeiten sind nicht von ausschlaggebendem Belang. Wenn die Tatsache besteht, daß die Zentrumsparterie durch die Einführung des Parlamentarismus innerlich unmöglich geworden ist, dann müssen wir ungeachtet aller Schwierigkeiten handeln. Die Vorgänge der letzten zwei Jahre beweisen jedem, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, daß es mit dem Zentrum rapid abwärts geht.

Es ist bedauerlich, daß man solche Feststellungen gerade in dem Jahr des goldenen Jubiläums machen muß. Aber das Jubiläum muß uns auch Anlaß geben zu innerer Einkehr. Eine Partei ist nicht Selbstzweck, eine Partei ist vielmehr dazu berufen, dem Wohle der Allgemeinheit zu dienen. Die Zentrumsparterie wurde vor 50 Jahren gegründet, um die Interessen der katholischen Kirche wahrzunehmen, um dem christlichen Gedanken im öffentlichen Leben eine Stätte zu sichern. Diese Aufgaben hat sie erfüllt. Sie konnte diese Aufgabe aber nur so lange erfüllen, als eine Politik der mittleren Linie möglich war. Jetzt und in der Zukunft wird es keine mittlere Linie mehr geben; jeder muß sich entscheiden, ob er rechts oder links will. Das Zentrum hat sich für links entschieden und ist dadurch in eine schwere Krise hineingekommen, von der wir jetzt erst die Anfänge erleben. Ja diese Linkspolitik hat nicht einmal die Arbeitermassen befriedigt. In eine Krise würde das Zentrum auch kommen, wenn es Anschluß nach rechts suchte. Diese Tatsachen wird niemand zu bezweifeln wagen. Und aus diesen Tatsachen muß die harte Schlußfolgerung, mag sie auch noch so bitter sein, gezogen werden. Jenen großen Männern, die 1870 die Zentrumsparterie gründeten, wird der deutsche Katholizismus immerdar zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sein. Zu dem gleichen Danke werden spätere Geschlechter den heutigen Führern des Zentrums verpflichtet werden, wenn diese die Scheidung der Partei freiwillig und in freundschaftlicher Form herbeiführen, um so dem christlichen Gedanken und dem katholischen Volksteil eine wirksame Vertretung zu sichern.

# XXXIII.

## Widerstand im Kreis Lippstadt gegen den Rechtstrend des Zentrums in der Weimarer Republik

Von Hans-Günther Bracht

### 1. Das Zentrum auf dem Weg nach Rechts

Nicht erst seit dem 1. Weltkrieg hatte das Zentrum als Partei aller Katholiken rückläufige Wahlergebnisse zu verzeichnen: Wählten Ende des 19. Jahrhunderts noch 85% der wahlberechtigten Katholiken das Zentrum, so schrumpfte dieser Anteil bis 1912 auf 55%. In der Weimarer Republik schlug sich „die Verschärfung der sozialen Gegensätze zwischen adligen Großagrariern, Großbauern, Unternehmern, weiten Mittelstandskreisen auf der einen, Arbeitern, Angestellten und anderen unselbständig Beschäftigten auf der anderen Seite ... in unveröhnlichen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Zentrumsparterie nieder“, was sich auch in der „Polarisierung zwischen der bürgerlichen Führungsgruppe und der christlichen Arbeiterbewegung“ und entsprechend schlechten Wahlergebnissen zeigte. Der sog. Zentrumsturm wackelte: Über 2 Millionen Katholiken wählten 1924 SPD oder KPD, 1928 wählten nur noch 39% der männlichen Katholiken das Zentrum bzw. die Bayerische Volkspartei (mit Frauenstimmen 48%) (vgl. Schmidt). Der grundlegenden Lösung dieses Dilemmas durch eine interkonfessionelle Parteineubildung stand die Sorge um eine (weitere) Abwanderung von Stammwählern bei Auflösung der konfessionellen Klammer entgegen. Zugleich spiegelten die sozialen Gegensätze den Streit wider, in welche Richtung eine Öffnung zu erfolgen habe: Ob diese Neugründung eher als Mitte-Rechts-Partei mit Nähe zur DNVP oder als Mitte-Links-Partei mit Nähe zur SPD zu erfolgen habe. Aufgrund diverser politischer Probleme verschärfte sich zwar der Druck zu Veränderungen während der Weimarer Republik, doch der vorherrschende Pragmatismus ließ Grundsatzüberlegungen nachrangig werden. Mit dem Ende der „katholischen Demokratie“ durch den Regierungswechsel 1923 hin zu einer Kooperation mit den Bürgerblock-Kabinetten setzte ein Rechtstrend ein, der 1932 im Angebot einer schwarz-braunen Koalition mündete und die Nationalsozialisten hoffähig machte (vgl. Lönne). Dass diese Entwicklung des Zentrums im Kreisgebiet Lippstadt nicht unwidersprochen blieb, soll besonders an der Christlich-sozialen Reichspartei (CSRP), dem Volkstentscheid über die Fürstenabfindung und der Diskussion über den Panzerkreuzerbau aufgezeigt werden.

Wahlergebnisse des Zentrums zum Reichstag 1924 – 1933 in %

	reichsweit	Westfalen- Süd	Lippstadt	Rüthen
04.05.1924	16,6	26,0	49,4	80,0
07.12.1924	17,4	27,3	50,8	74,8
20.05.1928	15,2	23,3	47,5	71,3
14.09.1930	14,8	22,1	44,0	66,4
31.07.1932	15,7	23,6	48,3	60,2
06.11.1932	15	23,1	45,6	57,4
05.03.1933	13,9	22,5	44,5	55,1



## 2. Die CSRP als christliche Alternative zum Zentrum

In Abgrenzung zur Bayerischen Volkspartei, einer rechten Abspaltung des Zentrums, organisierten sich in der Nachkriegszeit Katholiken, die auf Basis christlicher Solidarität unter Beachtung der Sozialenzykliken des Papstes Leo XIII. einen Weg zur Neuordnung zwischen Kapitalismus und Sozialismus suchten, was 1920 zur Bildung der Christlich-sozialen Partei unter Vorsitz von Vitus Heller (zum Lebenslauf vgl. Focke und Löhr) in Bayern führte und dieser Partei 1924 ein Landtagsmandat brachte. Die Ausweitung über Bayern hinaus ließ sie 1926 dann als Reichspartei firmieren, die den alten Parteien „politische Erstarrung und kapitalistisch-plutokratische Durchsetzung und Tendenz“ vorwarf (Focke). In der Auseinandersetzung mit der Politik des Zentrums und dessen Regierungspartner DNVP radikalisierte sich die CSRP. Gefordert wurde: Zerschlagung des Großgrundbesitzes, Auflösung aller Aktiengesellschaften, staatliche Siedlungspolitik („Boden für Haus und Garten für jede Familie, die ihn bebauen will!“), Bildung von Arbeitergenossenschaften etc., da „der oberste Besitzer aller Güter der Erde Gott“ sei und „Eigentum und Arbeit sich dem Wohle der Allgemeinheit unterordnen“ müssten. Die CSRP sah die Weimarer Verfassung aber weiterhin als Grundlage für eine „christliche Entwicklung des deutschen Volkes“, die es „gegen alle verfassungswidrigen Angriffe zu schützen“ galt (Fritsch). Die angestrebte „sittliche Erneuerung“ des Menschen sollte auf Basis lebensreformerischer Elemente erfolgen. Erziehungsreform, Kampf für gesunde Ernährung und gegen Tabak und Alkohol sowie gegen Modenarrheiten waren weitere wichtige Ziele. Auch wenn als Grundlage der Programmatik die Lehre Christi bezeichnet wurde, hatten die Forderungen doch eher einen zusammengewürfelten Charakter, die aber mit großem Sendungsbewusstsein und ethischem Rigorismus verbreitet wurden. Verstärkt zeigte sich für die CSRP, dass die Nähe zum protestantischen oder kommunistischen Arbeiter größer war als zum katholischen Kapitalisten, was in der Forderung einer Einheitsfront aller Werktätigen mündete, um endlich Christentum und Sozialismus zu verbinden. Diese Hoffnung hegte sie auch noch nach der Machtübergabe an Hitler.

## 3. Volksentscheid über die Fürstenabfindung

In Front zum Zentrum und zu den katholischen Bischöfen geriet die CSRP 1926, als sie sich der von der KPD initiierten Kampagne gegen eine Abfindung der Fürsten (entschädigungslose Enteignung) anschloss mit der Begründung, dass sich die Fürsten die „durch die Arbeit des Volkes geschaffenen Werte ... durch Krieg und Gewalt bemächtigt haben“ (Fritsch). Dem Antrag auf Volksentscheid stellten die Regierungsparteien (Zentrum, BVP, DVP und DDP) einen Gesetzentwurf auf Entschädigung auf Länderebene entgegen. Da die Haltung der SPD unklar blieb, fand sich keine Kabinettsmehrheit, so dass ein Volksbegehren als Voraussetzung eines Volksentscheides zugelassen werden musste. Angesichts der schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Lage hieß es sogar in der zentrumsnahen Rhein-Mainischen Volkszeitung (RMV): „Maßlose wie kaltblütige Abfindungsforderungen eines Teiles seiner ehemaligen Fürsten haben ... den weitaus größten Teil des deutschen Volkes in große Aufregung versetzt.“ (zitiert bei Löwitsch) Die RMV votierte für eine individuelle Gewissensprüfung und empfahl, sich für das geringere Unrecht zu entscheiden: „Raub an einem verarmten Volk“ oder „Raub an den Fürsten“. Doch der Tenor der Redaktion war eindeutig und im Sinne zahlreicher katholischer Arbeitervereine und Teile der Windthorstbünde: „Die Liquidierung der Monarchie darf nicht mit einer Bereicherung der Monarchen enden ... erst recht nicht, da das deutsche Volk unter den Folgen des von der Monarchie verantworteten Krieges so bitter zu leiden hat.“ (zitiert bei Löwitsch) Die Amtskirche mit ihrer Lehrautorität stellte sich aber hinter die bürgerliche Mehrheit und sprach von „Verwirrung sittlicher Grundsätze“ und der „Vergewaltigung der Rechte der Fürsten“. (Patriot vom 7.6.1926) Man sah eine „schwere

Versündigung gegen das siebente Gebot Gottes“ gegeben, wenn jemand überlegt und absichtlich dem Volksbegehren zustimme. (Löwitsch) Die rechten Parteien gaben die Parole aus: „Zu Hause bleiben“ – und machten so aus der geheimen Abstimmung eine eher öffentliche. Bis zum 17. März 1926 trugen sich über 12 Mio. Wähler ein. Beim Volksentscheid am 20. Juni 1926 stimmten dann sogar 14,5 Mio. Wähler (36,3%) für die Linksparteien. „Das war eine starke republikanische Demonstration, aber ohne jeden praktischen Erfolg“, kommentierte Arthur Rosenberg (zitiert bei Löwitsch), da die Mehrheit aller Wahlberechtigten, d.h. ca. 25 Millionen nicht erreicht wurde. In Westfalen-Süd war die Bereitschaft, die Fürsten entschädigungslos zu enteignen, noch größer als reichsweit gewesen.

#### Ausgewählte Ergebnisse des Volksentscheids über die Fürstenabfindung

	Ja	Nein	Ungültig	Wahlberechtigte	Ja in % der Wahlberechtigten
Westfalen-Süd	713081	22779	25679	1648767	43,2
Kreis Lippstadt	10285	416	338	29768	34,5
Stadt Lippstadt	4269	140	146	11037	38,6
Anröchte	481	28	5	1038	36,9
Westereiden	77		4	175	44,0
Callenhardt	230	24	6	526	43,7
Suttrop	606	19	15	1038	58,3

Der aufgeworfenen Betonung der sozialen Frage schlossen sich auch in Rüthen 32,7%, im Amt Altenrüthen 34,5%, davon in Meiste sogar 58,4% der Wahlberechtigten an (Stadtarchiv Rüthen) – ein beachtliches Potential links vom Zentrum. Das Ergebnis war für Lippstadt auch insofern überraschend, da einerseits eine vorbereitende Kundgebung der Kommunisten auf dem Marktplatz nur „mäßig“ besucht war und andererseits der Patriot durch Artikel und Aufrufe empfahl, der Abstimmung fernzubleiben. (Patriot 18.6.1926) So konnte der Patriot nach dem Entscheid nur kommentieren: „Das Wort der Bischöfe hat nicht überall mehr die verdiente Beachtung gefunden.“ (21.6.1926)

Mit dem Anschluss der Christlich-sozialen Volksgemeinschaft Ende 1926 verstärkte die CSRP ihr Standbein nicht nur in der katholischen Arbeiterschaft in Westfalen und im Rheinland, sondern auch in der Landbevölkerung.

#### 4. Pazifismus und Panzerkreuzerbau

Als einzige Partei hatte die CSRP in ihr Programm radikal-pazifistische Forderungen aufgenommen: für den Kampf für den Frieden und gegen den Militarismus. Die CSRP stimmte weitgehend mit den pazifistischen Zielen der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG) und dem Friedensbund deutscher Katholiken (FDK) überein: für Völkerversöhnung, für Abrüstung etc. Der FDK sah sich innerhalb der Kirche als „Vor- und Stoßtrupp“ und wollte als „Sauerteig“ in der Bevölkerung über die Nutzung der Medien und der Parteien die Gedankenwelt des Pazifismus verbreiten. Dies hieß für ihn, „demokratische Grundsätze auf die wechselseitigen Beziehungen der Völker“ anzuwenden (Riesenberger 1985) und die gesellschaftliche Bedeutung des preußisch-deutschen Militarismus zu beenden. So wettete die CSRP gegen die „legale“ Aufrüstung durch Zentrum und Rechtsparteien und beklagte, dass diese nur den Ge-

schäftsinteressen der Rüstungsindustrie und den Standesinteressen der Berufsmilitärs folgten. Auf einer Versammlung des Friedensbundes deutscher Katholiken in Rüthen sprach Franziskanerpater Theophil Ohlmeier zum Thema „Was können wir tun, damit wir keine Kriege wieder bekommen.“ Spontan wurde eine Abteilung der Friedensorganisation gegründet und 56 Rüthener traten bei (vgl. Stadtarchiv, Viegener). Auf einer Versammlung der DFG in Lippstadt sprach [der Priester Ernst] Thrasolt zum Thema „Christentum und Kriegsdienstverweigerung“ und gab mit seinen pazifistischen Vorstellungen dem Publikum (über 70 Personen) Gelegenheit zu „kommunistischen Propagandareden“, schrieb der Patriot am 30.9.1927. Als Teil eines Aufrüstungskonzeptes stand im März 1928 die Frage nach dem Bau eines Panzerkreuzers an, der durch seine kompakte Bauweise das Bauverbot des Versailler Vertrages für Großkampfschiffe umging (vgl. Longerich). Friedensbewegung und CSRP hielten den Bau für gefährlich und überflüssig. Auch die SPD führte den Reichstagswahlkampf unter der Devise: „Kinderspeisung oder Panzerkreuzer?“ (Riesenberger 1976) – und zwar sehr erfolgreich, gewann sie doch 21 Mandate hinzu. „Gerade aber bei der Abstimmung über den sozialdemokratischen Fraktionsvorschlag am 16. November, den Bau des Panzerkreuzers zu stoppen, zeigte sich, dass diese Stärke der SPD keinen festen Grund besaß. Da das Kabinett unter Vorsitz des sozialdemokratischen Reichskanzlers den Bau des Panzerkreuzers unter dem Druck seiner Koalitionspartner beschlossen hatte und der Antrag der SPD-Fraktion auf Stopp des Panzerkreuzerbaus mit Fraktionszwang für die sozialdemokratischen Abgeordneten einschließlich der Minister verbunden war, kam es zu der entwürdigenden Szene, dass der Reichskanzler und die vier SPD-Minister als Abgeordnete gegen ihren eigenen Kabinettsbeschluss stimmten.“ (Riesenberger 1976) Als auch die Zentrumsfraktion den Bau des Panzerkreuzers A bei wenigen Gegenstimmen befürwortete, grenzte sich die CSRP von dieser „promilitaristischen“ Haltung, die den Kriegsgeist widerspiegeln, scharf ab. Nicht unwichtig für die Taktiererei der Parteien war sicher, dass die KPD zum Volksbegehren gegen den Panzerkreuzerbau aufgerufen hatte. Das Volksbegehren erreichte aber nicht die notwendige Stimmzahl für einen Volksentscheid, d.h. 10% der Wahlberechtigten. Doch traten viele pazifistisch orientierte Zentrumsmitglieder aus der Partei aus – begünstigt durch die Alternative CSRP.

1930 beugte sich die Zentrumsfraktion sogar einstimmig der sog. Realpolitik und bewilligte die erste Rate für den Bau eines weiteren Panzerkreuzers gegen den Protest aus der Friedensbewegung und CSRP. Auch in den fortdauernden Verklärungen des Todes in den Schützengräben durch Kriegerverbände erkannte der FDK militaristische Tendenzen. So führte Lehrer Wiepen auf einem Mitgliedertreffen in Rüthen aus: „Noch immer schürt man, auch teilweise mit offenem Visier, einen zukünftigen Krieg, woran hauptsächlich nationale Verbände wie Stahlhelm, Werwolf, Hakenkreuz usw. beteiligt sind.“ (Stadtarchiv Rüthen, Viegener)

Auch der Vorwurf an das Zentrum, in sozialpolitischen Fragen einen reaktionären Kurs zu fahren, fand Unterstützung bei katholischen Jugendorganisationen wie Quickborn, Kreuzfahrer u.a. oder auch den Windthorstbünden, die eine sozialpolitische Neubesinnung vor dem Hintergrund kapitalismuskritischer Vorstellungen einforderten.

## 5. Wahlergebnisse der CSRP

Zwar unterstützte auch Pater Franziskus Stratmann als 2. Vors. des FDK die CSRP, die aber bei den Reichstagswahlen 1928 nur 110.000 Stimmen erhielt. Bischöfe warnten vor der CSRP, die „Verwirrung in das katholischen Volk“ tragen würde und verboten den Geistlichen die Mitarbeit an dem Parteiorgan der CSRP „Das neue Volk“ (vgl. Riesenberger 1976). Über die Agrarkrise fand die CSRP auch Zugang zur Landbevölkerung und wollte ein Bündnis zwischen Arbeiterklasse und werktätigen Bauern erreichen. Ihr Kampf richtete sich gegen den

Großgrundbesitz und gegen reaktionäre Bauernorganisationen. So erreichte die CSRP in Rütten 1928 bei der Reichstagswahl 4% und 1929 bei der Landtagswahl 2,1% (Stadtarchiv Rütten). Diese antikapitalistisch-christliche Ausrichtung, die sich pazifistischen und bodenreformerischen Ideen öffnete, war im Amt Altenrütten sogar mit 11,3% erfolgreich. Bei den Kreistagswahlen 1929 kam die CSRP in Kallenhardt auf 21,3%, in Menzel auf 31,6% und in Drewer auf 29,6% (Stadtarchiv Rütten). Die Wahlkampflosung im September 1930 „Die Front der Schaffenden, Bauern und Arbeiter gegen die Diktatur der herrschenden Klasse! Für den Staat des schaffenden Volkes!“ und das Wahlkampfabkommen mit der „Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung“, die die Interessen der inflationsgeschädigten Sparer vertrat, führten zwar zu 171.931 Stimmen, aber zu keinem Reichstagsmandat – in Rütten immerhin noch zu 5,5% der Stimmen (Stadtarchiv Rütten) und in Brilon sogar zu 22,7%. Ursächlich für die CSRP-Stärke in Brilon und im südlichen Kreis Lippstadt war das herausragende pazifistische Engagement des Studienrates Josef Rütter (Blömeke 1992, 1995), der wegen der Panzerkreuzer-Entscheidung vom Zentrum zur CSRP gewechselt war. Diese Wahlergebnisse konnte auch die öffentliche Warnung des Paderborner Generalvikariats, sich von der CSRP „in keiner Weise betören (zu) lassen“ (Patriot 15.11.1929), nicht verhindern. Entsprechend der reichsweit enttäuschenden Entwicklung benannte sich die CSRP 1931 in Arbeiter- und Bauernpartei Deutschlands (ABPD) um. Ziel war weiterhin die „Beseitigung der Klassenverhältnisse“ „aus den sittlichen Erfordernissen der christlichen Grundsätze heraus“, und sie sah in der Hitlerpartei „die Schutzgarde des neudeutschen Monopolkapitals“, die Religion und Sittlichkeit untergrabe. Schon 1931 wurde die CSRP-Publikation „Das neue Volk“ wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung mehrmals verboten, am 31.3.1933 musste die Zeitung ihr Erscheinen einstellen. Vitus Heller wurde erstmals am Tag nach der Machtübergabe an Hitler verhaftet, am 15. Juli 1933 wurde die ABPD verboten (vgl. Löhr, Riesenberger 1976).

## 6. Resümee

Mindestens zwischen 1926 und 1930/31 war die „CSRP für die radikalen Pazifisten in der katholischen Jugendbewegung eine glaubwürdige Alternative zum Zentrum“ (Riesenberger 1985), das sich zu sehr in Regierungs- und Koalitionskompromissen aufgerieben hatte. Aber in der Landbevölkerung hatten auch die bodenreformerischen Forderungen der CSRP Anklang gefunden. Die wirtschaftlich-sozialen Interessen überlagerten offensichtlich weltanschauliche Positionen, was auch durch Ausschlüsse und bischöfliche Verurteilungen nur partiell gestoppt werden konnte. Die Enzyklika *Quadragesimo anno* (Mai 1931) – wesentlich von Oswald von Nell-Breuning SJ verfasst – arbeitete daher heraus, dass es unmöglich sei, gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Sozialist zu sein. Die Namensänderungen der CSRP aufgrund von Zusammenschlüssen mit anderen Splitterparteien als auch das häufige Bündnis mit der KPD trieb die Mehrheit der abgewanderten Katholiken nach 1930 zurück zum Zentrum. Die Agitation der CSRP hatte aber katholischen Wählern den Übergang zu den Linksparteien erleichtert – doch weniger zur Sozialdemokratie als zu den (radikaleren) Kommunisten.

Neuansätze zu einem Christlichen Sozialismus waren in Widerstandskreisen gegen Hitler und die NSDAP wenig vertreten und spielten bei der politischen Neuordnungsdiskussion nach dem 2. Weltkrieg nur eine begrenzte Rolle.

## 7. Literatur / Quellen

- Blömeke, Sigrid*, „Nur Feiglinge weichen zurück“ Josef Rütger (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus, Brilon 1992
- Blömeke, Sigrid*, Der FDK im Sauerland. Regionale katholische Friedensarbeit – Programmatik, Personen, politische Arbeit und die Bedeutung für den Gesamtverband, in: Horstmann, Johannes (Hrsg.), 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland (Katholische Akademie Schwerte, Akademievorträge 44), Schwerte 1995, S. 95-115
- Focke, Franz*, Sozialismus aus christlicher Verantwortung. Die Idee eines christlichen Sozialismus in der katholisch-sozialen Bewegung und in der CDU, Wuppertal 1978
- Fritsch, Werner*, Christlich-soziale Reichspartei (CSRP) 1920-1933, in: Fricke, Dieter (Hrsg.), Lexikon der Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945) Bd. 1, Köln 1983, S. 455-463
- Löhr, Wolfgang*, Vitus Heller (1882-1956), in: Aretz, Jürgen u.a. (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern Bd. 4. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, Mainz 1980, S. 186-196
- Longerich, Peter*, Deutschland 1918-1933. Die Weimarer Republik. Handbuch zur Geschichte, Hannover 1995
- Lönne, Karl-Egon*, Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt 1986
- Löwitsch, Bruno*, Der Frankfurter Katholizismus in der Weimarer Republik und die „Rheinisch-Mainische Volkszeitung“, in: Ludwig, Heiner u.a. (Hrsg.), Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung – Orientierung – Befreiung, Frankfurt 1990, S. 47-74
- Riesenberger, Dieter*, Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1976
- Riesenberger, Dieter*, Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland. Von den Anfängen bis 1933, Göttingen 1985
- Schmidt, Ute*, Zentrum oder CDU. Politischer Katholizismus zwischen Tradition und Anpassung, Opladen 1987

Patriot vom 7.6., 18.6., und 21.6.1926, 30.9.1927 und 15.11.1929

Stadtarchiv Rütger, Stadt Rütger B 14, 15, 16, 44, 51 und Amt Rütger B 5, 7

Stadtarchiv Rütger, Nachlass Viegener, Berichte vom 17.12.1928 und 6.5.1930

## 8. Ort der Erstveröffentlichung

- Bracht, Hans-Günther*: Widerstand im Kreis Lippstadt gegen Rechtstrend des Zentrums. In: Heimatblätter – Beilage zum „Patriot“ und zur Geseker Zeitung 84. Jg., Lippstadt 2004, S. 148-152.

## XXXIV.

# Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik<sup>1</sup>

Von Dieter Riesenberger

Der Kriegsbeginn im August 1914 rief im Deutschen Reich eine überschäumende Begeisterung hervor, die »die Spaltungen in der wilhelminischen Gesellschaftsstruktur überbrückte und eine vorübergehende Eintracht bewirkte«<sup>2</sup>. Die deutschen Katholiken erlebten – in Übereinstimmung mit der Zentrumspartei und auch mit dem Episkopat – den Kriegsbeginn überwiegend als »patriotische Bewährungsprobe, welche Gelegenheit bot, die bislang nur verbal geübte Loyalität unter Beweis zu stellen, den bedrängten Glaubensbrüdern Österreich-Ungarns beizuspringen und die auch hier behauptete Überlegenheit der germanischen Rasse über Romanen und Slaven in Geschlossenheit zu demonstrieren«<sup>3</sup>. Katholische Theologen unterstützten die – auch und gerade in der Sozialdemokratie – vorherrschende Auffassung, einen Verteidigungskrieg führen zu müssen, mit vulgarisierten Argumentationshülsen aus der Lehre vom gerechten Krieg?<sup>4</sup>

Das Bekenntnis des deutschen Katholizismus zum Krieg hängt mit den Entstehungsbedingungen und mit der geschichtlichen Entwicklung des politischen Katholizismus in Deutschland zusammen. R. Morsey hat den Weg des politischen Katholizismus vom Kulturkampf und der dadurch bedingten ›Reichsfremdheit‹ über die Anerkennung des gesellschaftlich-politischen ›status quo‹ bis zu dem »Vorgang des Hineinwachsens in das geistige Leben der Nation« nachgezeichnet.<sup>5</sup> Trotz fortschreitender Integration blieb dem Katholizismus vor 1914 das nicht unberechtigte Bewußtsein, gegenüber der engen Symbiose von Hohenzollerndynastie und Protestantismus benachteiligt zu sein. Diese Erfahrung prägte in hohem Maße Form und Inhalt des politischen Katholizismus in Deutschland – eine Erfahrung, die bis in die Gegenwart nachwirkt. Politischer Katholizismus ist demnach gekennzeichnet durch seine »defensive Natur, er zielt in erster Linie auf die Sicherung bestimmter Rechte und Freiheiten ab, nicht aber unmittelbar auf die Neugestaltung des gesamten öffentlichen Lebens im katholischen Geist«<sup>6</sup>. Für den in der Zentrumspartei organisierten politischen Katholizismus stellten sich vor allem kirchen-, konfessions- und kulturpolitische Aufgaben. So konnte es dem Zentrum als einer katholischen Weltanschauungspartei im Kaiserreich gelingen, die verschiedensten Interessengegensätze in sich zu vereinigen. Dieser Vorteil erwies sich jedoch dann als schwere Belastung, als »die Revolution von 1918 das Zentrum zwang, in der parlamentarischen Regierungsverantwortung primär verfassungs- und staatspolitische, sozial- und wirt-

---

<sup>1</sup> \* *Dem Andenken meines Schwiegervaters J. Wolf gewidmet, der, selbst Mitglied des Friedensbundes, mich auf dessen Bedeutung hinwies.* [Der erneute Abdruck des Beitrags erfolgt hier mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und abweichender Nummerierung der Anmerkungen nach folgender Erstveröffentlichung: Riesenberger, Dieter: Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik. In: Pax Christi Deutsches Sekretariat (Hg.): 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland. Idstein 1995, S. 17-48.]

<sup>2</sup> Kl. Epstein, Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie (Ullstein-TB). Frankfurt, Berlin, Wien 1976, S. 116.

<sup>3</sup> K. Hammer, Deutsche Kriegstheologie 1870-1918 (dtv). München 1974, S. 73.

<sup>4</sup> Ein erschreckendes Beispiel für das Niveau, auf dem diese Rechtfertigung versucht wurde, ist der Artikel ›Vom gerechten Kriege und seinen Wirkungen‹ von J. Mausbach in: Hochland 12, I (Oktober 1914).

<sup>5</sup> R. Morsey, Die Deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg. In: HJb 90/ 1970, S. 31-64.

<sup>6</sup> H. Maier, Revolution und Kirche: Studien zur Frühgeschichte der christlichen Demokratie (1789-1901). Freiburg <sup>2</sup>1965, S. 27.

schaftspolitische Aufgaben zu entscheiden und vor seinen Anhängern zu vertreten ...: Der wachsenden Politisierung der Partei entsprach ein rapider Schwund an innerer Kohärenz«<sup>7</sup>.

Der politische Katholizismus im Kaiserreich glaubte, durch den Kriegsbeginn die Möglichkeit geboten zu bekommen und ergreifen zu müssen, nunmehr voll und ganz in die politische Nation einbezogen zu werden.<sup>8</sup> Das bedeutet jedoch nicht – wie ein katholischer Jugendführer 1929 wohl zu Recht feststellte –, daß die der Volljährigkeit nahestehende katholische Jugend ›kriegslüstern‹ gewesen sei: »Sie war andererseits auch nicht gerade friedensbegeistert und noch viel weniger friedensfördernd tätig. Daran hinderte sie ein gewisses politisches Uninteressiertsein infolge später Wahlmündigkeit, hinderte sie eine mehr oder minder militaristische Erziehung in der Schule und erst recht in der Kaserne. Auch sie war belastet von Vorurteilen gegenüber den Nachbarvölkern, belastet mit Kriegsromantik, mit falschen Ideen über Heldentum und Vaterlandsliebe. Die damals bestehenden Jugendorganisationen taten nicht allzuviel in der Abwehr militaristischen Denkens und Fühlens, zollten im Gegenteil bei patriotischen Festen, Kaisergeburtstags- und Sedanfeiern dem Gotte Mars, dem Kriegsgott, ihren Tribut ohne sich dabei viele Gewissensbisse zu machen«<sup>9</sup>. Jedoch läßt sich die Bereitschaft zum Krieg aus gesellschaftspolitischen Gründen allein nicht hinreichend erklären.

Eine Untersuchung über die katholische Kriegspredigt während des Ersten Weltkrieges kam zu dem Ergebnis, daß der Krieg wie ein Naturereignis verstanden wurde, zu dessen »Bewältigung die Religion die besten Mittel bietet«; oder daß er als ›Verfügung eines Höheren‹ dargestellt wurde, die der Mensch »in stummem Vertrauen auf einen unfaßlichen Sinn annehmen muß«<sup>10</sup>. Beiden Vorstellungen ist gemeinsam, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden letztlich der menschlichen Verantwortung entzogen und metaphysisch ›aufgehoben‹ ist. Ihre Nähe zu der Kriegsphilosophie des Konservatismus des 19. Jahrhunderts<sup>11</sup>, die den Krieg als naturgesetzliche Notwendigkeit und damit als unvermeidbar ansah, ist offensichtlich. Die religiös-fatalistische Auffassung des Krieges im katholischen Denken hat übrigens eine lange Tradition, die bereits im frühen Mittelalter wirksam war und ihre theologische Begründung in der Erbsünde und ihrer Auswirkung auf die menschliche Existenz fand.

In der Kriegsbejahung und Kriegsbegeisterung des deutschen Katholizismus verbinden sich konkrete gesellschaftspolitische Faktoren mit religiösen und geistesgeschichtlichen Traditionen, deren spezifisch katholischer Charakter mit gesamtgesellschaftlichen Tendenzen des Kaiserreiches zusammenfiel. Es ist also nicht weiter erstaunlich, daß die deutschen Katholiken im Verlauf des Ersten Weltkrieges zu den ›tragfähigsten Pfeilern des Reiches zählten, daß sich die Zentrumspartei als die »zuverlässigste Stütze der Reichsregierung«<sup>12</sup> bewährte – nicht zuletzt als Folge der Aktivitäten M. Erzbergers, der sich immer offensichtlicher als die stärkste politische Begabung unter den Zentrumsführern profilierte. Die starke Position, die sich M. Erzberger als Verfechter eines deutschen Annexionsfriedens und als Propagandist deutscher Kriegsziele in engem Kontakt mit dem Auswärtigen Amt innerhalb der Zentrumsfraktion aufgebaut hatte, bildete andererseits die Voraussetzung dafür, daß er es wagen konnte, in der Reichstagsrede vom 6. Juli 1917 den Verzicht Deutschlands auf Annexionen zu fordern, eine Friedensresolution des Reichstages vorzuschlagen und schließlich auch am 23.

<sup>7</sup> J. Becker, Das Ende der Zentrumspartei und die Problematik des politischen Katholizismus in Deutschland. In: G. Jasper (Hrsg.), Von Weimar zu Hitler (NWB). Köln, Berlin 1968, S. 354.

<sup>8</sup> Vgl. R. Morsey, a.a.O., S. 63.

<sup>9</sup> F. Hinz, Katholische Jugend und Friedensbewegung. In: Das Junge Zentrum 4/1927, S. 258.

<sup>10</sup> H. Missalla, ›Gott mit uns‹. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. München 1968, S. 127.

<sup>11</sup> Vgl. W. Wette, Von Kellog bis Hitler (1928-1933). Die öffentliche Meinung in Deutschland zwischen Kriegsächtung und Kriegsverherrlichung, in K. Holl, W. Wette (Hrsg.), Pazifismus in der Weimarer Republik, Paderborn 1981, S. 12.

<sup>12</sup> R. Morsey, Die Deutsche Zentrumspartei 1917-1923. Düsseldorf 1966, S. 53f.

Juli 1917 die Zustimmung des Reichsparteiausschusses des Zentrums zu einer solchen Friedensresolution erreichte. Bei diesen Bemühungen spielte zweifellos auch die Absicht eine Rolle, eine »günstige Atmosphäre für die päpstliche Friedensnote zu schaffen, die, wie er wußte, Anfang August veröffentlicht werden sollte«<sup>13</sup>.

### 1. Zur Entstehungsgeschichte des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹ (F.D.K.)

In der Friedenszyklika ›Ad beatissimi‹ vom 1. August 1917 hatte Papst Benedikt XV. neben dem christlichen Friedensgebot Forderungen erhoben, die in Übereinstimmung mit der traditionellen katholischen Völkerrechtslehre auch konkrete politische Programmpunkte aufstellte. Benedikt XV. plädierte in seinem Friedensaufruf für die Herrschaft des Rechts anstelle der Gewalt der Waffen, für die Beachtung völkerrechtlicher Normen in den zwischenstaatlichen Beziehungen, aber auch für die Einrichtung eines Schiedsgerichts mit Sanktionsmöglichkeiten, für die Abrüstung der nationalen Streitkräfte auf einen Standard, der zur Aufrechterhaltung der innerstaatlichen Ordnung notwendig ist. Damit stellte Benedikt XV. ein Programm auf, auf das sich die katholische Friedensbewegung in ihrer Auseinandersetzung mit dem in seiner Mehrheit antipazifistisch eingestellten politischen Katholizismus berufen konnte.

Die Gründung des ›Friedensbundes Deutscher Katholiken‹ steht im Zusammenhang mit der Friedenszyklika Benedikts XV. und den politischen Intentionen M. Erzbergers. Ob M. Erzberger selbst die Gründung des Friedensbundes 1916/17 angeregt hatte, sei dahingestellt. Zweifellos aber kam sie ihm gelegen und wurde auch finanziell von ihm unterstützt. Er war mit dem späteren Gründer des Friedensbundes, Kaplan M. Jocham, befreundet und konnte im Hauptausschuß des Reichstages durchsetzen, daß die Schrift M. Jochams ›Wir Christen und das päpstliche Friedensprogramm‹ (1917) von den Militärbehörden freigegeben wurde.<sup>14</sup> Dabei bestanden zunächst recht enge, auch organisatorische Verbindungen zu dem von M.J. Metzger in Graz gegründeten ›Weltfriedensbund vom Weißen Kreuz‹, dem ein stark missionarisches Gepräge mit antikommunistischer und auch antisemitischer Tendenz anhaftete. Doch hat sich der Friedensbund recht bald von M.J. Metzger gelöst.

In der Literatur über M. Erzberger ist kaum ein Hinweis auf seine Beziehungen zur katholischen Friedensbewegung zu finden. Zweifellos ist es richtig, daß dieses Thema für die Biographie dieses umstrittenen Zentrumspolitikers nur relativ geringes Gewicht hat im Vergleich zu anderen, vor allem ungleich dramatischeren Aufgaben, denen sich M. Erzberger stellte. Allerdings gewinnt dieser Umstand symptomatische Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß die Geschichtswissenschaft das ganze Spektrum des Linkskatholizismus, einschließlich der Friedensbewegung selbst, innerhalb des politischen Katholizismus ignoriert hat. Es ist zwar nicht ohne Berechtigung, wenn R. Morsey den Terminus ›politischer Katholizismus‹ auch für die Weimarer Republik als eine »Umschreibung des in der Zentrumspartei (und der BVP) zusammengefaßten und organisierten politischen Gestaltungswillens deutscher Katholiken in Staat und Gesellschaft«<sup>15</sup> verwandte. Nicht zuletzt diese ›Umschreibung‹ mit ihrer einseitigen Ausrichtung auf die Zentrumspartei und die Zentrumsfraktion führte jedoch dazu, daß bis heute dem sozialen und organisatorischen Unterbau des politischen Katholizismus, wie er sich in den zahlreichen, untereinander konkurrierenden Gruppen, Vereinen und Ver-

<sup>13</sup> Kl. Epstein, a.a.O., S. 210.

<sup>14</sup> W. Solzbacher, Die katholische Friedensbewegung. In: Die Friedenswarte 29/1929, S. 91.

<sup>15</sup> J. Becker, a.a.O., S. 283.



bänden, aber auch minderheitlichen Abspaltungen darstellt, nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die Feststellung von G. Schulz aus dem Jahre 1955, es fehle nicht nur eine ›Geistesgeschichte des Zentrums‹, sondern auch eine Geschichte der ›katholischen Organisationen‹, gilt im Grunde auch heute noch.

Mit der Verbindung zwischen M. Jocham, dem Begründer des Friedensbundes, und M. Erzberger war für die künftige Entwicklung der katholischen Friedensbewegung und ihren Standort innerhalb des politischen Katholizismus eine entscheidende Weichenstellung erfolgt. Für den Friedensbund bedeutete die Unterstützung durch M. Erzberger bis zu dessen Ermordung die einzige nennenswerte und bemerkenswerte Hilfe. Zwar hat sich M. Erzberger nach 1918 kaum durch öffentliche Aktivitäten für den am 31. Januar 1918 gegründeten ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ eingesetzt, auch nicht, nachdem er im August 1919 den Vorsitz des Friedensbundes übernommen hatte und dem Reichsausschuß des Friedensbundes, der den Friedensgedanken unter den deutschen Katholiken propagieren sollte, beigetreten war.<sup>16</sup> Allein schon die Tatsache, daß M. Erzberger seinen Namen mit der Existenz des Friedensbundes in Verbindung brachte, dürfte für den bis 1923/24 um sein Überleben kämpfenden Friedensbund von großer Bedeutung gewesen sein. M. Jocham verdankte es der Empfehlung durch M. Erzberger, daß er auf der ersten Pfingstkonferenz katholischer Politiker in Konstanz 1921 anwesend sein und Kontakt mit dem französischen Politiker und Pazifisten M. Sangnier aufnehmen konnte<sup>17</sup>.

Dieser erste Kontakt zwischen der katholischen Friedensbewegung in Deutschland und der von M. Sangnier initiierten und geleiteten ›L'Internationale démocratique pour la paix‹ führte dazu, daß M. Jocham zusammen mit Harry Graf Kessler als damaligem Vorstandsmitglied der ›Deutschen Friedensgesellschaft‹ am ersten Kongreß der ›Internationale démocratique pour la paix‹ (4.-11. Dezember 1921) in Paris teilnahm und auch in das ›Comité de l'Internationale démocratique‹ gewählt wurde<sup>18</sup>. Diese Anerkennung des Friedensbundes stand im krassen Gegensatz zu der Mißachtung, der er im katholischen Deutschland ausgesetzt war. Eine Teilnahme des Friedensbundes an der Würzburger Katholischen Woche (1920) wurde vom ›Zentralkomitee der Generalversammlung des katholischen Deutschland‹ verweigert und die ablehnende Haltung der großen katholischen Vereine und Verbände gegenüber dem Friedensbund erfüllte M. Jocham mit Erbitterung und Resignation<sup>19</sup>. Dennoch sollte sich die Anerkennung des Friedensbundes durch die ›Internationale démocratique‹ M. Sangniers als die entscheidende Voraussetzung für die spätere Wirksamkeit und Entfaltung der katholischen Friedensbewegung in Deutschland erweisen.

Als Anfang August 1923, nach der Besetzung des Rheinlandes durch französische und belgische Truppen, der dritte Kongreß der ›Internationale démocratique‹ in Freiburg/i.Brg. abgehalten wurde und sich geschlossen gegen die Rheinlandbesetzung aussprach<sup>20</sup>, gelang dem Friedensbund auch in Deutschland der entscheidende Durchbruch.

Der Umstand, daß eine von einem französischen Politiker und Pazifisten geführte internationale Friedensorganisation sich gegen die Besetzung des Rheinlandes aussprach, war an sich schon eine politische Sensation und verhalf der zahlenmäßig unbedeutenden katholischen

<sup>16</sup> Vgl. D. Riesenberger, Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik. Düsseldorf 1977, S. 36.

<sup>17</sup> Fr. Waibel, Magnus Jocham und der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹. In: Der Friedenskämpfer 4/1928, H. 10, S. 5. – Interessant ist die Tatsache, daß M. Sangnier als Vertreter einer fortschrittlichen katholischen Soziallehre schon vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges von M. Erzberger geschätzt wurde, vgl. Kl. Epstein, a.a.O., S. 92.

<sup>18</sup> G. Hoog, L'Internationale démocratique. Compte – rendu complet du 1er congrès démocratique international à Paris. In: La Démocratie N.S. 1922, S. 344f.

<sup>19</sup> M. Jocham, St. Johannes und wir Christen. Riedlingen 1923, S. 39.

<sup>20</sup> Compte – rendu complet du IIIe congrès démocratique international. In: La Démocratie N.S. 1923, S. 445.

Friedensbewegung zu unverhoffter Publizität. So ist die Teilnahme des Zentrumsabgeordneten J. Joos, des badischen Staatspräsidenten, des badischen Zentrumsvorsitzenden und des Freiburger Oberbürgermeisters an diesem Kongreß ein Hinweis auf seine politische Bedeutung, die zweifellos auch dem Friedensbund und der katholischen Friedensbewegung zum Vorteil gereichte. Bedeutsam für die Wiederbelebung des Friedensbundes wurde das Interesse des Kölner Weihbischofs Dr. Stoffels, der sich bis zu seinem frühen Tod (1923) für eine katholische Friedensbewegung einsetzte.<sup>21</sup> Es ist jedoch bezeichnend, daß der katholischen Friedensbewegung weniger aus eigener Kraft als vielmehr durch einen Anstoß von außen der Ausbruch aus ihrer bisherigen Isolation gelungen ist.

Das Interesse M. Erzbergers an einer katholischen Friedensbewegung in Deutschland hängt zweifellos mit seiner Einsicht zusammen, daß das Deutsche Reich den Krieg nicht mehr gewinnen könne und auf einen Verständigungsfrieden hinarbeiten müsse. In der Unterstützung und Stärkung aller Kräfte in Deutschland – aber auch in den Ländern der Entente –, die für einen Verständigungsfrieden eintraten, liegt zweifellos auch ein taktisches Moment; unter anderem mag auch die Absicht eine Rolle gespielt haben, die eigene Position im Zentrum zu verstärken. So nahm J. Krahl, der in den letzten Kriegsjahren und in den ersten Nachkriegsjahren Redakteur der ›Deutschen Kirchenzeitung‹ in München war und die Führung des Friedensbundes in Bayern übernommen hatte, das Amt eines Landesvorsitzenden des bayrischen Zentrums ein, das er 1924 aus Protest gegen die zunehmende Rechtstendenz aufgab, ohne zunächst aus dem Zentrum auszutreten.<sup>22</sup>

Hinweise auf die aus politisch-taktischen Überlegungen erwachsene Unterstützung für eine organisierte katholische Friedensbewegung<sup>23</sup> finden sich in der Rede Erzbergers vor dem Württembergischen Parteitag in Ulm vom 23. September 1917, in der er seine politischen Ziele verteidigte. Als Grundlage seiner Friedenspolitik bezeichnete M. Erzberger die Friedensresolution des Reichstages, die päpstliche Friedensnote und die Antwort des Reichstages auf diese Note. Die von ihm initiierte Friedensresolution des Reichstages charakterisierte er als die logische Konsequenz aus der Einsicht, daß der Krieg vom Deutschen Reich nicht mehr zu gewinnen sei, daß es notwendig sei, auf der Grundlage von Kompromiß und Versöhnung eine europäisch-christliche Kultur wieder aufzubauen und die Friedensbewegung in den Entente-Ländern zu stärken.<sup>24</sup> Diese Rede ist deshalb so bemerkenswert, weil sich in ihr Überzeugungen grundsätzlichen Charakters mit politisch-taktischen Überlegungen in der für M. Erzberger typischen Weise geradezu beispielhaft vereinigen.<sup>25</sup> Vor allem aber muß hervorgehoben werden, daß M. Erzberger als erster deutscher Politiker die Friedensbewegung in den Entente-Ländern als reale politische Kraft erkannt hat.

Im engen Zusammenhang mit der Unterstützung der katholischen Friedenskräfte steht das von M. Erzberger angestrebte Ziel des Wiederaufbaus einer christlich-europäischen Kultur. Die

<sup>21</sup> B. Höfling, *Katholische Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Friedensbund Deutscher Katholiken 1917-1933*. Waldkirch 1979, S. 12ff. – Die z.T. aus Profilierungszwang zu erklärenden Invektiven gegen meine Darstellung der katholischen Friedensbewegung in dieser Mainzer Dissertation überschreiten selbst bei Wohlwollen das erträgliche Maß. So wird von B. Höfling z.B., a.a.O., S. 11 u.a. behauptet, meine Darstellung habe die Zeitschriften ›Das Heilige Feuer‹ und ›Vom frohen Leben‹ nicht eigens erwähnt. Das ist, wie Kapitel II,3 (Überschrift: Die Rhein-Mainische Volkszeitung [RMV] und die Zeitschrift ›Das Heilige Feuer‹) und Kapitel II,2 zeigen, schlicht falsch.

<sup>22</sup> Vgl. *Das Junge Zentrum* 2/1925, H. 1, S. 18.

<sup>23</sup> Dieser Auffassung ist auch K. Breitenborn, *Die Friedensbewegung deutscher Katholiken. Vor 40 Jahren vom faschistischen Regime verboten*. In: *Begegnung. Zeitschrift progressiver Katholiken* 13/1973, Nr. 1/2, S. 10 (Berlin/Ost).

<sup>24</sup> M. Erzberger, *Der Verständigungsfriede*. Stuttgart 1917, S. 3-13.

<sup>25</sup> Kl. Epstein, a. a. O., S. 445.

Verbindung von katholischer Friedensbewegung und christlich-europäischer Friedensordnung auf der Grundlage eines Verständigungsfriedens spielte bereits in der Vorgeschichte der päpstlichen Friedensnote eine bedeutsame Rolle. Im Auftrag der Kurie hatte der Münchener Journalist V. Neumann (1865-1927), der in engem Kontakt mit dem bayrischen Ministerpräsidenten Graf Hertling und M. Erzberger stand, eine Denkschrift über die Friedensfrage ausgearbeitet, die »bei den weiteren Überlegungen der Kurie eine wesentliche Rolle spielte«<sup>26</sup>. In dieser Denkschrift begründete V. Neumann die Notwendigkeit einer päpstlichen Friedensinitiative mit dem Hinweis auf die Oktoberrevolution in Rußland und den internationalen Sozialismus.<sup>27</sup> Hier liegen die Ursachen für die Bestrebungen nach einer katholischen Internationalen als Gegengewicht zum sozialistischen Internationalismus, die auch in den Anfängen der katholischen Friedensbewegung ihren Niederschlag fanden: in den Schriften des in Österreich lebenden M. Metzger, in dem von dem bayrischen Pfarrer J. B. Wolfgruber 1917/18 gegründeten »Friedensbund katholischer Geistlicher« und auch im Programm des »Friedensbundes Deutscher Katholiken« vom 31. Januar 1918<sup>28</sup>.

Bei M. Erzberger selbst fehlte das antikommunistische Element, da er den Kommunismus für eine vorübergehende Erscheinung hielt. Er war jedoch der Überzeugung, die europäischen Staaten würden sich nach einem Verständigungsfrieden »zu christlichen Demokratien entwickeln, sich gemeinsamen Maßstäben des Rechts, der guten Sitten und der parlamentarischen Regierungsform unterwerfen«<sup>29</sup>. Die Institution des Völkerbundes entspreche sowohl der Tradition katholischen Denkens als auch des deutschen Volkes. Bei der Schlichtung von Streitigkeiten sollte der Völkerbund durch Schiedsgerichte mit obligatorischer Verbindlichkeit tätig werden; bei Streitigkeiten über die Zusammensetzung der Schiedsgerichte sollte nach Erzbergers Vorstellungen dem Papst die Ernennung des dritten Schiedsrichters zustehen<sup>30</sup>.

Gerade dem obligatorischen Charakter der Schiedsgerichtsbarkeit maß M. Erzberger besondere Bedeutung bei. Es ist ihm gelungen, diese Grundsätze einer künftigen Politik in den Leitsätzen der Zentrumsparlei vom 30. Dezember 1918, die vom Reichsausschuß der Partei verabschiedet wurden, zu verankern: »8. Sofortige Herbeiführung eines Präliminärfriedens der Verständigung und Versöhnung der Völker. 9. Feststellung und Durchführung eines den christlichen Grundsätzen entsprechenden Völkerrechts; für die Regelung der Beziehungen der Staaten zueinander soll das ewige Recht, nicht die Gewalt maßgebend sein. 10. Schaffung eines Völkerbundes gleichberechtigter großer und kleiner Staaten unter Ausbau der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit, Ausführung weitgehender gleichzeitiger Abrüstung und Abschaffung der Geheimverträge«<sup>31</sup>.

Zusammen mit der Friedensnote Benedikts XV. bildeten diese programmatischen Äußerungen der Zentrumsparlei – vom Zentrum selbst in seiner praktischen Politik jedoch kaum befolgt – die objektiven Grundlagen für die Existenz einer katholischen Friedensbewegung in Deutschland. Sie konnte sich immerhin auf die Verlautbarungen des höchsten Lehramtes der Kirche und auf die Grundsätze der führenden politischen Kraft des deutschen Katholizismus berufen. Damit schienen ideale Voraussetzungen für eine erfolgreiche Tätigkeit gegeben. Tatsächlich aber mußte der Friedensbund bis 1924/25, wie bereits dargelegt, um sein Überleben

<sup>26</sup> E. R. Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. V: Weltkrieg, Revolution und Reichserneuerung 1914-1919. Stuttgart u.a. 1978, S. 33.

<sup>27</sup> V. Neumann, Dokumente und Argumente. Berlin 1928, S. 235 ff.

<sup>28</sup> Vgl. D. Riesenberger, a.a.O., S. 26-35.

<sup>29</sup> Kl. Epstein, a.a.O., S. 285.

<sup>30</sup> Vgl. M. Erzberger, Der Völkerbund. 1918, Kap. VII.

<sup>31</sup> W. Mommsen, Deutsche Parteiprogramme. München 1960, S. 483f.

kämpfen. Der organisierte Katholizismus in Deutschland anerkannte zwar, wie der Begründer des Friedensbundes erleben mußte, »im Prinzip, nicht aber in der Tat und in seiner Arbeit« katholische Friedensarbeit<sup>32</sup>. Damit hatte M. Jocham den Kern der Vorbehalte gegenüber seiner Zielsetzung und jener des Friedensbundes getroffen. Das christliche Liebes- und Friedensgebot hatte man gleichsam internalisiert, auf die Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen reduziert und damit seiner universal- und sozialpolitischen Relevanz entkleidet. Für den Gründer des Friedensbundes stand das christliche Liebes- und Friedensgebot im Mittelpunkt seines Handelns. Diese religiöse Motivation führte ihn zu der Überzeugung, im innerkatholischen Bereich das christliche Liebes- und Friedensgebot seines inzwischen – z.T. historisch bedingten – unverbindlichen Charakters entkleiden zu müssen und seinen Anspruch auf praktische und konkrete Verwirklichung zu betonen.

Diesen Anspruch konnte der Friedensbund angesichts seiner geringen Mitgliederzahl, der geringen Resonanz sowohl bei der katholischen Hierarchie als auch bei der politischen Vertretung des deutschen Katholizismus, dem Zentrum, nicht gerecht werden. Eine gewisse Rolle spielte dabei sicherlich die Tatsache, daß der katholische Friedensgedanke in Deutschland im Unterschied zu der bürgerlich-liberalen Friedensbewegung, organisiert in der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG), und den pazifistischen Traditionen des Sozialismus an keine Vorläufer anknüpfen konnte. Dieser Umstand wirkte sich angesichts des sowohl verkrusteten als auch zersplitterten katholischen Vereinswesens, das jeder neuen Initiative ablehnend oder doch mißtrauisch gegenüberstand, für den ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ als besonders erschwerend aus.

## **2. Die Grundlagen des ›Friedensbundes‹ und die Problematik seiner ›Politisierung‹.**

Der Friedensbund verstand sich als organisatorischer Zusammenschluß jener Katholiken, die für die Überwindung des Krieges und die Verwirklichung einer Friedensordnung eintraten. Beide Aufgaben stehen zwar in einem engen Bedingungs-zusammenhang, stellen aber verschiedene Anforderungen und bedingen auch unterschiedliche Strategien. Für den Friedensbund ergab sich daraus eine zweifache Aufgabe: einmal die Wurzeln des spezifisch katholischen Kriegsdenkens bloßzulegen und religiös-theologische Aufklärungsarbeit zu leisten; zum anderen das Problem einer konkreten Friedensordnung, die Frage ihrer politischen Durchsetzbarkeit und die Suche nach den geeigneten Methoden politischer Einflußnahme. Es ist bezeichnend, daß zwischen den verschiedenen Gruppierungen innerhalb des Friedensbundes<sup>33</sup> weitgehende Übereinstimmung über den ersten Aufgabenbereich bestand, während die Diskussion über die künftige Friedensordnung, ihren politischen Standort und die strategische Linie des Friedensbundes zu heftigen Auseinandersetzungen und Konflikten führte.

Der Friedensbund war zwar nie eine ›kirchliche‹ Organisation, betonte aber bewußt seine kirchliche Bindung. Mitglieder des Friedensbundes, so heißt es in Punkt I seiner Richtlinien, konnten »alle Katholiken werden, die sich zu den päpstlichen Friedensgrundsätzen Benedikts XV. und Pius' XI. bekennen und gewillt sind, nach ihren Kräften zu deren Durchführung beizutragen ...«<sup>34</sup>. So maßgeblich die Friedenszyklika Benedikts XV. als Anstoß und auch als Grundlage für den Friedensbund wirkte, so darf man sie doch nicht in ihrer motivierenden Wirkung überbetonen. Die Gründung des Friedensbundes war, wie die Gründung anderer

<sup>32</sup> M. Jocham, St. Johannes und wir Christen, S. 36.

<sup>33</sup> Vgl. dazu D. Riesenberger, a.a.O., Kapitel II (S. 21-102).

<sup>34</sup> Katholische Friedenswarte 1/1924-25, H. 1/2, S. 3.

Friedensorganisationen nach dem Ersten Weltkrieg auch, eine »Reaktion auf ein Kriegsgeschehen, das die Zeitgenossen erleben mußten. Es war der Erste Weltkrieg, der den Menschen des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts erschütternd zum Bewußtsein brachte, welch ein physisches, moralisches und gesellschaftliches Übel der Krieg sei, ein Übel, das von einem Krieg zum anderen größere Ausmaße annahm«<sup>35</sup>. Im Vordergrund stand die Erkenntnis von der moralischen und sittlichen Fragwürdigkeit des modernen Krieges und seiner Vernichtungsmaschinerie; sie bildete den Kern des »pazifistischen« Kriegserlebnisses und war auch im Friedensbund lebendig. Es war das »Erlebnis der tierischen Grausamkeit des Krieges, daß 10 Millionen Menschen geopfert wurden, die Völkervergiftung durch Presse und Kriegspolitik, die Aufstachelung der Bestie im Menschen. Der Gedanke vom Unsinn des Krieges wurde wach. Dieser und seine Übersteigerungen des Unsittlichen haben in vielen Menschen die Erkenntnis geweckt, daß ein anderer Geist als der militärische in den Menschen und Völkern einziehen muß«<sup>36</sup>. Damit aber stellt sich die Frage nach der Berechtigung einer christlich-katholischen Friedensorganisation.

Der »Friedensbund Deutscher Katholiken« war – und darin liegt seine Berechtigung auch über seine historische Existenz hinaus – der Versuch, in gelebter und verantworteter Religiosität, in personaler Aneignung der Anstöße, Motive und Ideen des Christentums zum Friedensproblem einen Beitrag zur Überwindung des Krieges und zur Verwirklichung einer Friedensordnung zu leisten. Der Friedensbund ging davon aus, daß seine Eigenart in der religiösen Begründung der Grundlagen des Friedens lag. Das schloß die Zusammenarbeit mit anderen Friedensorganisationen keineswegs aus: der Friedensbund war Mitglied des Deutschen Friedenskartells. Die konfessionelle Beschränkung ist historisch begründet und sollte auch so beurteilt werden. Daß dem Friedensbund selbst konfessionelle Enge fern lag, zeigt die Gründung einer »Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden« (März 1929), die von Fr. M. Stratmann unterstützt wurde.

Im Mittelpunkt des religiös begründeten Pazifismus stand das Liebes- und Friedensgebot Christi. In der Erfüllung dieses Gebotes sah der Gründer des Friedensbundes eine Vorbedingung des Friedens; diese Vorbedingung sei aber nur durch das Christentum zu leisten: »Es gibt keine wahre Menschenliebe ohne Christentum und es gibt kein wahres Christentum ohne ganz folgerichtige Nächstenliebe.« Christus und sein Liebesgebot sollten als »Sauerteig« in die Welt hineinwirken, da nur die Botschaft des Evangeliums die »Dämonen der Herrschaft und Habsucht mit ihrer sittlichen Überlegenheit zu bannen vermöge«<sup>37</sup>. Der sittlich-religiösen Rigorosität, von der diese Haltung gegenüber der Krieg-Frieden-Problematik geprägt ist, entsprach die Ablehnung der Lehre vom gerechten Krieg, die der Kirche und der menschlichen Gesellschaft mehr geschadet als genutzt habe<sup>38</sup>. Mit dieser radikalen Ablehnung des Krieges wurde der Versuch unternommen, das christliche Liebesgebot als Prinzip für das Verhältnis der Christen zur internationalen Politik aufzustellen – ein Vorschlag, den vor einigen Jahren der Politikwissenschaftler O.E. Czempiel wieder in die Diskussion um die sittlichen Implikationen des Friedens einbrachte. O.E. Czempiel sieht die Aufgabe der Christen in der Politik darin, das Liebesgebot Christi wieder zur Geltung zu bringen und lehnt ebenfalls die Lehre vom gerechten Krieg ab, die zwar im Mittelalter viel Gutes bewirkt habe, indem sie »den Krieg humanisierte und begrenzte, indem sie das Völkerrecht begründete und so schließlich

<sup>35</sup> Fr. M. Stratmann, Katholische Nachbarschaft. Vom Friedensbund Deutscher Katholiken (ungedr. Ms., im Besitze des Verfassers), S. 1.

<sup>36</sup> E. Niffka, Zum jungdeutschen Manifest. In: Das junge Zentrum 5/ 1928, S. 34.

<sup>37</sup> M. Jocham, St. Johannes und wir Christen, S. 7 und S. 11. – Konsequenz ist daher die Gründung des Verlages »St. Johannesminne«, der die christliche Nächstenliebe als Vorbedingung des Friedens publizistisch verbreiten sollte.

<sup>38</sup> M. Jocham, Wir Christen und das päpstliche Friedensprogramm. Leipzig 1917, S. 39f.

auch den nichtchristlichen Raum erfaßte. Aber ihre eigentliche Aufgabe, das Verhältnis der Christen zur internationalen Politik zu definieren, hat sie nicht zureichend gelöst<sup>39</sup>.

Die Richtlinien des Friedensbundes von 1924 bekannten sich zu dieser religiös-sittlichen Haltung, wenn sie betonten, daß »das evangelische Gebot der Liebe unter den Einzelwesen keineswegs verschieden ist von dem, was unter Staaten und Völkern zu gelten hat, und lehnen daher jede ›doppelte Moral im Staats- und Wirtschaftsleben ab. Das wahre Wohl des Vaterlandes verlangt Befolgung der christlichen Grundsätze auch in den Beziehungen der Staaten untereinander«<sup>40</sup>.

Es wäre interessant zu untersuchen, warum der Friedensbund weniger mit der religiös-sittlich begründeten Ablehnung als vielmehr mit der moraltheologischen Argumentation gegen den Krieg zumindest beschränkte Zustimmung und partielle Unterstützung in der katholischen Öffentlichkeit und auch bei einigen Mitgliedern des deutschen Episkopats gefunden hat. Die Moraltheologie befaßt sich damit, wie man sich »sittlichen Forderungen gegenüber, deren Richtigkeit nicht bezweifelt wird, verhalten soll, wenn ihnen in der gegebenen Wirklichkeit unüberwindliche Schwierigkeiten gegenüberstehen«<sup>41</sup>. Die Lehre vom gerechten Krieg, wie sie in der Spätscholastik entwickelt wurde, kann als ein Musterbeispiel solcher Bemühungen betrachtet werden. Es ist das Verdienst des Dominikaners Fr. M. Stratmann, daß er diese im Spätmittelalter entwickelte Lehre vom gerechten Krieg mit der Wirklichkeit des modernen Krieges konfrontierte und von dieser Wirklichkeit aus die traditionellen Grundsätze dieser Kriegslehre – gerade indem er sie beim Wort nahm – ad absurdum führte. Fr. M. Stratmann faßte die Voraussetzungen für einen gerechten Krieg nach der spätscholastischen Lehre in folgenden Punkten zusammen:

- »a) Das Unrecht muß ein schweres und formelles, nicht nur ein materielles sein, d.h. die Anzugreifenden müssen moralisch im Gewissen schuldig sein. Ein unbewußter Unrechtszustand genügt nicht.
- b) Dieses formelle schwere Unrecht darf nur bei einer der beiden streitenden Parteien vorliegen. Das kriegerische Vorgehen wird unerlaubt, wenn auf beiden Seiten Rechtsgründe vorhanden sind. Ein beiderseits gerechter Krieg ist unmöglich.
- c) Die formelle schwere Schuld der einen Partei muß sich zweifelsfrei nachweisen lassen. Ein mit zweifelndem Gewissen unternommener Krieg ist ungerecht und unerlaubt.
- d) Das Rechts- und Sühnemittel (Krieg) muß der Schuld proportioniert sein. Ein das Maß des Unrechts überschreitendes Strafmaß ist ungerecht und unerlaubt.
- e) Der Sieg der gerechten Sache muß relativ gewiß sein. Im anderen Fall muß der Krieg unterbleiben. Das kriegerische Glücksspiel ist unsittlich und verboten«<sup>42</sup>.

Indem Fr. M. Stratmann diesen Grundsätzen die Realität des Ersten Weltkrieges und künftiger, noch schrecklicherer Kriege gegenüberstellte (Giftgas-Krieg!), kam er zu dem Ergebnis, daß »angesichts der Furchtbarkeit moderner Kriege und ihrer Folgen« der Krieg moraltheologisch nicht mehr zu rechtfertigen ist<sup>43</sup>. Somit erweist sich auch die moraltheologische Beurtei-

<sup>39</sup> E. O. Czempiel, Die Christen und die Auswärtige Politik. Lehre vom gerechten Krieg oder Praxeologie des Friedens? In: *Civitas* 6/1967, S. 24f. – vgl. dagegen die Einwände von A. Rauscher, Recht und Gerechtigkeit als Voraussetzung und Grundlage des Friedens. In: R. Weiler, V. Zsifskovits (Hrsg.), *Unterwegs zum Frieden. Beiträge zur Idee und Wirklichkeit des Friedens*. Wien, Freiburg, Basel 1973, S. 219-233.

<sup>40</sup> Katholische Friedenswarte 1/1924-25, H. 1/2, S. 3.

<sup>41</sup> K. Hörmann, Der ›gerechte Krieg‹ im christlichen Denken. In: R. Weiler, V. Zsifskovits (Hg.), a.a.O., S. 350.

<sup>42</sup> Fr. M. Stratmann, Unsere Stellung zum Krieg und zur allgemeinen Wehrpflicht. In: Katholische Friedenswarte 2/1925, H. 4/5, S. 6.

<sup>43</sup> Ders., Weltkirche und Weltfriede. Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem. Augsburg 1924, S. 89.

lung des modernen Krieges letztlich als eine Folge des ›pazifistischen‹ Kriegserlebnisses. Ihren Niederschlag fand auch diese moraltheologische Verwerfung des Krieges in Punkt VII.3 der Richtlinien des Friedensbundes:

»Zwar geben wir in Übereinstimmung mit der katholischen Theologie zu, daß es grundsätzlich einen gerechten Krieg gibt; in der Wirklichkeit fehlen bei den heutigen Verhältnissen der Kultur und Technik die von der katholischen Sittenlehre geforderten Bedingungen für einen erlaubten Krieg«<sup>44</sup>.

Das methodische Vorgehen, überlieferte Lehrmeinungen und Überzeugungen nicht einfach zu ignorieren, sondern sie aus der erlebten Erfahrung auf die Gegenwart und die mögliche künftige Entwicklung zu interpretieren und anzuwenden, hat vielleicht mit dazu beigetragen, daß das Buch Fr. M. Stratmanns über die katholische Lehre von Krieg und Frieden nicht nur in der pazifistischen Presse, sondern darüber hinaus auch in der katholischen Publizistik einen Achtungserfolg erzielen konnte. Noch wichtiger wurde aber, daß Mitglieder des Episkopates wie Bischof Sproll (Rottenburg), Bischof Schreiber (Berlin), Erzbischof Faulhaber (München) und Erzbischof Innitzer (Wien) die Position des Friedensbundes in der Frage des gerechten Krieges übernahmen.<sup>45</sup> Konkrete Auswirkungen hatten diese positiven Stellungnahmen einzelner Bischöfe nicht; sie kamen zu vereinzelt und vor allem auch zu spät, als daß sie einen Wandel in der katholischen Öffentlichkeit gegenüber dem Friedensbund hätten bewirken können.

Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ sah seine Aufgabe darin, dem Friedensgedanken als dem zentralen christlichen Auftrag zur Geltung zu verhelfen, nicht zuletzt innerhalb der katholischen Kirche selbst. Unterstützt und getragen wurde die Friedensbewegung von einem vehementen religiös-kulturellen ›Aufbruch‹, von dem Erwachen eines ›ver sacrum catholicum‹ unter den jungen Katholiken, die sich z.T. unter der Leitung R. Guardinis im ›Quickborn‹, aber auch in anderen Bündnissen zusammengefunden hatten. Mit Recht wurde dazu festgestellt, es habe sich dabei keineswegs »um eine abseitige, romantisch-sektiererhafte oder überhaupt politisch bedeutungslose Gruppe (gehandelt). Jeder Kenner des geistigen Raumes jener Jahre weiß, daß es sich hierbei um ein Geschehen von sehr hohem geistigen Rang und von beispielloser Bedeutung handelte«<sup>46</sup>. Dieser religiöse Aufbruch wandte sich gegen einen Kirchenbegriff, der Kirche nicht als religiöse Realität, sondern als formale Einrichtung, nicht als Gemeinschaft, sondern als Organisation, nicht als mystische Wirklichkeit, sondern als religiöse Zweck- und Rechtsanstalt verstand.<sup>47</sup> Die Hinwendung zur religiösen Substanz der Kirche führte zu weitreichenden Diskussionen über ein neues Selbstverständnis der Kirche in ihrer Begegnung mit der Welt, über ihre Wirkungsweise in der Welt, über die Bedeutung der Laien und ihre Aufgabe im gesellschaftlich-politischen Bereich. Danach sollte das politische

<sup>44</sup> Katholische Friedenswarte 1/1924-25, H. 1/2, S. 4.

<sup>45</sup> Zu Bischof Sproll vgl. *B. Höfling*, a.a.O., S. 93f.; vgl. die Begrüßungsansprache Bischof Schreibers anlässlich der Reichstagung des F.D.K. in Berlin (1931), in: *Der Friedenskämpfer* 7/1931, H. 12, S. 211ff.; die Ausführungen Faulhabers über: Neue Kriegsethik und Friedensrüstung in: *Der Friedenskämpfer* 8/1932, H. 3, S. 41 ff.; die Rede Innitzers vom 21. 2. 1933 vor der Völkerbundsliga in: *Der Friedenskämpfer* 9/1933, H. 4. – Am Redetext Innitzers läßt sich der Einfluß des Buches von Fr. M. Stratmann bis in die Formulierungen nachweisen. So stellte Innitzer (a.a.O., S. 3) beispielsweise fest: »Die Kirche selbst verbot den Heeresdienst nicht, aber der Geist der alten Kirche war unzweifelhaft dem Krieg und allem kriegerischen Wesen stark abgeneigt.« *Fr. M. Stratmann*, *Weltkirche und Weltfriede*, S. 139: »Die Kirche hat den Heeresdienst als solchen nicht verboten. Aber der Geist der ältesten Kirche war unzweifelhaft dem Krieg und allem, was mit ihm zusammenhing, stark abgeneigt.« – Zu der Haltung des Episkopats gegenüber dem Friedensbund demnächst K. Breitenborn, der Zugang zu dem ›Nachlaß‹ des Friedensbundes im Merseburger Archiv erhielt und meine insgesamt zu negative Darstellung dieses Verhältnisses korrigieren wird.

<sup>46</sup> *H. Lutz*, *Demokratie im Zwielicht. Der Weg der deutschen Katholiken aus dem Kaiserreich in die Republik. 1914-1925*. München 1963, S. 110.

<sup>47</sup> *R. Guardini*, *Vom Sinn der Kirche. Fünf Vorträge. Der katholischen Jugend zu eigen*. Mainz 1923, S. 1ff.

Handeln des Christen vom Glauben bestimmt sein in der Art, daß es selbst gläubig wird, also »im Sinne des Glaubensgehorsams in der Politik«<sup>48</sup>. Das bedeutete zum einen eine Kritik am bestehenden politischen Katholizismus, wie er sich im kirchlichen Verbandswesen und in der Zentrumspartei verkörperte; zum anderen aber handelte es sich um einen Versuch, den historisch bedingten defensiven Charakter des politischen Katholizismus zu überwinden. Ihren Niederschlag fanden diese Gedankengänge und Überlegungen, die hier nur angedeutet werden können, in der Auseinandersetzung um die Berechtigung einer politischen Einheitsfront der Katholiken, wie sie die Zentrumspartei für sich in Anspruch nahm.<sup>49</sup>

Diese Diskussion um die noch zeitgemäße Form kirchlicher Wirksamkeit in Form einer Interessenvertretung durch den traditionellen, im Zentrum organisierten Katholizismus konnte schon aus Rücksicht auf die kirchliche Hierarchie, auf deren Duldung der Friedensbund angewiesen war, im Friedensbund selbst nicht offen geführt werden. Andererseits ging das wachsende politische Engagement des Friedensbundes nach 1926 von jenen Männern aus, die, wie W. Dirks, J. Knecht, E. Michel, H. Scharp und (mit Einschränkung) auch Fr. M. Stratmann an dieser Diskussion beteiligt waren. Für sie bezog politisches Handeln – und das bedeutete konkret: politische Friedensarbeit – seine Begründung und Notwendigkeit aus dem Glauben. Gerade der Umstand aber, daß dieser Zusammenhang von religiöser Motivation und politischem Engagement mit seinen kirchenpolitischen und parteipolitischen Konsequenzen nicht diskutiert werden konnte, machte das Dilemma des Friedensbundes aus. Vielen seiner Mitglieder, vor allem den »älteren Kämpfern unserer Bewegung« blieben die »neuen Gedanken fremd und unbekannt«<sup>50</sup>, da sie die Aufgabe des Friedensbundes vor allem auf moralpädagogischem und moraltheologischem Gebiet sahen. Umgekehrt führte dieser Sachverhalt dazu, daß von der »Politisierung« des Friedensbundes viele seiner Mitglieder nicht erfaßt wurden, daß sie an ihnen sozusagen vorbeiging. So blieb ein »größerer Teil der Mitglieder bestimmt unpolitisch im Sinn eines religiös bedingten Pazifismus, der mehr an die Gesinnung dachte als an konkrete Verwirklichungen«<sup>51</sup>. Eine Durchsicht der Zeitschrift des Friedensbundes (»Der Friedenskämpfer«) bestätigt die Unverbundenheit zwischen moralpädagogischer und moraltheologischer Friedensarbeit einerseits und konkret-politischen Analysen andererseits. Dabei wurde – wenn auch nur vereinzelt und ohne die Folgerung nach einer Einheit von religiöser Motivation und politischer Praxis zu ziehen – die Labilität religiös-emotionaler oder auch abstrakt-rationaler Friedensgesinnung durchaus erkannt: »Aber selbst bei denen, die sich auf Grund einer solchen seelischen Erregung oder der klaren Erkenntnis vom Wahnsinn eines Krieges offen und ehrlich für den Friedensgedanken aussprechen, ist es doch eine Frage, ob sie im Falle einer Kriegsnähe auch die geistige und seelische Widerstandskraft haben, einer Sturmflut von Massensuggestion standzuhalten, all den offiziellen und nicht-offiziellen Berichten von feindlichen Rechtsverletzungen und Greuelthaten gegenüber kühl zu bleiben und den verlockenden Vorspiegelungen von wirtschaftlichen Vorteilen gegenüber fest zu stehen«<sup>52</sup>.

Der Friedensbund, der sich als die »organisatorische Zusammenfassung der geistigen Erweckungsarbeit für den Frieden unter den Katholiken« verstand (W. Thormann), begründete die Berechtigung seiner Existenz innerhalb der Kirche damit, daß der »absolute, der unbedingt sichere Friede« nicht sein könne wie der Friede der »in den freien Willen der Menschen gestellt ist, über den die Kirche keine unbedingte und unbeschränkte Gewalt hat«<sup>53</sup>. Deshalb

<sup>48</sup> H. Dankworth, Kirche und Zeitgehalt. In: Das heilige Feuer 13/1925-26, S. 189.

<sup>49</sup> Zu dieser Diskussion vgl. D. Riesenberger, a.a.O., S. 134 pass.

<sup>50</sup> Fr. Müller, Politik und Pazifismus. In: Der Friedenskämpfer 2/1926, H. 9/10, S. 5.

<sup>51</sup> Schriftl. Mitteilungen von W. Dirks vom 20.1.1971.

<sup>52</sup> P. Regner, Wege und Weg. In: Der Friedenskämpfer 5/1929, H. 12, S. 7.

<sup>53</sup> A. Christ, Ist die Kirche der Friede? In: Vom frohen Leben 11/1931-32, S. 445.



auch bezeichnete sich der Friedensbund hinsichtlich seiner Zielsetzung und innerhalb seines Wirkungsbereiches als ›Sauerteig‹<sup>54</sup>, als ›Senfkorn‹ oder als ›Stoßtrupp‹, dessen Mitglieder »kraft unmittelbarer Berufung und persönlicher Entscheidung der Not der Zeit aus der ungeschiedenen Kraft der Kirche« begegnen – eine Formulierung, die Fr. M. Stratmann aus der Diskussion um die Begegnung von Kirche und Welt aufgegriffen hat<sup>55</sup>.

Dieses Selbstverständnis des Friedensbundes bildete den Ausgangspunkt für seine – wie man es heute bezeichnen würde – strategische Konzeption: »Die öffentliche Meinung muß umgestaltet werden durch Stoßtrupps, die mit wachsender Zahl und Wucht nach oben durchstoßen, und wir Katholiken sind besonders berufen, denn uns spornt die Haltung der letzten Päpste an, die erklärte Pazifisten waren, nicht bloß allgemeine grundsätzliche Losungen gaben. Die pazifistischen Forderungen sind eben im Kern katholische Forderungen und umgekehrt ...«<sup>56</sup> Zwar konnte der Friedensbund bis 1933 recht beachtliche Erfolge erzielen, doch blieb die verfolgte Konzeption insofern erfolglos, als weder innerhalb der Kirche noch in der öffentlichen Meinung noch bei der politischen Willensbildung der erhoffte Durchbruch erzielt werden konnte. Darüber konnten auch die erfolgreichen Reichstagungen des Friedensbundes in Frankfurt 1930 oder in Berlin 1931 nicht täuschen, wenn auch zu Recht festgestellt wurde, daß die Zeit der »Nichtbeachtung, der Verachtung und Verfemung« vorbei sei, daß der Bund »seine Existenzberechtigung erwiesen und sich und seiner Arbeit die Anerkennung verschafft und erkämpft« habe<sup>57</sup>. Der Bund zählte im Jahre 1930 etwa 9000 Einzelmitglieder; korporativgeschlossen hatten sich 54 Vereine und Verbände mit insgesamt 35 000 Mitgliedern. Berücksichtigt man das krasse Mißverhältnis von Einzelmitgliedern und korporativer Mitgliedschaft und die Auflage des Verbandsorgans ›Der Friedenskämpfe‹ (ca. 8000 Exemplare), so zeigt sich, daß der harte Kern des Bundes recht klein war.

Angesichts der relativen Erfolge war es ein verständlicher Irrtum, wenn man im Jahre 1930 glaubte, auf der Grundlage des bisher Erreichten könne der Friedensbund »die Durchsäuerung des zum Teil schwerfälligen katholischen Organisationsapparates« erreichen und als vermeintlich realistisches Ziel postulierte: »Kontrollinstanz muß der F.D.K. werden und sein, so möchte man fast sagen, für den offiziellen politischen Katholizismus, d.h. für seine Parteien und deren Organe, nicht, als ob man ihnen nicht traute, sondern um ihnen, die in der täglichen Kleinarbeit und Gegensätzlichkeit des politischen Lebens stehen, von der Reinheit der Idee her, zu zeigen und zu sagen, um was es geht, als deren – das möchten wir wünschen – loyale Opposition. Wird das gegenseitige Verhältnis von Bund und Partei so gesehen und entsprechend gehandelt, dann wird der Sache des Friedens und seiner Sicherung aufs beste gedient«<sup>58</sup>.

Mit diesem Beschluß wurde eine Diskussion beendet, die seit 1926 um Selbstverständnis und Wirkungsweise des Friedensbundes geführt wurde. Es ist sicherlich nicht zufällig, daß diese Auseinandersetzung zu einem Zeitpunkt begann, als der Friedensbund seine ersten Erfolge verzeichnen konnte. So erschien im Jahre 1926 die Schrift ›Nie und nimmer wieder Krieg!‹ des Franziskaners Th. Ohlmeier. In dieser Schrift wurde die Auffassung vertreten, der Friedensbund müsse darauf hinwirken, daß »wir in ein paar Jahren 10, 20, 30 Millionen organi-

<sup>54</sup> Zur Verwendung des Begriffs ›Sauerteig‹ vgl. G. Seger, Die Generalversammlung der D.F.G. In: Die Friedenswarte 29/1929, H. 12, S. 369: »Die Friedensgesellschaft sei zwar noch keine Massenorganisation geworden, dafür bilde sie aber den Sauerteig der republikanischen Intelligenz ...«

<sup>55</sup> Fr. M. Stratmann, Weltkirche und Weltfriede, S. 18; dort auch der Verweis auf E. Michel, Kirche und Wirklichkeit, Jena 1923.

<sup>56</sup> Ders., In: Die Friedenswarte 25/1925, H. 10, S. 305.

<sup>57</sup> Nd., Die sechste Reichstagung des Friedensbundes deutscher Katholiken. In: Das Heilige Feuer 17/1929-30, S. 355.

<sup>58</sup> Ebd.

sierte Friedensfreunde haben«<sup>59</sup>. Zweifellos wurde die Diskussion von den Anhängern einer pazifistischen Massenbewegung mit einiger Naivität geführt. So glaubte man, durch Abhaltung von sog. ›Friedenssonntagen mit Friedenspredigt und anschließender Friedenskundgebung die katholischen Massen gewinnen zu können. Einen großen Stellenwert räumte man der propagandistischen Arbeit in den Medien (Film, Rundfunk, Presse, Flugblatt) ein, ohne daß man allerdings die Widerstände reflektierte, die dabei zu überwinden gewesen wären. Grundsätzlich ging diese Konzeption davon aus, daß die katholische Bevölkerung in ihrer überwiegenden Mehrheit der Friedensbewegung beitreten werde, wenn »sie nur darüber aufgeklärt wird. Dann tritt sie auch scharenweise dem Friedensbund bei«<sup>60</sup>. Trotz beträchtlicher Erfolge, die der Tätigkeit von Th. Ohlmeier zu verdanken waren, erwies sich die Konzeption einer katholischen Friedensbewegung als Massenbewegung als undurchführbar. Sehr bald stellte sich heraus, daß sich zwar nach der Abhaltung von ›Friedenssonntagen‹ spontan neue Ortsgruppen bildeten, daß sich diese Ortsgruppen aber schnell wieder auflösten. Es fehlte an Leitern mit Überzeugung, Ausdauer und Organisationstalent. Der Friedensbund war weder personell noch finanziell in der Lage, eine Massenbewegung aufzubauen. Die Mitgliederbeiträge bildeten die einzige Finanzierungsquelle.

Die entscheidende Schwäche, die der Konzeption einer auf Massenwirksamkeit angelegten Tätigkeit des Friedensbundes anhaftete, bestand schließlich darin, daß keine Vorstellungen darüber entwickelt wurden, wie eine pazifistische Massenbewegung innerhalb des politischen Katholizismus ihre Forderungen umsetzen wollte. Dagegen konnte die Leitung des Friedensbundes auf ihre Konzeption der ›Durchsäuerung‹ verweisen, die auf eine »kluge und dauernde Benutzung der bestehenden, normalen, indirekten Kanäle, der Presse, der Gemeinden, des bestehenden Organisationsapparates« baute<sup>61</sup>. Damit aber setzte die Konzeption der ›Durchsäuerung‹ auf eine Möglichkeit, die sich bei der wachsenden Rechtsorientierung des politischen Katholizismus und spätestens seit der zunehmenden Militarisierung des öffentlichen Lebens Ende der zwanziger Jahre als immer weniger tragfähig erwies. Dennoch hielt der Friedensbund an seiner ursprünglichen Konzeption fest, die ihn tragenden Ideen »nicht zur Grundlage einer neuen Riesenorganisation zu machen, sondern diese selbe Mehrheit und Gesamtheit durch den bestehenden Organisationsapparat, durch die Parteien, Berufsverbände, Standesverbände, Presse zu erfassen, selbst aber der Stoßtrupp der Bewußten, Entschiedenen, Opferbereiten zu bleiben, von dem aus diese Durchsäuerung des Organisationsapparates zielbewußt geschieht«<sup>62</sup>. Angesichts der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Friedensbundes selbst und der konkreten Bedingungen seiner Existenz, erscheint diese Entscheidung sinnvoll und richtig. Von allgemeinerem Interesse ist die Diskussion über die Wirkungsweise des Friedensbundes deshalb, weil sich an ihr die Schwierigkeiten der Friedensbewegung in der Weimarer Republik geradezu beispielhaft aufzeigen lassen. Die besondere Situation und Schwierigkeit des Friedensbundes gegenüber anderen organisierten Friedensbestrebungen bestand darin, daß er nicht nur vor dem Problem stand, seinen Vorstellungen im Prozeß der politischen Willensbildung zur Geltung zu verhelfen, sondern daß er zudem im Schnittpunkt und Spannungsfeld innerkirchlicher Positionen stand.

Wie seine Gründungsgeschichte zeigt, fühlte sich der Friedensbund der Zentrumsparterie und vor allem M. Erzberger verbunden; die Hoffnung, durch eine Unterstützung seiner Politik den eigenen Zielsetzungen am besten dienen zu können, war nicht unberechtigt. Eine wichtige und für die politische Grundorientierung des Friedensbundes maßgebliche und bestimmende Folge dieses Bündnisses war das Bekenntnis des Friedensbundes zur Republik als Staatsform und zur parlamentarischen Demokratie. Nach der Ermordung M. Erzbergers wurde J. Wirth

<sup>59</sup> Th. Ohlmeier, Nie und nimmer wieder Krieg. Hildesheim 1926, S. 113.

<sup>60</sup> Ders., Friedensbund und Propaganda. In: Der Friedenskämpfer 3/1927, H. 5/6, S. 14.

<sup>61</sup> In: Der Friedenskämpfer 5/1929, H. 2/3, S. 16.

<sup>62</sup> W. Dirks, Ein Nachwort. In: Der Friedenskämpfer 4/1928, H. 10, S. 16.

und der von ihm repräsentierte sog. ›linke‹ Flügel der Zentrumsparlei zur politischen ›Bezugsgröße‹ des Friedensbundes, obwohl – abgesehen von der politischen Grundorientierung – gerade hinsichtlich der spezifisch pazifistischen Zielsetzungen kaum Gemeinsamkeiten mit J. Wirth bestanden. Das ›pazifistische‹ Kriegserlebnis weiter Teile der katholischen Jugend, das religiös-kulturelle ›Erwachen‹ und das verklärte Bild M. Erzbergers, als dessen Nachfolger J. Wirth unter der Zentrumsjugend und auch bei den katholischen Arbeitervereinen eine relativ breite, wenn auch konkret schwer meßbare Anhängerschaft fand, bildeten zusammen den realen Hintergrund, von dem aus der Friedensbund seine Wirksamkeit entfalten konnte.

Diese drei Komponenten mit ihrer idealistischen Grundhaltung übten eine starke Anziehungskraft aus; dies bestätigen die korporativen Beitrittserklärungen zum Friedensbund auf lokaler und überregionaler Ebene, die Resonanz, die der Friedensbund bei der Zentrumsjugend, bei den Kolpingvereinen und bei kleineren radikaleren Gruppierungen wie der ›Großdeutschen Jugend‹ fand. In der spontanen Zuwendung einiger katholischer Jugendorganisationen, aber auch Mitgliedern der katholischen Arbeitervereine zum Friedensbund, äußerte sich eine nicht selten anzutreffende Unzufriedenheit mit dem Zentrum als der politischen Organisation des deutschen Katholizismus. Gerade die Zentrumsjugend »rebellierte gegen den Typ (nicht gegen die Vertreter) der älteren Honoratiorengeneration«, die auch nach 1918/19 im Zentrum den Ton angaben<sup>63</sup>; sie protestierte gegen eine Politik des Zentrums, die auf die neuen Bedingungen und Gegebenheiten in der Weimarer Republik lediglich insofern reagierte, als sie den programmatischen Mangel durch »eine noch stärkere Elastizität« im Bereich der politischen Praxis<sup>64</sup> auszugleichen versuchte; sie wehrte sich schließlich gegen das Unverständnis und die Arroganz der Parteiführung gegenüber dem Grundanliegen der Jugend, dem Friedensproblem: »Die Frage nach der Überwindung des Krieges als des Mittels, die naturgegebenen Spannungen zwischen den Völkern zu lösen, steht nun einmal im Denken der jungen Generation im Mittelpunkt ... (Es) muß endlich seitens der Partei die auch heute noch so oft anzutreffende Mißachtung aufhören, die man dem entgegenbringt, was an Ideenbewegung und Zielsetzung aus der Jugend kommt«<sup>65</sup>. So reagierte die Zentrumsparlei nach der Reichstagswahl vom 20. Mai 1928, bei der sie acht Mandate verloren hatte, mit der Einsetzung eines ›Reichsjugendausschusses‹, um dem Vertrauensverlust bei der jungen Generation zu begegnen; Konsequenzen wurden aber nicht gezogen. Zwar gehen höchstens zwei der verlorenen Mandate auf die Protesthaltung der Jugend gegenüber der Zentrumsparlei aufgrund ihres Verhaltens in der Panzerkreuzerfrage zurück – das Zentrum hatte im Reichstag vor seiner Auflösung für den Bau des Panzerkreuzers A gestimmt –, doch war das Mißtrauen der Jugend gegenüber der Partei unüberhörbar geworden. Die Erbitterung der katholischen Jungwähler gegenüber der Wehrpolitik des Zentrums kam in einem Beitrag im Organ der Zentrumsjugend zum Ausdruck: »Hat die katholische Volksvertretung, haben wenigstens alle Frauen unter ihnen, gegen den Panzerkreuzer gestimmt, gegen den unwahrhaftigen Wehretat? Nein, sie haben dafür gestimmt, mit nur ganz wenigen Ausnahmen«<sup>66</sup>.

Wenn der Friedensbund seine Absicht, als ›Sauerteig‹ innerhalb des deutschen Katholizismus über dessen Verbände und Organisationen zu wirken, nicht von vornherein gefährden wollte, durfte er einen offenen Konflikt mit dem Zentrum als der maßgeblichen Vertretung des politischen Katholizismus nicht riskieren. Der Friedensbund konnte immerhin auf die Sympathie einiger Zentrumsabgeordneter zählen, zu denen – trotz einer gewissen Distanz – J. Joos, Fr. Dessauer, H. Welzel und Chr. Teusch gehörten. Auch die publizistische Resonanz des Friedensbundes war recht beachtlich. So setzten sich vor allem die angesehene Tageszeitung

<sup>63</sup> R. Morsey, Die Deutsche Zentrumsparlei 1917-1923, S. 387.

<sup>64</sup> J. Becker, a.a.O., S. 430.

<sup>65</sup> K. Krone, Jungwähler und Zentrumsparlei. In: Das Junge Zentrum 5/1928, S. 104.

<sup>66</sup> Anon., Von denen, die nicht mehr Zentrum wählen können. In: Das Junge Zentrum 6/1929, S. 106.

›Rhein-Mainische Volkszeitung‹ (RMV) und die ›Allgemeine Rundschau‹ für die katholische Friedensbewegung ein, aber auch die Zeitschriften ›Vom frohen Leben‹, ›Das Heilige Feuer‹, das Organ der Zentrumsjugend ›Das Junge Zentrum‹ und die Wochenzeitung ›Das Neue Volk‹, die zugleich auch Parteiorgan der ›Christlich-Sozialen Reichspartei‹ war. Zwar mag die Sympathie der genannten Zentrumsabgeordneten – zu denen nach 1928 noch H. Krone zu zählen ist – ehrlich gemeint gewesen sein; politische Folgen konnte sie schon deshalb nicht haben, weil sie – mit der bezeichnenden Ausnahme Fr. Dessauers – das politische Verhalten der Abgeordneten nicht bestimmte.

Als ein vielleicht nicht untypisches Beispiel für die Vorbehalte selbst wohlwollender katholischer Politiker gegenüber dem Friedensbund, sowohl seiner religiös-weltanschaulichen Grundlage als auch dem daraus abgeleiteten Postulat nach einer Friedensordnung als einer verpflichtenden politischen Aufgabe, kann die Haltung des Reichstagsabgeordneten und Vertreters der katholischen Arbeitervereine J. Joos gelten. Einerseits war J. Joos ehrlich bemüht, dem Friedenswillen der jungen Generation entgegenzukommen, andererseits versuchte er, diesen Friedenswillen in das traditionelle Politikverständnis einzubinden: »Die Jugend, die zu uns steht, will Frieden und nicht Krieg. Das scheidet uns von anderen. Aber sie will noch mehr: ein freies und gesichertes Deutschland in einer europäischen Ordnung. Das bindet uns wiederum mit anderen«<sup>67</sup>. Gemeint ist damit die Bedeutung der Macht als einer unentbehrlichen Grundlage im Verhältnis der Völker untereinander. Aufschlußreich aber ist der weltanschauliche Hintergrund, der zu dieser Relativierung des Friedensgedankens führte. Die heilsgeschichtliche Begründung, die J. Joos für seine Auffassung anführte, dürfte ein in dieser Form selten zu findendes Beispiel dafür sein, wie religiöse Grundwahrheiten – hier die Verderbnis der menschlichen Natur durch die Erbsünde – in einseitiger und verfälschender Betonung politische Überzeugungen direkt und konkret bestimmen können:

»Lebensprobleme im luftleeren Raum abstrakter Theorien zu lösen, ist nicht schwer. Die Schwierigkeiten beginnen, je mehr man sich dem Wirklichen nähert. Da zerfällt die so einfache Herrlichkeit und spaltet sich auf in eine Fülle von verwickelten Tatbeständen, Zweifelsfragen, Gegensätzen. Das Dämonische, das Tragische, die Ursünde werden sichtbar. Das ist das Leben: Es spottet gleichsam dem naiven Willen, es zu harmonisieren. Und wehe dem, der sich nicht auf Kampf gerüstet hat. – Also gibt es keinen (absoluten) Pazifismus im Leben des Einzelmenschen? Nein. Und es kann ihn auch nicht im Völkerleben geben, so lange nicht, als geographische und wirtschaftliche Bedingungen und Notwendigkeiten einander widerstreiten, sterile und wachsende Völker sich im Weltenraume stoßen und drängen, solange Natur und Gnade zweierlei sind«<sup>68</sup>.

In diesen Ausführungen vermischen sich auf fatale Weise weltanschauliche Überzeugungen mit sozialdarwinistischen Anschauungen – eine Verbindung, die bezeichnenderweise auch der antipazifistischen Argumentation nicht fremd ist.<sup>69</sup>

So erklärte der katholische Reichstagsabgeordnete Ph. Häuser (Mitglied der DNVP), Kriege seien wie Krankheit und Tod eine Folge der Erbsünde und somit unter Menschen ebenso unvermeidbar wie in der Pflanzen- und Tierwelt: »Wie die einzelnen Pflanzen- und Tiergattungen einen ständigen Kampf ums Dasein zu führen haben, so auch die Menschen, die einzelnen Menschenrassen, die einzelnen Völker und Nationen«<sup>70</sup>. Insgesamt wird deutlich, welche Schwierigkeiten der katholischen Friedensbewegung bei ihrem Versuch entge-

<sup>67</sup> J. Joos, Vor den Wahlen. In: Das Junge Zentrum 5/1928, H. 12, S. 30.

<sup>68</sup> J. Joos, Lebenswirklicher Pazifismus. In: Das Junge Zentrum 3/ 1926, H. 12, S. 269.

<sup>69</sup> Die Verbindung von Erbsündelehre und Sozialdarwinismus ist der bisherigen Literatur über den Sozialdarwinismus nicht bekannt. Sie würde eine gründlichere Untersuchung zweifellos verdienen.

<sup>70</sup> Ph. Häuser, Pazifismus und Christentum. Augsburg 1925, S. 9.

genstanden, katholische Politiker von der Verbindlichkeit des christlichen Friedensgebotes und von der Notwendigkeit des Friedens als einer konkret-geschichtlichen Aufgabe, als Verpflichtung einer ›Politik aus dem Glauben‹ zu überzeugen. Zusätzlich beschuldigten prominente Zentrumsmitglieder wie J. Ersing, der immerhin Mitglied des vom Reichspräsidenten berufenen Ausschusses für Bildungsfragen von Heer und Marine war, die Friedensbewegung indirekt des Landesverrats, da sie mit ihren Veröffentlichungen über die Reichswehr den Franzosen das Material für ihre Angriffe in der Entwaffnungsfrage geliefert habe: »Und wer zahlt die Kosten für diese Auflagen, die aus Deutschland nach Paris gesandt werden? Das deutsche Volk und vor allem auch die deutsche Arbeiterschaft«<sup>71</sup>.

Der Friedensbund konnte also selbst bei den wenigen ihm freundlich gesinnten Zentrumsabgeordneten nicht auf eine aktive, sich in politischen Entscheidungen oder parlamentarischen Abstimmungen niederschlagende Unterstützung hoffen. Seine Teilerfolge im niederen katholischen Klerus, bei der katholischen Jugendbewegung und – wenn auch in geringerem Umfang – bei der katholischen Arbeiterschaft brachten ihn dem Ziel einer ›Durchsäuerung‹ des katholischen Organisations- und Verbandswesens nicht näher. Auch die seit 1925/26 wachsende publizistische Verbreitung des Friedensgedankens und die ebenfalls steigende öffentliche Anerkennung führten nicht zu dem erhofften Einfluß auf die Entscheidungsprozesse in den maßgeblichen Organen des politischen Katholizismus. Deshalb mußte auch der Versuch, den ehemaligen Vorsitzenden des Friedensbundes, Schulrat Dr. Miller, auf die Reichsliste des Zentrums für die Maiwahlen 1928 an aussichtsreicher Stelle zu plazieren, scheitern.<sup>72</sup>

Für manche Mitglieder des Friedensbundes stellte die Ignorierung durch das Zentrum eine zunehmende Provokation dar. Schon im Jahre 1925, bei der Bildung des ›Bürgerblocks‹, hatten Mitglieder des F.D.K. dem Zentrum ihre Stimme versagt.<sup>73</sup> Seit 1924 fanden sich zunehmend Mitglieder von der Politik des Zentrums enttäuscht, so vor allem in der sozialen Frage, in der Frage der Bodenreform und in der Wehrpolitik. Man bezeichnete es als eine ›nationale Schmach‹, daß »führende Männer der deutschen Politik das vaterländische und das Volksinteresse mit dem Geschäftsinteresse der Rüstungsindustrie und dem Standesinteresse der Berufsmilitärs« verwechselten.<sup>74</sup> Die Kritik am Zentrum verschärfte sich vor den Reichstagswahlen vom Mai 1928, da sich die Partei noch vor der Auflösung des Reichstages für den Bau des Panzerkreuzers A und für die Kürzung von Sozialausgaben ausgesprochen hatte. Mit Recht wandte sich der Friedensbund, gemeinsam mit anderen Friedensorganisationen gegen den Bau des Panzerkreuzers A, der »zum Testfall für die gesamte, zur Lösung vom Versailler Vertrag und Aufrüstung hin tendierende Wehrpolitik« geworden war.<sup>75</sup> Selbst F. Hinz, langjähriger Geschäftsführer des Friedensbundes und Präses des Katholischen Jungmännerverbandes und radikaler Auffassungen gewiß unverdächtig, betonte zwar die Bindung des Friedensbundes an das Zentrum, forderte aber gleichzeitig dazu auf, nur jene Kandidaten zu unterstützen, die »ehrlich gewillt sind, nicht Wehrpolitik zu treiben, sondern Friedenspolitik, nicht Aufrüstung, sondern Abrüstung.« Dabei wurde der Begriff ›Friedenspolitik‹ in einem weiten, auch heute noch bedenkenswerten Zusammenhang gesehen. Friedenspolitik erfordere auch energischen Einsatz »für die wirtschaftliche und soziale Ordnung. Wie ein gesundes religiöses Leben für den Durchschnittsmenschen im allgemeinen nur möglich ist, wenn er sich gesunder natürlicher Lebensbedingungen erfreut, so ist auch der soziale Frieden nur erreichbar, wenn gesunde wirtschaftliche Verhältnisse vorhanden sind.« Ein Reichstag, der angesichts der sozialen Not einen Wehretat von 700 Millionen und einen Panzerkreuzer-

<sup>71</sup> J. Ersing, Die deutsche Wehrmacht. In: Politisches Jahrbuch 1/1925, S. 370.

<sup>72</sup> F. Hinz, Der Friedensbund 1927/28. Aus dem Jahresbericht. In: Der Friedenskämpfer 4/1928, H. 9, S. 14.

<sup>73</sup> Fr. M. Stratmann, Auf der Wacht (Friedensbewegung und Rechtsregierung). In: Der Friedenskämpfer 3/1927, H. 1/2, S. 1.

<sup>74</sup> J. Antz, Warum wir diesmal nicht mitgetan haben. In: Das Heilige Feuer 15/ 1927-28, S. 501f.

<sup>75</sup> J. Dülffer, Weimar, Hitler und die Marine. Düsseldorf 1973, S. 111.

bau für 80 Millionen billige, diene »nicht dem sozialen Frieden und hindert den Völkerfrieden. Denn der soziale Frieden ist eine Vorbedingung für den Weltfrieden«<sup>76</sup>.

Erstmals kandidierte bei den Maiwahlen 1928 auch die ›Christlich-soziale Reichspartei‹<sup>77</sup> unter ihrem Vorsitzenden Vitus Heller, die in diesem Zusammenhang deshalb von Bedeutung ist, weil sie den Versuch unternahm, eine Alternative zu der vom Friedensbund vertretenen Konzeption zu bieten. Die CSRP, die als einzige Partei der Weimarer Republik ein radikal-pazifistisches Programm aufstellte, glaubte nicht mehr daran, innerhalb der Zentrumsparlei politische Veränderungen durchsetzen zu können und forderte deshalb den Friedensbund und die ›Rhein-Mainische Volkszeitung‹ [RMV] auf, sie im Wahlkampf zu unterstützen<sup>78</sup>. Während der Weg der CSRP von der RMV aus grundsätzlichen und pragmatischen Überlegungen abgelehnt wurde, fand er bei einem kleinen Teil des Friedensbundes Anklang. Besonderes Aufsehen erregte die Bereitschaft des Jugendführers N. Ehlen, sich als Kandidat für die CSRP aufstellen zu lassen, obwohl er nicht Mitglied dieser Partei war. Die Hoffnungen der CSRP, in den Reichstag einzuziehen zu können, erfüllten sich jedoch nicht. Dieser Mißerfolg der CSRP macht das Dilemma des Friedensbundes erst richtig deutlich. Es gab für den Friedensbund als Organisation katholischer Pazifisten keine andere Möglichkeit, als über die bereits bestehenden Organisationen des politischen Katholizismus und damit auch über das Zentrum wirksam zu werden. Andererseits erwies es sich als immer unwahrscheinlicher, daß dieser Weg erfolgreich sein könnte.

Die letztlich ausweglose Situation des Friedensbundes beschrieb Fr. M. Stratmann im Sommer 1930, als die Bewilligung des Panzerkreuzers B bevorstand. Einerseits müsse jede katholische Organisation, die ihre Ziele mit politischen Mitteln verfolge, also auch der Friedensbund, das Zentrum als die maßgebliche politische Vertretung der deutschen Katholiken als ›wahlverwandt‹ betrachten. Da aber der Friedensbund für die ›Weltbefriedung‹ im Sinne Benedikts XV. eintrete, könne er eine Partei, die der ›militärischen Ideologie‹ ergeben sei, nicht unterstützen. Eine Zustimmung des Zentrums zum Bau des Panzerkreuzers B bedeute deshalb »für diejenigen unter uns, die aus geistiger und sittlicher Selbständigkeit niemals sich parteipolitisch festlegen, den Abschied vom Zentrum für so lange, als es wieder ›unsere‹ Partei sein kann«<sup>79</sup>. Zu einer Zeit, als der Friedensbund den äußeren Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hatte, mußte er sich selbst die Wirkungslosigkeit seiner Bemühungen eingestehen.

Die politische Bedeutungslosigkeit des Friedensbundes schützte seine führenden Mitglieder nicht vor den Verfolgungen durch die Nationalsozialisten. Am 1. Juli 1933 wurde der Friedensbund verboten, führende Mitglieder wurden verhaftet oder konnten sich durch Emigration der drohenden Verhaftung entziehen.<sup>80</sup> Einer Wiederbelebung des Friedensbundes nach dem Zweiten Weltkrieg blieb der Erfolg versagt.

### 3. Die Europäische (Friedens-) Konzeption des F.D.K.

Außenpolitisch bemühte sich der F.D.K. zunächst um die Aussöhnung mit Frankreich; Höhepunkt dieser Versuche waren – im Nachzug zum Locarno-Vertrag – die ›Tage von Bierville‹, die auf dem Landsitz des französischen Pazifisten Marc Sangier stattfanden und an denen mehrere tausend junge Männer und Frauen teilnahmen. Die Versuche, mit Polen zu einem

<sup>76</sup> F. Hinz, Friedensbund und Wahlen. In: Der Friedenskämpfer 4/1928, H. 4, S. 12.

<sup>77</sup> Zur Geschichte der CSRP vgl. D. Riesenberger, a.a.O., S. 67 pass.

<sup>78</sup> Z.B. der Artikel von Fr. M. Ulrich, Gibt es eine pazifistische Partei? In: Das Neue Volk Nr. 23, 4. Juni 1927, S. 4.

<sup>79</sup> Fr. M. Stratmann, Abschied vom Zentrum? In: Der Friedenskämpfer 6/1930, H. 5, S. 1.

<sup>80</sup> Vgl. dazu die Angaben bei B. Höfling, a.a.O., S. 280-291.

ähnlich engen Austausch zu kommen, scheiterten dagegen. Die polnische Friedensbewegung war noch schwächer als die deutschen Pazifisten. Die ›gemeinsame Grundlage der katholischen Idee‹ betonte vor allem Walter Dirks, der hier einen Ansatz sah, von dem aus die nationale Leidenschaft bekämpft werden könne: »Immer mehr wächst in uns das Bewußtsein, daß solche Gesinnungen im Reich Gottes ein Skandalon sind, ein beschämendes Zeichen unseres ungeläuterten heidnischen Herzens.«<sup>81</sup> Aber auch der Friedensbund hielt an der Revisionspolitik im Osten fest, so daß es nicht gelungen ist, die Spannung zwischen nationalpolitischem Interesse und kirchlich-religiösem Friedensauftrag zu überwinden. Die polnischen Pazifisten vertraten ohne Einschränkung den Standpunkt der polnischen Regierung. Die katholischen Pazifisten in Deutschland glaubten, das deutsch-polnische Problem auf methodisch vergleichbarem Weg wie das deutsch-französische Problem lösen zu können – ohne jedoch die Grenze im Osten anerkennen zu wollen. Nur eine Minderheit der katholischen Pazifisten war dazu bereit, so die Gruppe um die Zeitschrift ›Vom frohen Leben‹.

Resignierend mußte F.M. Stratmann im Jahre 1929 feststellen, daß sich trotz aller Verständigungsbemühungen »so gut wie nichts« bewegt habe. Da weder die Deutschen noch die Polen in der Grenzfrage nachgeben wollten, bleibe nichts anderes übrig, als daß »die gemeinsame Mutter Europa die politischen und wirtschaftlichen Grenzen ihrer Stachel entkleidet, d.h. zu bloßen Verwaltungsgrenzen herabsinken läßt. Die Vereinigten Staaten Europas brauchen nichts von dem antasten, was den Völkern teuer und unveräußerlich ist: Eigenart, Sprache, Kultur ... Aber die staatsbürgerlichen Rechte, zu denen vor allem freier Handel und Wandel gehören, dürfen in den so dicht nebeneinander liegenden und aufeinander angewiesenen Völkern nicht länger verschieden sein und infolgedessen zu tatsächlichen Ungerechtigkeiten führen. Mit dieser Perspektive wird also nicht einer Grenzverschiebung zuungunsten Polens und zugunsten Deutschlands das Wort geredet, vielmehr einer Überwindung der beunruhigenden Lage zugunsten beider«<sup>82</sup>.

Die Aufgabe einer politischen Organisation Europas wurde vor allem von der katholischen Friedensbewegung erkannt. In der Bildung eines geeinten Europas, dessen Kern die deutsch-französische Verständigung bilden sollte, sah die katholische Friedensbewegung die einzige Möglichkeit, den Krieg zu überwinden. Hierin lag die ausschlaggebende Begründung einer europäischen Politik als Friedenspolitik. Pazifistische Politik verstand Walter Dirks – schon vor 1933 einer der profiliertesten Journalisten in Deutschland und nach 1945 mit Eugen Kogon Begründer und Herausgeber der ›Frankfurter Hefte‹ – in erster Linie als eine aus der konkreten Situation erwachsene Notwendigkeit und weniger als eine ethisch-moralische Haltung.

Dieser pazifistische Realismus unterscheidet ihn vorteilhaft von vielen ›Gesinnungspazifisten‹. Pazifistische Politik bedeutete für ihn die Fähigkeit, die »heutige Situation in Europa zu begreifen und Europa als Zeitaufgabe zu erkennen«<sup>83</sup>. Pazifismus und Europabewegung haben weitgehend übereinstimmende Interessen, wenn auch die Motivationen verschieden sind: die Europabewegung erstrebt in erster Linie die Einigung des Kontinents, für die Friedensbewegung steht die Überwindung des Krieges im Vordergrund.

Die wichtigste Voraussetzung für eine pazifistische Politik bestand für Walter Dirks im Legitimationsverlust des Staates als »kämpferische Lebensäußerung der Nation«, in der Reduzie-

<sup>81</sup> W. Dirks, Der neue ›Erbfeind‹ und die deutschen Katholiken. In: Rhein-Mainische Volkszeitung vom 8.4.1931 (Nr. 80), S. 1.

<sup>82</sup> F.M. Stratmann, Deutsch-polnische Verständigungsversuche. In: Allgemeine Rundschau 27/1930, Nr. 19, S. 322.

<sup>83</sup> W. Dirks, Pazifismus und Politik, in: Rhein-Mainische Volkszeitung Nr. 186 vom 14.08.1926, S. 2.

nung des Staates auf eine Interessengemeinschaft. Diese Relativierung des Staates macht die Überwindung des Krieges möglich und fördert die Zusammenarbeit auf politisch-wirtschaftlicher Ebene. Der Aufbau Europas wurde nüchtern als logische Konsequenz aus dieser Analyse verstanden, ein europäischer Staatenbund sollte sich deshalb auch als eine ›Plattform der europäischen Interessen‹ verstehen. Ausdrücklich warnte Walter Dirks davor, an die Stelle einer ›Nationalidee‹ eine ›Europaidee‹ zu setzen, den Europagedanken zu mythologisieren. Ein Europa-Mythos würde die Gefahr mit sich bringen, daß ein geeintes Europa aus diesem Mythos eine ›absolute Hoheit und Autorität‹ ableiten könne, in deren Namen wiederum Kriege legitimiert werden könnten.<sup>84</sup> Es ist vielleicht reizvoll, diese Auffassung mit der Bemerkung Briands zu konfrontieren, daß der europäische Gedanke »für weite Kreise in Europa eine gewisse mystische Bedeutung« gewonnen habe; »zu beseitigen sei er nicht mehr. Es sei deshalb besser, wenn die Regierungen sich seiner bemächtigten, um ihn zu vernünftiger Gestaltung zu führen.«<sup>85</sup>

Auch der Chefredakteur der ›Rhein-Mainischen Volkszeitung‹ und der Zeitschrift ›Der Friedenskämpfer‹ vertrat die Ansicht, daß sich der nationale Machtstaat überlebt habe und daß es an der Zeit sei, die »Anarchie der zwischenstaatlichen Beziehungen in Europa durch eine gewollte und bewußte Ordnung zu überwinden, die Zusammenarbeit der europäischen Staaten zu organisieren.« Drei Überlegungen führten zu dieser Einsicht:

1. Nach dem Weltkrieg gibt es in Europa nur Besiegte, die Not der Staaten ist eine europäische Not;
2. Krieg selbst ist sinnlos geworden, da an seinem Ende nur die allgemeine Vernichtung steht; sinnlos sind damit auch Kriegsvorbereitung und Rüstung;
3. Europa ist, wie die Entwicklung nach 1918 zeigt, nicht zum Frieden organisiert.<sup>86</sup>

Aus der Erkenntnis, daß Krieg obsolet und Rüstung deshalb überflüssig ist, ergab sich für die katholische Friedensbewegung gerade für Deutschland, das zur Abrüstung gezwungen worden war, eine besondere Verpflichtung: die erzwungene Abrüstung freiwillig zu akzeptieren und damit in Europa friedensstiftend zu wirken:

»Darum wollen wir, daß Deutschland die große Chance, die ihm – wahrlich gegen seinen Willen – der Versailler Vertrag geboten hat, herzlich und ohne Wenn und Aber ergreife und sich nutzbar mache: die Chance, als erste abgerüstete Großmacht Europas diesem Erdteil ein Pfahl im Fleisch zu sein, der durch seine bloße Existenz die anderen immer wieder zwingt, die Idee der Abrüstung im Bewußtsein zu halten und so Schritt für Schritt zu verwirklichen.«<sup>87</sup>

Die von Walter Dirks angesprochene Interessengemeinschaft zwischen Europa- und Friedensbewegung führte jedoch nicht zu einer Zusammenarbeit zwischen beiden Bewegungen. Zum Nachdenken über Europa war lediglich die katholische Friedensbewegung bereit. Der ›Friedensbund Deutscher Katholiken‹ befaßte sich auf seiner Reichstagung in Münster 1926 mit der Paneuropa-Idee Coudenhove-Kalergis, nahm ihr gegenüber eine wohlwollende Haltung ein und empfahl seinen Mitgliedern den Beitritt; man kritisierte jedoch die paneuropäischen Bündnisvorschläge und vor allem das Festhalten am Kolonialismus. Desinteressiert bis ablehnend stand die ›Deutsche Friedensgesellschaft‹ dem Europa-Gedanken gegenüber, anders als im 19. Jahrhundert. Die ›Deutsche Friedensgesellschaft‹ identifizierte sich mit dem

<sup>84</sup> W. Dirks, Pazifismus. Zur politischen Zielsetzung, in: Erbe und Aufgabe. Frankfurt a.M. 1931, S. 162.

<sup>85</sup> Briand an Hoesch am 15.07.1930, in: ADAP, B. XV, Nr. 143.

<sup>86</sup> H. Scharp, Europa als politische Aufgabe, in: Das Heilige Feuer 13/1925-26, S. 209.

<sup>87</sup> W. Dirks, Pazifismus. Zur deutschen Politik, in: Erbe und Aufgabe, S. 165.



Völkerbund und entwickelte keine Europa-Konzeption: Europa war kein Thema. Die katholische Friedensbewegung hielt zwar auch den Völkerbund für wichtig, übte aber Kritik an der ihrer Ansicht nach fehlerhaften Konstruktion. Sie schlug deshalb vor, den Völkerbund so umzugestalten, daß einerseits seine Universalität erhalten bliebe, andererseits aber die »jetzt anarchisch zusammengewürfelten und atomisierten Einzelvertreter der Mitgliedstaaten gruppenweise zu wirklichen Gliedern des Völkerbundes zusammengefaßt und als Glieder mit Selbstverwaltungsfunktionen ausgestattet werden.«<sup>88</sup> Konkret auf das Verhältnis Europa Völkerbund übertragen: »Entweder man proklamiert eine europäische Monroedoktrin und gibt ihr durch einen zweckmäßigen Umbau und eine Gliederung des Völkerbundes eine Chance zur Verwirklichung; oder aber: die europäische Einigung vollzieht sich außerhalb des Völkerbundes.«<sup>89</sup>

Eine konservative Variante katholischen Europadenkens ist die sogenannte ›Abendlandideologie‹, die eine Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums erhoffte und sich an einem verklärten Mittelalter-Bild orientierte. Sie lehnte den paneuropäischen Gedanken eines Coudenhove-Kalergi ebenso ab wie den Völkerbund: »Wenn wir uns die politische Gestalt des mittelalterlichen Abendlandes lebendig vergegenwärtigen, so leuchtet sofort der wesentliche Unterschied ein, der zwischen der Idee des Abendlandes einerseits und modernen Plänen übervölkischer Organisationen, z.B. dem Völkerbund oder dem Paneuropa des Grafen Coudenhove besteht. Dort handelt es sich um eine organische, hier um eine rein mechanische Gemeinschaft, dort um eine reiche Fülle und Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens in kunstvoller und doch natürlicher Gliederung sich anschmiegende, hier um eine verstandesmäßig konstruierte Gemeinschaft, dort um wahre, echte Gemeinschaft im Sinne universalistischer Gesellschaftsauffassung, hier um eine im Individualismus stehenbleibende Konstruktion, die Gemeinschaft als ein bloßes Zusammentreten einzelner entstehen lassen will, also gar nicht um Gemeinschaft ...«<sup>90</sup> Es soll hier nicht weiter auf die gefährlichen Tendenzen der Abendlandideologie eingegangen werden, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Zeichen des Antikommunismus zeitweise wieder aufblühte. Ich wollte lediglich darauf hinweisen, daß offensichtlich im deutschen Katholizismus der Europagedanke in seiner aufgeklärten oder auch rückwärtsgewandten Spielart lebendiger war als im nichtkatholischen Teil der Bevölkerung.

<sup>88</sup> H. Scharp, Die Großen und die Kleinen, in: Rhein-Mainische Volkszeitung Nr. 229 vom 06.10.1927, S. 1.

<sup>89</sup> Ders., Europa als politische Aufgabe, in: a.a.O., S. 213.

<sup>90</sup> K.G. Hugelmann, Das Abendland und der deutsche Nationalstaat. In: Abendland, 1/1925-26, S. 227f.

# XXXV.

## Die Vitus-Heller-Bewegung

Von Arno Klönne

*Beitrag für die Internetseite der Theo-Hespers-Stiftung (<http://www.theo-hespers-stiftung.de>); in diesen Sammelband aufgenommen mit freundlicher Genehmigung des Verfassers († 4.6.2015).*

Vitus Heller (1882-1956), war ein deutscher links-katholischer Publizist und Politiker zur Zeit der Weimarer Republik. Heller gründete die radikal-pazifistische Christlich-Soziale Reichspartei.

Anders als „beim politischen Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland gab es unter den deutschen Katholiken zur Zeit der Weimarer Republik eine beachtliche „linke Strömung“. Diese hatte ihre Basis vor allem in Teilen der katholischen Arbeiterschaft, ansatzweise auch bei der kleinbäuerlichen Bevölkerung, und vor allem in Teilen der katholischen Jugendbewegung.

Die Positionsbezeichnung „links“ bedeutete hier: Entschiedener Antikapitalismus, Fundamentalopposition gegen die preußisch-deutsche Militärtradition, Frontstellung gegen die Deutschnationalen und gegen die Nationalsozialisten, Bereitschaft zur politischen Kooperation mit radikal-sozialistischen Gruppen und auch mit Kommunisten – unter Wahrung des „weltanschaulichen Abstandes“.

Aus dieser gesellschaftspolitischen Einstellung ergab sich für „Linkskatholiken“ zwangsläufig auch der Konflikt mit der kirchlichen Hierarchie. Die deutschen Bischöfe waren damals nicht bereit, die oben genannten Positionen zu tolerieren.

Am eindeutigsten vertrat diese linkskatholische Position die sogenannte Vitus-Heller-Bewegung. Diese war zunächst nach dem Ersten Weltkrieg in Bayern entstanden. Unter dem Namen „Christlich-soziale Partei – Bayerisches Zentrum“ widersetzte sie sich dem Rechtskurs der katholisch geprägten Bayerischen Volkspartei, die andere Wege ging als das im übrigen Deutschland wirkende „Zentrum“, das den politischen Katholizismus in seiner ganzen Bandbreite zu vertreten versuchte. (Die Differenz wurde deutlich bei der Reichspräsidentenwahl 1925: Das Zentrum hatte, in Abstimmung mit der Sozialdemokratie, seinen Repräsentanten W. Marx als Kandidaten aufgestellt; die Bayerische Volkspartei setzte sich für Hindenburg als den Repräsentanten des Deutschnationalismus ein und gab auch den Ausschlag für dessen Wahl.)

In der Auseinandersetzung mit der Bayerischen Volkspartei dynamisierte sich die Christlich-soziale Partei unter der Führung von Vitus Heller weiter nach links hin. Sie zog linkschristliche Gruppierungen im Rheinland und in Westfalen an sich und trat ab 1926 unter dem Namen „Christlich-soziale Reichspartei“ reichsweit auf, nun in Konkurrenz zur großen Zentrumspartei.

1928 beteiligte sich die Vitus-Heller-Partei mit Nikolaus Ehlen (Lebensreformer, „Siedlungsgründer“, Jugendbewegter) an den Reichstagswahlen und gewann ca. 120.000 Stimmen. Insbesondere junge Menschen aus den von der Amtskirche unabhängigen katholischen Jugendbünden (Kreuzfahrer, Jungborn, Quickborn) und aus dem pazifistischen Friedensbund Deutscher Katholiken setzten sich für die Vitus-Heller-Partei ein.

Innerhalb der Partei bildete sich eine eigene, radikal gestimmte Jugendorganisation, die Christlich-soziale Jugend. Diese gab – neben der Vitus-Heller-Wochenzeitung „Das neue Volk“ – eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „Die junge Tat“ heraus.

Die maßgeblichen Sprecher der Jugendgeneration in der Vitus-Heller-Partei waren Paul Böhmer, Paul Feltrin und Theo Hespers. Sympathien hatte die Vitus-Heller-Bewegung auch bei Zeitschriften der jugendbewegt-pazifistischen Minderheit im Katholizismus, etwa dem Monatsblatt „Vom frohen Leben“.

Der Weg der Heller-Partei nach weiter links hin zeigte sich u.a.: an der Teilnahme am Volksbegehren gegen die Entschädigung der deutschen Fürsten (1926), an der Teilnahme am Volksbegehren gegen den Panzerkreuzerbau (1928), in beiden Fällen in der Zusammenarbeit mit Kommunisten und Linksozialisten.

Die zunehmende Radikalität der Heller-Partei kam auch 1931 in einer Umbenennung zum Ausdruck, nun hieß sie „Arbeiter- und Bauernpartei Deutschlands – christlich-radikale Volksfront“. Konsequenterweise setzte sich diese Partei bei der Reichspräsidentenwahl 1932 für den KPD-Kandidaten Thälmann – und gegen Hindenburg ein.

Die Heller-Partei war keineswegs eine „Tarnorganisation“ der KPD, sondern eine völlig eigenständige Kraft. Sie hatte auch Konflikte mit der Parteistrategie der KPD. Zum Beispiel gab 1930 die Heller-Partei mit den Anstoß für die Herausbildung revolutionärer Bauern- und Dorfkomitees, in denen der Protest gegen die feudale und zugleich kapitalistische Agrarwirtschaft zum Ausdruck kam. Die KPD-Führung war darauf aus, diese Komitees für sich zu instrumentalisieren; die Heller-Partei widersetzte sich dem. Allerdings gab es gegen Ende der Weimarer Republik im Führungskreis der Heller-Partei Auseinandersetzungen darüber, wie eng die Zusammenarbeit mit der KPD sein dürfe. Einige Aktivisten – darunter Theo Hespers – verließen deshalb die Partei und näherten sich noch mehr der KPD. Gemeinsam war aber allen CSRP/ABPD-Aktivisten die Forderung nach einer „Einheitsfront der Schaffenden“. Gemeint war damit ein Bündnis aller entschieden antikapitalistischen, gegen den Deutschnationalismus und gegen die NSDAP gerichteten Kräfte, von den Kommunisten über die Linksozialisten bis zu den Linkskatholiken. Ein „dringender Appell zum Aufbau einer einheitlichen Arbeiterfront“, der unabhängig von den Parteizentralen der KPD und der SPD Mitte 1932 initiiert wurde, trug u.a. die Unterschriften von Käthe Kollwitz, Albert Einstein, Heinrich Mann, Ernst Toller, Arnold Zweig – und eben Vitus Heller. Er blieb leider ohne Erfolg.

Die Vitus-Heller-Bewegung war stark gefühlsmäßig geprägt. Programmatische oder theoretische Feinheiten waren nicht ihre Sache. Ihre tragenden Elemente waren aktive, radikale Industriearbeiter und Leute aus den Jugendbünden. Es gab in der Vitus-Heller-Bewegung viele Querverbindungen zu Lebensreform-Gruppen, auch zu genossenschaftlichen Versuchen, – heute würden wir sagen: zur Alternativszene.

Es gab auch – im jugendbündischen Milieu und bei den revolutionären Bauernkomitees Querverbindungen zu Nationalrevolutionären, die nach links gingen und Gegner der NSDAP geworden waren. Hier sind Bodo Uhse, Bruno von Salomon – und Hans Ebeling zu nennen, zu dem es von der Heller-Bewegung her bereits beim Jugendtreffen auf der Freusburg 1927 Verbindungen gab.

Die politischen Schriften der Heller-Bewegung waren volkstümlich gehalten, sie hatten nicht den üblichen Ton der Parteiagitiation. Zu nennen sind hier u.a.: Die Broschüre „*Kampf dem Kapitalismus, dem Völkerfeinde*“ von Josef Rüther (1919 zuerst erschienen), „*Nie mehr Krieg!*“ von Vitus Heller (1924).

Hinzuweisen ist auf die südbayerische Wochenschrift der Heller-Partei unter dem Titel „Einheitsfront der Schaffenden“. Ihre Redakteure – Hans Hutzemann und Rupert Huber – waren Arbeiter, die im Zweiten Weltkrieg zusammen mit Kommunisten die wichtigste süddeutsche Widerstandsgruppe leiteten. Beide wurden im Januar 1945 hingerichtet. In einer Reihe anderer innerdeutscher Widerstandsgruppen waren Aktivisten tätig, die aus der Heller-Partei kamen. Mit seiner Arbeit gegen Hitler-Deutschland stand Theo Hespers im Milieu der ehemaligen CSRP/ABPD nicht allein.

Ein Konkurrent der Heller-Partei, der Zentrums Politiker Josef Joos, hat gesagt, es handele sich hier um eine Mischung von Lenin und Franz von Assisi. Die Mentalität der aktiven Men-

schen in der CSRP/ABPD ist damit gut getroffen. Sie ist nachlesbar auch in den Schriften des jugendbewegten Willi Hammelrath, der zeitweise Redakteur der Heller-Zeitung „Das neue Volk“ war. Hammelrath würdigte in einem Buch, das er über seine Studienreise in die Sowjetunion schrieb, die sozialen Umwälzungen im kommunistischen Rußland; er schrieb religiöse Laienspiele für die katholischen Jugendgruppen; er wanderte mit Frau und Kind monatelang über die deutschen Landstraßen und war Sprecher beim „Kundenkonvent“, dem damaligen Treffen der Landstreicher.

Man kann das Romantizismus nennen – aber es war keine unpolitische „Romantik“, und sie erwies sich als ganz realitätsnah im Widerstand gegen das „Dritte Reich“. Zudem hatte der emotionale Protest, der in der Vitus-Heller-Bewegung zum Ausdruck kam, seine ganz konkreten Gründe: Die Erfahrung der brutalen Folgen von Militär- und Kapitalherrschaft.

Die Tätigkeit der CSRP/ABPD kam wahlpolitisch wohl mehr der KPD als der eigenen Partei zugute. Die KPD hatte gerade in der katholischen Industriebevölkerung Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißiger Jahre viel Wählerzuwachs. Diese Katholiken wählten nicht eine „Doktrin“, sondern sie stimmten für den radikalen sozialen Protest. Und sie sahen in ihrer Wahlentscheidung die Option gegen den Faschismus.

# XXXVI.

## Bündische Jugend

Von Arno Klönne

*Beitrag für die Internetseite der Theo-Hespers-Stiftung (<http://www.theo-hespers-stiftung.de>); in diesen Sammelband aufgenommen mit freundlicher Genehmigung des Verfassers († 4.6.2015).*

Bündische Jugend nennt man die Jugendbewegung in ihrer zweiten Phase nach dem Ersten Weltkrieg. Auf den Ideen der Wandervögel und Pfadfinder aufbauend, entstanden in Deutschland die Bünde der *Bündischen Jugend* (kurz *die Bündischen* genannt).

### 1. Geschichte

Sowohl Pfadfinder als auch Wandervögel kehrten aus dem Ersten Weltkrieg desillusioniert zurück, darüber hinaus war ein Großteil der bisherigen Führer gefallen. Dadurch veränderten sich die Bünde und die Bündelandschaft. Sie wollten die Gesellschaft von Grund auf verändern. Politische Aktivitäten begannen an Bedeutung zu gewinnen.

In dieser Zeit war das Menschenbild der bündischen Jugend das des Mannes als Ritter, der sich freiwillig der Disziplin und Selbstdisziplin unterwirft, der im Dienst seines Bundes und dessen Zielen steht. Wichtig für die Herausbildung der Bündischen Jugend war das Bestreben, zukünftig Gruppen zu bilden, die nicht wie früher im Wandervogel nur aus Jugendlichen bestehen sollten, sondern den Charakter eines Lebensbundes hatten. Vielen Bünden erschien die erstrebte Bundesgemeinschaft nur in reinen Männer- oder Frauenbünden erreichbar, weshalb koedukative Bünde stark an Bedeutung verloren.

Ab 1924 propagierten manche Bünde, z.B. die Schlesische Jungmannschaft (SJ) und die Artamanen, das Arbeitslager als erzieherisches Mittel, in der die *Volksgemeinschaft* vorgelebt werden sollte. Nach F. Raab wollten sie die Entwicklung des Volkwerdens vorbereiten; so sollten sie *vom Gedanken des Volkstums her Staat und Gesellschaft neu ordnen und so das organische Zusammenwirken aller Teile über alle Klassen, Parteien und Konfessionen hinweg gewährleisten*.

1927 bildete sich als ein zentraler Bund die Deutsche Freischar aus verschiedenen Bünden der Pfadfinder- und Wandervogelbewegung.

Auch der katholische Jugendverband *Bund Neudeutschland*, in dem katholische Schüler an höheren Schulen organisiert waren, ist zur Bündischen Jugend zu rechnen.

Gegen 1930 kam die Jungenschaftsbewegung auf, die das Lebensbundsprinzip ablehnte und an seine Stelle die Idee der *Selbsterringung* der Jüngeren setzte. Die Jungenschaften übten eine große Faszination auf die Gruppen der Bündischen Jugend aus. Die meisten Bünde wurden in einer zentralen Frage ihres Selbstverständnisses in Frage gestellt. Auch wenn manche Stilelemente wie Kohte und Jungenschaftsjacke nach und nach von den meisten Bünden übernommen wurden, konnten sich die bisherigen Bünde weitgehend behaupten.

1933 schlossen sich viele Bünde im Großdeutschen Bund zusammen in der Hoffnung, als größerer Bund von etwa 50.000 Mitgliedern vom NS-Staat nicht verboten zu werden. Das Bundeslager Pfingsten 1933 bei Munster wurde dann aber bereits verboten und aufgelöst. Wenige Wochen später wurde auch der Großdeutsche Bund verboten (Lit.: Matthias von

Hellfeld, Bündische Jugend und Hitlerjugend – Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930–1939, 1987, S. 90ff).

Ab 1933 übernahm die Hitler-Jugend, die sich zunächst an den Formen der Arbeiterjugendbewegung orientiert hatte, zum Teil die pfadfinderischen und bündischen Traditionen. Dies führte bei vielen Angehörigen der Bündischen Jugend zur Hoffnung, die Hitler-Jugend von innen heraus in bündischem Sinne umzugestalten. Deshalb schloss sich ein Teil der Bünde freiwillig der Hitler-Jugend an, während andere Gruppen sich selbst auflösten, um einer Eingliederung zu entgehen.

Ab dem Sommer 1933 wurden zunächst die Bünde im Dritten Reich verboten, später galten auch entsprechende Kleidung und Ausrüstung unter der Bezeichnung ‚bündische Umtriebe‘ als strafbar. Die freien Bünde galten als „Erzfeinde der Hitler-Jugend“ (Zitat Baldur von Schirach). Nach ihren anfänglichen Versuchen, die Hitler-Jugend und insbesondere das Jungvolk zu unterwandern oder zu „infiltrieren“, wurden die meisten bündischen Führer aus der Hitler-Jugend ausgeschlossen.

Im Geheimen operierten verschiedene bündische Gruppierungen aber weiter. Sie gingen weiter auf Fahrten und führten Lager durch. Sie bildeten stellenweise Widerstandsgruppen gegen das Dritte Reich und führten teilweise offene Straßenschlachten gegen die HJ. Dieser Widerstand war besonders im Rheinland zu spüren. Viele dieser *wilden bündischen Jugendgruppen* wurden Edelweißpiraten genannt oder benannten sich selbst mit diesem Begriff, unter dem sie verfolgt wurden.

## 2. Grundüberzeugungen

Die Entwicklung der Jugendbewegung vom Wandervogel hin zur Bündischen Jugend brachte einen Wandel der Grundüberzeugungen mit sich:

Während der Wandervogel zentral die Erneuerung des Einzelnen betonte und andere Erneuerungen hiervon ableitete, so strebte die Bündische Jugend dementsprechend gleich die Erneuerung der Gesellschaft an.

Die Bündische Jugend war nicht mehr wie der Wandervogel ein Selbstzweck, der aus sich selbst heraus als revolutionär anzusehen war. Stattdessen vollzog der Einzelne durch die Aufnahme in den Bund eine umfassende „Dienstverpflichtung“, die ihn bis ins privateste beanspruchte.

Man huldigte Ordensideen und nahm sich Ritterorden zum Vorbild. Der Einzelne war nicht seinem Gruppenführer, sondern alle waren der gemeinsamen Sache verpflichtet.

Die Ausrichtung hin zum Bündischen führte zum Teil dazu, dass man den Bund als Jungen- und Männerbund „par excellence“ (Laqueur) verstand, was zu einem deutlichen Rückgang koedukativer und zu einer Absonderung weiblicher Gruppen führte.

Es herrschte ein elitärer Anspruch vor. Man strebte eine Auslese an: Bei weitem nicht jeder Aspirant wurde in einen Bund aufgenommen. Oft wurden Jungen ausgeguckt, die in den jeweiligen Bund passen könnten, und nur diese wurden gefragt, ob sie sich nicht eine Gruppe des Bundes einmal ansehen wollten. Der Gedanke des Bundes lebte somit auch vom Gegensatz zur Masse.

Äußerlich war das Entstehen einer einheitlichen Kluft als Ausdruck der engen Gemeinschaft des Bundes oder Ordens von Bedeutung.

Die Bündische Jugend legte Wert auf symbolische Handlungen und romantische, feierlich-mythische Formen. Dies hing eng zusammen mit der Auseinandersetzung mit bündischem Gedankengut, zum Teil vermittelt durch die Beschäftigung mit dem Dichter Stefan George: Der Bund an sich hatte fast einen mythisch-religiösen Charakter.

Wie auch in anderen Bänden der Weltgeschichte gehörte der Gedanke eines Lebensbundes zum grundlegenden Gedankengut der Bündischen Jugend. Dies stand im deutlichen Gegensatz zu den Grundüberzeugungen des Wandervogels der Zeit vor dem ersten Weltkrieg.

### 3. Bewertung durch Historiker

Nach dem Ende des Dritten Reich warfen Kritiker der Bündischen Jugend vor, Steigbügelhalter des Nationalsozialismus gewesen zu sein, indem sie ähnliches Gedankengut wie „Führen und Folgen“, „soldatische Tugenden“ oder Patriotismus transportierte. Andere wiesen darauf hin, dass die Bünde großen Wert auf Selbstbestimmung und Autonomie legten, die persönliche Beziehung zwischen Führern und Geführten betonten, in ihrem elitären Anspruch nicht zu der Massenbewegung des Nationalsozialismus passten und erklärt unpolitisch waren.

„Zusammenfassend: Die bürgerliche deutsche Jugendbewegung bis 1933 war in ihrem politischen Denkweisen oder Gefühlswelten überwiegend so weit in der Nähe des Nationalsozialismus, daß sie sich 1933 als Teil der ‚nationalen Erhebung‘ verstehen konnte. Diese Politikvorstellungen der Jugendbewegung beziehungsweise ihrer Mehrheit waren Zeichen einer allgemeinen politischen Fehlentwicklung des deutschen Bürgertums – aber eben nur ein Symptom neben vielen gleichgerichteten und gewiß nicht Ursache der Bewegung hin zum Faschismus. Als aber der Faschismus in Deutschland staatlich etabliert war, zeigte sich, daß in der Tradition der Jugendbewegung zugleich eine Chance systemoppositionellen Verhaltens lag. Das ‚autonome‘ Milieu jugendlichen Gruppenlebens blieb zumindest zum Teil widerstandsfähig auch gegenüber dem totalitären Zugriff der staatlichen Jugenderziehung im Faschismus.“

#### **Hinweis auf eine im Internet kostenlos abrufbare Publikation:**

*Klönne, Arno: Jugendliche Opposition im „Dritten Reich“. Landeszentrale für politische Bildung Thüringen. Zweite, ergänzte Auflage. Erfurt 2013.*  
<http://www.lzt-thueringen.de/files/ugendlicheopposition.pdf>

# XXXVII.

## Lorenz Jaeger: Kriegerische Bischofsworte

Von Wolfgang Stüken

Die beiden nachfolgend dokumentierten Kapitel sind dem Buch „Hirten unter Hitler“ entnommen, das der Paderborner Journalist Wolfgang Stüken über „Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit“ geschrieben ist.<sup>1</sup> Das Buch wurde 1999 im Essener Klartext-Verlag publiziert. In den hier wiedergegebenen Kapiteln 41 und 42 geht es um bischöfliche Äußerungen von Lorenz Jaeger (1892-1975, von 1941 bis 1973 Paderborner Erzbischof, 1965 Kardinal) während des Zweiten Weltkriegs – und einige Nachwirkungen. Die Anmerkungen 931 bis 957, die auf diese Kapitel entfallen, wurden für Wiedergabe in dieser Publikation neu nummeriert und vom Verfasser aktualisiert.

Eine Dokumentation zur aktuellen Diskussion – auf der Grundlage der Forschungen von Wolfgang Stüken – ist im Internet abrufbar: *Bürger*, Peter: Lorenz Jaeger und die „Stufen der Kollaboration“. Stellungnahme und Dokumentation zum Antrag der Demokratischen Initiative Paderborn, die Ehrenbürgerschaft des 1941 ernannten Erzbischofs rückgängig zu machen. Fassung: Düsseldorf, 8. Mai 2015. URL: [www.ikvu.de/fileadmin/user\\_upload/PDF/pb\\_LORENZ\\_JAEGER\\_08\\_Mai\\_2015.pdf](http://www.ikvu.de/fileadmin/user_upload/PDF/pb_LORENZ_JAEGER_08_Mai_2015.pdf) – Der Paderborner Erzbischof Hans-Josef Becker hat der Öffentlichkeit Ende Mai 2015 mitgeteilt, er werde die Rolle von Lorenz Jaeger während des dritten Reiches und nach Kriegsende im Rahmen eines Forschungsprojektes wissenschaftlich untersuchen lassen.

### 1. „Zu Tieren entartet“ oder Weiber, die zu Hyänen werden – Fastenhirtenwort 1942

Schon in seinem am 1. Advent 1941 verfassten Weihnachtsbrief an die Theologen und Priester seiner Erzdiözese, die sich im Krieg („auf den Vormarschstraßen im Osten und im Süden“) befinden, hat Lorenz Jaeger von „diesem gigantischen Ringen mit den Mächten der Finsternis, mit Gottlosigkeit und Unkultur, in der Trostlosigkeit und Verwahrlosung russischen Landes“ gesprochen.<sup>2</sup> Zwei Monate später, zu Beginn der Fastenzeit 1942, legt er in seiner Formulierung an Schärfe zu. Er lenkt die Blicke seiner „lieben Erzdiözesanen“ auf Russland: „Ist jenes arme unglückliche Land nicht der Tummelplatz von Menschen, die durch ihre Gottfeindlichkeit und durch ihren Christushass fast zu Tieren entartet sind? Erleben unsere Soldaten dort nicht ein Elend und ein Unglück sondergleichen? Und warum? Weil man die Ordnung des menschlichen Lebens dort nicht auf Christus, sondern auf Judas aufgebaut hat.“<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> *Stüken*, Wolfgang: Hirten unter Hitler. Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit. Essen: Klartext-Verlag 1999.

<sup>2</sup> Archiv des Erzbistums Paderborn (AEPB), Bestand XXIII, Nr. 21.

<sup>3</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 11.2.1942, Seite 17. – Das Hirtenwort hat Jaeger am 8.2.1941 unterzeichnet. Es wird in zwei Teilen am 15. und 22. Februar 1942 in den Kirchen des Erzbistums verlesen.





Bischofskreuz, Eiserne Kreuze und Hohenzollernorden

„Lauten Protest“ gab es nach Schilderung des damaligen Paderborner Diözesan-Jugendseelsorgers Augustinus Reineke, als irgendwann nach der Bischofsweihe (19. Oktober 1941) Fotos vom neuen Erzbischof Lorenz Jaeger auftauchten, die ihn mit seinen Ehrenzeichen aus dem Ersten Weltkrieg auf dem Bischofsgewand zeigten (Augustinus *Reineke*: Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Paderborn 1987, Seite 141).

War es Jaegers eigene Idee, mit dieser besonderen „Kreuztracht“ zum Fotografieren zu gehen?

(Foto: Archiv Wolfgang Stüken)

Lange, bevor Jaegers Russland-Zitat durch eine Veröffentlichung des jüdischen Politologen Guenter Lewy zu weltweit zweifelhafter Berühmtheit gelangt, erscheint 1956 der Satz mit den „fast zu Tieren entarteten“ Menschen den Verantwortlichen für die Herausgabe des Buches „*Leben und Frieden*“ mit Jaeger-Worten aus seinen ersten 15 Bischofsjahren zu brisant. Und so erfolgt – nach den [ebenfalls in diesem Buch erfolgten] Streichungen in der Weihepredigt von 1941 – die zweite Rotstiftaktion: Der Nachdruck des Fastenhirtenbriefes von 1942 erfolgt ohne den Satz „Ist jenes arme unglückliche Land nicht der Tummelplatz von Menschen, die durch ihre Gottfeindlichkeit und durch ihren Christushass fast zu Tieren entartet sind?“ und ohne Kenntlichmachung dieser Text-Löschung.<sup>4</sup> Mit der Ideologie des Nationalsozialismus habe die Wendung „fast zu Tieren entartet“ nichts zu tun, sie gelte den bestialisch „entarteten“ russischen Revolutionären und Ideologen und nicht der verfolgten Bevölkerung, klärt dagegen Heribert Gruß auf – warum dann die Tilgung in „*Leben und Frieden*“? – und erteilt gar abenteuerliche Nachhilfe in deutscher Literatur: Jaegers Worte seien aus dem „Topos“ von der „bestialischen Entartung“ übernommen, „der uns in Dichtung und Alltagssprache begegnet“, verweist Gruß auf Schillers Glocke: „Da werden Weiber zu Hyänen ...“<sup>5</sup>

Der Theologe Heinrich Missalla dagegen denkt bei Jaeger nicht an Schiller. Er zählt das Russland-Zitat zu den „peinlichen und ärgerlichen Entgleisungen“ des Paderborner Erzbischofs. Seiner Meinung nach ist die Auslassung dieses Zitates in dem Buch „*Leben und Frieden*“ einfach „nicht zu rechtfertigen“.<sup>6</sup> Missalla fragt vielmehr, ob der Paderborner Erzbischof „der Kriegspropaganda jener Jahre erlegen“ und „ähnlich verblendet“ wie Feldbischof Rarkowski war.

In der Tat sind Gemeinsamkeiten zu erkennen. Heißt es doch im Hirtenwort des Feldbischofs an die katholischen Wehrmattsangehörigen „zu dem großen Entscheidungskampf im Osten“ vom 29. Juli 1941 (damals war Divisionspfarrer Lorenz Jaeger noch in Rarkowskis Diensten): „In diesen Wochen, in denen ihr den Massen der bolschewistischen Kampftruppen gegenüberstandet, ist es euch sicherlich in erschütternder Form zum Bewusstsein gekommen, was das dämonische Regime der Barbarei aus diesen Menschen gemacht hat, ein Regime, das den Menschen niemals aus seiner Primitivität in das Stadium innerer Freiheit zu erheben vermag und in fanatischer Verneinung der göttlichen Weltordnung nicht nur die äußere, sondern auch die innere Alternative, ohne die der Mensch in den Bereich des Tierhaften herabsinkt, grausam unterdrückte und zerstörte.“<sup>7</sup>

Für den Theologen und Historiker Friedrich Heer spricht Jaeger sogar „nahezu dieselbe Sprache“ wie Joseph Goebbels, der am 30. September 1942 im Berliner Sportpalast vom „barbarischen Gegner“ im Osten gesprochen habe, „von dem man weiß, dass er sich nicht aus Menschen, sondern tatsächlich aus Bestien rekrutiert“.<sup>8</sup>

<sup>4</sup> *Erzbischöfliches Seelsorgeamt Paderborn* (Hrsg.): *Leben und Frieden*. Hirtenbriefe, Predigten und Ansprachen des Erzbischofs von Paderborn Dr. theol. Lorenz Jaeger. Zum 15. Jahrestag seiner Bischofsweihe am 19. Oktober 1941. Paderborn 1956, Seite 4.

<sup>5</sup> Gruß, Heribert: *Erzbischof Lorenz Jaeger als Kirchenführer im Dritten Reich*. Paderborn 1995 (im Folgenden: Gruß: *Kirchenführer*), Seite 341f und Anmerkung 28 Seite 342. – Heribert Gruß (1925-2008) wurde 1952 von Lorenz Jaeger zum Priester geweiht. Der Biograph des Erzbischofs war seit 1989 Mitglied der von Jaegers Nachfolger Johannes Joachim Degenhardt eingesetzten Kommission für kirchliche Zeitgeschichte im Erzbistum Paderborn. Sein Buch „*Erzbischof Lorenz Jaeger als Kirchenführer im Dritten Reich*“ erschien 1995 als dritter Band der von dieser Kommission herausgegebenen Reihe „*Zeitgeschichte im Erzbistum Paderborn*“.

<sup>6</sup> Missalla, Heinrich: *Für Gott, Führer und Vaterland*. Die Verstrickung der katholischen Seelsorge in Hitlers Krieg. München 1999, Seite 216. – Franz Justus Rarkowski (1873-1950) fungierte von 1938 bis 1945 als Feldbischof der deutschen Wehrmacht.

<sup>7</sup> *Verordnungsblatt des Katholischen Feldbischofs der Wehrmacht vom 29.7.1941*, Seite 3.

<sup>8</sup> Heer, Friedrich: *Der Glaube des Adolf Hitler*. Anatomie einer politischen Religiosität. Esslingen, 2. Auflage 1998, Seite 423.

Ist da die Wertung des jüdischen Politologen Guenter Lewy unzulässig, der angesichts des Russland-Zitats Jaegers in seinem 1965 erschienenen Buch „*Die katholische Kirche und das Dritte Reich*“ ausführt: „Erzbischof Jaeger bekundete sogar seine Sympathie für die Verleumdungskampagne der Nationalsozialisten gegen die slawischen ‚Untermenschen‘ und bezeichnete Russland als ein Land, dessen Menschen ‚durch ihre Gottfeindlichkeit und durch ihren Christushass fast zu Tieren entartet sind‘.“<sup>9</sup> Zumindest bewegt sich Jaeger in verdächtiger Nähe zum Sprachschatz der Nationalsozialisten, die zur Brandmarkung von „Nichtarischem“ und „Minderwertigem“ gern zu der Vokabel „entartet“ greifen. Lewy allerdings begeht einen folgenreichen Fehler. Er setzt, weil es sich um einen Begriff aus dem NS-Vokabular handelt, das Wort „Untermenschen“ ebenso in Anführungszeichen wie das eigentliche Jaeger-Zitat „zu Tieren entartet“ und erweckt so den Eindruck, als habe Jaeger selbst auch das Wort „Untermensch“ verwendet, was definitiv nicht der Fall gewesen ist. Im Nachgang zu Lewys Buch erscheinen über Jahrzehnte Veröffentlichungen, in denen Jaeger auch die „Untermenschen“ unterstellt werden, so etwa durch den Kirchenkritiker Karlheinz Deschner: Bei ihm ist von Jaeger die Rede, der „mit unverfälschtem Nazizungenschlag gegen die slawischen ‚Untermenschen‘ hetzt“.<sup>10</sup>

Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ veröffentlicht das Lewy-Buch und damit auch Jaegers Russland-Zitat 1965 vorab als Serie.<sup>11</sup> Jaeger veranlasst seinen Kaplan Aloys Klein, nach Erscheinen des Buches und Verhandlungen mit Lewys Verlag über eine Berichtigung, in einem Leserbrief im „Spiegel“ Stellung nehmen.<sup>12</sup> Klein spricht darin von einer „Entstellung des Hirtenbriefes“. Von der nazistischen Terminologie über „slawische Untermenschen“ sei darin „nichts zu finden“. Der Sekretär des Erzbischofs: „Der Hirtenbrief bezeichnet statt dessen Russland als ein ‚armes, unglückliches Land‘, mithin seine ‚Menschen‘ als ‚arm und unglücklich‘. Mit der Kennzeichnung ‚fast zu Tieren entartet‘ sind, vom religiösen Standpunkt, lediglich diejenigen getroffen, über deren Schreckensherrschaft bis zum Ende des Stalinregimes die freie Welt sich einig ist.“ Nur mit „äußerstem Wohlwollen“, so meint „Der Spiegel“ später, lasse sich der Text so interpretieren, wie ihn Jaeger nun „verstanden wissen möchte, aber wie ihn der Zuhörer von damals kaum verstehen konnte: dass mit den russischen ‚Tieren‘ nur die in Russland herrschenden Tyrannen gemeint sein sollten. Doch selbst dann bliebe ein solcher Ausspruch, damals bei NS-Größen gang und gäbe, aus dem Munde eines Christen mehr als fragwürdig.“<sup>13</sup>

Heribert Gruß hingegen wartet mit dieser Interpretation auf: „Jaegers Hinweis auf Russland meinte auch und gerade das eigene Land. Mit Hilfe des roten Terrors wurde der braune gekennzeichnet. Für Jaegers ersten Fastenhirtenbrief wurde ‚Bolschewismus‘ zu einer Chiffre, mit der er die unter vielen tarnenden Vorwänden betriebene Kirchenverfolgung im Dritten Reich entlarvt werden sollte.“<sup>14</sup> Auf einer Linie mit der Interpretation von Heribert Gruß befindet sich dessen Theologenkollege Ulrich Wagener. Jaegers Russland-Zitat sei eine „Mahnung und Ermutigung zum Glauben in einem Staat, dessen Regierung die Vernichtung von Christentum und Kirche zum Ziel hatten“. Er fügt hinzu: „Wie viele Zuhörer dieses Wort des Bischofs so verstanden haben, wird im Nachhinein nicht mehr auszumachen sein; ich glaube, dass es sehr viele waren, da die kirchentreuen Christen damals ein geschärftes Ohr für Zwischentöne in den Predigten ihrer Seelsorger hatten.“<sup>15</sup>

<sup>9</sup> Lewy, Guenter: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965, Seite 255.

<sup>10</sup> Deschner, Karlheinz: Replik auf eine Erklärung des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz (1979), in: Deschner, Karlheinz: *Oben ohne*. Reinbek 1997, Seite 221.

<sup>11</sup> Unter dem Titel „Mit festem Schritt ins Neue Reich“ vom 17.2.1965 bis 7.4.1965.

<sup>12</sup> *Der Spiegel* vom 21.3.1966, Seite 14.

<sup>13</sup> *Der Spiegel* vom 20.11.1972, Seite 75 f.

<sup>14</sup> Gruß: *Kirchenführer*, Seite 130.

<sup>15</sup> Wagener, Ulrich: Täter und Opfer – ein Kapitel aus dem Kirchenkampf im Erzbistum Paderborn, in: *Kuropka*,

Wie das „mit Spannung erwartete“ erste Fastenhirtenwort Jaegers am 15. Februar 1942 zumindest bei einigen Zuhörern angekommen ist, hat die SD-Hauptaußenstelle Bielefeld am 24. Februar 1942 in einem Bericht über die „Stimmungsmäßige Auswirkung der Verlesung“ festgehalten. Diesen zieht Gruß als Bestätigung seiner Bolschewismus-im-eigenen-Land-Theorie an: In dem SD-Bericht werde „die doppelte Tiermetapher – dumpfes Triebleben ohne Sinnfrage und bestialische Entartung als Folge von Gottes- und Christushass – zusammengezogen in dem Satz: ‚Die Ordnung des menschlichen Lebens sei nur dann sichergestellt, wenn dieses Leben auf Gott und auf Christus aufgebaut sei‘.“ Gruß weiter: „Endlich folgt der für uns entscheidende Satz: ‚Es sei an der Zeit, dass die Katholiken in ihrem eigenen Vaterlande eine ähnliche drohende Gefahr erkennen‘.“ Gruß jubiliert: „Jaeger hatte seine Zuhörer erreicht.“<sup>16</sup>

Anspielungen auf den Bolschewismus im eigenen Land sind während des Russlandfeldzuges in der katholischen Kirche keine Seltenheit. Wo der Kampf gegen den Bolschewismus aufgegriffen wird, geschieht dies nach Angaben von Lutz Lemhöfer „zumeist verknüpft mit Anklagen gegen den ‚Kulturbolschewismus‘ der Nazis: deren Kirchenkampf wurde mit dem des Bolschewismus parallelisiert oder als Hindernis für den gemeinsamen Kampf aller Deutschen gegen den Bolschewismus herausgestellt.“<sup>17</sup> Für Lorenz Jaeger gibt es ein solches Hindernis nicht. Also Parallelisierung mit dem Charakter einer Anklage? Eine schwache Anklage im Vergleich zu Jaegers starker Identifikation mit Hitlers Russlandfeldzug. Denn auch dies steht im Fastenhirtenbrief 1942: „In echter Schicksalsverbundenheit mit unserem deutschen Volk darf uns keine Mühe, kein Opfer und keine Entsagung zu groß sein, wo es darum geht, an einer glücklichen Zukunft unseres Vaterlandes und am Frieden eines neuen Europa mitzubauen. Wir wollen uns unsere tapferen Soldaten zum Vorbild nehmen [beim Nachdruck in dem Buch *„Leben und Frieden“* 1956 wird aus dem Wort „Vorbild“ übrigens das Wort „Beispiel“, d. Verf.]. Ihre heilige Liebe zu Volk und Heimat, ihr sieghafter Glaube an unseren Herrn und Heiland gibt ihnen die Kraft, so unendlich große Opfer und Heldentaten für uns alle zu vollbringen, und die Welt zu erretten vom gottlosen, christusfeindlichen Bolschewismus, der, wenn er Sieger bliebe, die ganze Menschheit in ein grauenhaftes Unglück stürzen würde.“<sup>18</sup> Hier verblasst die Gruß-Theorie, Jaeger habe mit dem „roten“ Bolschewismus nur den „braunen“ im eigenen Lande kennzeichnen wollen, völlig. Und deshalb geht der theologische Zeitgeschichtsforscher über diese erzbischöfliche Gleichsetzung der Kriegsziele Hitlers mit der Rettung des christlichen Abendlandes, nein, sogar der ganzen Welt, durch die Wehrmacht des NS-Staates in seiner Fastenhirtenbrief-Analyse einfach hinweg.

Und noch ein Detail lässt Gruß bei seiner Auslegung dieses Hirtenwortes bewusst beiseite. Es geht um den SD-Bericht über die „stimmungsmäßige Auswirkung“ jenes Hirtenwortes. Während Gruß behauptet, die „Tiermetapher“ werde dort „zusammengezogen“ in dem Satz „Die Ordnung des menschlichen Lebens sei nur dann sichergestellt, wenn dieses Leben auf Gott und auf Christus aufgebaut sei“, ist in dem Bericht schwarz auf weiß (bei Gruß nur im Dokumententeil seines Buches) nachzulesen, wie die Zuhörer tatsächlich erreicht wurden: „Der Erzbischof habe recht, wenn er zum Ausdruck gebracht hätte, dass in einer Welt, in der Gott in den Hintergrund getreten sei, alles kulturelle Leben zugrunde gehen müsse. Deshalb wolle man nicht stumpf, nur seinen Trieben folgend leben. Das beste Beispiel für die Auswirkungen

---

Joachim (Hrsg): Clemens August Graf von Galen. Münster 1998, Seite 126. – Ulrich Wagener (1930-2007), 1955 von Lorenz Jaeger zum Priester geweiht, war seit der Gründung der Kommission für kirchliche Zeitgeschichte im Erzbistum Paderborn im Jahre 1978 bis 2005 deren Vorsitzender.

<sup>16</sup> *Gruß*: Kirchenführer, Seite 130.

<sup>17</sup> *Lemhöfer*, Lutz: Gegen den gottlosen Bolschewismus. Zur Stellung der Kirchen zum Krieg gegen die Sowjetunion, in: *Ueberschär*, Gerd R. / *Wette*, Wolfram (Hrsg.): Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941. Überarbeitete Neuauflage Frankfurt/Main 1991, Seite 82.

<sup>18</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 11.2.1942, Seite 17.

eines solchen Lebens biete Russland, in dem nach jahrelanger Verbannung alles Göttlichen die Menschen zu Tieren geworden seien ...“.<sup>19</sup>

## 2. „Gegen den lebendigen schützenden Wall“ – Jaeger in Verlegenheit

Es drängt ihn, dem Russlandfeldzug von daheim die kirchliche Rückendeckung zu sichern. Gerade erst hat Lorenz Jaeger in seinem ersten Fastenhirtenbrief die Errettung der Welt vom gottlosen Bolschewismus als Ziel der „tapferen Soldaten“ der Wehrmacht beschrieben, da sucht er auch in seinem nächsten Hirtenwort – zur Nüchternheitswoche 1942 – den Weg an die Front. Die vom Reichsausschuss Deutscher Katholiken gegen den Alkoholmissbrauch „mit Empfehlung des Hochwürdigsten Episkopats“ veranstaltete Woche, zugleich Aufklärungswoche über die Alkoholgefahren, soll im Erzbistum Paderborn vom 22. bis 29. März 1942 stattfinden. Nicht mit „Die deutschen Bischöfe“ oder „Im Namen der deutschen Bischöfe“, sondern mit „Lorenz, Erzbischof von Paderborn“ ist das am 25. Februar 1942 im Kirchlichen Amtsblatt der Erzdiözese veröffentlichte Hirtenwort zur Nüchternheitswoche unterzeichnet. Es beginnt mit diesen Sätzen:

„Wir erleben in unserem Volke eine Kraftanstrengung von ungeahntem Ausmaß. Alles ist auf ein Ziel gerichtet: Kampf um Existenz und Freiheit unseres Volkes. Ist daneben noch Raum für andere Ziele? In den letzten Jahren wurde in der Fastenzeit immer eine Nüchternheitswoche gehalten. Ist das jetzt noch berechtigt, oder gilt, wie viele sagen: ‚Wir haben jetzt Wichtigeres zu tun?‘ Wir sagen mit voller Überzeugung: Gerade jetzt muss diese Woche wieder gehalten werden. Denn es handelt sich dabei um einen Teil des großen Kampfes und wahrlich nicht um einen unwichtigen Teil. Uns wird gesagt, und wir haben es erlebt: eine tödliche Gefahr für unsere ganze Kultur ist dicht an uns vorübergegangen, beinahe wäre er Wirklichkeit geworden, der so oft beschriebene und beschriene ‚Untergang des Abendlandes‘. Vom Osten her drängten ungeheure Massen heran, bereit, die Welt unserer Kultur zu zerstören. Im kraftvollen Gegenstoß sind sie abgewiesen worden. Noch schlagen ihre Wogen gegen den schützenden lebendigen Wall. Es wäre nicht das erstemal im Laufe der Geschichte gewesen, dass eine Kulturwelt im Sturm untergeht.“ Dann spricht Jaeger von „unserer abendländischen, germanisch-christlichen Kultur“, die „stark und unerschüttert anderthalb Jahrtausende überdauert“ habe. Der Erzbischof: „Krieg, Pest und andere Katastrophen vermochten nur zeitweise ihre Entfaltung zu hemmen. Siegreich wuchs sie weiter. Wird diese Kultur, deren Fundament und Seele im Grunde christlicher Glaube ist, der Welt erhalten bleiben? Das ist die gewaltige Frage, die uns als Menschen und Christen tief aufwühlt.“<sup>20</sup>

Nach 1945 mag Lorenz Jaeger nur noch ungern damit in Verbindung gebracht werden, dass er Hitlers Angriffs- und Vernichtungskrieg einmal mit „Kampf um Existenz und Freiheit unseres Volkes“ beschrieben, vom drohenden „Untergang des Abendlandes“ durch die vom Osten herandrängenden und im „kraftvollen Gegenstoß“ abgewiesenen „ungeheuren Massen“ gesprochen hat. Doch 1972 bringt „Der Spiegel“ ihn in Verlegenheit. Von „Kriegsbegeisterung“ Jaegers ist die Rede, und das Magazin vergleicht sein Hirtenwort zur Nüchternheitswoche 1942 mit einem Zitat des NSDAP-Ideologen Alfred Rosenberg, der vor „aufgerührten Fluten der Unterwelt“ gewarnt habe.<sup>21</sup> Vorausgegangen ist eine Auseinandersetzung zwischen Jaeger und „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein: Der Magazin-Macher kandidiert 1972 bei der Bundestagswahl in Paderborn für die FDP. Es ist just das Jahr, in dem Augstein sein Buch

<sup>19</sup> Landesarchiv NRW, Abteilung Ostwestfalen-Lippe (Detmold), Bestand M 18, Nr. 18, Blatt 25 f.

<sup>20</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 25.2.1942, Seite 26.

<sup>21</sup> Der Spiegel vom 20.11.1972, Seite 75.

„Jesus Menschensohn“ auf den Markt bringt. Jaeger greift dieses Buch in seiner Allerheiligenpredigt scharf an und nennt es unter Verweis auf Rosenbergs „*Mythus des 20. Jahrhunderts*“ ein Buch „mit vergleichbarem Inhalt und mit vergleichbarer Sprache“. In der Folge nimmt sich Augsteins Magazin ein wenig der Vergangenheit des Erzbischofs an. Jaeger sei es, der „ähnlich wie Rosenberg“ geschrieben habe, kontert das Blatt und verweist auf dessen Wort zur Nüchternheitswoche. „Damit sich jeder ein objektives Bild von den Vorgängen und ihren Hintergründen machen kann“, reagiert das Erzbischöfliche Generalvikariat auf Geheiß Jaegers darauf am 5. Dezember 1972 mit einer Dokumentation. Das Hirtenwort zur Nüchternheitswoche sei „die Übernahme eines gemeinsamen Hirtenwortes der deutschen Bischöfe, das in der Erzdiözese Paderborn wegen der Zeitverhältnisse nicht einmal verlesen wurde, sondern als Materialsammlung für die Geistlichen diente“, heißt es darin. Dr. Heribert Gruß sekundiert später: „Hier liegt kein authentisches Jaeger-Wort vor, sondern eine gemeinsame Bischofserklärung, die Jaeger vorgefertigt übernahm und als Materialsammlung zur ‚Nüchternheitswoche‘ weitergab, ohne ihre Verlesung anzuordnen. Er konnte sie als dienstjüngster Bischof nicht boykottieren.“<sup>22</sup>

Ganz abgesehen davon, dass Jaeger – ob dienstjüngster oder dienstältester Bischof – von keinem bischöflichen Gremium der Welt gezwungen werden kann, in seinem Erzbistum ein bestimmtes Hirtenwort zu veröffentlichen, und Jaeger durch seinen Namen die eigene Verantwortung klar dokumentiert: Es hat niemand Zwang ausgeübt. Die Nüchternheitswoche ist eine Aktion, auf der sich Diözesen auf freiwilliger Basis beteiligen können. So zeigt eine Umfrage bei der Kommission für Zeitgeschichte in Bonn und mehreren Diözesanarchiven, dass 1942 von elf befragten Bistümern und Erzbistümern neun in ihren Anzeigern kein solches Hirtenwort veröffentlicht haben.<sup>23</sup> In Hildesheim, das zur Kirchenprovinz Paderborn zählt, wird vom 22. bis 29. März 1942 eine kombinierte Caritasopfer- und Nüchternheitswoche veranstaltet. In dem von Bischof Godehard Machens herausgegebenen Hirtenwort taucht jedoch nicht eine Silbe im Stile Jaegers auf.<sup>24</sup> In Osnabrück wird die Nüchternheits- und Aufklärungswoche über die Alkoholgefahren vom 21. bis 27. Juni 1942 durchgeführt. Das am 29. Mai 1942 von Bischof Wilhelm Berning unterzeichnete Geleitwort zeigt einleitend Übereinstimmung – auch bei Berning ist von „Kampf um Existenz und Freiheit unseres Volkes“ die Rede. Doch dann wird deutlich, wo Jaeger selbst Einfügungen vorgenommen oder wo Berning eventuell aus einer Vorlage für ihn Unzumutbares gestrichen hat: „Wir erleben in unserem Volke eine Kraftanstrengung von ungeahntem Ausmaß. Alles ist auf ein Ziel gerichtet. Kampf um Existenz und Freiheit unseres Volkes. Ist daneben noch Raum für andere Ziele? In den letzten Jahren wurde immer eine Nüchternheitswoche gehalten. Ist das noch berechtigt oder gilt, was viele sagen: ‚Wir haben jetzt Wichtigeres zu tun!‘? Wir sagen mit voller Überzeugung: Gerade jetzt muss diese Woche wieder gehalten werden. Denn es handelt sich dabei um einen Teil des großen Kampfes und wahrlich nicht um einen unwichtigen Teil. Die Genussmittel, insbesondere Alkohol und Nikotin, sind eine allzu starke Macht im Leben unseres Volkes geworden ...“.<sup>25</sup> Jaeger steht mit seinem „schützenden lebendigen Wall“ und

<sup>22</sup> Gruß: Kirchenführer, Seite 344, Anmerkung 33 Seite 343 f. Wiedergabe des Zitats aus dem Hirtenwort dort fehlerhaft.

<sup>23</sup> So die Auskünfte des Archivs des Erzbistums München und Freising vom 16.4.1998, des Dom- und Diözesanarchivs Mainz vom 15.4.1998 (dort wird Nüchternheitswoche ohne Hirtenwort vom 22.3. bis 29.3.1942 begangen), des Diözesanarchivs Aachen vom 22.4.1998, des Historischen Archivs des Erzbistums Köln vom 17.4.1998, des Bistumsarchivs Münster vom 8.4.1998, des Bischöflichen Ordinariats Limburg vom 9.4.1998, des Bistumsarchivs Fulda vom 10.4.1998 (Durchführung der Woche ohne Hirtenwort vom 22.3. bis 29.3. oder alternativ vom 21.6. bis 27.6.1942), sowie der Kommission für Zeitgeschichte Bonn vom 17.12.1997 (keine Hirtenworte zur Nüchternheitswoche in den Amtsblättern von Trier und Freiburg).

<sup>24</sup> Mitteilung des Bistumsarchivs Hildesheim vom 5.5.1998 und Kirchlicher Anzeiger der Diözese Hildesheim vom 19.3.1942, Seite 23f.

<sup>25</sup> Mitteilung der Kommission für Zeitgeschichte Bonn vom 17.12.1997 und Kirchliches Amtsblatt für die

den „im kraftvollen Gegenstoß“ abgewiesenen (natürlich bolschewistischen) Massen völlig allein.

Was aber ist mit der vom Generalvikariat und Gruß behaupteten, gar nicht erfolgten Verlesung dieses Hirtenwortes? In der Tat gibt Jaeger im Kirchlichen Amtsblatt vom 10. März 1942 bekannt: „Da in letzter Zeit die Kanzelverlesungen sich stark gehäuft haben, soll das im Kirchlichen Amtsblatt Seite 26 bekanntgegebene Hirtenwort zur Nüchternheitswoche nicht am 22. März verlesen werden. Die Herren Pfarrer wollen diesen Hirtenbrief nach ihrem klugen Ermessen im Laufe des Jahres verlesen oder in Predigt und Katechese auswerten.“<sup>26</sup> Kein generelles Stopp für den Hirtenbrief also. Aber vielleicht ein versteckter Hinweis an den Klerus, dass die Kanzeln für den 22. März, den Passionssonntag, freigehalten werden sollen. Dann soll das im Februar von der westdeutschen Bischofskonferenz geplante Hirtenwort Priorität haben. Zu diesem Zeitpunkt weiß Jaeger noch nicht, dass daraus eine lediglich in der Bischofsstadt verlesene Kurzfassung wird.

Was das Generalvikariat und Gruß verschweigen: Für den 11. Juni 1942 ordnet Jaeger eine weitere Bekanntmachung im Amtsblatt an. „Wo die Nüchternheitswoche und Aufklärungswoche über die Alkoholgefahren noch nicht gemäß der Weisung im Kirchlichen Amtsblatt Seite 33 Nr. 83 gehalten worden ist, möge sie in der Woche vom 23. - 28. Juni nachgeholt werden. Die Herren Seelsorgsgeistlichen mögen dabei den Hirtenbrief im Kirchlichen Amtsblatt Seite 26 ... verwenden.“<sup>27</sup> Also doch: Eindeutige Anordnung der Verlesung. In der Zwischenzeit hat Lorenz Jaeger am 15. März 1942 in allen Kirchen ein Hirtenwort zum Heldengedenktage vortragen lassen. Vom „lebendigen“ Wall ist dort nicht die Rede: „Rings um Deutschlands Grenzen liegen sie unter den kleinen Grabhügeln, die nichts ziert als ein schlichtes Kreuz aus Baumzweigen und ein Stahlhelm: ein schützender Wall, der die Schrecken des Krieges von der Heimat fernhält. ...“<sup>28</sup>

---

Diözese Osnabrück vom 30.5.1942, Seite 56f.

<sup>26</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 10.3.1942, Seite 33.

<sup>27</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 11.6.1942, Seite 59.

<sup>28</sup> Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn vom 10.3.1942, Seite 31.

# XXXVIII.

## Weltkriege: Verpasste Chancen der Kirche?

### Vortrag beim Katholikentag in Regensburg 2014<sup>1</sup>

Von Heinrich Missalla

#### 1. Einleitung

Die katholische Kirche hat während der beiden Weltkriege unter politischem Aspekt zu keinem Zeitpunkt eine bemerkenswerte Rolle gespielt. Benedikt XV. wurde ein Monat nach Kriegsbeginn zum Papst gewählt. Für seine Haltung zum Krieg wie auch 25 Jahre später für die von Pius XII. galten von Anfang an drei Orientierungspunkte: strikte Neutralität, caritative Hilfsmaßnahmen z. B. für Flüchtlinge und Gefangene, der Ruf nach Frieden und Versöhnung. Die Päpste verzichteten auf jegliche Schuldzuweisung, um ihre begrenzten Handlungsmöglichkeiten nicht zu gefährden. Benedikt XV. sagte jedoch in damals seltener Eindeutigkeit, dass der Krieg eher eine »Schlächterei« (trucidatio) sei als ein Kampf. Schon in seiner Antrittsenzyklika vom 1.11.1914 rief er die Regierenden zu einem Verhandlungsfrieden auf. Durch seine späteren Appelle zog er sich den Vorwurf zu, seine Friedenspredigt lähme die moralische Widerstandskraft gegen den (ungerechten) Angriff des Feindes bei den (eigenen) Katholiken. Die päpstlichen Bemühungen blieben erfolglos, auch sein letzter Appell vom 1. August 1917, in dem er den Krieg ein »unnützes Gemetzel« (inutile strage) nannte.

#### 2. Die Katholiken im Kaiserreich

Im deutschen Reichsgebiet lebten im Ersten Weltkrieg etwa vierundzwanzig Millionen Katholiken. Sie waren eine beträchtliche Minderheit gegenüber etwa vierzig Millionen Protestanten, aber sie lebten in den industriell weniger produktiven Regionen, verspürten teilweise noch Nachwirkungen des Kulturkampfes und mussten im preußisch dominierten Reich ihre nationale Zuverlässigkeit beweisen. Der Kriegsausbruch bot ihnen dazu Gelegenheit. Dasselbe kann man auch von den Katholiken in den anderen europäischen Ländern sagen, und der Heilige Stuhl hat sich bis 1914 nicht ernsthaft bemüht, gegen die damals allgemeine Tendenz der europäischen Katholiken, sich von der nationalen Strömung mitreißen zu lassen, energisch vorzugehen. Die Universalität der katholischen Kirche blieb ohne jede Bedeutung.

Die Katholiken waren in den führenden Schichten und Gremien des Reiches nur spärlich vertreten, sie waren „Untermieter“ im deutschen Reich. Der Einfluss auf die Politik und auf das Heerwesen, auf die Wissenschaft und auf die Wirtschaft war minimal. Es gab nur wenig aus dem katholischen Bereich, was im außerkatholischen Raum Beachtung fand. Der Kulturkampf im 19. Jahrhundert hatte unter anderem zur Folge, dass ein beträchtlicher Teil des deutschen Volkes kein richtiges Verhältnis zum Staat gewann und sich den wachsenden Aufgaben in Staat und Gesellschaft nur ungenügend stellte. Ein Grund für eine solche distanzierte Haltung vieler Katholiken mag darin gelegen haben, dass das neue Kaisertum der Könige von Preußen sich als Antithese zu den katholischen Habsburgern in Wien bewusst und betont

---

<sup>1</sup> Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers hier übernommen aus: *Missalla, Heinrich: »Gott mit uns«. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. Digitale Neuauflage. Hg. pax christi – Deutsche Sektion e.V. Berlin 2014. <http://www.paxchristi.de/s/downloads> [S. 58-68]*



evangelisch gab und auch so verstanden wurde. Dabei kam es teilweise zu einer gefährlichen Gleichsetzung von evangelischem Bekenntnis und Hohenzollernmonarchie, von deutsch und protestantisch, von katholisch und reichsfeindlich oder national wenig zuverlässig. So konnte der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger sagen: »Dem Katholiken im Reiche ergeht es wie Deutschland in seiner Außenpolitik: nur Neider und Feinde, auch Hohn und Spott.« Durch einige päpstliche Äußerungen, auf die seit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas besonders geachtet wurde, fühlten sich zudem die Liberalen herausgefordert und erhielten jene Gruppen neue Argumente, welche »die katholische Religion als undeutsch und vom Ausland bestimmt, hingegen den Protestantismus allein als national zuverlässig« ansahen (Hans Buchheim).

Der innerkirchliche Konflikt über die Frage des Verhältnisses von Theologie und Kirche zur modernen Welt – der sog. Modernismusstreit – führte zu erheblichen Verunsicherungen im Episkopat, beim Klerus und unter den Laien. Andererseits war er der Anlass zu einer weitgehenden Konformität mit der staatlichen Gewalt, weil man dem Verdacht begegnen wollte, das gesamte Denken und Verhalten der Katholiken werde von Rom aus ferngesteuert. Obwohl man die Zentrums-Partei nicht mit den Bestrebungen des Katholizismus identifizieren darf, ist es doch wohl erlaubt, in ihr einen breiten Strom damaliger katholischer Vorstellungen repräsentiert zu sehen. Der Trend der Anpassung des Zentrums an die Reichspolitik zeigte sich z.B. in der Zustimmung zum Flottengesetz und dessen »fast chauvinistischer Verteidigung«. Man darf darin eine Folge des Bemühens sehen, nach den vielfältigen Verdächtigungen hinsichtlich ihrer Reichstreue die eigene Zuverlässigkeit in nationalen Belangen darzutun und unter Beweis zu stellen. (Dieser Faktor kann gar nicht schwer genug gewichtet werden, spielt er doch für das Verhalten der Katholiken bis in den Zweiten Weltkrieg hinein eine ungemein wichtige Rolle.) Die nationale Idee des Deutschtums schien zumindest für eine gewisse Zeit zu triumphieren. Der Drang der deutschen Katholiken nach nationaler Integration ließ die Universalität der Kirche immer mehr in den Hintergrund treten. Die katholischen Abgeordneten im Reichstag praktizierten, was häufig auch in den Kirchen betont wurde – und auch das geschah noch unter Hitler: man wollte sich an nationaler Gesinnung von niemandem mehr übertreffen lassen. Was sich in den Jahren vor dem Krieg abzeichnete, nämlich die Hinwendung zur nationalstaatlichen Idee, erreichte während des Ersten Weltkriegs seinen Höhepunkt. Einmütig bejahten die Katholiken den Krieg und erhofften sich von ihm und den in ihm erbrachten Opfern ihre endgültige nationale Rehabilitation. Doch diese Erwartung war nur ein Motiv, sich wiederholt zu einer »starken Monarchie« zu bekennen. Bischof Michael von Faulhaber, der auch Feldpropst der bayerischen Armee war, predigte: »Nach meiner Überzeugung wird dieser Feldzug in der Kriegsethik für uns das Schulbeispiel eines gerechten Krieges werden.«

### 3. Die Katholiken im Krieg

Als die deutschen Truppen im Juli 1914 unter dem Jubel der Bevölkerung, dem Läuten der Glocken und oft auch unter dem Segen und den Gebeten der Kirche zum Kampf ausrückten, ahnte niemand, dass knapp ein Jahr später Papst Benedikt XV. diesen Krieg ein »Morden« und »Gemetzeln« nennen und von einem »entsetzlichen Blutbad«, von »Wahnsinn« und vom »Selbstmord des zivilisierten Europa« sprechen würde. Die Begeisterung, mit der viele Menschen – nicht nur in Deutschland – vor 100 Jahren den Beginn des Krieges begrüßten, ist heute kaum mehr verständlich. Schier unbegreiflich ist das, was in den Kirchen zu diesem Krieg gepredigt wurde.

Bischöfe wie Michael von Faulhaber oder Paul Wilhelm von Keppler, bekannte Professoren wie der Alttestamentler Norbert Peters oder der Dogmatiker Engelbert Krebs sowie viel gelesene theologische Schriftsteller wie Otto Karrer oder Peter Lippert haben einmütig dem

Krieg und dem Vaterland eine religiöse Weihe verliehen. In der damals vom Klerus am meisten gelesenen Predigtzeitschrift schrieb ein bekannter Autor viermal auf einer Seite: »Der Kaiser ruft – Gott ruft«.

Das Werbeblatt eines großen katholischen Verlages ist kennzeichnend für eine weit verbreitete Stimmung und Beurteilung des Krieges: »Kriegsgeist durchrauscht das alte Europa, Morsches verjüngend und kräftigend. Dieses Geistes Kanal und Kleid beut sich hier.« Innerhalb kurzer Zeit waren eine Fülle von Büchern und Broschüren mit Kriegspredigten auf dem Markt. Ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn gab es 112 katholische Titel von Kriegsschriften mit religiösem Charakter, davon 62 Predigt- und 50 Kriegs- und Soldatenbücher asketischer Art – ohne die Zeitschriftenliteratur, »die nun allesamt auf den Krieg eingestimmt« war. Auf protestantischer Seite waren die entsprechenden Veröffentlichungen dreimal so hoch, in der Tonlage standen sie den katholischen Publikationen in keiner Weise nach. Was zunächst als absonderliche Auffassung des einen oder anderen Geistlichen erscheinen oder was uns heute vielleicht wie eine skurrile Blütenlese vorkommen mag, ist in Wahrheit fast durchgängig gelehrt und gepredigt und mit dem Anspruch kirchlicher Verkündigung in Hirne und Herzen der Gläubigen gepflanzt worden.

Die Prediger erlebten den Krieg zunächst als einen Durchbruch elementarer Kräfte in einer müde und kraftlos gewordenen Zeit, als einen unerwarteten Anstoß zu religiöser und moralischer Neubesinnung. Sie jubelten, weil die Kirchen über Nacht wieder gut besucht wurden, weil sehr viele Menschen die Sakramente empfangen und wieder beteten: »Was kein Bußprediger, keine Mission fertiggebracht hat, das ist dem Krieg mit einem Schlag gelungen; er hat aus gottvergessenen Weltkindern hilfeschuchende Gotteskinder gemacht!« So wurde der Krieg »Deutschlands größte Zeit«, »heilige Zeit« und »Zeit der Gottesnähe« genannt. Er sei der »Tag, den Gott gemacht« hat, eine »Zeit der Gnade«. Weil man überall eine religiöse Umkehr zu erkennen glaubte, zitiert man das Wort Moltkes, der Krieg sei ein »Element der von Gott eingesetzten Weltordnung«, durch das die Menschen vom Bösen weggeführt und in ihrem Charakter geformt würden. Und: »Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.« In ihm entwickelten sich »die edelsten Tugenden«: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit.

Nicht wenige sahen darüber hinaus im Krieg eine Offenbarung Gottes, der nun »sehr vernehmlich ... mit Kanonendonner, mit Blut und Eisen« durch die Welt gehe. Bischof von Faulhaber verglich den Krieg mit der »Erscheinung des Herrn im Dornbusch, die uns lehrt, vor dem Heiligtum in Ehrfurcht die Schuhe von den Füßen zu ziehen«, und er berichtete von einem Offizier, der »das Feuer der Schlacht« als zweite Taufe erfahren habe. Einer der produktivsten Autoren bezeichnete den Krieg gar als ein Sakrament und er fragt: »Was sind alle Glockengeläute und Hochamtsorgeln gegen den Donner der Kanonen und das Krachen der Mörser?«

Wohl gemerkt: Der Krieg wurde nicht begrüßt und gefeiert, weil man ihn liebte. Im Krieg sah man vielmehr ein unerwartetes Mittel, eine kaum mehr für möglich gehaltene religiös-sittliche Erneuerung Deutschlands und der Welt einzuleiten. Bischof von Faulhaber war der Meinung: »Die schwerste Niederlage in diesem Weltkrieg ist der Kreditverlust des Atheismus und anderer fremden Götter von ähnlichem Kaliber.« Bei solcher Sichtweise ist es nicht mehr verwunderlich, wenn ein Prediger sich zu der Äußerung verstieg: »Gerade unsere Mutter, die Kirche, begrüßt von Herzen den großen eisernen Besen.«

Bei dieser Erneuerung der Welt spielten Deutschland und Österreich nach der Meinung zahlreicher Autoren eine entscheidende Rolle, denn diese Länder galten vielen als die im Grunde einzigen Vertreter der alten christlichen Kultur. Frankreich war für die Prediger dekadent und gottlos, England korrupt. Gott bediene sich Deutschlands als seines Werkzeugs, und der erwartete deutsche Sieg erscheint als ein Sieg des Guten, der Gerechtigkeit, des Christentums, Gottes selbst. »Wie auf den katalaunischen Feldern das Schicksal der Kultur des Altertums gegen die Hunnen entschieden wurde, so wird jetzt gestritten um das Geschick der

christlichen Kultur und damit um die Zukunft der Menschheit in heißem Ringen gegen das mit dem Barbarentum der Kultur verbündete Hunnentum der Gottlosigkeit.« – »Für die alten Gebote vom Sinai gegen die Höllensittenlehre der Moderne aus dem Jenseits von Gut und Böse für Gott gegen Satanas! Darum siegen die Waffen (unserer Gefallenen; H.M.), darum werden sie weiter siegen. Unser Herrgott regiert die Welt und nicht der Teufel.« »Gott mit uns«, dieser Ruf ist geradezu die Form und die Losung der deutschen Kriegführung geworden.«

Wenn es wirklich um die Zukunft der Menschheit geht, wenn wirklich die Ordnung Gottes auf dem Spiel steht, dann ist der Gedanke nicht mehr fern, Deutschland habe einen Kreuzzug zu führen: »Es ist ein heiliger Krieg, in den unsere Krieger hineingerissen wurden, denn er steht im Einklang mit dem heiligen Willen der Gottheit.« Was aber kann ein religiöser Mensch anderes tun als sich der Sache Gottes zu verschreiben? Muss er nicht im Kampf um Gerechtigkeit und für die Erneuerung der Welt bewusst und mit allen Kräften sich einsetzen?

Ordnung und Gerechtigkeit, das Gute und der Wille Gottes werden durch Deutschland repräsentiert, Frankreich hingegen steht für Unmoral, Unzucht und Gottlosigkeit. »Der westliche Nachbar hat es seit langem mit frecher Stirn gewagt, Gottes heilige Gesetzestafeln zu zerbrechen; darf er sich beklagen, wenn ihn nunmehr das Schwert des göttlichen Strafgerichtes zu Boden schmettert?« Bischof Keppler ließ die »toten Helden« zum Volk sprechen »über die verbrecherischen Versuche, das deutsche Wesen zu verseuchen durch welsche Art und Mode, durch Einschleppung einer fremdländischen giftigen Literatur, durch würdeloses Nachäffen ausländischer Kunstnarrheiten. Wir haben mitgeholfen, Deutschland von dieser Pest zu befreien.«

Die Beschreibung des vermeintlichen Siegesweges »nach Paris mit seinem Firnis sogenannter Freiheit über einem Pfuhl der Gott und Sittenlosigkeit« erfährt noch eine letzte peinliche Pointierung. »Die freigewollte Einschränkung der Kinderzahl ließ Frankreich gegenüber dem Deutschen Reich immer ohnmächtiger werden ...« Frankreichs Heerführer riefen nun vergebens nach Reservetruppen. »Die Liebe zur Keuschheit entscheidet vielleicht zu dieser Stunde über die Geschicke der Völker Europas ...« Diese Stunde sei der Triumph der deutschen Mutter, denn Frankreich habe keine Kinder, seine Grenzen zu schützen. Die Kirche habe durch ihren oft verlachten Kampf gegen den Geburtenrückgang geholfen, dem Vaterland »seine schier unerschöpflichen Reserven an Soldaten« zu schaffen. Dafür sollte »Deutschland für ewige Zeiten der katholischen Kirche dankbar sein«. Der deutsche Kaiser hingegen sei – so Bischof Faulhaber – in diesem Kampf »der gottbestellte Führer, diese erzstarke Herrscher-gestalt mit dem goldenen Herrschergewissen, dieser Reinwuchs deutscher Kraft diese mystische Verkörperung soldatischer Edelart«.

Da die Katholiken – wie bereits gesagt – im protestantisch dominierten eine Minderheit darstellten und als national unzuverlässig galten, gab der Krieg willkommenen Anlass, den Gegenbeweis anzutreten und damit die schmerzlich empfundenen protestantischen Vorurteile endgültig auszuräumen, Katholiken seien mehr romhörig denn deutsch. Die französische anti-deutsche Propaganda – und dabei besonders die literarischen Attacken französischer Katholiken – waren weitere Anlässe, die eigene Reichstreue zu betonen. Die zahlreichen Hinweise in den Predigten auf die Treue und Zuverlässigkeit der Katholiken gegenüber Kaiser und Reich, auf das dem Vaterland dienende Wirken der Priester und auf die positiven Auswirkungen kirchlicher Arbeit auf das sittliche Bewusstsein des Volkes verdeutlichen das Bemühen um den Nachweis, dass auch die Katholiken gute Deutsche seien.

Die Zuverlässigkeit gegenüber Kaiser und Reich zeigte sich vor allem im Gehorsam gegenüber der Obrigkeit: »Wir behaupten, dass die Katholiken zu den besten und treuesten Untertanen gehörten und noch bis zur Stunde gehören.« – »Wer als Soldat nicht gehorchen wollte, wäre ein Verräter, ein Verbrecher an der Kraft und an der Festigkeit und am Siege des deutschen Volkes und Heeres. Kameraden! Wahret diese heiligsten Güter des glorreichen deutschen Heeres, seid treu im Gehorsam! ... Jesus, unser Feldherr, lehre uns gehorchen!« Der

Gehorsam nahm in der Rangordnung der Tugenden eine dominierende Stellung ein, er wurde gewissermaßen zum Kennzeichen des echten katholischen Christen. So konnten die deutschen Bischöfe noch 1917, als sich bereits allgemeine Kriegsmüdigkeit ausbreitete, zum Fest Allerheiligen in einem gemeinsamen Hirtenbrief sagen: »Wir wissen ja, daß jeder, der sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, sich der Anordnung Gottes entgegenstellt, und die sich dieser entgegenstellen, ziehen sich selber die Verdammnis zu.« In den Obrigkeiten spiegelte sich »gewissermaßen das Bild der göttlichen Macht und Vorsehung über den Menschen«, man musste für sie beten, aber vor allem musste man ihnen gehorchen. »Wenn wir dem Staat gehorchen, gehorchen wir Gott. Denn Gott hat den Krieg befohlen.«

Den Priestern als den amtlichen Vertretern der Kirche wurde im Krieg eine besondere Aufgabe zugedacht: »Uns Priestern war die Hebung der Volkskraft, die Erhaltung der Volksexistenz, die Bewahrung der Schlagkräftigkeit der Armee am Herzen gelegen, vor allem die Tugendbewahrung um Gotteswillen.« Man war stolz, auf das erfolgreiche Ergebnis priesterlichen Wirkens verweisen zu können: »An einem Volke, das wie die deutschen Katholiken sich in der Mobilmachung bewährt hat, wird aller Pessimismus zuschanden. Gott sei Dank: ganz umsonst haben wir Priester nicht gepredigt.« Ein anderer Autor stellt voller Genugtuung fest: »Selbst von militärischer Seite ist anerkannt worden, daß die Geistlichen durch ihr Wirken und ihre Ansprachen die Truppen in der Vaterlandsliebe bestärkten und in ihnen den Vorsatz befestigten, treu und fest bis zum Ende durchzuhalten.«

So wurde auf vielfältige Weise die Wirksamkeit und Nützlichkeit der »Religion« für den Staat und seinen Krieg dargelegt. Das geschah wohl – wie gesagt – in der Hoffnung auf eine endgültige Rehabilitation des Katholizismus, vielleicht auch aus dem Wunsch, für die Tätigkeit der Kirche in der Nachkriegszeit eine günstige Ausgangsposition zu schaffen.

Diese Mischung aus Rechtfertigung und Verherrlichung des Krieges, Sanktionierung der bestehenden Ordnung und Verpflichtung zum Gehorsam, nationalistischer Blickverengung, Verharmlosung des Todes, Spiritualisierung des Friedens und einer verfälschenden Deutung göttlichen Handelns dürfte in der Geschichte der Kirche einmalig sein. Der gute Wille und die persönliche Integrität der Prediger haben ebenso wenig wie ihre »Rechtgläubigkeit« verhindert, dass sie die Gläubigen einen Weg gewiesen haben, den wir nur als verhängnisvoll bezeichnen können.

Mit dem Krieg war eine Welt zusammengebrochen, Staaten waren verschwunden, neue waren gegründet – auf die Theologie und das kirchliche Leben hatte der Krieg keine erkennbaren Auswirkungen: man lehrte und machte weiter wie bisher, als hätte es die Kriegskatastrophe nicht gegeben, blind für die Zeichen der Zeit, taub für prophetische Stimmen, die vor den Gefahren des Nationalismus und des Militarismus warnten. Die zahlenmäßig kleine Gruppe, die sich im »Friedensbund deutscher Katholiken« zusammenfand und die eine beachtliche friedensethische und friedenspolitische Arbeit leistete, konnte keinen nennenswerten Einfluss auf das kirchliche Leben und auf die Politik gewinnen.

#### 4. Die Kirche im NS-Staat

Im Artikel 21 des Reichskonkordats von 1933 hat sich die katholische Kirche verpflichtet, „die Erziehung zu vaterländischem, staatsbürgerlichem und sozialem Pflichtbewusstsein aus dem Geist des christlichen Glaubens- und Sittengesetzes mit besonderem Nachdruck zu pflegen.“ Einen Kommentar zu dieser übernommenen Verpflichtung liefert das von Erzbischof Conrad Gröber »mit Empfehlung des Gesamtepiskopates« 1937 (und 1940 in zweiter Auflage) herausgegebene »Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen«, das »bei Wahrung der kirchlichen Grundsätze die weitestgehende Annäherung an den herrschenden Zeitgeist versuchte« (Hürten). Dort ist u.a. zu lesen: »Unsere Zeit geht mit Recht darauf aus, die blutleere, entwurzelte, außerhalb der Bindungen stehende Geistigkeit des Liberalismus und Marxismus zu überwinden. ...

Daher wird katholische Erziehung nachdrücklich alle Bestrebungen unterstützen, die darauf abzielen, einen gesunden, starken, geschickten, leistungsfähigen Menschen heranzuziehen. Sie steht positiv zu einer gesunden Erb- und Rassenpflege... Noch mehr als früher wird sie das Leben in den natürlichen Ordnungen zum Gegenstand ihrer Bemühungen machen: ... die Erziehung zum deutschen Menschen mit seinen Grundeigenschaften des Heldischen, des Kämpferischen, der Aufgeschlossenheit für Ehre und vor allem der opferfrohen Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft. Sie stellt sich damit freudig in den Dienst der nationalpolitischen Erziehung; sie sieht im Einsatz für Heimat, Volk und Staat eine zuletzt religiös begründete Verpflichtung.« Es gibt keinen Anlass für einen Zweifel daran, dass diese Aussagen auch nach mehrjähriger Erfahrung mit der Nazi-Herrschaft ernst gemeint waren.

Die dreißiger Jahre galten weithin auch im katholischen Bereich als »Zeit der Umwälzung«, als Zeit der »nationalen Erhebung«, der »nationalen Revolution« und der »großen Entscheidungen«, in der gerade von katholischen Christenmenschen die »freudige Mitarbeit an der Erneuerung unseres Volkes« gefordert war. Soweit man sich als junger überzeugter Katholik zur Kirche bekannte, galt der Wahlspruch: »Für Christi Reich im neuen Deutschland!«, ebenso die »Sturmparole: Alles für Deutschland, Deutschland für Christus!« Die Jugendlichen lernten: »Das sind immer die Größten und Edelsten gewesen, die sich opfernd hingaben für ihr Volk! So wie der Heiland ... starb, damit wir leben können«, wie er »täglich sein Heldenopfer auf dem Altar erneuert!« Wenn sich die Kinder den »Gotteskämpfer« Sankt Michael »mit Panzer und Schild, mit Helm und Schwert« zum Vorbild nähmen, würden sie »auch keine Feiglinge werden, wenn das Vaterland euch ruft, das Volk zu schützen«. Und die Kinder hörten im Religionsunterricht: »Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.«

Viele waren stolz darauf, in einer »Schicksalsstunde« leben zu dürfen. Angesichts der »Bedrohung des christlichen Abendlandes« ging es um »Sein oder Nichtsein«, um den »Abwehrkampf« gegen den gottlosen Bolschewismus, der die »Fackel der Verwüstung von Rußland bis Spanien getragen« hatte. Die Katholiken waren auch durch die Kirchenzeitungen eingestimmt auf den Kampf gegen diesen Feind, in dessen Herrschaftsbereich »Kirchen und Klöster niedergebrannt, Priester und Ordenspersonen ermordet, die Werke der Kultur vernichtet« wurden; sie erfuhren durch ihre Bischöfe: »Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen: Am Vormittag des 14. September ging der Heilige Vater ... mit dem Bolschewismus ins Gericht, und am Abend des gleichen Tages hielt der Führer des Deutschen Reiches auf dem Parteitag in Nürnberg ... ebenfalls Abrechnung mit dem Bolschewismus«. Darum hielten die meisten Katholiken es für selbstverständlich, was ein Bischof schrieb: »In der gegenwärtigen Schicksalsstunde unserer Nation stellen sich die Leiter der Kirche in besonderer Treue an die Seite der Männer des Staates, entschlossen zur Abwehr des gemeinsamen Feindes. Indem sie für das Christentum und den echten Gottesglauben im deutschen Volk kämpfen, stützen sie auf ihre Weise am wirksamsten den Wall, den in unserem Vaterlande der Führer gegen den Bolschewismus aufgeworfen hat.«

Im Kopf eines jungen Katholiken, der nur selten kritisch zu sehen und zu denken gelernt hatte, schmolzen diese Vorstellungen, Ereignisse und ihre Deutungen zusammen und führten zu einer vermeintlich klaren Frontbildung: hier die heilige katholische Kirche, die seit ihren Anfängen bis zur Gegenwart kämpfte und litt für Gottes Reich, dort ihre Feinde, die seit jeher nur ein Ziel hatten: den Kampf gegen Gott und Christus und die Vernichtung seiner Kirche. Vor diesem Hintergrund sangen die Jugendlichen mit Überzeugung: »Wir stehn im Kampfe und im Streit ...«; »Uns ruft die Stunde, uns dränget die Zeit. Zu Wächtern, zu Rittern hat Gott uns geweiht«; „Wer jetzig Zeiten leben will muß hab'n ein tapf' res Herze...« Die Bilder des Bamberger Reiters, des Erzengels Michael oder des heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen, die viele junge Menschen über ihren Betten oder in ihren Zimmern hängen hatten, erinnerten Tag und Nacht daran, dass sie in einer Zeit lebten, in der Soldatentum und Kämpfergeist, Ritterlichkeit und Heldenmut geboten waren, aber auch daran, dass alle, die sich für die Sache Gottes einsetzten, seines Schutzes sicher sein durften.

Das verbreitete Familienbuch mit dem Titel »Helden und Heilige« stellte den Gläubigen vor, wem es nachzueifern galt. Zu diesen Vorbildern zählte auch Prinz Eugen von Savoyen, in dem »sich katholische Frömmigkeit aufs Beste paart mit heldischer Größe«; denn er stand »auf der Wacht ... gegen einen Feind, der aus dem asiatisch Endlosen herüberkommt und mit schweifender Unruhe auf das deutsche Herz zielt«. Er und viele andere galten als Beweise dafür, dass die Lehre des Christentums die Widerstandskraft des deutschen Volkes nicht schwächt – wie es die Nazi-Propaganda unterstellte –, sondern dass im Gegenteil »die katholischen Glaubenswerte dem jungen Menschen stärkste seelische Kraftströme für sein Soldatentum vermitteln«.

Die katholische Jugend der 30er Jahre wurde – über die damals alltägliche Propaganda und über die in den Schulen und den nationalsozialistischen Jugendorganisationen praktizierte Erziehung hinaus – zu großen Teilen geprägt von den in katholischen Kreisen geläufigen Vorstellungen, die zwar den parteiamtlich verordneten ideologisch-weltanschaulichen Erziehungszielen zuwiderliefen, sie aber in einigen – für das Funktionieren des Systems entscheidenden – Elementen unterstützten und religiös überhöhten: Gehorsam und Treue gegenüber der Obrigkeit, Zuverlässigkeit sowie Einsatz- und Opferbereitschaft. Die kirchentreuen Jugendlichen wurden durch ihre Seelsorger zwar gefeit gegen jene Propaganda, der zufolge das Christentum eine artfremde Religion sei, den germanischen Menschen lebensuntüchtig und krank mache und ihn seiner Kraft beraube. Doch weil sie im Gegenteil unter Beweis stellen wollten, dass Katholiken besonders zuverlässig, mutig und tapfer seien, wurden sie allzu willige Diener eines Systems, das sie verabscheuten und von dem sie sich innerlich distanzieren, das sie aber gleichzeitig unbeabsichtigt durch ihren »Dienst« stabilisierten und dessen Verbrechen sie durch ihren Einsatz mit ermöglichten.

## 5. Die Bischöfe und der Krieg

Bereits im Reichskonkordat von 1933 wurden Regelungen für den Kriegsfall vereinbart. Die Militärseelsorge wurde eine Einrichtung der Wehrmacht, dem Feldbischof wurde der Generalsrang zuerkannt, die Militärseelsorger hatten Offiziersrang und verfügten über einen Pkw mit Fahrer. Bis zum Kriegsende wurde die Militärseelsorge bis zur letzten Kerze durch die Wehrmacht finanziert, auch wenn die Tätigkeit der Seelsorger immer mehr durch einschränkende Bestimmungen behindert wurde. Bis 1942 verfügte jede Division über einen Seelsorger, insgesamt sind es über 600 gewesen, darüber hinaus waren etwa 15.000 Priester und Diakone als Soldaten im Krieg.

Kurz nach Beginn des Krieges trafen sich in Berlin Vertreter der Wehrmachtsseelsorge und des Deutschen Caritasverbandes, um ihre Arbeit aufeinander abzustimmen. Dabei forderte der Generalvikar der Wehrmachtsseelsorge: »Unsere gesamte Arbeit muss im Dienst des deutschen Siegeswillens stehen.« Die deutschen Bischöfe ordneten an, dass am Ende jeder heiligen Messe ein Gebet »für Führer, Volk und Vaterland« zu verrichten sei. Das katholische Feldgesangbuch enthielt ein »Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht«, in dem es hieß:

»... Lass uns ein heldenhaftes Geschlecht sein und unserer Ahnen würdig werden ... Segne die deutsche Wehrmacht, welche dazu berufen ist, den Frieden zu wahren und den heimischen Herd zu schützen, und gib ihren Angehörigen die Kraft zum höchsten Opfer für Führer, Volk und Vaterland. – Segne besonders unseren Führer und Obersten Befehlshaber in allen Aufgaben, die ihm gestellt sind. Lass uns alle unter seiner Führung in der Hingabe an Volk und Vaterland eine heilige Aufgabe sehen, damit wir durch Glauben, Gehorsam und Treue die ewige Heimat erlangen im Reiche Deines Lichtes und Deines Friedens. Amen.«

Dem Bischof von Münster zufolge ging es in diesem Krieg darum, »einen Frieden der Freiheit und Gerechtigkeit für unser Volk zu erkämpfen«; Bischof Gröber von Freiburg forderte »letzte Hingabe an Vaterland und Volk«. Von allen deutschen Bischöfen wurde den Soldaten am 26.6.1941 gesagt, dass sie mit ihrer Pflichterfüllung »nicht nur dem Vaterlande dient(en), sondern zugleich dem heiligen Willen Gottes folgt(en)«. Bischof Sproll von Rottenburg rief den Soldaten zu, es sei ihre Pflicht, »für das teure Vaterland siegreich zu kämpfen oder mutig zu sterben«. Bischof Machens von Hildesheim rief: »Erfüllt eure Pflicht gegen Führer, Volk und Vaterland ... unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit«; der Krieg werde vom Feind »gegen das Recht des deutschen Volkes auf seine Freiheit« (Bistumsblatt Hildesheim) und »für eine gerechte Verteilung des unerläßlichen Lebensraums« (Bistumsblatt Breslau) geführt; es sei ein »Kampf mit jener alten Vormacht des unbarmherzigen Kapitalismus – mit England« (Bistumsblatt Freiburg).

Bischof Berning von Osnabrück ließ die Christen »beten, daß Gott uns den Sieg verleihe«. Erzbischof Gröber hatte Vertrauen in die, »die Deutschland mit Gottes Hilfe zu seiner sieghaften Größe führen«. Die Gläubigen, so Bischof Kaller aus dem Ermland, hätten ihre »ganze Kraft einzusetzen, daß der endgültige Sieg unserem Vaterland gesichert werde«; darum »stehen wir treu zu unserem Führer, der mit sicherer Hand die Geschicke unseres Volkes leitet«. Für Erzbischof Jaeger von Paderborn diente der Krieg der »Bewahrung des Christentums in unserem Vaterland, für die Errettung der Kirche aus der Bedrohung durch den antichristlichen Bolschewismus«. Bischof Kumpfmüller aus Augsburg hoffte »auf baldigen, endgültigen Sieg über die Feinde unseres Glaubens«. Die Bischöfe der Kölner und Paderborner Kirchenprovinz mahnten die jungen Soldaten 1942: »Lasset euch von niemand übertreffen an Opferwilligkeit und Einsatzbereitschaft! Seid treu unserm Volke! Wo immer der Daseinskampf unseres Volkes euren Einsatz fordert, da stehet!« In einer seiner großen Protestpredigten am 20.7.1941 unterstrich der Bischof von Münster die Gehorsams- und Kampfbereitschaft der katholischen Soldaten:

»Gewiß, wir Christen machen keine Revolution! Wir werden weiter treu unsere Pflicht tun, im Gehorsam gegen Gott, aus Liebe zu unserem deutschen Volk und Vaterland. Unsere Soldaten werden kämpfen und sterben für Deutschland: aber nicht für jene Menschen, die durch ihr grausames Vorgehen gegen unsere Ordensleute, gegen ihre Brüder und Schwestern, unsere Herzen verwunden und dem deutschen Namen vor Gott und den Mitmenschen Schmach antun. Wir kämpfen tapfer weiter gegen den äußeren Feind. gegen den Feind im Innern, der uns peinigt und schlägt, können wir nicht mit Waffen kämpfen. Es bleibt uns nur ein Kampfmittel: starkes, zähes, hartes Durchhalten!«

Der fast völlige Ausfall einer Reflexion des Ersten Weltkriegs in Theologie und Kirche dürfte eine der Ursachen dafür sein, dass die deutschen Katholiken auch 25 Jahre später zwar ohne Begeisterung, aber gehorsam und opferbereit bis zum bitteren Ende ihre vermeintliche Pflicht erfüllten. Und wieder erhielten sie von ihren Bischöfen eine religiöse Deutung ihres Kriegsdienstes: es sei »Nachfolge Christi ... , das eigene Leben einzusetzen zur Rettung unseres Volke«; mit der Erfüllung ihrer Pflicht dienten sie nicht nur dem Vaterland, sondern folgten zugleich »dem heiligen Willen Gottes«. Nach dem Ende der Kriege mussten die derart von ihren Hirten Ermahnten mit ihren schrecklichen Erfahrungen allein fertig werden.

## 6. Nach dem Krieg

Nachdem fast alle deutschen Bischöfe die Gläubigen zum Gehorsam und zum tapferen Einsatz im Hitler-Krieg und sogar um ein Gebet um einen deutschen Sieg aufgefordert hatten, hat nach 1945 keiner von ihnen öffentlich diese Verirrung eingestanden, geschweige denn die Gläubigen um Entschuldigung dafür gebeten, dass ihnen die Bischöfe falsche Weisungen ge-

geben hatten. Im Jahr 2000 – 55 Jahre nach Ende des Krieges – haben die Bischöfe in ihrem Wort „Gerechter Friede“ (2000) geschrieben, es gelte »eine Kultur des Gedenkens zu fördern, in der auch der Gefahr einer selektiven Erinnerung entgegengewirkt wird«. (Nr. 110) In dieser bisher einzigen vorsichtigen Stellungnahme schreiben die deutschen Bischöfe: »... es stellt sich die Frage nach dem Anteil von Gliedern der Kirche am nationalsozialistischen Krieg, der auf Eroberung, Versklavung und Vernichtung der Nachbarvölker Deutschlands abzielte. Der Charakter dieses vorsätzlich heraufbeschworenen Krieges wurde auch von vielen Christen lange verkannt, seine Dimensionen wurden erheblich unterschätzt.« (Nr. 169)

Bisher ist keine Konsequenz aus der Einsicht gezogen worden: »(Es kann) keinen Frieden zwischen freien Menschen geben ohne die Fähigkeit und Bereitschaft, sich der beschämenden Wahrheit eigener Schuld zu stellen.« (Nr. 116) Soweit mir bekannt ist, hat Bischof Mussinghoff als einziger deutscher Bischof bei einem Besuch in Polen 2009 eingestanden, dass nach dem Sieg über Polen auch an katholischen Kirchen die Glocken geläutet haben.

## 7. Schlussbemerkung

»Mit Christus Brücken bauen« – so lautet das Motto des diesjährigen Katholikentages. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist das nicht gelungen, es wurde nicht einmal als Aufgabe gesehen. Vielmehr haben Völker mit einer langen christlichen Geschichte einander zerfleischt. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben christliche Staatsmänner wie Adenauer, de Gasperi und de Gaulle einen Neuanfang gewagt und begonnen, den mühseligen Weg der Versöhnung zu gehen.

In einer Zeit, da mancherorts Krieg und Terror (pseudo)religiös begründet und gedeutet werden, scheint eine Erinnerung an diese erst wenige Jahrzehnte zurückliegende bedrückende Phase deutscher Kirchengeschichte angebracht, um eine überhebliche und selbstgerechte Beurteilung fremden Verhaltens zu vermeiden.

## 8. Bücher des Verfassers zum Thema

*Missalla, Heinrich:* »Gott mit uns«. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. München: Kösel 1968.

*Missalla, Heinrich:* Für Volk und Vaterland. Die Kirchliche Kriegshilfe im Zweiten Weltkrieg. Königstein: Athenäum Verlag 1978.

*Missalla, Heinrich:* Wie der Krieg zur Schule Gottes wurde. – Hitlers Feldbischof Rarkowski. Eine notwendige Erinnerung. Oberursel: Publik-Forum 1997.

*Missalla, Heinrich:* Für Gott, Führer und Vaterland. Die Verstrickung der katholischen Seelsorge in Hitlers Krieg. München: Kösel 1999.

*Missalla, Heinrich:* »Nichts muss so bleiben, wie es ist«. Mein katholisches Leben im 20. Jahrhundert. Oberursel: Publik-Forum 2009.

*Missalla, Heinrich:* »Gott mit uns«. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918. [Erstaufgabe München: Kösel 1968.] Digitale Neuauflage. Hg. pax christi – Deutsche Sektion e.V. Berlin 2014. <http://www.paxchristi.de/s/downloads> [Mit weiteren Texten]

*Missalla, Heinrich:* Erinnern um der Zukunft willen. – Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben. Oberursel: Publik-Forum 2015.



## XXXIX.

### Zu den Autorinnen und Autoren

**Prof. Dr. phil. habil. Sigrid Blömeke**, Jg. 1965, Professorin, seit August 2014 Direktorin des Centre for Educational Measurement an der Universität Oslo (CEMO), Norwegen. Promotion 1999 zur Geschichte der Volksschullehrerausbildung in der Provinz Westfalen nach 1945, Habilitation 2001 zur Entwicklung medienpädagogischer Kompetenz in der Lehrerausbildung. April 2002 Ernennung zur Professorin an der Universität Hamburg, im Oktober 2002 Wechsel an die Humboldt-Universität zu Berlin. 2007 bis 2009 Professorin an der Michigan State University (USA). 2009 bis 2014 Direktorin des Interdisziplinären Zentrums für Bildungsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2014 Ernennung zur Leibniz-Humboldt-Professorin am Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel und an der Humboldt-Universität zu Berlin.

**Dr. Hans-Günther Bracht** (Brilon), geb. 1946: Gymnasiallehrer, 2002-2013 Leiter des Friedrich-Spee-Gymnasiums Rüthen; 1998 Promotion im Bereich Historischer Pädagogik an der Universität Paderborn (Dissertation veröffentlicht unter dem Titel „Das höhere Schulwesen im Spannungsfeld von Demokratie und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Kontinuitätsdebatte am Beispiel der preußischen Aufbauschule“ im Verlag Peter Lang in der Reihe „Studien zur Bildungsreform“, Frankfurt am Main u.a. 1998). Zahlreiche Publikationen zur Lokalgeschichte und Schulgeschichte.

**Peter Bürger** [Autorenkürzel: P.B.], geb. 1961 in Eslohe als viertes von sechs Kindern in einer Handwerkerfamilie. Seit dem 18. Lebensjahr Mitglied der internationalen katholischen Friedensbewegung pax christi (viel später auch: DFG-VK, Internationaler Versöhnungsbund). Abgeschlossenes Studium der katholischen Theologie (Bonn, Paderborn, Tübingen), Krankenpflegeexamen, hauptberufliche Anstellungen in Krankenhäusern und im psychosozialen Bereich: ambulante Betreuung Aids-Erkrankter, Begleitung Drogen-Substituierter, Prävention (Düsseldorf). Seit 2003 freiberuflicher Publizist. – Buchveröffentlichungen (Auswahl): Das Lied der Liebe kennt viele Melodien (2001/2005); Napalm am Morgen (2004); Hiroshima, der Krieg und die Christen (2005); Kino der Angst – Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood (2005/2007); Bildermaschine für den Krieg (2007); Die fromme Revolte – Katholiken brechen auf (2009). – Die Studien zur massenkulturellen Kriegspropaganda wurden 2006 mit dem Bertha-von-Suttner-Preis ausgezeichnet. – Begründer des Christine Koch-Mundartarchivs am Museum Eslohe ([www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)). Zahlreiche Publikationen zur Regionalkultur, darunter eine in bislang vier Bänden vorliegende Mundartliteraturgeschichte des Sauerlandes und das Buch „Fang dir ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland“ (2013). LWL-Förderpreis für westfälische Landeskunde (2010) und Johannes-Saß-Preis der Bevensen-Tagung (2014) für die Arbeiten zum Niederdeutschen.

**Dr. Ilse Eberhardt**, geb. 1945 in Winterberg, bis zum siebten Lebensjahr aufgewachsen in Isingheim bei Eslohe. Ausbildung und mehrjährige Tätigkeit in der Finanzverwaltung NRW in Essen und Münster. 1985 bis 1994 Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Münster mit Promotionsabschluss. Veröffentlichungen zum Finanz- und Rechnungswesen westfälischer Städte und Klöster des Spätmittelalters: Van des stades wegene utgegeven unde betalt. Städtischer Alltag im Spiegel der Stadtrechnungen von Osnabrück 1459–1519 (Dissertation, Osnabrück 1996) / Die Grutamtsrechnungen der Stadt Münster von 1488 und

1533 (Münster 2002) / Summa summarum. Spätmittelalterliche Wirtschaftsnachrichten und Rechnungsbücher des Osnabrücker Klosters Gertrudenberg (zusammen mit Gudrun Gleba, Münster 2011). Zurzeit Mitarbeiterin im Korrektorat des Landwirtschaftlichen Wochenblatts Westfalen-Lippe, Münster-Hiltrup.

**Karl Föster** (1915-2010), geb. in Bad Fredeburg als eines von elf Kindern der Familie; er lebte bis zu seinem Tod mit seiner Frau in Arnsberg. Als Jugendlicher Mitglied des Quickborns, später auch der Sturmschar. Ab 1.11.1937 Wehrmachtssoldat, als solcher dann auch Teilnahme am Zweiten Weltkrieg. Während einer zeitweiligen „Frontuntauglichkeit“ legte K. Föster seine Meisterprüfung ab. – Nach dem Krieg Gärtnermeister bei der Stadt Arnsberg, erneutes Engagement für die katholische Jugendbewegung und seit Gründung einer deutschen Sektion Einsatz für die internationale katholische Friedensbewegung pax christi. Mitglied des Franz-Stock-Komitees; Mitarbeit an der Dokumentation ‚Juden in Arnsberg‘ der Arnsberger Geschichtswerkstatt; Verfasser regionalgeschichtlicher Beiträge mit Bezug zur katholischen Jugend- und Friedensbewegung in der heimatlichen Landschaft. Am 6. November 2006 Auszeichnung mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande. – Der Verbleib seines Archivs zur Geschichte der katholischen Friedensbewegung im Sauerland konnte bislang nicht ermittelt werden.

**Dr. Franz Geuecke** (1887-1942), geboren im Dorf Bracht als sechstes Kind des Bauern und Gastwirtes Anton Wilhelm Geuecke (1844-1926) und der Maria Elisabeth Berta geb. Hümmler (1856-1916). Er promovierte 1912 in Breslau mit einer Arbeit „Die Bergarbeiterstreiks im Ruhrkohlenrevier“, wurde später Journalist und Zentrumspolitiker in Wiesbaden. In der Frühzeit der Weimarer Republik hat Geuecke sich 1920 als ‚Zentrumsmann der Mitte‘ positioniert, wobei im Rahmen seines Plädoyers für eine Zerlegung des Zentrums „in seine zwei natürlichen Bestandteile“ die Missbilligung des linken Parteiflügels deutlicher ausfällt als der „Tadel“ an rechten Zentrumskreisen. Aus einem 1926 erschienenen antimilitaristischen Beitrag für die Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes geht dann jedoch seine Nähe zur katholischen Friedensbewegung hervor; eine FdK-Mitgliedschaft ist bislang allerdings nicht nachgewiesen. Als Verfolgter des Nationalsozialismus fand Geuecke am 6.10.1942 im niederschlesischen Konzentrationslager Groß-Rosen bei Kreisau den Tod. Im vorliegenden Sammelband ist ergänzend zu einem Beitrag über diesen Sauerländer (→XII) auch Geueckes Aufsatz „Die Krise in der Zentrumspartei“ aus dem Jahre 1920 dokumentiert (→XXXII).

**Josef Griesbauer**, geb. 20.5.1892 in Röttenbach, war Pfarrer in Großfalterbach / Landkreis Neumarkt (Oberpfalz). Etwa 1948-1950 hat er einen Beitrag „Christentum und Militarismus. – Was sagt Domkapitular Dr. Albert Stöckl zu diesem Thema?“ für den in Bayern nach dem zweiten Weltkrieg wiedergegründeten Friedensbund deutscher Katholiken veröffentlicht, der in diesem Sammelband dokumentiert wird (→XXIX).

**Jens Hahnwald**, geb. 1967, wohnt in Arnsberg. Studium der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und der Soziologie an der Universität Bielefeld und der Ruhruniversität, Bochum. – Historisches Forschungsprojekt: „Tagelöhner, Arbeiter und soziale Bewegungen in der katholischen Provinz. Das Beispiel des (kölnischen) Sauerlandes 1830-1933“ (2002). – Veröffentlichungen zu sozial-, wirtschafts- und politikgeschichtlichen Themen.

**Prof. Dr. Arno Klönne** (1931-2015), geboren in Bochum. „Studium der Soziologie und Politikwissenschaft, Promotion zum Dr. phil. an der Universität Marburg bei Wolfgang Abendroth. Dezernent für Jugendbildung im Landesjugendamt Hessen, wissenschaftlicher Assistent an der Universität Münster, Professor für Sozialwissenschaften an Hochschulen in Bielefeld

und Münster, zuletzt an der Universität Paderborn. – Buchveröffentlichungen über das ‚Dritte Reich‘, die Geschichte sozialer Bewegungen, die politische Kultur der Bundesrepublik und (zusammen mit Werner Biermann) geopolitische Themen. – In den 1960er Jahren einer der Sprecher der Ostermärsche gegen Atomwaffen, Mitbegründer des ‚Sozialistischen Büros‘ und der Zeitschrift ‚links‘. Mitherausgeber der Zweiwochenschrift ‚Ossietsyky‘. Engagiert in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. – Sozialisiert in der bündischen Jugend, kritischer Katholik, Kriegsgegner, hält den Kapitalismus nicht für das letzte Wort der Geschichte.“ (Text nach: <http://www.heise.de/tp/autor/arnoklne/default.html>, 27.04.2015) – Während der letzten Redaktionsarbeiten für diesen Sammelband ist Arno Klönne am 4. Juni 2015 gestorben.

**Paul Lauerwald**, geboren 1944 in Bernterode, Kreis Worbis. Nach einer Lehrzeit bei der DR als Betriebs- und Verkehrseisenbahner und praktischen Tätigkeiten Ingenieurstudium mit Abschluss als Dipl.Ing. (FH). Im Fernstudium einen weiteren Ingenieurabschluss und einen gesellschaftswissenschaftlichen Hochschulabschluss erworben. Bis 2009 in verantwortlichen Tätigkeiten bei der DR, ab 1994 bei der DB. Seit 1970 neben seiner beruflichen Tätigkeit intensive regionalwissenschaftliche Forschungen zur Geschichte des Eichsfeldes, Nordthüringens und der Reichsstadt Nordhausen. Schwerpunkte sind Münz- und Geldgeschichte und Verkehrsgeschichte, zunehmend auch biographische Arbeiten. Bislang über 480 Veröffentlichungen.

**Prof. Dr. Heinrich Missalla**, geb. 1926, ist aufgewachsen in einem katholisch-konservativen Arbeitermilieu im Ruhrgebiet und wurde geprägt durch die Jugendarbeit in seiner Heimatgemeinde. – Entscheidend für sein weiteres Leben und Arbeiten waren seine Erfahrungen im Krieg und in der Kriegsgefangenschaft. Als Priester (seit 1953) und später als Hochschullehrer (von 1971 bis 1991) hat er sich vor allem friedenspolitisch engagiert und sich besonders mit der Frage befasst, wie die katholische Kirche sich im Ersten und Zweiten Weltkrieg verhalten hat. – Seit 1955 ist er Mitglied von „Pax Christi“; er hat den „Bensberger Kreis“, die Zeitung „Publik-Forum“ und die „Initiative Kirche von unten“ mit begründet und hat in mehreren kirchenreformerisch engagierten Gruppen mitgewirkt. – Eine menschenfreundliche, an der biblischen Botschaft orientierte Kirche und Theologie, die Menschen ermutigt, Subjekte ihres Glaubens zu sein, ist Ziel seines theologischen und politischen Engagements. (Übernommen aus: H. Missalla, *Erinnern um der Zukunft willen. – Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben.* Oberursel: Publik-Forum 2015.)

**Werner Neuhaus**, geb. 1947 in Wickede (Ruhr), Studium der Anglistik und Geschichte in Münster und Sheffield, von 1976 bis 2009 Lehrer am Städtischen Gymnasium Sundern. – Mitherausgeber der dreibändigen Chronik „700 Jahre Sundern - Freiheit und Kirche“ (2010-2012). Interessen- und Arbeitsschwerpunkte: Sozial- und Kulturgeschichte des Sauerlandes im 19. und 20. Jahrhundert (u.a. Veröffentlichungen über die Revolution von 1848 und den ersten Weltkrieg im Sauerland).

**Dr. Wolfgang Regeniter**, geb. 1936 in Dortmund, wo er als Kind Luftangriffe miterlebt hat. Sein aus Arnsberg stammender Vater stand in Verbindung mit einer informellen regimiekritischen Gruppe; der Großvater Simann mütterlicherseits verlor nach 1933 in Dortmund als Zentrums-Mann seine Stellung. Ab 1943 verschiedene Stationen der „Kinderlandverschickung“; zuletzt mit Mutter und jüngeren Geschwistern (Günther, Margret) sechs Jahre wohnhaft in Affeln (Altkreis Arnsberg). Ende 1949 Umzug nach Dortmund, wo der Vater eine Wohnung gemietet hatte, und Besuch des Aufbaugymnasiums. Studium der Germanistik, katholischen Theologie und Geschichte in Münster (2 Semester) und München. Promotion in Altgermanistik. Lehrer am Abendgymnasium Dortmund für berufstätige Erwachsene, mit

denen sich der Bildungsprozess partnerschaftlich („auf gleicher Augenhöhe“) entwickeln konnte. – In den 1950er Jahren Einsatz für die Erneuerung in Kirche und Gesellschaft als Mitglied des Quickborn (Gruppensprecher München); klarer pazifistischer Standort. Weg zur katholischen Friedensbewegung pax christi, nachdem dort später ebenfalls religiöse *und* politische Arbeit verbunden wurden. 1986-2006 pax christi-Sprecher der Bistumsgruppe Paderborn. (Auf der Grundlage eines Telefongesprächs vom 22. Juni 2015, P.B.)

**Dr. Erika Richter**, geb. 1931 geb. in Bergisch-Gladbach, Promotion in Köln 1957 bei Prof. Rassow zum ‚Politischen Testament Friedrichs des Großen‘; 1960 Heirat, drei Kinder; 1960-1995 ununterbrochen Gymnasiallehrerin für Deutsch, Geschichte, Sozialkunde; ab 1988 Redaktion der Zeitschrift des Geschichtslehrerverbandes NRW ‚Geschichte, Politik und ihre Didaktik‘, aufgegangen in ‚Geschichte für heute‘ des bundesdeutschen Geschichtslehrerverbandes; ständig Förderung von Schülerarbeiten in Geschichte der Körber-Stiftung, z.B. zur Geschichte der Vertriebenen im (Alt-)Kreis Meschede; seit 1988 im Sauerländer Heimatbund / Redaktion der Zeitschrift ‚Sauerland‘, vor allem Rezensionen von Büchern zur westfälischen Geschichte; von 1972 Literatur-Seminare in der VHS bis 2013; Buch: ‚Von der Kreisstube zum Dienstleistungszentrum im HSK‘ (Fredeburg: Grobbel 1987); heute aktiv in der Frauengeschichtswerkstatt.

**Prof. Dr. Dieter Riesenberger**, geboren 1938, war nach dem Studium der Geschichte, Germanistik und Latinistik in Freiburg i. Br., Basel und Rom, dem Staatsexamen und der Promotion (1966) zunächst als Gymnasiallehrer (1967-1971) tätig, danach von 1972 bis 1980 am Seminar für Geschichte und Politische Bildung der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Neuß, wo er sich 1976 habilitierte. Von 1981 bis 1998 lehrte er als Professor für Zeitgeschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Neben Aufsätzen zur Fachdidaktik und Fachwissenschaft in Zeitschriften und Sammelwerken befassen sich seine zahlreichen Veröffentlichungen insbesondere mit der Geschichte des Nationalsozialismus, der DDR, der Friedensbewegung sowie des Internationalen und des Deutschen Roten Kreuzes. (Text nach: D. Riesenberger: Den Krieg überwinden – Geschichtsschreibung im Dienste des Friedens und der Aufklärung. Bremen 2008.) – Bücher von Dieter Riesenberger (Auswahl): Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik (Düsseldorf 1976); Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland – Von den Anfängen bis 1933 (Göttingen 1985); Mitherausgeber: Wider den Krieg – Große Pazifisten von Kant bis Böll (München 1987).

**Werner Saure** (Arnsberg), geb. 28.6.1929 in Dünschede (Attendorn). Studium der Pädagogik und Geschichte, Realschuldirektor in Arnsberg-Hüsten (1968-1991). Veröffentlichungen in heimatkundlichen Zeitschriften und Verfasser folgender Bücher: ‚Geschichte und Schicksale jüdischer Mitbürger in Neheim und Hüsten‘ (ergänzte Auflage 2005); ‚Juden in Neheim und Hüsten‘, in: 625 Jahre Neheim und Hüsten (Arnsberg 1983); ‚Heimat entdecken mit Bernhard Bahnschulte‘ (Arnsberg 1998); Mitherausgeber: ‚Freiheit Hüsten, Geschichte und Geschichten einer der ältesten Gemeinden des Sauerlandes‘ (Balve 1985); Hrsg. ‚Hüsten – 1200 Jahre‘ (Arnsberg 2002). – Als langjähriger Vorsitzender (23 Jahre) und jetziger Ehrenvorsitzender des Freundeskreises Oelinghausen e.V. Verfasser eines Führers über die Klosterkirche.

**Wolfgang Stüken**, 1953 in Hamm geboren, im Sauerland aufgewachsen, lebt und arbeitet als Journalist in Paderborn, von 1975 bis zum Eintritt in die Passivphase der Altersteilzeit 2013 Redakteur der Tageszeitung ‚Neue Westfälische‘. Seit 2013 Redaktionsmitglied der Heimatzeitschrift der Kreise Paderborn und Höxter ‚Die Warte‘. Die seit Mitte der 1990er Jahre durchgeführten Recherchen zur Rolle der Paderborner Bischöfe Caspar Klein und Lorenz

Jaeger in der NS-Zeit führten 1999 zur Veröffentlichung des Buches „Hirten unter Hitler“ (Klartext-Verlag Essen). In der „Warte“ u. a. Veröffentlichungen zum größten Fest des Erzbistums Paderborn während des Dritten Reiches (Libori-Jubiläum 1936) und zur NS-Vergangenheit des früheren Paderborner Stadtdirektors Wilhelm Sasse sowie des Paderborner Künstlers Josef Dominicus. Mitarbeit am Buchprojekt „Für ein erneuertes Verhältnis von Christen und Juden“ zum 25-jährigen Bestehen der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn (2012). Als Vorstandsmitglied des Deutsch-Amerikanischen Freundeskreises Paderborn-Belleville Mitherausgeber und einer der Autoren des Sammelbandes „Auf nach Amerika!“, Band 3, zur Amerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert (2008). Vorträge und Veröffentlichungen zum „Fliegenden Pater“ Paul Schulte, insbesondere zu dessen Zeit in Amerika (1936-1949), zum Frankfurter Wachenstürmer von 1833, Amerika-Flüchtling und späteren Vizegouverneur von Illinois und Lincoln-Freund Gustav Körner, ferner zum Chicagoeer Erzbischof Kardinal George William Mundelein, einem Nachfahren westfälischer USA-Auswanderer (u.a. aus Altenbüren bei Brilon: „Mündelein“), der 1937 in einer Aufsehen erregenden Rede („Paperhanger-Speech“) Hitler einen „schlechten Tapezierer“ nannte. – Mitarbeit beim Volkshochschul-Projekt „Die Brücke“ (Paderborner „Zeitung von Älteren für Ältere“).

**Joachim Wrede** ofm cap, geboren am 9.9.1954 in Warstein. – Nach Schulbesuch, Abitur und Bundeswehrzeit lernte er im Studium in Münster die Kapuziner kennen und trat dort in den Orden ein. Es folgten Theologiestudium und Priesterweihe (1983). Nach Kaplanstätigkeit im Pfarrkloster St. Bonifaz in Mainz Aussendung als Missionar nach Südmexiko (indianisches Hochland / Mixteca Alta). Nach vierzehnjähriger Tätigkeit Rückkehr nach Deutschland und Seelsorger in deutschen Kapuzinerklöstern (u.a. „Kloster zum Mitleben“ Stühlingen, Dieburg). Seit Auflösung des Konventes Würzburg 2014 lebt er im alten Pfarrhaus von Finnentrop-Schliprüthen, jetzt: Einsiedelei St. Franziskus. – Joachim Wrede ist den plattdeutschen Freunden seiner Heimatstadt Warstein verbunden und hält bei besonderen Gottesdiensten auch Mundartpredigten (vgl. „daunlots nr. 28“ auf [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)).

11. Juli 2015

Bitte reichen Sie diese kostenlose Digitale Publikation frei an andere weiter.

Zum Zitieren enthält das Impressum auf Seite 2 einen Vorschlag.

Eine kommerzielle Verbreitung dieses Werkes zur Erzielung von Profiten ist untersagt.